**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064095555

Digitized by Google

NNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

# Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

55. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1896

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis

## Jahrgang 1896. Drittes Vierteljahr


### Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heer- und Unterrichtswesen.

Die Macht des Unvernünftigen. S. 1.
Agrarische Sünden vor hundert Jahren. S. 49.
Evangelisch-sozial. Von Chr. Jasper. S. 77.
Die Aufgabe des preußischen Handelsministers. S. 97.
Ein Kampf gegen Windmühlen. S. 102.
Das Vermögen der Frau. S. 109.
Die Schulprogramme. S. 113.
Ein wirtschaftspolitischer Rückblick. S. 145.
Zur allgemeinen Wehrpflicht. Von C. v. H. S. 155.
Landwirt und Spekulant. S. 193.
Der Ausbau des Arbeiterschutzes. S. 199.
Die schlechte Wirtschaft in der Arbeiterversicherung. S. 241.
Zur Konvertirungsfrage. S. 250.
Der sozialpolitische Kurs. S. 289.
Die Monopolisirung des Bankwesens. S. 295.
Ein unbequemer Konservativer. S. 300. 346.
Die Ursachen der Unsicherheit im Innern. S. 385.
Zum deutsch-dänischen Streit. Eine Erwiderung von H. Petersen. S. 433.
Warum sollen wir ins Gefängnis? S. 442.
Betrachtungen eines Schulvaters. S. 470.
Wirtschaftlicher Partikularismus. S. 481.
Die Erweiterung der Krankenversicherung. Von Ed. Trilling. S. 488.
Die Knochen des pommerschen Grenadiers. S. 517.
Gute und schlechte Jahre. S. 529.
Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg. Von Richard Goldschmidt. S. 577.
Zur Frage der Vorbildung der höhern Verwaltungsbeamten in Preußen. S. 588.

### Litteratur und Kunst

Ein Preisausschreiben. Von Adolf Bartels. S. 30.
Zum siebzigsten Geburtstag Friedrich Chrysanders. Von H. Kretzschmar. S. 69.
Richard Muther und die deutsche Kunstwissenschaft. Von A. Matthäi. S. 122.
Ernst Curtius. S. 174.
Zur Litteraturgeschichte. 2. S. 181.
Die Alten und die Jungen. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart. Von A. Bartels. S. 218. 266. 312. 364. 410. 457.
Decadencehelden. S. 280.
Der geheilte Pan. S. 323.
Volkskunst, Bauernkunst und nationale Architektur. S. 375.
Ballade und Romanze. Von P. Graffunder. S. 508.
Die Jugend. S. 567.
Ungedruckte Briefe Seumes. Mitgeteilt von Louise Devrient. S. 605.
Albert Dulk. S. 613.

### Verschiednes

Die Berliner Gewerbeausstellung. Von W. Treptow. S. 9.
Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Von Julius Franz. S. 19. 57.
Deutschland auf der Pariser Weltausstellung 1900. S. 151.
Welterklärungsversuche. 1. S. 161. 2. S. 206.
Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts. S. 254. 558.
Zur Irrenpflege. S. 338.
Unsre Volkstrachten. S. 357.
Die geographische Lage Deutschlands. S. 390. 450.
Die Haustiere und das Wirtschaftsleben der Völker. S. 397.
Atheismus und Ethik. S. 494.
Religion und Verbrechen. Von Georg Ulrici. S. 533.
Elisabeth Charlotte als Philosophin. S. 545.
Eine französische Hochschule für Staatswissenschaften. S. 599.

---

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Neue Folge. 2. Der Brandschaden. S. 83.
Musculus. S. 227.

### Maßgebliches und Unmaßgebliches.

Bedeutungsvolle Paarungen. S. 38. — Für die Zivilehe. S. 41. — Viertausend Mark. S. 42. — Prioritäten. S. 42. — Der Reichstag. S. 90. — Das Butterbrot. S. 92. — Zur deutschen Altertums- und Landeskunde. S. 93. — Kanzleistil. S. 94. — Der Fortschritt des vierten Standes. S. 132. — Zum Verständnis unsers Wortschatzes. S. 134. — Litteraturgeschichts-



RECAP)
1896
619460
Digitized by Google

unterricht nach rückläufiger Methode. S. 138. — Zur Verminderung des Schreibwerks. S. 139. — Zur Duellfrage. S. 186. — Die Maturitätsprüfung und die Apotheker. S. 187. — Interessenpolitiker, wie sie sein sollen. S. 231. — Preiswillkür. S. 233. — Die Pester Millenniumsausstellung. S. 235. — Aus dem Königreiche Stumm. S. 334. — Zum Londoner Kongreß. S. 336. — Die Organisation des Handwerks. S. 382. — Ein Schritt vorwärts. S. 424. — Die Ursachen des landwirtschaftlichen Notstandes. S. 427. — Die Regierungsbaumeister in der preußischen Eisenbahnverwaltung. S. 428. — Zur Prügelstrafe in der Volksschule. S. 430. — Der Sieg der Realpolitik. S. 475. — Das Vagabundentum im Handwerk. S. 477. — Die Mennoniten und der Kriegsdienst. S. 479. — Spannungen. S. 520. — Der Streit um den Kaufmann. S. 522. — Sedantag. S. 525. — Zu den österreichischen Landtagswahlen. S. 572. — Der Instanzenzug. S. 575. — Schranzenstil. S. 576. — Preßsünden. S. 622. — Nochmals der deutsch-dänische Streit. S. 624.

## Besprochne Bücher

W. Schuppe, Das Recht und die Ehe. S. 41.
A. Hauck, Die Kirche Deutschlands. S. 44.
A. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. S. 46.
E. von Hartmann, Tagesfragen. S. 48.
S. Müller, Nordische Altertumskunde. S. 93.
H. Kohl, Bismarck-Jahrbuch. S. 95.
H. von Treitschke, Reden. S. 95.
K. Bädeker, Südbaiern, Tirol und Salzburg. S. 96.
J. Vorster, Der Sozialismus der gebildeten Stände. S. 102.
J. Vorster, Die Großindustrie. S. 102.
R. Muther, Geschichte der Malerei. S. 122.
W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. S. 134.
H. Paul, Deutsches Wörterbuch. S. 134.
G. Gerok, Frauenabende. S. 141.
J. Duboc, Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. S. 141.
W. Bodé u. a., Das Museum. S. 142.
H. Kohl, Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. S. 143.
P. Nordheim, Die Erfüllung des Christentums. S. 162.
Th. Funck-Brentano, L'homme et sa destinée. S. 162.
G. Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. S. 182.
L. von Maurer, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung. S. 190.
O. Bütow, Die Weltordnung. S. 191.
Spir, Philosophische Schriften. S. 206.
W. J. Ashley, Englische Wirtschaftsgeschichte. S. 236.
G. Schnedermann, Von rechter Verdeutschung des Evangeliums. S. 240.
B. Dörries, Das Evangelium der Armen. S. 240.
S. Przybyszowski, Im Malstrom. S. 281.
K. Telmann, Unter römischem Himmel. S. 282.
H. von Gumppenberg, Der fünfte Prophet. S. 284.
M. Dessoir, Geschichte der neuern deutschen Psychologie. S. 286.
J. Rehmke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. S. 287.
R. Meyer, Der Kapitalismus fin de siècle. S. 300.
R. Meyer, Das Sinken der Grundrente. S. 300.
R. Meyer, Hundert Jahre konservativer Politik und Litteratur. S. 300.
A. Erlenmeyer, Unser Irrenwesen. S. 338.
Hansjakob, Unsre Volkstrachten. S. 357.
R. Mielke, Volkskunst. S. 375.
Ästhetisch-politische Briefe. S. 377.
R. Neumann, Architektonische Betrachtungen. S. 379.
E. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen. S. 397.
C. E. van Koetsveld, Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. S. 527.
O. Kämmel, Illustrirte Geschichte des Mittelalters. S. 627.

Digitized by Google

# Die Macht des Unvernünftigen

Die Menschheit sollte billigerweise allmählich immer etwas klüger und verständiger werden, und in gewisser Hinsicht ist auch ein solcher Fortschritt, wenn wir auf frühere Zeiten zurückblicken, bemerkbar. Andrerseits aber scheint in einigen Kulturländern und nicht am wenigsten bei uns im deutschen Reich ein Rückschritt eingetreten zu sein, den man am Ende des Jahrhunderts nicht hätte erwarten sollen, da er zu der Verbreitung von Aufklärung und Bildung im Gegensatz steht. Das Nationalgefühl, dessen Erstarken so berechtigt war, ist teilweise in nationalen Hochmut und unverständigen Fremdenhaß ausgeartet. Staatsmännische Besonnenheit hat sich dieser Strömung zu erwehren, wenn nicht von ihr dem Vaterlande Gefahr drohen soll. Während aber auf auswärtigem Gebiete für diese Gefahren wenigstens ein Verständnis vorhanden ist, während man den Übermut zu dämpfen sucht, so ist leider auf dem Gebiete der innern Politik der Unvernunft und Leidenschaft zu viel Nachsicht erwiesen, ja es ist ihr eine Herrschaft über die Gesetzgebung eingeräumt worden, die sie nimmer hätte einnehmen dürfen. Dabei ist es eigentümlich, daß sich gerade auf einem Gebiete, das neuerdings viel mehr als früher und mit einer gewissen Vorliebe von der Wissenschaft bearbeitet wird, dem volkswirtschaftlichen, die Unvernunft breit macht. Sie ist auch bemüht, mit neuzeitlichen Waffen zu kämpfen: sie putzt ihre Behauptungen in einem wissenschaftlichen Gewande heraus. Aber während sie sich den Anschein giebt, durch tiefsinnige Forschungen zu ihren Schlüssen gelangt zu sein, sind in Wahrheit ihre Behauptungen oft so widersinnig, daß ein wenig gesunder Menschenverstand mehr wert ist, als diese angeblich so scharfsinnige Beweisführung. Die Wissenschaft wird in den Dienst des Parteigeistes gezwungen; sie muß herausfinden, was dem Parteigeist zu seinen Zwecken dienlich erscheint. So scheut man sich denn nicht, auf



Digitized by Google

den Aberglauben früherer Zeiten zurückzugreifen, wenn man nur durch die so aufgestellten Behauptungen die Parteibestrebungen rechtfertigen zu können glaubt.

Der verrückteste Agrarier würde eine solche Forderung nicht stellen! hat Fürst Bismarck einmal gesagt, als von der Möglichkeit eines besonders hohen Zollsatzes oder einem andern ausschweifenden gesetzgeberischen Plane die Rede war. Als er diesen Ausdruck brauchte, hat damit der Urheber und eifrige Vorkämpfer der Schutzzollpolitik selbst zugestanden, daß es ein Übermaß von Forderungen auf diesem Gebiete gebe, worauf die Gesetzgebung nicht eingehen dürfe, daß eine Ausartung des agrarischen Programms in „Verrücktheit," vom Standpunkt einer besonnenen Staatsleitung aus beurteilt, denkbar sei. Es ist aber damals zu wenig beachtet worden, daß der Keim der Unvernunft schon in den ersten, vermeintlich bescheidnen und wohlberechtigten Forderungen gegeben war. Unvernunft lag schon in der Überschätzung der Fähigkeiten der Staatsgewalt; thöricht war die Vorstellung, daß die Gesetzgebung willkürlich die Preisbildung beherrschen und die Folgen großer wirtschaftlicher Umwälzungen dem Einzelnen abnehmen könne. Und während zu Anfang vielfach angenommen wurde, daß die Bewilligung der „kleinen Mittel," die damals nur gefordert wurden, unbedenklich sei, und daß man dadurch die ungestüm Fordernden zufriedenstellen werde, hat sich das Gegenteil ergeben. Man glaubt mit kleinen Mitteln viel erreichen zu können, und die Enttäuschung war natürlich um so größer, als jede Wirkung ausblieb. Auch damals schon wurde wohl das Wort vernommen, daß es sich um einen Versuch handle, und dabei mochte bei denen, die sich nur ungern zum Mitwirken an diesem Gesetzgebungswerke bewegen ließen, die Voraussetzung die sein, daß, wenn der Versuch mißlinge, er aufgegeben werden müsse. Ganz anders aber war die Wirkung des Mißlingens auf die, die den „Versuch" als das Mittel zur Erhaltung ihrer Existenz betrachtet hatten. Sie hatten nur das eine behalten, daß ihnen das grundsätzliche Zugeständnis der Berechtigung ihrer Forderungen gemacht worden war. Sie glaubten die Gesetzgebung bei dem gegebnen Versprechen festhalten zu dürfen, und die Gesetzgebung mußte nun weiter „versuchen," was sie für die Notleidenden, denen unter allen Umständen geholfen werden mußte, thun könnte. So sind wir auf der Bahn des Unvernünftigen allmählich immer weiter gedrängt worden. Die Gesetzgebung hat bewilligt, was auf einer frühern Entwicklungsstufe von den Anhängern dieser Richtung selbst für eine Ungeheuerlichkeit gehalten worden ist. Und auch außerhalb des Kreises der eigentlichen Interessenpolitiker haben sich bei einem großen Teile der Bevölkerung, wie es scheint, die Nerven abgestumpft gegen das Unvernünftige und, man muß leider hinzufügen, gegen die Ungerechtigkeit der agrarischen Forderungen. Neuerdings aber hat die Entwicklung zum Unvernünftigen hin einen wahrhaft beängstigenden Geschwindschritt angenommen. Denn wenn mit dem feierlichen

Digitized by Google

Ernst, der der gesetzgeberischen Thätigkeit gebührt, zum Gesetz erhoben wird, was nicht etwa vor einigen Jahren, nein vor einigen Monaten oder Wochen für unzweckmäßig, für schädlich, für eine gesetzgeberische Thorheit erklärt wurde, wenn dieselben Personen zum Teil, die sich vorher so geringschätzig über den Gesetzvorschlag ausgesprochen hatten, so rasch umsatteln, so ist es wohl weit genug gekommen. Einen glänzendern Sieg kann die Unvernunft nicht feiern, als wenn die Gesetzgeber ihren lärmenden Wortführern erklären: Wir billigen nicht, was ihr verlangt, wir versprechen uns keine günstige Wirkung davon, aber um euch los zu werden und in der Hoffnung, daß ihr vielleicht durch Schaden klug werdet, geben wir nach. Darin liegt die stärkste Aufmunterung der Agitation. Welche Widerstandskraft hat dann noch die Gesetzgebung, und welche Gewähr ist dafür gegeben, daß nicht Vorschläge, die vor einiger Zeit noch von den leitenden Stellen als gesetzgeberische Thorheit bezeichnet wurden, dennoch Gesetz werden?

Wir haben schon darauf hingewiesen, wie sehr sich die Anschauungen der Interessenpolitiker selbst geändert haben. Sogar die ersten scheinbar so bescheidnen Forderungen wagte man zu Anfang nicht zu stellen. Sie wurden von einigen wenigen erhoben, und die große Mehrzahl aller derer, die heute dem agrarischen Heerbann folgen, hielt damals u. a. schon die Forderung eines Kornzolles überhaupt für unberechtigt, wie sich denn auch die Vorstellung, daß die Grundsteuer eine Ungerechtigkeit sei, erst ganz allmählich in den Kreisen der Grundbesitzer verbreitet hat.

So wurde immer mehr gefordert, und das, was einmal gewährt war, wurde als ein selbstverständliches Recht betrachtet, dessen Gewährung der Gesetzgebung keinen Anspruch auf Dank gebe, vielmehr nur ihre Verpflichtung zu weitern Leistungen beweise. Als man sah, wie wenig die Zölle, auch nach ihrer spätern Erhöhung, wirkten, da wurden die ausschweifendsten Forderungen bezüglich der Höhe des Zollsatzes erhoben. Zollsätze, die zu fordern man anfangs für eine Albernheit gehalten hatte, wurden später als das geringste bezeichnet, womit sich die Landwirtschaft zufrieden geben könne. Und als dann die schutzzöllnerische Hochflut etwas zurückgestaut wurde, als in mehreren Ländern die Notwendigkeit einer Herabsetzung der Zölle eingesehen wurde, als nach Abschluß der Handelsverträge an Zollerhöhungen nicht mehr zu denken war, da warf sich die Agitation auf andre Gebiete, und die gesetzgeberischen Heilkünstler suchten nach neuen, wirksamern Mitteln. Zwar wurde gewaltiges Geschrei erhoben wegen der durch die Handelsverträge festgesetzten geringfügigen Zollherabsetzung, die angeblich den Untergang der Landwirtschaft gewaltig beschleunigen sollte. Aber die Absicht hierbei war doch wohl hauptsächlich, möglichst hohe „Kompensationen“ für die Handelsverträge, die zu gewähren sich ja die Gesetzgebung verpflichtet hatte, herauszuschlagen. Im übrigen ist es deutlich bemerkbar, daß die Agrarier der ganzen Zollgesetzgebung lange nicht mehr

Digitized by Google

den Wert beilegen wie früher. Und das ist ja begreiflich, da trotz eines immer noch recht hohen Zolles die Getreidepreise niedrig sind. Zölle mögen wohl so nebenher für eine ganz nützliche Einrichtung gehalten werden, und man will sie natürlich nicht preisgeben, wenn nicht ein besonders wertvoller Ersatz dafür geboten wird. Aber zur „Rettung der Landwirtschaft" bedarf es viel kräftigerer Mittel.

Bei dem Bemühen, solche Mittel zu finden, tritt nun immer deutlicher die Neigung hervor, das heutige Wirtschaftsleben gründlich umzugestalten; es bekundet sich eine tiefe Abneigung gegen die ganze heutige wirtschaftliche Entwicklung, durch die angeblich der Stand des Landmannes schwer benachteiligt sein soll. Immer offner wagt sich die Selbstsucht hervor, die alles nach den Bedürfnissen eines einzelnen Berufsstandes zuschneiden möchte und mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen das Gedeihen andrer Berufsarten verfährt. Das ist eine kurzsichtige, verblendete Selbstsucht; sie verkennt die Bedingungen, von denen heute auch das Gedeihen der Landwirtschaft abhängt. Weil sich die Agrarier mit der unglücklichen Vorstellung tragen, daß die ganze bestehende Wirtschaftsordnung verfehlt sei, wirft sich ihr Reformeifer bald auf dies bald auf jenes Gebiet. Bald werden die Verkehrsverhältnisse, bald wird das Erbrecht, bald die Münzgesetzgebung, bald der Handel als mangelhaft, dem hohen Zweck der Förderung des landwirtschaftlichen Berufs nicht entsprechend und darum reformbedürftig hingestellt. Mit diesen Vorschlägen verglichen war die Zollgesetzgebung harmlos. Wieviel Schaden auch dadurch angerichtet werden mochte, indem die Neigung zum Auftürmen von verkehrsfeindlichen Schranken auch in andern Ländern geweckt wurde, Zölle sind doch nicht etwas so Ungewöhnliches; man blieb damit auf dem Boden der bestehenden Wirtschaftsordnung. Aber die Ausführung der andern Vorschläge würde mehr oder weniger einen „Sprung ins Dunkle" bedeuten; man kann sich für die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge nicht auf irgend welche Erfahrungen berufen, es sei denn, daß man die frühern Verhältnisse als Muster aufstellte. Und das thun ja auch die Agrarier. Rückgängigmachung der ganzen neuern wirtschaftlichen Entwicklung, Rückkehr zu den einfachern Wirtschaftsformen einer frühern Zeit wird als das gründlichste Heilmittel gepriesen. Die heutige Vervollkommnung der Verkehrsmittel ist vom Übel, weil sie und, wohlbemerkt, nur so weit sie unsrer Landwirtschaft eine unerwünschte Konkurrenz bringt. Das Gold will man von seiner beherrschenden Stellung entthronen, die es nicht durch irgend eine Laune, sondern durch einen Kulturfortschritt, durch die Bevorzugung des bequemern Zahlungsmittels, durch das Reichlicherwerden des Silbers und das dadurch notwendig verursachte Herabsinken dieses Metalls auf eine tiefere Stufe erlangt hat. Dem Bauernstand sucht man ein Erbrecht, sucht man Besitz- und Verschuldungsformen aufzuzwingen, die seinen Bedürfnissen nicht entsprechen, da auch er sich viel mehr an die angeblich so verderbliche „kapitalistische"

Digitized by Google

Wirtschaftsordnung gewöhnt hat, als seine Anwälte zugeben wollen. Die Bedeutung des Handels für das heutige Wirtschaftsleben wird ganz und gar verkannt, und gegen ihn sowie gegen das ganze bewegliche Kapital richtet sich ein unverständiger Haß.

Alle diese Vorstellungen sind von Haus aus dem Bauernstande nicht geläufig; sie sind, wie das erste Verlangen nach Kornzöllen, erst durch die Agitation bei ihm geweckt worden. Aber wenn dem Bauern beständig vorgepredigt wird, daß er der vortrefflichste und wertvollste Berufsstand sei, zu dessen Erhaltung sich alles vereinigen müsse, dessen Interessen überall den Ausschlag geben müßten, so gehört ein gewisser Bildungsgrad und einige Unbefangenheit des Urteils dazu, sich durch das Blendende dieser Darstellung nicht bestechen zu lassen. Und, die Richtigkeit dieser Darstellung zugegeben, liegt es auch nahe, anzunehmen, daß nicht nur der größte Scharfsinn auf das Herausfinden zweckmäßiger Rettungsmittel verwandt werden müsse, sondern auch, daß man bei der Auswahl dieser Mittel nicht allzu besorgt zu sein brauche, ob etwa die Rechte anderer gekränkt werden, daß die Notlage der Landwirtschaft außerordentliche Mittel rechtfertige. Die Agrarier haben sich in den letzten Jahren durch Ausgabe einer billigen Zeitung ganz besonders an solche Volkskreise gewandt, deren Denkweise nicht sehr widerstandsfähig gegen diese Art der Verführung ist. Sie haben damit auch einen Erfolg gehabt, obgleich nicht so durchschlagend, wie sie wünschen und die Gegner glauben machen möchten. Die Redaktionen, die so ausschweifende Parteianschauungen vertreten, berufen sich gern auf Zuschriften aus ihrem Leserkreise, als ob sie sich auf eine volkstümliche Strömung stützten. Da kommen denn mitunter ganz eigentümliche Rechtsbegriffe und höchst naive Vorstellungen zu Tage, was heute der Landmann beanspruchen dürfe. Schulden durch Hilfe andrer loswerden, keine Steuern bezahlen, die eignen Lasten andern aufbürden, das sind alles sehr schöne Sachen, nur daß man solche „Rechte“ nicht geltend machen kann, ohne die ganze Besitzordnung umzuwälzen.

Es ist öfter bemerkt worden, daß sich die Interessen des Großgrundbesitzes mit denen des ländlichen Kleinbesitzes nicht decken, daß, soweit durch die Interessenpolitik wirkliche Vorteile von der Gesetzgebung erlangt würden, diese hauptsächlich dem Großgrundbesitz zu gute kommen und zum Teil auf Kosten des kleinern Besitzers, als Steuerzahlers, gewährt würden, während andrerseits die „utopistischen“ Forderungen undurchführbar, die glänzenden dem ganzen Landmannsstand gemachten Versprechungen unwahr seien. Aber die Agrarier haben mit Geschick den Berufsneid zu wecken gewußt, haben die Vorstellung gepflegt, daß das Kapital, dessen befruchtende Wirkung auch der Landwirtschaft zu gute kommt, und der Handel, auf dessen Hilfe die Landwirtschaft zur Verwertung ihrer Erzeugnisse angewiesen ist, Feinde der Landwirtschaft, Aussauger dieses armen ländlichen Berufsstandes seien. In dieser

Digitized by Google

Richtung ist namentlich in den letzten Jahren stark gearbeitet worden, und dadurch ist die agrarische Agitation viel schärfer und gehässiger geworden. Zwar wurde auch in der Zeit schon, wo die Schutzzollbestrebungen auf ihrer Höhe standen, die Berufsfeindschaft als ein Mittel zur Rechtfertigung dieser Bestrebungen betrachtet. Man suchte die Schuld der Brotverteuerung von den Schutzzöllnern auf die Bäcker abzulenken. Aber die Anzapfungen der Bäcker waren doch harmlos im Vergleich mit den heutigen unsinnigen Anfeindungen des Handelsstandes. Und es ist interessant, zu beobachten, wie die Agrarier allmählich in ihren Behauptungen immer dreister geworden sind und sich nicht mehr scheuen, nicht allein mit den Grundsätzen des heutigen Wirtschaftslebens, sondern auch mit der gesunden Vernunft in Widerspruch zu geraten. Dies hängt mit der ganzen Art ihrer Agitation zusammen. Wer dem Volke goldne Berge verspricht, wer eine glänzende Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage in Aussicht stellt, wie sie unter heutigen Verhältnissen nicht denkbar und durch gesetzgeberische Maßnahmen nicht zu erreichen ist, der muß auch durch Erregung abergläubischer Vorstellungen zu wirken suchen. Er muß den Glauben an eine ganz besondre von den Verhältnissen des Weltmarktes unabhängige Kraft der Gesetzgebung wecken; zu diesem Zweck müssen auch irrtümliche Vorstellungen von dem Zusammenhange des wirtschaftlichen Getriebes und von der Preisbildung gepflegt werden. Wenn alles Heil von hohen Getreidepreisen kommen soll, so muß die Gesetzgebung in dieser Richtung ihre Macht geltend machen. Aber nur wenn die Börse thatsächlich die Fähigkeit hat, die Getreidepresse zu „machen," hat es einen Sinn, diese Macht auf den Staat oder auf eine Genossenschaft von Großgrundbesitzern übertragen zu wollen, damit das Zaubermittel der Preisbeherrschung einer dem Getreidebauer feindlichen Gewalt entrissen und einer ihm wohlwollend gesinnten zur Verfügung gestellt werde. Darum die Überschätzung der Wirkungen aller Spekulation, daher der Wahn, daß man nur mit einer gehörigen Kapitalkraft eine „Hausse" zu machen brauche, um dauernd die Preise festzuhalten, daher der Vorschlag, daß man eine gewisse Zeit große Getreidevorräte in Riesenspeicher legen solle, um dann bei einem künstlich bewirkten Getreidemangel beliebig hohe Preise vorschreiben zu können. Daher die Anklagen der Unfähigkeit oder Bosheit gegen den Handel, der das von ihm gewünschte Kunststück nicht machen kann oder will.

Die Agrarpartei hat, wie gesagt, ihre wissenschaftlichen Größen, die mit großem Aufwand von Scharfsinn diese verworrenen Vorstellungen in ein System gebracht und zu begründen gesucht haben. Der Name Kanitz ist in aller Munde; Herr v. Graß-Klanin, dessen Name weniger bekannt sein mag, hat doch Bedeutung als der Urheber des famosen, nun zum Gesetz gewordnen Getreidespeichervorschlags. Besondre Erwähnung verdient aber ein Mann, der in neuerer Zeit zur Bereicherung des agrarischen Programms in der bezeichneten Richtung wesentlich beigetragen hat, der Privatdozent Dr. Ruhland.

Digitized by Google

Dieser Herr ist besonders bemüht, den agrarischen Theorien einen, man möchte sagen sensationellen Anstrich zu geben. Die agrarischen Irrtümer sind in seinen Schriften auf die Spitze getrieben; diese Schriften zeugen von ganz einseitiger Parteileidenschaft, und ihr Verfasser scheint sich etwas darauf zu gute zu thun, eine neue Richtung anzubahnen, kühne Vorschläge zu einer gründlichen Umgestaltung der neuzeitlichen Wirtschaftsordnung zu machen. Seiner Darstellung zufolge besteht eigentlich die ganze in der Neuzeit so sehr hervortretende Wirksamkeit des Kapitals, sein Anteil an der Erschließung neuer Länder und der Herstellung neuer Verkehrsverbindungen nur aus fortgesetztem Verbrechen gegen die Gesellschaft. Man sollte demnach annehmen, daß es am zweckmäßigsten wäre, die Verkehrsverbindungen als eine Art von Teufelswerk zu zerstören, Frachten auf Karren zu befördern, kurz, in allem das wirtschaftliche Leben zurückzuschrauben und die alten Zustände wieder herzustellen, damit das böse Kapital nicht überall seinen Schnitt machen könne. So weit geht nun Herr Ruhland nicht; er würde sich durch solche Vorschläge auch bei seinen Anhängern lächerlich machen. Wohl aber glaubt er den armen produktiven Berufsständen die Befreiung von dem schmählichen Joch des Kapitals in Aussicht stellen zu können, wenn hierzu nur die rechten Mittel ergriffen werden. Er plant so etwas wie ein Bündnis der produktiven Stände aller Kulturländer zur Abschüttlung dieses Jochs, und er glaubt einen Siegeszug der agrarischen Ideen durch alle diese Länder prophezeien zu können. Aber soweit sind wir glücklicherweise noch nicht. Es ist zwar zugegeben, daß auch anderswo Selbstsucht und wirtschaftlicher Unverstand eine große Macht haben, so namentlich in dem Völkergewirr der Vereinigten Staaten, wo diese Bestrebungen in der Denkweise eines großen Teils der Bevölkerung eine Stütze finden, wo noch wirrer der Wunderglaube an die gesetzgeberische Kraft und das Gelüsten nach fremdem Gut auftritt. Sogar an die Thore Altenglands, dieses alten Musterlandes gesetzgeberischer Besonnenheit, pocht die Unvernunft. Sogar dort hat das Wort: „Es muß geholfen werden!“ seine verhängnisvolle Wirkung geübt, und es werden die ersten schüchternen Versuche gemacht, durch einige vermeintlich harmlose Zugeständnisse die nimmersatten Interessenpolitiker zu befriedigen. Aber internationale Vereinbarungen zur Ausführung der agrarischen Gesetzvorschläge werden doch schwerlich zustande kommen. Bisher hat sich die Besonnenheit noch stark genug erwiesen, wenigstens die wildesten Projekte zurückzuweisen. Auch ist die wirtschaftliche Selbstsucht am wenigsten geeignet, solche Vereinbarungen zustande zu bringen, weil dabei doch immer gegenseitige Zugeständnisse nötig sind, zu denen sie sich nicht verstehen mag.

So bleibt denn vorläufig nichts weiter übrig, als am Ausbau unsrer nationalen Gesetzgebung in agrarischem Sinne mit aller Kraft und mit dem Eifer, der dieser wichtigen Sache gebührt, zu arbeiten. Und unsre Gesetzgebung hat es ja wirklich in der Nachgiebigkeit gegen die Agrarier sehr weit gebracht.

Digitized by Google

Nicht der überzeugenden Kraft der Wahrheit aber, sondern der einschüchternden Wirkung ihrer Agitation haben die Agrarier ihre Erfolge zu verdanken. Die Behauptungen des Herrn Ruhland und seiner Geistesverwandten haben gar keine andre Beweiskraft, als daß sie beständig mit großer Zuversicht wiederholt wurden und allmählich immer mehr Glauben fanden. Aber obgleich die Regierung und die von den Agrariern halbwegs abhängigen Abgeordneten nicht zu den Gläubigen gehören, fühlen sie sich doch verpflichtet, auf diese Anschauungen Rücksicht zu nehmen. Sie berufen sich zur Rechtfertigung ihrer Nachgiebigkeit auf die agrarischen Theorien von der Preisbildung, auf die Behauptung von der Gemeinschädlichkeit der Getreidebörse. Die Gesetzgebung — das wurde besonders klar bei den Verhandlungen über die Getreidespeicher und über das Verbot des Terminhandels — beugt sich vor dieser Geistesrichtung als vor einer Macht, die sie anerkennen und mit der sie auszukommen suchen müsse.

Man kann nicht sagen, daß das Verfahren der Verantwortlichkeit des Gesetzgebers entspreche, und wenn nach solchen Grundsätzen weiter gearbeitet wird, so fragt es sich, wie lange wir noch ein Recht haben, uns des Vorzugs vor amerikanischer Drahtzieherei und Skrupellosigkeit zu rühmen. Was das schlimmste ist, die Agrarier selbst scheinen kein rechtes Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit der von ihnen empfohlnen Heilmittel zu haben. Die ganze Unwahrheit der agrarischen Agitation wird umsomehr enthüllt, je mehr Macht über die Gesetzgebung ihnen eingeräumt wird. Denn damit tritt auch an sie die Verpflichtung heran, ihre Kunst zu erweisen, ihre Versprechungen einzulösen. Man merkt ihnen deutlich die Besorgnis an, daß sie hierzu nicht imstande sein werden. Über das Getreidespeicherprojekt wurde schon ziemlich geringschätzig geurteilt, als noch darüber beraten wurde. Da hieß es, dieser „Versuch“ habe doch nur geringen Wert; solle die Einrichtung wirksam sein, so müsse sie gleich in viel größerm Umfange durchgeführt werden. Das sind Ausflüchte, die den Mißerfolg verdecken sollen. Solange wir nicht die Gesetzgebung ganz in den Händen haben, können wir auch nicht zeigen, was wir zu leisten vermögen, so lautet die agrarische Entschuldigung. Auch daß das Verbot des Terminhandels nicht die gewünschten hohen Preise bringt, zumal da die Natur so unverständig ist, auch in diesem Jahre wieder von dem so gefürchteten gemeinschädlichen Getreide viel zu viel hervorzubringen, scheinen die Agrarier bereits einzusehen, und sie rüsten sich darauf, die auf Grund des Mißerfolgs gegen ihre Theorie erhobnen Angriffe abzuwehren. Dieser Mißerfolg scheint sich ja schon dadurch anzukündigen, daß infolge des Reichstagsbeschlusses die Getreidepreise an der Berliner Börse zurückgegangen sind. Da muß dann der Unsinn von der Bosheit und tiefen Verworfenheit der Börsenmänner weiter fortgesponnen werden. Herr Ruhland ist auf dem Plan, und er hat in der Deutschen Tageszeitung eine Leistung vollbracht, die nur durch die Hitze

Digitized by Google

der letzten Zeit einigermaßen entschuldigt werden kann. Für Herrn Ruhland steht es fest, daß es sich hierbei nur um eine Verschwörung der Getreidespekulanten gegen den armen Stand des Landmanns handeln kann. Die Börse will sich rächen für das Verbot des Getreideterminhandels; sie treibt den Preisdruck so weit, daß dadurch die Wirtschaft vieler Landwirte vernichtet wird. Wenn die Börse wirklich diese unheimliche Macht haben sollte, die sie dann gelegentlich auch einmal zu übermäßigem Hinaufschrauben der Preise benutzen könnte, so muß man Herrn Ruhland wohl darin Recht geben, daß gegen solches Treiben ein Einschreiten des Staates geboten sei. Einstweilen aber wollen wir nicht an Hexerei glauben, die Ausführungen des Herrn Ruhland sind uns nur ein Beweis dafür, wie man sich in abgeschmackte einseitige Theorien verrennen kann. Es muß auch solche Käuze geben.

# Die Berliner Gewerbeausstellung

Von W. Treptow

Sechs Wochen nach der Eröffnung ist die Berliner Gewerbeausstellung endlich so weit, daß eine eingehende Beurteilung dessen, was geleistet ist, und was sie bietet, und dessen, was sie hätte bieten können, möglich ist. Am 1. Mai bei der Eröffnung, viel schlimmer aber noch in den ersten Wochen nach der Eröffnungsfeier, nachdem der Pflanzen- und Fahnenschmuck, der alles Unfertige verhüllte, eifrig schaffenden und hämmernden Arbeitern Platz gemacht hatte, war die Ausstellung in einem Zustande, der eines solchen Unternehmens nicht würdig war. Es sind in den letzten Jahrzehnten wahrhaftig Ausstellungen genug gewesen, von denen der leitende Ausschuß hätte lernen können, zeitig anzufangen. Wir hoffen, daß der Arbeitsausschuß inzwischen wohl selbst eingesehen haben wird, daß in jeder Beziehung zu spät angefangen worden ist. Wenn zur Entschuldigung des unfertigen Zustandes bei der Eröffnung die geringfügigen Streiks angeführt werden, so muß das aus mehreren Gründen zurückgewiesen werden. Erfahrungsgemäß sind Streiks bei solchen außergewöhnlichen Veranstaltungen ein Umstand, mit dem stets gerechnet werden muß, weil er, wenn er nicht in einen wochenlangen allgemeinen Streik ausartet, zu den von vornherein zu berücksichtigenden bekannten, ganz gewöhnlichen Erscheinungen eines solchen Unternehmens gehört. Im vorliegenden Falle sind alle Versuche, die übrigens immer auf kleine Kreise beschränkt blieben, leicht und rasch dadurch



Digitized by Google

unterdrückt worden, daß höhere und immer höhere, zuletzt ganz ungeheure Löhne bewilligt wurden. Wohin aber wäre die Sache wohl gekommen, wenn der Himmel dem Unternehmen nicht einen besonders gnädigen Winter fast ohne strengen Frost und ohne größere Schneefälle beschert hätte? Ein richtiger nordischer Winter gleich dem des Jahres 1887/88 hätte das Fertigwerden sicherlich noch um mehrere Wochen verzögert. Und doch war das auch ein Umstand, mit dem von Anfang an gerechnet werden mußte.

Ein Umstand aber, der bei einem solchen Unternehmen stets fehlen sollte, der aber leider bei jeder Gelegenheit in höchst bedauerlicher Weise zu Tage trat, war die in den wichtigsten Fragen gerade am leidenschaftlichsten der Öffentlichkeit preisgegebne Uneinigkeit innerhalb des Arbeitsausschusses. Es ist einer der größten Fehler, den die Leitung begehen kann, wenn, wie es leider bei der Berliner Gewerbeausstellung geschehen ist, die Platzfrage, die Beleuchtungsfrage, statt innerhalb der leitenden Kreise erledigt zu werden, der leicht erregbaren öffentlichen Meinung als willkommne Zankäpfel hingeworfen werden und in öffentlichen Volksversammlungen, die nicht immer von unparteiischen, noch viel weniger immer von sachverständigen Leuten beherrscht werden, zu Mehrheitsfragen der großen Menge gemacht werden. Die Gefahr, die darin liegt, hat sich offenkundig gezeigt; mehr als einmal drohte das Unternehmen in wüsten Zeitungs- und Versammlungszänkereien unterzugehen. In dieser Beziehung kann sich jede Leitung eines spätern ähnlichen Unternehmens hier ein warnendes Beispiel nehmen.

Ein ähnliches Bild wie die Ausstellung selbst boten am Tage der Eröffnung wichtige Zufahrtstraßen und Knotenpunkte des Verkehrs innerhalb der Stadt. Aufgerissenes Straßenpflaster und „Buddelei“ sind freilich dem Berliner gewohnte Erscheinungen. Wer aber am Eröffnungstage z. B. am Kottbuser Thore, in der Lindenstraße und an andern Stellen Gelegenheit hatte, zu sehen, wie sich der Verkehr dort staute, wie sich Pferdebahnen, elektrische Bahnen und Droschken in beängstigender Weise zwischen dicht gedrängter Volksmenge und Bergen von Pflastersteinen auf schmalen Wegen kreuzten, der kann sich nur wundern, daß dabei kein Unglück geschehen ist, und bedauern, daß Konzessionsschwierigkeiten und endloser Instanzenzug dies verschuldet hatten. Die Schwierigkeiten, die die elektrischen Bahnen in der guten, um die Schönheit ihrer Repräsentationspunkte besorgten Reichshauptstadt haben, spotten jeder Beschreibung. Das oberirdische Stromzuführungsnetz mag ja nicht schön sein, es ist aber die beste und billigste Einrichtung, und wie heute kein Mensch mehr die Telephondrähte sieht, so würde sich auch jeder an die Zuführungsdrähte der elektrischen Bahnen gewöhnen.

Nun, gegenwärtig ist der glänzende Rahmen, der jeden Ausstellungsbesucher auf den ersten Blick besticht, fertig, und er wird jeden Besucher, auch anspruchsvolle, befriedigen, denn an äußerer Schönheit, an Großartigkeit der

Digitized by Google

Anlage und der Architektur ist viel, sehr viel geleistet worden. Alle Besucher — und das ist ja die größte Mehrzahl, mit der aus pekuniären Gründen zu rechnen ist —, alle Besucher, die weniger kommen, um zu lernen, als um zu sehen und sich zu belustigen, werden in vollstem Maße befriedigt werden. Geht man freilich näher auf den Kern ein, so zeigt die Ausstellung, namentlich dem Techniker, der die neuesten Fortschritte sehen und etwas lernen möchte, ein zweites, weniger befriedigendes Gesicht. Jeder, der die großen, jahrelangen Kämpfe kennt, die der Ausstellung vorangegangen sind, wird es bedauern, daß dieser glanzvolle Rahmen nicht ein gehaltvolleres Bild des deutschen Gewerbfleißes umschließt, als es sich jetzt in Treptow dem schärfer blickenden Auge zeigt. Mag auch die Leitung der Ausstellung, wetteifernd mit einem großen Teil der Tagespresse, die deutsch-nationale Ausstellung als glücklich überwundnen Standpunkt ansehen, so ist es doch im höchsten Grade bedauerlich, daß aus den langjährigen Verhandlungen nicht eine internationale Weltausstellung oder doch wenigstens eine deutsch-nationale Ausstellung hervorgegangen ist. Es ist das um so bedauerlicher, als allein durch den von der Stadt Berlin für diesen Fall in Aussicht gestellten Garantiefonds von mehreren Millionen Mark die Ausstellung besser gesichert war als jetzt, wo sie bereits ängstlich mit dem drohenden Gespenst eines Defizits kämpft. Für Repräsentationsbauten, für Reklame u. dergl. wären die Kosten bei einer deutsch-nationalen Ausstellung nur unwesentlich höher gewesen.

Da die deutsche Ausstellung nicht zustande gekommen ist, so haben wir in diesem Jahre wieder, wie in dem vorigen Jahre, das wenig erbauliche Bild einer traurigen Zersplitterung auf dem Gebiete des Ausstellungswesens. Da ist in Kiel die schleswig-holsteinische, in Graudenz eine westpreußische, in Nürnberg die bairische Landesausstellung, in Dresden die Ausstellung des sächsischen Kunstgewerbes; dazu kommt Stuttgart mit der alljährlich wiederkehrenden landwirtschaftlichen Wanderausstellung und einer Gewerbeausstellung, und da giebt es noch Leute, die von Ausstellungsmüdigkeit reden, die triumphiren, daß die nationale Ausstellung, die dieser unseligen Zersplitterung, für einige Zeit wenigstens, ein Ende gemacht hätte, gescheitert ist! Den Süddeutschen ist kein Vorwurf zu machen, daß sie sich abgesondert haben; gerade sie waren von Anfang an, wie die Stadt Berlin selbst, wie Mitteldeutschland und der größte Teil Ostdeutschlands, mit einer nationalen Ausstellung einverstanden. Und an sich hat sicher eine bairische oder sächsische Landesausstellung größere Berechtigung als eine rein örtliche Berliner Ausstellung.

Ein großes Hindernis für das Zustandekommen einer deutschen Ausstellung war der Widerstand der rheinpreußischen Großindustriellen. Dieser Widerstand ist begreiflich, ja bis zu einem gewissen Grade berechtigt: die großen rheinischen Werke haben Weltruf und große, feste Absatzgebiete im In- und Auslande; eine Reklame für ihre Werke und Fabrikate hatten sie nicht nötig;

Digitized by Google

eine Erweiterung ihrer Absatzgebiete war kaum zu erwarten. Und doch wäre dieser Widerspruch nicht unüberwindlich gewesen, wenn die Regierung dieser Strömung nicht nachgegeben hätte, wenn sie die Bedeutung einer jahrelangen nationalen Interessenvereinigung in unsrer von Parteihader und Sonderinteressen zerrissenen Zeit richtig erkannt und an maßgebender Stelle verfochten hätte. Wäre es gelungen, den Kaiser, dessen Interesse für alle Zweige der Technik bekannt ist und gerade jetzt bei Gelegenheit der Berliner Ausstellung wieder so klar zu Tage getreten ist, für diese gut deutsche Sache zu gewinnen, so wäre die Beteiligung der widerstrebenden Kreise, selbst unter großen Opfern, wohl selbstverständlich gewesen. Dieses Interesse zu gewinnen, wäre Sache der Regierung gewesen. Vielleicht wäre aber trotz des Widerstandes der Rheinpreußen und trotz des Zögerns der Regierung die deutschnationale Sache doch zum Siege gekommen, wenn nicht, noch ehe sich ein deutsches Ausstellungskomitee gebildet hatte, ein Berliner Ausschuß mit dem Plan einer nur örtlichen Berliner Ausstellung hervorgetreten wäre. Von diesem Augenblick an war die deutsch-nationale Ausstellung gefallen; das wußte jeder Einsichtige; er wußte auch von vornherein, daß alle die in die Welt hinausposaunten Phrasen von der Hoffnung auf ein recht weites Sichauswachsen der geplanten Berliner zu einer deutschen Ausstellung eben nichts als Phrasen waren. Der Erfolg hat gezeigt, daß die Recht behalten haben, die das gleich zu Anfang behaupteten. Nachdem sich der erste Sturm gelegt hatte, nachdem dann der Plan einer großen deutschen Ausstellung von seinen eifrigsten Verfechtern aufgegeben war, und nachdem auch der engere Plan wenigstens einer allgemeinen deutschen kunstgewerblichen Ausstellung zu Wasser geworden war, tauchten bald die Pläne zu andern, für dasselbe Jahr beabsichtigten Ausstellungen auf. An Stelle des „Sichauswachsens" der Berliner Ausstellung trat dann nur zu bald ein Einschrumpfen all der großen Projekte, die lange Zeit als technische Hauptanziehungspunkte der Ausstellung gepriesen worden waren, und die nun teils in bedeutend kleinerm Maßstabe, wie das Riesenfernrohr, das übrigens noch lange nicht fertig ist, teils in geradezu kläglicher Weise zustande gekommen sind, wie die Stufenbahn, die lange als großartiges Massenbeförderungsmittel, eine neue Art von Rundbahn, gepriesen worden war und jetzt nicht viel mehr ist als ein merkwürdiges und recht kostspieliges Karussel. Selbst die Kolonialausstellung, die sich von Anfang an der Förderung maßgebender Kreise zu erfreuen hatte, ist, soviel sie auch des Interessanten und Belehrenden bietet, doch nicht das geworden, was man von ihr erwartet hatte. Ist doch ein großer Teil ihrer Ausstellungshallen nur dadurch gefüllt worden, daß nichtberlinische Firmen unter der Flagge der Kolonialausstellung ihren Einzug in die sonst angeblich „hermetisch" verschlossene Berliner Ausstellung gehalten haben. Das mag an sich kein Fehler sein, weil damit weitern Kreisen Gelegenheit geboten worden ist, noch etwas von außer-

Digitized by Google

berlinischer deutscher Industrie zu zeigen; die Sache hat aber doch ihre bedenkliche Seite, wenn innerhalb der Kolonialausstellung ein buntes und ziemlich regelloses Gemisch aller möglichen Sachen entsteht, die, wie z. B. Schaukelbadewannen, Schnellpressen, Orchestrions, Rettungsfenster u. dergl. mit Kolonialzwecken beim besten Willen nicht zusammenzureimen sind.

Die Berliner Firmen haben sich recht gut beteiligt, die Ausstellung bietet auf vielen Gebieten ein anerkennenswert vollständiges Bild des Berliner Gewerbfleißes. Einzelne Gruppen, z. B. das Kunstgewerbe, namentlich soweit es Metalle, edle und unedle, verarbeitet, auch die Bekleidungsindustrie in allen ihren Zweigen zeigen geradezu hervorragendes. Aber es sind auch große, wichtige Gebiete fast gar nicht vertreten, z. B. die Keramik, wenn man von der Ausstellung der königlichen Porzellanmanufaktur absieht. Für viele Zweige des Gewerbes würde überdies die Frage noch zu beantworten sein, ob nicht ohne die jetzt auch für die Aussteller entstandnen hohen Kosten der Zweck jeder Ausstellung, das Bekanntmachen der ausgestellten Erzeugnisse und der ausstellenden Firmen, die Eröffnung neuer Absatzgebiete und die Anknüpfung neuer Geschäftsverbindungen, besser durch eine große Messe zu erreichen gewesen wäre, die nicht auf die Masse der Besucher, sondern nur auf die Interessenten rechnet und an erschöpfender Auskunft über die ausgestellten Gegenstände, in Preisangaben u. dergl., mehr leisten könnte, als eine derartige bloße Schaustellung.

Auf technischem Gebiete bietet die Ausstellung leider sehr wenig, so wenig, daß namentlich der, der die hochentwickelte Berliner Maschinenindustrie, die seit einem halben Jahrhundert blühenden alten wie die großen neuen Firmen kennt, sicherlich enttäuscht sein wird. Die Berliner Maschinen- und Elektrotechnik leistet denn doch bedeutend mehr und ist besser und vielseitiger, als man auf Grund der ausgestellten Gruppe schließen könnte. Dächte man sich noch die der Beleuchtung und der Kraftabgabe dienenden Maschinen hinweg, die ja streng genommen nur Ausstellungsgegenstände zweiter Ordnung sind, die zum großen Teil gegen Bezahlung geliefert oder gemietet sind, so würde die Maschinenhalle ein Bild erschreckender Leere bieten. Außerdem ist gerade die Beleuchtungsanlage und die Anlage zur Abgabe elektrischen Stroms für motorische Zwecke so, wie sie hier ausgeführt ist, durchaus nicht musterhaft zu nennen. Vom technischen Standpunkt aus ist es ein Unsinn, statt einer großen Zentrale hier eine 100pferdige, dort eine 110pferdige Dampfmaschine zum Antrieb von Dynamomaschinen hinzustellen. Dabei ist die Verteilung des zu versorgenden Leitungsnetzes auf die einzelnen Maschinen vielfach erschreckend schlecht. Läuft doch manche 100pferdige Dampfmaschine nebst Dynamomaschine den ganzen Tag, bloß weil irgend eine Schokoladenmühle im Park oder irgend sonst eine kleine Maschine den ganzen Tag über eine Pferdekraft braucht! Die ganze zersplitterte Anlage erklärt sich nur daraus, daß

Digitized by Google

erstens möglichst vielen Firmen Gelegenheit geboten werden sollte, sich daran zu beteiligen, und zweitens bei dem Mangel andrer passender Ausstellungsgegenstände möglichst viel Maschinen im Betrieb gezeigt werden sollten. Wenn übrigens die Beleuchtungsanlage erst einige Wochen nach Eröffnung der Ausstellung fertig wurde, so hat das nur an den Anordnungen des leitenden Ausschusses gelegen, der im vorigen Herbst noch nicht darüber schlüssig war, ob die Gebäude beleuchtet werden sollten, der vielmehr im Schoße des Gesamtausschusses beschlossen hatte, nicht zu beleuchten. So wurde der Plan der Beleuchtungsanlage, ja selbst die Fundamentirung der Maschinen so spät fertig, daß die Leistung, in so kurzer Zeit derartige Anlagen zu liefern, im höchsten Grade anerkannt werden muß. Abgesehen von der Zerfahrenheit in der Anordnung, für die die einzelnen Firmen nicht verantwortlich gemacht werden können, sind übrigens die ausgestellten Dampfmaschinen der Namen Borsig, Hoppe, Schwartzkopf durchaus würdig. Auffällig ist, daß eine im Park stehende Dampfmaschine, die die Kraft für die Beleuchtungsanlage des Theaters Alt-Berlin liefert, und die in ihrer Art neu ist und viel bewundert wird, nämlich eine 200pferdige Lokomobile, von Wolff in Buckau bei Magdeburg geliefert ist.

Auch die übrigen Zweige der Berliner Maschinenindustrie, z. B. die Werkzeugmaschinen, die Holzbearbeitungsmaschinen u. a., sind nicht so vertreten, wie man hätte erwarten können. Einzelne gute Kollektivausstellungen, wie die von Ludwig Löwe, machen die Lücken nur um so fühlbarer. Überraschend ist es, daß auf einem so wichtigen Gebiet, wie es die Kleinmotoren, die Gas-, Petroleum- und Benzinmotoren sind, die Ausstellung so gut wie gar nichts bietet. Auch Elektromotoren sind, wenigstens in der großen Maschinenhalle, wenig oder gar nicht verwendet worden, wenigstens trotz der vielfachen Verwendung im Park nicht in einer Weise, die ihrer Wichtigkeit entspricht.

Im allgemeinen bietet somit die Maschinenausstellung wenig neues, wenig bedeutendes. Darin liegt aber eine große Gefahr für die gesamte deutsche Industrie. Bei der vorzüglichen Reklame, die auch im Auslande für die Ausstellung gemacht worden ist, werden voraussichtlich viele Ausländer die Ausstellung besuchen. Nun ist es ja natürlich und in den örtlichen Verhältnissen Berlins begründet, daß die in Treptow sich zeigende Industrie Lücken hat und haben muß. Mißgunst und Konkurrenzneid werden jedoch unbekümmert um den rein örtlichen Charakter der Ausstellung bemüht sein, die Lücken der gesamten deutschen Industrie anzurechnen. Deswegen, um die deutsche Industrie davor zu behüten, nicht etwa um die Leistungen der Berliner Industrie herabzusetzen, kann gerade hier der rein örtliche Charakter der Ausstellung nicht genug betont werden.

Die Anlage der Ausstellung ist als sehr gelungen zu bezeichnen, wenn man einmal die alte Spielwiese dazu hergab, sie in einen See zu verwandeln. Für eine deutsche oder für eine Gewerbeausstellung war der Plan allerdings

Digitized by Google

etwas anders beabsichtigt. Das Hauptgebäude sollte ähnlich liegen wie das jetzige, davor um die Wiese herum hufeisenförmige Hallen, und in den jetzt als Wandelgänge dienenden, den Park durchschneidenden Lichtungen die Maschinenhallen. Das Hauptrestaurant war als große Terrassenanlage an der Spree geplant. Es wird von vielen Seiten bedauert, daß dieses Spreerestaurant mit dem schönen Blick auf den hier recht breiten Fluß und auf Stralau nicht beibehalten worden ist, doch ist wohl nicht zu leugnen, daß auch die jetzige Anlage große Reize hat. Wenigstens haben wir aus dem Munde von solchen, die Chicago gesehen haben, gehört, daß sich der durch das Hauptgebäude, den neuen See und das Hauptrestaurant gebildete Mittelpunkt der Ausstellung mit seiner blinkenden Wasserfläche, den blitzenden Kuppeln, den schneeweißen Mauern, den Blumenbeeten, Wasserkünsten und den das Ganze umrahmenden Baumgruppen des herrlichen Parks der berühmten White City von Chicago getrost zur Seite stellen kann. Auch die Gruppirung und die Grundrißformen der übrigen Gebäude, des Fischereigebäudes, der Gebäude für Schule und Wohlfahrt, für Chemie und Physik, sowie ihr architektonischer Aufbau sind in jeder Hinsicht als wohlgelungen zu bezeichnen. Namentlich zeichnet sich auch das Gebäude der Stadt Berlin durch geschmackvolle Einfachheit aus. In seinem Innern birgt es nicht vieles, aber viel, und bietet in klarer Anordnung gut ausgewählt und deshalb sehr übersichtlich ein Bild von den öffentlichen Bauten, den Wohlfahrtseinrichtungen, der Statistik und des Fortbildungsschulwesens der Reichshauptstadt. Bei der etwas wunderlich scheinenden Grundrißform mancher Gebäude sind die Schwierigkeiten zu berücksichtigen, die dem Architekten der unantastbare Baumbestand des Parks entgegenstellte. Daß trotzdem so Schönes geschaffen worden ist, daß z. B. der der Hauptachse nach unsymmetrische Grundriß des Hauptgebäudes im Aufriß durch die vorgelagerte halbkreisförmige Bogenhalle so geschickt verdeckt ist, ist das beste Zeugnis für die leitenden Architekten. Besonders wirkungsvoll ist der Blick vom Hauptgebäude auf das durch den neuen See von ihm getrennte Restaurant und umgekehrt, überraschend großartig ist das Innere der Hauptkuppel mit dem weiten Blick durch das lange Mittelschiff der Halle. Schlimm und eine harte Prüfung für solche Bauten sind ja Gewitterregen, wie sie uns die letzten Wochen gebracht haben. Aber ganz so arg hätte es im Hauptgebäude doch nicht durchzuregnen brauchen. In der Maschinenhalle ist das sogar nicht ungefährlich, denn das durchdringende Wasser kann sehr leicht diese oder jene Dynamomaschine für längere Zeit außer Thätigkeit setzen. Daß die durch ein Regendach geschützten, als Wandelgang bezeichneten Promenaden tiefer liegen als das umgebende Terrain, sodaß sie bei starkem Regen bald unpassirbar werden, hätte nicht vorkommen dürfen. Ein hübsches Bild für sich bietet die Abteilung für Gartenbau; zur Aufnahme solcher Ausstellungen ist der schöne Park wie geschaffen.

Digitized by Google

Da des finanziellen Ergebnisses wegen bei Ausstellungen immer mit dem großen Publikum zu rechnen ist, so wird ja oft behauptet, daß es ohne Tingeltangel nun einmal nicht gehe. Auch hier ist in der Platzverteilung sehr anerkennenswert, daß der Vergnügungspark möglichst weit vom Mittelpunkt abliegt, so weit, daß ihn der, der ihn nicht gerade sucht, auch nicht findet. Doch ist auch dort manches, was über den bloßen Jahrmarktstrubel der Hippodrome, der internationalen Künstlerorchester u. dergl. hinausgeht und Interesse bietet. Wir erwähnen nur den Fesselballon und das lenkbare Luftschiff, das sich allerdings, nach den bisherigen Flugversuchen zu schließen, mehr von dem Winde als von dem Luftschiffer lenken zu lassen scheint, eine Eigenschaft, die aber seine unzähligen Namensgefährten bisher immer gehabt haben.

Große Anziehungspunkte für die Besucher sind die Sonderausstellungen Alt-Berlin und Kairo. Bei Alt-Berlin scheint uns das Schönste der wirklich reizvolle Blick auf die alten, „verwitterten" Mauern und Türme von der Kolonialausstellung aus zu sein. Die Schönheit des Karpfenteiches mit seinen grünumbuschten Ufern wird leider nicht genug beachtet. Mancher, der die Ausstellung im Fluge genießen will, stürmt gerade an den schönsten Punkten gleichgiltig vorüber. Der geschichtliche Wert der Ausstellung Alt-Berlin ist gering; die paar in mittelalterlichen Kostümen umherstolzirenden Alt-Berliner genügen nicht, um in die winkligen Gassen und scheinbar baufälligen Baracken Stimmung zu bringen. Die Sammlung von Berliner Altertümern ist kläglich ausgefallen. In „Kairo" ziehen natürlich die Araber, wie sie alle, auch wenn es die traurigsten Fellahs sind, genannt werden, mit ihren Eseln und Kamelen, mit ihren langen Flinten die Hauptaufmerksamkeit des Publikums auf sich, mehr als alle Bauten, die teilweise vortreffliche Bilder antiker und moderner ägyptischer Baukunst zeigen.

Die Wirkungen der Ausstellung äußern sich für die ganze Stadt zunächst in der vermehrten Fremdenzahl; trotzdem sind die Lebensmittelpreise so gut wie gar nicht, die Wohnungspreise, namentlich die Preise einzelner Zimmer, nur im Südosten etwas, die Hotel- und Gastwirtschaftspreise auch nur unbedeutend und auch nur hie und da in die Höhe gegangen. Einen unmittelbaren Vorteil hat der Südosten der Stadt bis jetzt hauptsächlich durch Brückenbauten und Straßenregulirungen gehabt; der große Fremdenstrom geht doch mit der Stadtbahn an ihnen vorüber ins Zentrum und nach dem Westen der Stadt. Während im übrigen die Löhne infolge der Ausstellung nur wenig oder gar nicht in die Höhe gegangen sind, nutzten während des Baues natürlich alle Bauhandwerker die Sachlage nach Kräften aus. Trotz des großen Zuflusses von außen erreichten die Löhne zuletzt für Sonntags- und Überstundenarbeit die Höhe von 1,50 bis 2 Mark die Stunde. Nach Vollendung der Hauptarbeiten wurden dann, um einen zu großen Rückschlag zu vermeiden, alle zum „Bau" gehörenden arbeitlos gewordnen von hilfebereiten Genossen

Digitized by Google

kostenfrei in die Provinz abgeschoben. Soviel ist aber sicher: eigentliche Arbeitlose gab es in diesem Winter kaum, denn alles, was arbeiten wollte, und gerade die, deren Beschäftigung sonst im Winter von Zufällen abhängig, unregelmäßig, manchmal gleich Null ist, wie Maurer, Maler usw., fanden draußen in Treptow Arbeit, wenn sie nur wollten. In der Maschinenindustrie war von einer Lohnsteigerung kaum etwas zu merken. Die Berliner Industrie war imstande, mit der normalen Arbeiterzahl die Anforderungen der Ausstellung zu erfüllen. Auf ein scheinbar weitab liegendes Gebiet aber hat das große Ereignis seine Schatten geworfen. Ist die Dienstbotenfrage in Berlin schon lange in einem „Stadium," das die Hausfrauen als hoffnungslos bezeichnen, so ist das womöglich durch die Ausstellung noch schlimmer geworden. Alles, was von dem weiblichen Teil der Dienstboten den Beruf zu höherm in sich fühlt, läßt sich durch die höhern Löhne und den scheinbar müheloſen Erwerb verleiten, irgend eine passende oder unpassende Stellung für die Ausstellungsmonate anzunehmen, und wer es da erst einmal dazu gebracht hat, „Fräulein" zu sein, ist natürlich nachher für jeden Dienst unbrauchbar. Wie es übrigens um den müheloſen Erwerb steht, zeigen die Klagen mancher Verkäuferinnen, die Tag für Tag, auch Sonntags, von 10 Uhr morgens bis 10, 11, ja 12 Uhr nachts in Treptow beschäftigt sind.

Der Verkehr von und nach Treptow hat sich, dank den großen Um- und Neubauten, die die Stadt- und Ringbahn nicht gescheut hat, besser gestaltet, als man nach den Erfahrungen der landwirtschaftlichen Ausstellung vom Jahre 1894, die ja auch im Treptower Park hauste, befürchten mußte. Fremde mögen zwar oft genug über Überfüllung klagen, der Berliner aber ist ja auf der Stadtbahn durch jahrelange Gewohnheit, ganz gegen seine sonstige Natur, so geduldig geworden, daß er Kupees, die „nur" mit 14 bis 18 Personen gefüllt sind, als völlig normal ansieht. Übrigens ist es doch klar, daß es bei derartigen Massenanhäufungen, namentlich des Abends, selbst bei idealen Verkehrsverhältnissen ohne Gedränge und Stockungen nie abgehen wird. Die Stadtbahn hat sich bis jetzt, abgesehen von der Zugüberfüllung, die namentlich in der zweiten Wagenklasse sonderbar genug anmutet, glänzend aus der Affäre gezogen. Verkehrsstockungen, wie sie in frühern Jahren zu den ganz gewöhnlichen Sonntagsereignissen gehörten, und wobei manchmal Verspätungen bis zu einer halben Stunde, viertelstundenlanges Liegenbleiben auf der Strecke, Absperren der Bahnsteige u. dergl. vorkamen, sind bis jetzt nicht vorgekommen. Zu bedauern ist es, daß das Hochbahnprojekt von Siemens und Halske, obwohl es seit dem Jahre 1891 fertig ist, auf dem Instanzenweg eingefroren ist. Die Hochbahn hätte die Stadtbahn entlastet und dem Potsdamer und Halliſchen Thorviertel eine ausgezeichnete Verbindung nach Treptow geboten. So sind diese Stadtteile auf die Pferdebahnen und die elektrischen Bahnen angewiesen. Aber soviel Linien es auch sind, sie genügen zusammen mit Omnibussen und



Digitized by Google

Kremsern bei weitem nicht. Hier sind anfangs bedauerliche Störungen vorgekommen; bei der Benutzung eines Gleises durch mehrere elektrische und Pferdebahnen ist ja immer ein großer Teil der Linien lahmgelegt, wenn ein einziger Wagen stecken bleibt. Die Dampfer kommen, so zahlreich sie auch sind, namentlich des Abends den riesigen Massen gegenüber nicht in Betracht. Dem Fremden kann, besonders da eine Wagenfahrt durch den Osten Berlins trotz des guten Pflasters oder vielmehr Asphalts nicht als Genuß angepriesen werden kann, dringend zu einer Dampferfahrt geraten werden, schon damit er einmal der Stadtbahn entrinnt, die natürlich nicht durch die glänzendsten Teile der Hauptstadt gelegt werden konnte.

Um noch die vielumstrittene Platzfrage zu streifen, so ist durch diese Ausstellung schlagend bewiesen, daß der Treptower Park ein großartiges Terrain ist und auch für eine Weltausstellung groß genug gewesen wäre. Nur schade, daß die Zufahrtstraßen, außer der Spree selbst, so wenig schön sind. Läge der Treptower Park im Westen, dort, wo das vielgenannte Witzleben liegt, so hätte Berlin einen geradezu idealen Ausstellungsplatz. Abgesehen davon, daß der Stadtbahnverkehr dorthin leichter zu bewältigen gewesen wäre, da er nur die gerade Strecke der eigentlichen Stadtbahn, nicht, wie bei Treptow, auch die Ringabzweigung zu befahren gehabt hätte, führen nach dem Westen so schöne Zufahrtstraßen, und zum größten Teil durch die schönsten Stadteile und den Tiergarten, daß sich der Wagenverkehr hier ganz anders entwickelt hätte. Aber der Park von Witzleben ist, das wird wohl jetzt auch seinen begeistertsten Anhängern klar geworden sein, mit seinem verschlammten See und mit allem verfügbaren umliegenden Terrain, wenn man nicht gerade über die Ringbahn nach den Westender Höhen hinauf will, viel zu klein für solche Veranstaltungen. Die Westender Höhe leidet aber ebenso wie das Tempelhofer Feld an Wassermangel, der Grunewald liegt zu weit ab und ist auch kaum geeignet, und damit wäre die Zahl der verfügbaren Plätze, wenn man nicht ein beliebiges Stück freies Feld nehmen will, so ziemlich erschöpft.

Für die Zukunft ist also die Platzfrage wohl ein für allemal zu Gunsten von Treptow entschieden, und wenn es auch zu bedauern ist, daß dort nicht schon jetzt eine deutsch-nationale Ausstellung entstanden ist, so wünschen wir doch der Berliner Gewerbeausstellung in jeder Beziehung einen vollen Erfolg. Ist auch für dieses Jahrhundert der Anschluß verpaßt, so wird doch sicher, wenn wieder einmal von einer großen Ausstellung in Deutschland die Rede ist, der Treptower Park sie erleben. Möge es dann eine nationale, wenn nicht eine Weltausstellung sein, die dem auf dem Gebiete des Ausstellungswesens herrschenden Unfug der Zersplitterung einmal ein Ende macht.

Digitized by Google

# Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges

Von Julius Franz

In der neuern Geschichte giebt es kaum eine schwierigere, aber auch reizvollere Aufgabe für den Forscher, als die Untersuchung über Friedrichs des Großen staatsmännischen Charakter und den Ursprung des siebenjährigen Krieges. Die Phantasie und den Scharfsinn zahlreicher Geschichtsforscher hat sie seit länger als einem Jahrhundert in eifriger Bewegung erhalten, und immer ist sie von neuem in Angriff genommen worden. Aber während sich zahlreiche andre Fragen der neuern Geschichte bei dem Gegensatz der Interessen und Leidenschaften, die dabei mitzuspielen pflegen, kaum zu allgemeiner Zustimmung durchzuringen vermochten, hat sich über die Entstehungsgeschichte des siebenjährigen Krieges, namentlich seit Öffnung der Berliner, Wiener, Pariser und Moskauer Archive allmählich eine allseitig anerkannte Meinung gebildet. Von deutschen und österreichischen, von französischen und russischen Geschichtschreibern, von Ranke, Koser und Naudé, von Arneth, dem Biographen Maria Theresias, und von Beer, von dem Herzog von Broglie und von Martens, dem Verfasser der „Geschichte der russischen Diplomatie," ist die Geschichte des Ursprungs des großen Kampfes erforscht worden, und alle sind einmütig zu der Ansicht gekommen, daß König Friedrich dem ihm von Österreich, Rußland und Frankreich drohenden Vernichtungskampfe, von dessen Plan er im allgemeinen unterrichtet war, durch seine plötzliche Schilderhebung im Jahre 1756 habe zuvorkommen wollen, nach dem alten bewährten Grundsatze, daß die beste Verteidigung der Angriff ist.

Dagegen ist die Beurteilung der Thätigkeit des Staatsmanns Friedrich lange Zeit zu keiner Stetigkeit gelangt. „Das Leben des Genius ist immer geheimnisvoll, selten erscheint es so schwer verständlich, wie in dem unerschöpflichen Reichtum dieses Geistes." Von der Revolution achtlos verworfen, von den großen Reformern von 1807/8 hart bekämpft, weil sie seine gewaltige Erbschaft nicht anerkennen wollten, die Erbschaft der verwegnen Staatsbildung, die sich ohne die belebende Kraft des Genies nicht zu behaupten vermochte — ist der Träger des alten Systems erst vom Liberalismus, von dem hochbegabten

Digitized by Google

Schotten Thomas Carlyle wieder gewürdigt worden. Aber erst unsrer Zeit war es vorbehalten, das Wirken des Königs ganz zu erkennen und ihm auch als Vertreter des Merkantilsystems volle Gerechtigkeit zu teil werden zu lassen.

Kaum aber war das Andenken des Vielgeschmähten, Vielbefehdeten in seiner ganzen Fülle und Kraft, wie es einst den bewundernden Zeitgenossen erschienen war, wiederhergestellt, da trat auch schon das Widerspiel ein. Man begann der harten, rücksichtslosen preußischen Art und der Einseitigkeit der kleindeutschen Geschichtschreibung, die in Johannes Gustav Droysen und Max Duncker ihre glänzendsten Vertreter gefunden hat, inne zu werden — eine natürliche Folge der Erfüllung der nationalen Gedanken und Bestrebungen, denen der geheimnisvolle Alte noch als ein geheiligtes Symbol gedient hatte — und trat nun mit scharfem Widerspruch der ältern Verherrlichung oder, wie man es nennt, der „preußischen Legende" entgegen. Der lauteste Wortführer, der entschiedenste Vorkämpfer dieser, namentlich in jüngern Forscherkreisen gepflegten Richtung ist Max Lehmann, der Verfasser der Biographie Scharnhorsts.

In seinem kürzlich erschienenen Buche: „Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges" hat es Lehmann unternommen, „die bisher allgemein geltende Ansicht, König Friedrich habe den siebenjährigen Krieg nur aus Notwehr begonnen," umzustürzen, „energisch, straff, knapp, mit einer langen Kette wohlgepflegter Beweise, die er mit apodiktischer Gewißheit aneinander reiht." Lehmann behauptet, Friedrich habe sich im innersten Herzen mit Eroberungsabsichten getragen und mit Freuden die günstige Gelegenheit des preußenfeindlichen Bündnisses ergriffen, um den Krieg zu beginnen. Er bestätigt zwar die österreichischen Angriffspläne, leugnet aber, daß der Dreibund vollendet gewesen sei, ja daß er überhaupt zu stande gekommen wäre, wenn nicht der unvorhergesehne Angriff des Königs die letzten Hindernisse beseitigt hätte. Zweck und Ziel sei für ihn die Eroberung von Sachsen und Westpreußen gewesen.

Bei der Beurteilung des Lehmannschen Buches handelt es sich um nichts geringeres als um die Beantwortung der Frage, ob die Auffassung von Friedrichs staatsmännischem Charakter wiederum von Grund aus umgestürzt werden, ob das Gesamturteil über die Beweggründe des Königs im Jahre 1756 endgiltig aufgegeben werden müsse, und ob die Methode der Quellenbenutzung, der psychologischen Auffassung, wie sie hier an einem großartigen Beispiel angewendet worden ist, als richtig anerkannt werden könne. Und es handelt sich weiter um das unbestreitbare Recht der Geschichtswissenschaft auf die Veröffentlichung der wichtigsten Aktenstücke über die vaterländische Geschichte, um Fragen der „wissenschaftlich persönlichen Diskussion, ihrer Formen und ihrer Sittlichkeit." Wahrlich Gründe genug, die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf diesen Gegenstand zu lenken. Hören wir zunächst den Verfasser.

Digitized by Google

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war in den brandenburg-preußischen Gebieten das absolute monarchische Prinzip bereits mit vollster Strenge durchgeführt. Von selbständigen Organen neben dem Königtum war nicht mehr die Rede, insbesondre war das dürftige Steuerbewilligungsrecht der Stände beseitigt oder hatte wenigstens keinerlei politische Bedeutung mehr. Im ganzen Lande herrschte nur der Wille des Königs, der durch einen nur von ihm allein abhängigen, hingebenden, gewissenhaften Beamtenstand unbedingt zur Ausführung gebracht wurde.

Friedrichs erste Aufgabe nach dem Dresdner Frieden war, den durch die Kriege erschöpften Staatsschatz wieder zu füllen. „Er war der Ansicht, daß der Staat den Bedarf für vier Feldzüge, jeden zu fünf Millionen Thaler gerechnet, vorrätig haben müsse.“ Der sparsame, umsichtige Geist, der des Königs Finanzverwaltung beherrschte, brachte es unter strenger Wahrung des Grundsatzes, niemals die ganze Jahreseinnahme zu verbrauchen, dahin, daß er bereits im Jahre 1756 über 16350000 Thaler verfügte. An Kriegsbedarf aller Art, Waffen, Munition, Uniformen, waren zu derselben Zeit so viel Vorräte aufgehäuft, daß die Armee fast verdoppelt werden konnte, während in zahlreichen, in den Festungen und längs der großen Flüsse angelegten Kriegsmagazinen ungeheure Proviantmassen angesammelt waren.

Den Festungen war in der damaligen Kriegskunst eine weit wichtigere Rolle zugeteilt als in unserm Zeitalter des Dynamits und Melinits, und es „kennzeichnet die Weltlage, wenn der König keine seiner Landschaften so stark verwahrte wie Schlesien.“ Hier war bis zum Jahre 1755 eine doppelte Reihe von Festungen — Kosel, Neiße, Glatz, Schweidnitz, Brieg, Breslau, Glogau — teils ausgebaut, teils neu angelegt worden.

Nachdem Friedrich der Sorge um die Sicherung Schlesiens enthoben war, ging er eifrig daran, neue Regimenter zu errichten, wobei die von Friedrich Wilhelm I. geschaffne Grundlage des Werbe- und Kantonsystems mit seiner Enrollirung, Beurlaubung und jährlich wiederkehrenden Exerzierzeit beibehalten wurde. Unausgesetzte Übungen und Musterungen, eine eiserne Mannszucht und ein tüchtiges Offizierkorps machte die preußische Armee zur schlagfertigsten Europas.

Mit einem solchen Heerwesen konnte die österreichische Armee keinen Vergleich aushalten. Zwar hatte Maria Theresia gleich nach dem Erbfolgekriege ein gleichförmiges Exerzierreglement, wie es die preußische Armee längst hatte, ausarbeiten lassen, wonach die Truppen jährlich zwei Monate in besondern Lagern ausgebildet werden sollten; aber es fehlte an dem wichtigsten: an der einzuübenden Mannschaft. Die Regimenter hatten sich vollzählig zu erhalten gesucht durch Werbungen im Lande und im Reiche. Hauptsächlich waren es aber doch immer wieder die Stände gewesen, die wie die Steuern so auch die Mannschaften hergeben mußten. Aber das alles reichte nicht aus, die Armee

Digitized by Google

zu ergänzen, um so weniger, als die durch Werbungen außerhalb der Landesgrenze beschafften Rekruten höchst unzuverlässige Leute waren. Liefen doch von den im Sommer 1749 angeworbnen 20000 ausländischen Rekruten nach kurzer Zeit mehr als 15000 wieder davon.

Daß solche Notbehelfe in einem Kriege mit Preußen, das durch seine Kantonverfassung ein entscheidendes Übergewicht hatte, nicht ausreichend waren, lag auf der Hand. Man kam daher auf den Gedanken, eine Nationalmiliz aufzustellen, die im Kriegsfalle sofort von den regulären Infanterieregimentern übernommen werden könnte. Diese Milizsoldaten sollten in den Monaten April, Mai, Juni und November, „wo der Landmann am wenigsten durch seinen Beruf in Anspruch genommen wird, auf bequem gelegnen Plätzen, jedoch nur an Sonn- und Feiertagen von Offizieren und Unteroffizieren der benachbarten Garnisonen in den Kriegsexerzitien unterwiesen werden. Nachlässigkeit und Widerspenstigkeit sollten wie bei der Armee, niemals aber mit Arrest bestraft werden; den Offizieren ihrerseits wurden Strafen angedroht, wenn sie nicht alle Moderation gebrauchten. Für die Ausfüllung aller in Kriegs- und Friedenszeiten entstehenden Lücken hatten die Stände zu sorgen." Aber es fand nicht eine einzige Übung der Miliz statt. Zur Annahme „selbst dieser abgeblaßten Kopie des preußischen Militärsystems" war der österreichische Staat nicht imstande. Es folgten dann neue Verhandlungen mit den Ständen der deutschen Erblande. Aber obwohl die Stände endlich die geforderte Rekrutenlieferung bewilligten, zeigte doch die österreichische Infanterie beim Ausbruch des Krieges von 1756 einen Ausfall von 8 Prozent.

Ebenso traurig stand es mit den österreichischen Finanzen. Während Preußen so gut wie keine Schulden hatte und aus den Überschüssen der Grundsteuern, der Domänenpacht und der Accise nicht nur seine großartigen militärischen Aufwendungen bestreiten, sondern auch den Schatz füllen konnte, hatte Österreich nichts von ähnlichen Einrichtungen aufzuweisen, seine Staatsschuld belief sich im Jahre 1755 auf 118 Millionen, und ihre Verzinsung nahm die Erträge ganzer Verwaltungen in Anspruch. Das Heer blieb auf Kontributionen angewiesen, bei dem Partikularismus der Provinzen und ihrer Stände eine unzuverlässige, spärlich fließende Quelle. Die Folge war, daß die Truppen und die vorhandnen Festungen nur notdürftig ausgerüstet werden konnten.

Bei dieser Lage ist es begreiflich, daß die österreichischen Staatsmänner daran verzweifelten, allein mit den Kräften ihres Gemeinwesens den König von Preußen zu bewältigen. Sie suchten daher nach Bundesgenossen. Der Staatskanzler Kaunitz, der damals die österreichischen Geschicke lenkte, wandte sich zuerst an Rußland und fand dort freundliches Entgegenkommen. Zwar war das Moskowiterreich bisher in vielen Fragen der auswärtigen Politik, insbesondre hinsichtlich Schwedens und Polens, mit Preußen zusammengegangen. Als aber der große König mit Frankreich ein Bündnis schloß, das Rußland

Digitized by Google

überall entgegenarbeitete, und einem Angriff Schwedens auf Rußland gelassen zuschaute, trat die russische Kaiserin Elisabeth aus Besorgnis, daß der ehrgeizige und unersättliche König jetzt die Absichten seiner Vorfahren auf Kurland und das polnische Preußen verwirklichen werde, auf Österreichs Seite und erbot sich, alsbald 80000 Mann gegen Preußen mobil zu machen und die Waffen nicht eher niederzulegen, „bis sie das Königreich Preußen, Maria Theresia Schlesien und Glatz erobert habe."

Merkwürdigerweise zeigte aber Kaunitz keine Eile, den angetragnen Bündnisvertrag zu verwirklichen, sondern er erließ an den Gesandten Grafen Esterhazy unterm 22. Mai 1756 eine Note mit der Anweisung, die russischen Rüstungen zu hintertreiben. Das halbbarbarische Land mit einem wollüstigen, eiteln, trägen, unfähigen Weibe an der Spitze, mit seinen ewigen Palastrevolutionen, mit seinem liederlichen, bestechlichen Beamtentum — stand doch sogar der Großkanzler Bestuscheff im englischen Solde —, seinen schwachen finanziellen Hilfskräften, dem schwerfälligen Mechanismus seiner Armee schien dem gewiegten Staatsmanne nicht ausreichend, mit seiner Hilfe allein den Kampf gegen Preußen erfolgreich zu bestehen. Erst im Bunde mit einer dritten Macht, mit Frankreich, glaubte er des Erfolges sicher zu sein.

Frankreich hatte in dem damaligen europäischen Völkerkonzert unbedingt eine einflußreiche, wenn nicht die tonangebende Stellung. Der französische Diplomat und der französische Kaufmann hatten im osmanischen Reiche die führende Rolle. „In Italien hielten die Bourbonen dem Hause Habsburg-Lothringen mit Erfolg das Gegengewicht." Schweden war den Franzosen verpflichtet; in Polen stand die Wahl eines französischen Prinzen zum Könige bevor, und in Deutschland „hatten sich religiöser wie politischer Protestantismus nur behauptet mit Frankreichs Hilfe." Friedrich selbst glaubte mit Frankreich unlösbar verbunden zu sein; nannte er doch Elsaß-Lothringen und Schlesien zwei Schwestern, von denen die eine den König von Preußen, die andre den König von Frankreich geheiratet habe; bezeichnete er doch geradezu den Rhein als die natürliche Grenze Frankreichs. Zu alledem kam noch, daß Österreich durch die Besitzergreifung Belgiens, Mailands, Ungarns die französische Eifersucht erregt hatte. Bei dieser Lage der Dinge schien alles andre eher möglich zu sein, als ein Zusammengehen Frankreichs mit seinem alten Widersacher. Und in der That wurden auch die ersten Annäherungsversuche Österreichs abgelehnt.

Aber bald wurde der französische Hof durch die unzweideutige Hinneigung Friedrichs zu England, den Nebenbuhler Frankreichs zur See, umgestimmt. Durch die Konvention von Westminster (16. Januar 1756) verlegte der König den Franzosen den Zuzug zu der verwundbarsten Stelle des englischen Reichs, den hannoverschen Landen, während England auf den Beistand der Russen verzichtete. Darüber erzürnt, schloß der französische Hof mit Österreich den

Digitized by Google

Versailler Vertrag vom 1. Mai 1756, worin beide Mächte einander ihre europäischen Besitzungen verbürgten und sich im Falle eines Angriffs zur gegenseitigen Hilfeleistung verpflichteten. Alle weitergehenden österreichischen Forderungen, Frankreich für die Wiedergewinnung Schlesiens und die völlige Vernichtung Preußens zu gewinnen, fanden in Versailles kein Gehör. Man mochte dort nicht mit Unrecht fürchten, daß nach der Niederwerfung Preußens Österreich im Verein mit England seine Waffen gegen Frankreich kehren würde.

So war die Lage im Juni 1756. Wenn Friedrich jetzt zum Angriff vorging, so war Österreich, das mit seinen Bundesgenossen lediglich auf die Verteidigung angewiesen war, in der glücklichen Lage, die vertragsmäßigen Kontingente von ihnen zu fordern. Innigere Beziehungen zwischen den Bundesgenossen herzustellen, konnte es dem Kriege überlassen. Dennoch unterschätzte man in Wien keineswegs die Gefahr, die von Friedrich drohte. Man suchte ihm deshalb ängstlich jeden Vorwand zu einem Überfalle zu nehmen; hatte man doch sogar seit 1754 die herkömmlichen Übungslager in Böhmen und Mähren ausfallen lassen. Nichts deutete in Österreich auf einen bevorstehenden Krieg.

Da traf die Nachricht von Friedrichs Rüstungen ein.

Seit dem 17. Juni 1756 waren in Preußen verschiedne, zum Teil geheim gehaltene Maßregeln getroffen worden, die auf einen bevorstehenden Krieg hinzudeuten schienen: die Armirung der schlesischen Festungen, die Verproviantirung der Kriegsmagazine, der Remontenankauf, die Einberufung der Beurlaubten und der auf Werbung befindlichen Offiziere. Ende Juni waren 27 Infanterieregimenter, 4 Grenadierbataillone, 24 Kavallerie- und 7 Garnisonregimenter, also mehr als die Hälfte der ganzen preußischen Armee mobil. Nachdem schließlich noch die Artillerie und die Trainfuhrwerke bespannt waren, ließ der König die mobilen brandenburgischen und pommerschen Regimenter mit den Garnisonen wechseln, offenbar zu dem Zweck, ähnlich wie vor Ausbruch des Krieges 1744, durch Märsche und Gegenmärsche seine wahren Absichten zu verhüllen.

Auf die aus Preußen kommenden Nachrichten trat in Wien am 8. Juli eine Rüstungskommission zusammen. Da ein Einfall des Gegners durch sächsisches Gebiet augenscheinlich nicht zu besorgen war, so richtete die Kommission ihr Hauptaugenmerk auf die bedrohte schlesische Grenze. Da es an Festungen fehlte, sollten auf dieser Seite Lager gebildet werden. Aber es fehlte auch an Menschen und Pferden. Für die Herbeischaffung der Mannschaften sollten die Werbungen mit verdoppeltem Eifer betrieben und die Stände und der ungarische Landtag zur Rekrutenlieferung angehalten werden, Maßregeln, die, wie sich denken läßt, viel Zeit beanspruchten. Zunächst blieb nichts andres übrig, als aus den vierten Bataillonen jedes deutschen Infanterieregiments, die in den Garnisonen zurückblieben, die fehlenden Mannschaften der drei übrigen zu ersetzen.

Digitized by Google

So kam es, daß die ersten Marschbefehle erst am 16. Juli — also volle vier Wochen nach dem Beginn der preußischen Rüstungen — ausgefertigt werden konnten, und zwar auch nur an die böhmischen und mährischen Truppen und an fünf mobile ungarische Kavallerieregimenter. Alle andern Truppenkörper, wie die ober-, die nieder- und die innerösterreichischen, sowie die kroatischen, steiermärkischen und die Grenzregimenter, brachen erst weit später auf und langten zum Teil erst nach dem 15. September im Lager bei Kolin an. Und das alles war nur notdürftig ausgerüstete Infanterie und Kavallerie; für die Artillierie und den Train fehlte es damals noch an Pferden. Am 29. August verfügten die in Böhmen und Mähren zusammengezognen Truppen noch über kein einziges Geschütz, von Pontons und Brückenmaterial ganz zu schweigen. Wenn Friedrich damals — Ende August — zum Angriff vorgegangen wäre, hätte er Österreich einfach überrannt. Das ergeben die Protokolle der Rüstungskommission und die Berichte der österreichischen Generale „mit einer geradezu niederschmetternden Gewißheit."

Statt dessen verlangte der preußische Gesandte in Wien zu drei verschiednen malen Aufklärung über den Zweck der österreichischen Rüstungen. Die Anfragen, einer Kriegserklärung gleich, beschleunigten die österreichische Mobilmachung. Es wurden neue Regimenter, namentlich aus Ungarn, Italien und den Niederlanden, in Bewegung gesetzt. Aber erst Ende September war die Feldarmee wirklich schlagfertig und die Festung Olmütz einigermaßen armirt.

Unterdes waren die Verhandlungen mit dem französischen Hofe weitergeführt, aber die Teilnahme an einem Angriff auf Preußen — das sehnsüchtige Ziel aller österreichischen Bestrebungen — von Frankreich beharrlich abgelehnt worden. Nur für den Fall, daß Österreich angegriffen werden sollte, erklärte sich Frankreich bereit, nicht nur die vertragsmäßige Hilfe zu leisten, sondern es mit allen Kräften zu unterstützen. Noch am 20. August wußten die allmächtige Marquise von Pompadour und der Abbé Bernis, der vertraute „Günstling der Gunstdame," die beiden wärmsten Fürsprecher Österreichs, am Versailler Hofe mitzuteilen, der König werde sich nimmermehr an einem Angriffskriege gegen Preußen beteiligen.

So standen die Dinge, als Friedrich zum Angriff schritt. Nun drang Frankreich selbst auf den Abschluß eines engen Bündnisses mit Österreich, worauf am 1. Mai 1757 der zweite Vertrag von Versailles zustande kam, der die Zerstücklung Preußens und die Degradirung des Königs zum Marquis von Brandenburg zum Ziele hatte.

Der kühne Entschluß Friedrichs hatte auch die englische Partei in Petersburg lahmgelegt. Rußland trat in die Koalition ein, und „das System des österreichischen Staatskanzlers war fertig." Die habsburgische Hauspolitik feierte einen unvergleichlichen Triumph.

Die preußische Überlieferung über den Ursprung des siebenjährigen Kriegs



Digitized by Google

geht bis heute zurück auf das Geschichtswerk des großen Königs: Histoire de la guerre de sept ans, worin Friedrich die Ursache mit folgenden Worten schildert: La conjuration des puissances de l'Europe contre la Prusse était tout formée. L'impératrice-Reine, celle de Russie, les rois de France et de Pologne étaient d'accord et sur le point d'entrer en action, de sorte que le Roi n'en aurait eu ni un ami de moins ni un ennemi de plus — ferner auf die (übrigens erst 1856 bekannt gewordne) Schrift: Apologie de ma conduite politique, worin Friedrich seinen Angriff nach der Koliner Niederlage zu rechtfertigen sucht, und zwar im Widerspruch zu seinen eben angeführten Äußerungen; denn, so schreibt er hier, comment pouvais-je deviner, que la France enverrait 150000 hommes dans l'Empire? Comment pouvais-je deviner, que cet Empire se déclarerait que la Suède se mêlerait de cette guerre, que la France payerait des subsides à la Russie? ... La France n'avait aucun traité avec le roi de Pologne, aucune liaison ne l'obligeait à le secourir. ... Comment prévoir, que les larmes de la dauphine, les calomnies de la reine de Pologne et les mensonges de la cour de Vienne induiraient la France dans une guerre diamétralement opposée à ses intérêts politiques?

Wie verhält es sich nun mit dieser zweiten Darstellung? Enthält sie die ganze Wahrheit, oder kommt sie ihr nur näher als die „Geschichte des siebenjährigen Krieges"? Lehmann bejaht die zweite Frage. Zum Beweis zieht er gewisse Vergrößerungspläne Friedrichs heran. Trotz vieler friedlich und resignirt klingender Äußerungen, die von ihm überliefert sind, hat sich Friedrich doch mit mannichfachen Vergrößerungsplänen getragen. Schon während seines Küstriner Exils hatte er geäußert, daß die Erwerbung von Polnisch-Preußen, Schwedisch-Pommern, Mecklenburg und Jülich-Berg eine politische Notwendigkeit für Preußen sei. Mit Rücksicht auf die Eifersucht Frankreichs verzichtete er auf Erwerbungen im Westen und zog es vor, mit Frankreichs Hilfe Schlesien zu erobern. Kaum sah er sich in Schlesiens Besitz, so richtete er auch schon sein Augenmerk auf das nördliche Böhmen, das er in den Friedensverhandlungen von 1742 und beim Ausbruch des Krieges von 1744 von neuem begehrte. Auf Ostfriesland legte er so geringen Wert, daß er es schon 1741 gegen einen Teil von Mecklenburg vertauschen wollte und 1745 den Entschluß faßte, Emden an die Engländer zu verkaufen.

Welchen weitausschauenden Plänen aber seine Gedanken wenige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege nachjagten, erkennt man am besten „aus jener Urkunde, die unter allen Kundgebungen seines Genius wohl die großartigste ist, dem Politischen Testamente von 1752." Niedergeschrieben zu einer Zeit, wo sich der König dem Tode nahe glaubte, und an seine Nachfolger gerichtet, ist das Testament aufs lebhafteste von dem Gedanken durchdrungen, daß sich Preußen, trotz seines achtbaren Heeres und seiner trefflichen Finanzen, auf die Dauer in einer unhaltbaren Lage befinde. Dem zersplitterten Lande, dessen

Digitized by Google

schmale Glieder sich fast nach allen Himmelsrichtungen erstreckten, diesem Lande, „das nicht mehr Kleinstaat und noch nicht Großstaat sei," bleibe nur die Vergrößerung übrig. Er denkt dabei an Erbschaften und Eroberungen. Aber so wichtig Erbschaften sind, für ihn haben Eroberungen ein viel größeres Interesse, da sie „bestimmten, schwer empfundnen Mängeln abhelfen" sollen. Dazu aber sind Sachsen, Westpreußen und Schwedisch-Pommern ausersehen. Die Wichtigkeit und die höhere Wahrscheinlichkeit der Erwerbung ergiebt sich aus der Reihenfolge, in der die Länder aufgeführt werden.

Der König hat zwar diese Gedanken unter dem Titel: Rêveries politiques niedergeschrieben und hat die Eroberung Sachsens nur für den Fall als durchführbar bezeichnet, daß Österreich und Rußland durch einen Angriff Frankreichs, Sardiniens und der Türkei beschäftigt wären. Aber der Umstand, daß das „Politische Testament," das unter so seltsamen Eindrücken entstanden war, sich an die Nachfolger wendet, macht es begreiflich, „daß er die Empfehlung einer so grundstürzenden Eroberung, wie die von Sachsen es war, mit möglichst vielen Kautelen umgab." „Sich selber traute er schon etwas mehr zu." Von bloßen „Träumereien" kann insofern keine Rede sein, als Friedrich 1756 thatsächlich die in dem „Testament" verzeichnete Disposition für den Einmarsch preußischer Truppen in Sachsen ausgeführt hat.

Dieselben Gedanken bewegten den König, als er, vier Jahre nach der Niederschrift des Testaments, 1756 den Feldmarschall Lehwaldt anwies, nach Besiegung der Russen und Österreicher womöglich auf die Abtretung von ganz Westpreußen zu dringen. Außerdem ist ein Brief Friedrichs an seinen Bruder August Wilhelm vom 19. Februar 1756 bekannt, worin er von dem Vergnügen spricht, „Sachsen zu demütigen oder besser gesagt zu vernichten." In den vom König im Oktober 1759 gemachten Friedensvorschlägen aber wird die Herstellung des status quo als der schlimmste Ausgang für Preußen bezeichnet; lieber will er seine rheinischen Besitzungen den Franzosen, Ostpreußen den Russen überlassen, als auf Sachsen verzichten. Auch in dem „Politischen Testament" von 1768 kommt Friedrich wiederholt auf die Erwerbung Sachsens und dann Westpreußens zurück. (Die von ihm angeregte und 1772 durchgesetzte Teilung Polens verwirklichte in der That die zweite Hälfte seines Plans.) Damals legte er auch seine geheimsten Gedanken in dem Exposé du gouvernement prussien, des principes sur lesquels il roule, avec quelques reflexions politiques nieder. Da heißt es ausdrücklich: Cette acquisition est d'une nécessité indispensable, pour donner à cet Etat (Preußen) la consistance, dont il manque. Aber während er in dem „Testament" von 1752 Sachsen gegen das von ihm zu erobernde Böhmen eintauschen wollte, bezeichnete er jetzt seine rheinischen Besitzungen als genügendes Tauschobjekt.

Nach alledem steht fest, daß sich Friedrich im Jahre 1756 bei seinen Handlungen von jenen Vergrößerungsplänen hat beeinflussen lassen. Wenn

Digitized by Google

trotzdem keine größere Zahl annexionistischer Äußerungen des Königs aus dem Jahre 1756 bekannt ist, so liegt das besonders daran, daß Friedrich eifrig bestrebt war, seine Politik in undurchdringliches Geheimnis zu hüllen, seine ehrgeizigen Pläne vor der Mißgunst Europas zu verbergen, eine Kunst, die er in dem Exposé du gouvernement prussien ausdrücklich als eine der wichtigsten Bedingungen des Erfolgs bezeichnete.

Gegenüber diesen Gedanken des Königs sind andre Äußerungen aus dem Sommer 1756 kaum ernsthaft zu nehmen, so, wenn er erklärt, der Krieg sei Preußen aufgenötigt worden, Preußen könne in dem bevorstehenden Kampfe nichts gewinnen, „der Ehrgeiz sei auf die Dauer eine Tugend für Narren, und es sei wahnsinnig, dem Kriege den Vorzug zu geben vor dem Frieden."

Auch das gewaltige Bündnis von 1756 vermochte den König von seinen kriegerischen Plänen und Absichten nicht abzubringen. War doch das reiche England auf seiner Seite, dessen Unterstützung, wenn auch vor der Hand nicht ihm, so doch auch keinem seiner Feinde zustatten kam; war doch Frankreich, dessen Finanzen von Jahr zu Jahr mehr zerfielen, im Kampfe mit England! Überdies hoffte er, daß die von Frankreich den Österreichern gewährten Hilfstruppen genügend von einem englischen Korps in Schach gehalten werden könnten, ebenso wie eine englische Flotte in der Ostsee die russischen Streitkräfte zügeln würde, denen zum Überfluß noch das Korps Lehwaldt mit seinen 18 000 Mann gegenübertreten könnte. Als einzig gefährlicher Gegner blieb also Österreich. Und das gedachte er „total zu schlagen," wie er sich in der Lehwaldtschen Instruktion vom 27. Juli 1756 ausdrückte.

Diese Erwägungen setzten den König in jenen schweren Tagen, wo er einem furchtbaren Krieg entgegenging, in die heiterste Stimmung. Er lebte der festen Überzeugung, daß Preußen nichts zu fürchten habe, daß, „wenn nicht allzu große Dummheiten begangen würden, sein Vorhaben gelingen müsse."

Aber Friedrich ging ja zum Angriff über, erst nachdem er durch seine Anfragen in Wien den Österreichern kostbare Wochen zur Rüstung gegeben hatte. Da entsteht nun die Frage, wie diese militärisch unentschuldbare Handlungsweise zu erklären ist. Daß sich der König dadurch Aufklärung über die Absichten Österreichs habe verschaffen wollen, ist im Ernst kaum anzunehmen. Er kannte seine Gegner. Ebenso wenig ist daran zu denken, daß er, wie er nach seiner dritten Anfrage ankündigte, seine in Sachsen eingerückten Truppen zurückgezogen haben würde, „wenn Maria Theresia ihm die Versicherung gegeben hätte, daß sie ihn weder in diesem noch im nächsten Jahre angreifen wolle." Seine Absicht bei diesem „Frage- und Antwortspiel" war vielmehr die: seine Gegner in Mißkredit zu bringen. Je mehr er sie ins Unrecht setzte, desto leichter konnte er sich über die Ordnung des Reichs und die Satzungen des Völkerrechts erheben, um seine Absicht, Sachsen an sich zu reißen, durch-

Digitized by Google

zuführen. Dieses heiße Verlangen nach Sachsen „lähmte seine Offensive gegen Österreich und hinderte, daß in seinem Geiste so kühne strategische Pläne, wie er sie früher und später gehegt hat, Wurzel schlugen."

Nach dem Einmarsch in Sachsen forderte Friedrich den Kurfürsten August unter Versprechungen aller Art auf, sich ihm anzuschließen. Während der Verhandlungen schloß er das sächsische Lager bei Pirna ein, ohne den bei seiner notorischen Übermacht durchaus zweckmäßigen und erfolgreichen Versuch eines Sturmes zu wagen. Dies Verfahren hat allseitige Verurteilung erfahren, sowohl von anerkannten Heerführern (von Winterfeldt, von Napoleon, Boie) als von urteilsfähigen Historikern (Delbrück, Bernhardi), und es wäre wirklich unbegreiflich, wenn sich Friedrich eben nicht als den Herrn von Sachsen betrachtet hätte. Als solcher mußte er es verhindern, daß „seine alten und seine neuen Unterthanen einander zerfleischten." Hiermit im innigsten Zusammenhange steht auch die seltsame Idee, daß die gefangne sächsische Armee, abgesehen von den Generalen, „einfach in seinen Dienst zu treten habe," wozu er die Eidesleistung wenigstens bei den Mannschaften erzwang, eine Maßregel, die, wie Archenholtz sagt, in der Weltgeschichte ohne Beispiel ist und in des Königs eignem Lager als unerhört bezeichnet wurde. Wenn er dann weiter anordnete, bei den Rekrutirungen in Sachsen alle Ausschreitungen zu vermeiden, insbesondre keine angesessenen Leute zum Dienste zu pressen, so versteht sich solche „Vereinigung von Milde und Strenge bei einem Herrscher, der sich als Landesherr betrachtete," von selbst.

Auf Grund aller von ihm zusammengestellten Thatsachen kommt Lehmann zu dem Ergebnis: Es sind im Jahre 1756 zwei „Offensiven" gewesen, die sich begegneten: die der Kaiserin von Österreich, „gerichtet auf den Wiedergewinn von Schlesien, die Friedrichs auf die Eroberung von Sachsen und Westpreußen." Beide Mächte stritten für das Dasein ihrer Staaten. Auf der einen Seite gedachte man Preußen völlig niederzuwerfen, auf der andern hoffte man, das reichste und strategisch wichtigste Land der österreichischen Krone, die Lebensader des modernen Österreich, gegen Sachsen einzutauschen. Durch seinen Einmarsch in Sachsen beschleunigte Friedrich die im August 1756 noch unfertige Verbindung, die den österreichischen Angriff ins Werk setzen sollte, und „indem er seinen Absichten auf das sächsische Land und Heer einen allzu großen Raum gewährte," brachte er sich um den Vorsprung, den ihm die mustergiltige Organisation und Kriegstüchtigkeit seines Heeres gewährte.

Das Verhalten Friedrichs gegen Sachsen entsprach dem Geiste der Zeit. Alles schien ihm erlaubt, sobald es die Staatsräson erforderte. Allerdings mußte Sachsen, dessen Grenze sieben Meilen südlich von der Hauptstadt des preußischen Staates lag, „entweder Preußens Freund oder es durfte überhaupt nicht sein." Das zeigte sich besonders in den Jahren 1813/14, da es durch seine Beziehungen zu Frankreich aufs schwerste die Befreiungspläne gefährdete.

Digitized by Google

Die Annexion des ganzen Landes, die „die großen Deutschen im Rate Friedrich Wilhelms III." für unbedingt notwendig hielten, ist „die stärkste Rechtfertigung der Absichten Friedrichs," nur mit dem Unterschiede, „daß den damaligen Patrioten Deutschland über Preußen ging, während Friedrichs Herz nur für Preußen schlug."

Lehmann schließt sein geistvolles Buch mit persönlichen Angriffen auf Naudé, dessen Wissenschaftlichkeit und bona fides er — ohne stichhaltige Gründe — anficht, und den er zum Vertreter „einer tendenziös-preußischen Gesichtsphilosophie" stempelt. Er selbst stellt sich als den tugendhaften, tapfern Rächer der geschmähten, unglücklichen „antipreußischen Ketzerei" hin, deren ewigen Wahrheiten er gegen die „Legendengläubigen" zum Siege verholfen habe.

(Schluß folgt)

# Ein Preisausschreiben

Von Adolf Bartels

Im allgemeinen bin ich kein Freund von Preisausschreibungen, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens steht gewöhnlich der Preis in keinem Verhältnis zu der Arbeit, die dafür aufgewendet wird; wenn sich hundert um einen Preis bewerben, den nur einer erhalten kann, so ist das vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus eine ungeheure Arbeitsverschwendung, ganz abgesehen davon, daß die Preise gewöhnlich nicht besonders hoch sind. Zweitens kommt bei den Preisbewerbungen gewöhnlich nicht viel heraus, zumal wenn künstlerische Aufgaben zu lösen sind; auch der Künstler darf ja ein guter Geschäftsmann sein, aber das Schaffen in der ausgesprochnen Absicht, einen Gewinn zu erzielen, ist ohne Zweifel nicht das richtige, und nur in seltnen Fällen wird dabei etwas wertvolles entstehen. Drittens: die litterarischen Preisausschreibungen sind insofern geradezu verhängnisvoll, als sie die Zahl der schreibenden Menschen, die doch, weiß Gott, groß genug ist, noch bedeutend vergrößern; hat die Schriftstellerei schon im gewöhnlichen Lauf der Dinge eine verhängnisvolle Ähnlichkeit mit einem Glücksspiel, so wird sie durch die Preisausschreibungen ganz offen zu einem solchen gestempelt, und wer sich einmal an Tintenverschwendung gewöhnt hat, der kann meist nicht mehr davon lassen. Diese Mißstände und Folgen treten selbst bei Preisausschreibungen hervor, die durchaus ernsthafter Natur sind; meist aber ist ja ein Preisausschreiben, besonders ein litterarisches, weiter nichts als ein Versuch, billig zu ausgebreiteter Reklame zu kommen.

Digitized by Google

Dennoch sind Preisausschreibungen unter Umständen nötig. So möchte ich alle, die dem Kunstgewerbe dienen, ohne weiteres für zweckmäßig und nützlich halten, wogegen das eigentliche Kunstwerk, auch wenn es einem bestimmten Zweck dienen soll, wohl im allgemeinen besser bei dem sorgfältig zu wählenden Künstler bestellt wird. Litterarische Preisausschreibungen haben vor allem dann einen Zweck, wenn sich auf irgend einem Gebiet ein Mangel an bessern Erzeugnissen zeigt, oder wenn anzunehmen ist, daß viele gute Arbeiten einer bestimmten Gattung vorhanden, aber von ihren Verfassern nicht anzubringen sind. Die Schaffenslust anzuregen oder auf den Markt zu ziehen ist das Preisausschreiben noch immer eins der besten Mittel, und so wäre z. B. gar nichts dagegen zu sagen, wenn in Deutschland alljährlich ein Lustspielwettbewerb stattfände, oder wenn man, wie in Frankreich, Volks- und Jugendlitteratur durch Preise auszeichnete. Was im Überfluß erzeugt wird, soll man jedoch nicht noch züchten wollen, und so sind die Preisausschreibungen, die die beste Novelle, Erzählung oder Humoreske betreffen, durchaus vom Übel, aber sie überwiegen freilich, weil die Durchschnittszeitschriften eben die gewöhnliche Ware wollen.

Eine der bemerkenswertesten Preisausschreibungen der letzten Jahre war die der Buchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden): sie setzte tausend Mark für die beste Volkserzählung aus. Sowohl die im Vergleich zu dem gewünschten Umfang der Erzählung beträchtliche Höhe des Preises wie die Bestimmung des Werkes für den bekannten Kalender des Lahrer hinkenden Boten, der noch immer der verbreitetste deutsche Volkskalender ist und, da er ganz besonders stark von den Deutschen im Auslande, vor allem in Amerika gelesen wird, eine gewisse nationale Bedeutung hat, ließen erkennen, daß es sich hier um nichts weniger als um eine Reklame handelte. Es galt vielmehr, dem Kalender in den besten der eingesandten Erzählungen neuen vortrefflichen Lesestoff zuzuführen und zu erproben, wie es in Deutschland heute mit der volkstümlichen Erzählungskunst stehe. Daß es damit bei uns in den letzten Jahrzehnten bergab gegangen ist, leuchtet jedem, der unsre litterarischen Verhältnisse einigermaßen kennt, ohne weiteres ein. Man braucht nur einen einzigen Blick auf die heute alles beherrschende Tagespresse zu thun, um zu erkennen, daß für echte Volkstümlichkeit in ihr nirgends Platz ist; aber die höhere Litteratur kümmert sich im Grunde ebensowenig um das Volk, ist entweder, eingestandner- und uneingestandnermaßen, für die gebildete Damenwelt bestimmt oder, wie die naturalistische Litteratur, für engere, dem Volke völlig abgewendete Kreise, ja zum Teil internationalen Charakters. Daß das Volk in der Regel Gegenstand der „natürlichen" Darstellungen ist, ändert daran ganz und gar nichts. Wer möchte z. B. Hauptmanns „Weber" als Volkslitteratur bezeichnen, selbst wenn der Standpunkt, daß Volkslitteratur volksbildend sein soll, ein für allemal abzuweisen wäre? Aber vielleicht ist nach

Digitized by Google

einer besondern Volkslitteratur heute auch gar kein Bedürfnis mehr; wie es in Deutschland kaum eine volkstümlich gehaltene und geschriebne Zeitung giebt und das Bedürfnis nach einer solchen auch nirgends laut wird, so verzichtet das Volk selber vielleicht jetzt auch auf das volkstümlich geschriebne Buch, da es zu der Gesamtlitteratur Zutritt erlangt hat. Ich kann diese äußerst wichtige Frage hier nur flüchtig streifen. Daß die städtische Arbeiterbevölkerung, zum Teil durch die sozialdemokratische Presse und Litteratur erzogen, zum Teil im Banne der der Sensation dienenden Großstadtpresse, wenig Verlangen nach dem hat, was man sonst Volkslitteratur nannte und als solche pflegte, ist wohl klar; aber der kleinstädtische Handwerkerstand und die bäuerlichen Kreise sind jedenfalls noch für volkstümliche Schriften zu haben, und an sie wendet sich denn auch hauptsächlich der Kalender des hinkenden Boten. Da ich den Kalender früher einige Jahre mit redigirt hatte, so wurde ich bei dem Preisausschreiben jetzt mit zum Preisrichter ernannt. Wenn ich im Einverständnis mit der Verlagsbuchhandlung meine Erfahrungen hier zum besten gebe, so geschieht das in der Überzeugung, auf Grund eines verhältnismäßig großen Materials manches, was für die Litteratur der Gegenwart und die ihr dienenden charakteristisch ist, sicherer als es sonst möglich ist, feststellen zu können.

Ernsthaft zu nehmende Bewerbungen um den Tausendmarkpreis gingen nicht weniger als 310 ein, daneben noch eine ganze Anzahl „Kuriosa," Stilübungen ungrammatisch und unorthographisch schreibender Deutschen, vielfach auf einem Briefbogen hingeworfen. Da erzählte z. B. ein Bauer eine schöne Geschichte, die er irgendwo gehört oder gelesen hatte, in naivster Weise wieder und bat den Kalendermacher, sie in die richtige Form zu bringen; da berichtete ein Handwerker ein Ereignis seines Lebens und bat, da es ihm schlecht gehe, ihn doch bei dem Preise nicht zu vergessen; ein Krieger von 1870 teilte irgend ein Feldzugserlebnis mit und versicherte, daß es nach der Aussage aller seiner Freunde „äußerst interessant" sei; ja auch der dem Zeitungsredakteur wohlbekannte harmlose Verrückte fehlte nicht und sandte vollständig blödsinnige Verse. Diese Kuriosa waren bald ausgeschieden. Die Schwierigkeit begann erst, als es unter den übrigbleibenden 310 Manuskripten das Gute und Schlechte zu sondern galt. Fragen wir aber zuerst: Wer waren die Einsender?

Da taucht zunächst die Geschlechterfrage auf. Im allgemeinen nimmt man heute an, daß die schreibende Weiblichkeit in der Durchschnittslitteratur überwiege. Das scheint aber nach unserm Material eine falsche Annahme zu sein. Ganz genau ist das Verhältnis von Mann und Weib in solchen Fällen ja nicht festzustellen, da die Frauen mit Vorliebe männliche Verhüllungen wählen, und wenn sie nur ihren Vornamen nicht ausschreiben, auch die Handschrift sie nicht immer verrät; aber annähernd genau kann ich es doch angeben. Soweit ich es übersehen konnte, rührten unter den 310 Arbeiten 125 bis 140

Digitized by Google

von Frauen her, also 40 bis 45 Prozent; und das mag für die belletristische Litteratur in der That das richtige Verhältnis sein. Sehr wichtig wäre es ferner, zu wissen, wer von den Einsendern Schriftsteller von Beruf war und wer nicht. Das festzustellen ist noch schwieriger, als die Feststellung des Geschlechts, da natürlich lange nicht alle Bewerber ihren Beruf angegeben hatten, auch nicht in Kürschners Litteraturkalender standen, der übrigens auch die Dilettanten bringt; als „langjähriger" Redakteur hat man aber eine leidliche Schriftstellerkenntnis, und so fand ich gegen 60 mir bekannte oder durch den Zusatz Schriftsteller oder Redakteur bezeichnete Namen, darunter 10 ziemlich allgemein bekannte, selbst berühmte. Der Rest von 250 stellte also doch wohl die Masse der Dilettanten dar, von denen freilich manche unzweifelhaft talentvoll und solche waren, die nicht Dilettanten bleiben werden, wenn sie Gelegenheit finden, ihr Talent geltend zu machen. Sehr stark waren unter den Bewerbern die Lehrer, akademisch wie seminaristisch gebildete, vertreten, ich zählte 26, es mögen aber noch mehr gewesen sein, da der Doktortitel (fünfzehnmal angegeben) sicher manchen Pädagogen verbarg. Lehrerin nannten sich nur 4 Frauen; zweifellos waren viel mehr darunter. Pastoren fand ich 8. Der Adel deutscher und auch polnischer Nation war mit einigen zwanzig Bewerbern und Bewerberinnen vertreten, darunter waren einige gute märkische Namen. Der Merkwürdigkeit halber seien als Bewerber und Bewerberinnen noch aufgezählt: 1 Hoftheaterdirektor und 1 Königliche Hofschauspielerin, 2 Pensionatsvorsteherinnen, 1 Chanoinesse, 1 Stiftsdame, 1 Frau Geheimrat, 1 Frau Landgerichtsrat, 1 Stadtrat, 1 Königlicher Rechnungsrat, 1 Revisor bei einer Staatsbahnengeneraldirektion, 1 stud. phil., 1 cand. med., 1 K. K. Militärbeamter a. D., 1 Feldwebelleutnant d. L., 1 Buchhändler, 1 Bildhauer, 1 Gastwirt — das ergiebt eine recht bunte Musterkarte deutscher Schriftsteller. Der Landesangehörigkeit nach kamen auf Preußen 123 Einsender, Berlin lieferte 18, das übrige Brandenburg 10, Pommern 8, Ostpreußen 3, Westpreußen 6, Posen 1, Schlesien 11, Provinz Sachsen 11, Schleswig-Holstein 5, Hannover 16, Westfalen 3, die Rheinprovinz 15, Hessen-Nassau 14; auf Baiern kamen 31, auf das Königreich Sachsen 33, auf Württemberg 8, auf Baden 31, auf das Großherzogtum Hessen 6, auf Elsaß-Lothringen 13, auf das übrige deutsche Reich 28, auf Österreich 19, auf die Schweiz 9, auf das übrige Ausland 1. (Wenn das nicht die Zahl 310 ergiebt, so liegt das daran, daß manche Bewerber mehrere Einsendungen gemacht hatten.) Man sieht, es hatte sich ganz Deutschland an dem Wettbewerb beteiligt; die Zahlen für die einzelnen Länder werden im ganzen für deren litterarische Betriebsamkeit bezeichnend sein. So ist es sicher bezeichnend, wenn die alt- und reindeutschen Lande Westfalen, Schleswig-Holstein und Württemberg nur schwach, Berlin-Brandenburg, das Königreich Sachsen mit Leipzig und Dresden und Baiern mit München besonders stark vertreten sind, Sachsen am allerstärksten. Daß Baden so viele Bewerbungen



Digitized by Google

sandte, erklärt sich selbstverständlich daraus, daß in ihm der Kalender zu Hause und am meisten verbreitet ist; die verhältnismäßig große Zahl von Bewerbern aus Elsaß-Lothringen muß man zum Teil auf Rechnung des (auch in französischer Zeit nie ganz erloschenen) freundnachbarlichen Verhältnisses des Elsasses zu Baden setzen, man kann aber auch eine Gewähr des dort erstarkenden Deutschtums darin sehen.

Und nun zu den Erzählungen selbst. Man glaubt mir aufs Wort, wenn ich versichere, daß schreckliches Zeug dabei war. Zumal einige Frauenzimmer hatten schauderhafte Dinge geleistet, aber auch viele der bessern Leistungen stammten von Frauen, ja hier schienen sie die Männer fast zu überwiegen. Zunächst mag eine stoffliche Einteilung der Arbeiten versucht werden. Mindestens ein Viertel sämtlicher Einsendungen waren Dorfgeschichten, und zwar die Mehrzahl nach dem Rezept: Ein armer Bursch liebt ein reiches Mädchen oder ein reicher Bursch ein armes; der hartherzige Vater des wohlhabenden Teils will nicht — da geschieht etwas schreckliches, und nun will er. Das in irgend welchem Lokalkostüm, das aber in der Regel nicht echt ist, dargestellt und mit möglichst viel falscher Sentimentalität vorgetragen, und die Dorfgeschichte ist fertig. Doch fanden sich daneben auch Dorfgeschichten, die ohne Zweifel der Beobachtung der Wirklichkeit entstammten, selbst solche, die schon die Technik der naturalistischen Kunst, die bei der Dorfgeschichte immerhin etwas wert ist, zur Darstellung verwandten. Aus den verschiedensten Gegenden unsers Vaterlandes waren Erzählungen gekommen, die das deutsche Volk wirklich bei der Arbeit zeigten, und die Gesamtheit der Einsendungen, die städtische Stoffe behandelnden eingeschlossen, bot doch ein so umfangreiches und vielseitiges Bild deutschen Lebens, daß ich es nicht bereue, mich durch den ganzen Haufen durchgearbeitet zu haben. Sind auch die Alpenländer mit ihrer großartigen Natur und ihrem romantischer als das der Ebne ausschauenden Volk noch immer der beliebteste „Spielplatz" der Dorfgeschichte, man wagt sich doch jetzt auch in Gegenden, die früher für „uninteressant" galten, und ich entsinne mich, von den Bewohnern des mährischen Gebirgsrandes, von den biedern Sachsen des Elbsandsteingebirges, den Bauern der ostdeutschen Ebne, Brandenburgs und Schlesiens, denen der schwäbischen Alp, des pfälzischen Westrichs und der Eifelgegend, um nur einzelnes hervorzuheben, mehr oder minder anschauliche Lebensdarstellungen gelesen zu haben, oft unter trefflicher Behandlung der Mundart. Es ist der im allgemeinen nun doch geschärfte soziale Blick, die Teilnahme an sozialen Fragen, die die Dorfgeschichte auffrischt, und geschieht das nicht in der thörichten Weise, daß man nun ebenso klägliche bäuerlich-sozialistische Armeleutbilder malt, wie man städtische und solche aus den Industriegegenden schon lange gemalt hat, so ist das gewiß nur freudig zu begrüßen. Die deutsche Litteratur sollte zu jeder Zeit auch ein treues Bild des Sonderlebens sämtlicher deutschen Stämme (und Gott sei Dank, die meisten

Digitized by Google

sind noch Bauernstämme) liefern, und zwar so, daß das Volk selbst seine Freude daran hätte, ohne daß der Gebildete die Kunst vermißte. Bisher hat sie das nur zum Teil gethan, aber in Jeremias Gotthelf, Otto Ludwig, Klaus Groth, Reuter, Anzengruber, Rosegger sind die großen Muster vorhanden.

Ein weiterer Teil der Erzählungen warf sich dann geradeswegs auf die sozialen Fragen, wozu eine Wendung des Preisausschreibens aufgefordert hatte. Ihre Zahl ist nicht genau zu bestimmen, da sehr viele Verfasser ihren Arbeiten, die sich im Kern von der gewöhnlichen belletristischen Dutzendware nicht unterschieden, sozusagen ein soziales Mäntelchen umgehängt oder dem alten Rock irgendwo einen sozialen Flicklappen aufgesetzt hatten. Ich fand Erzählungen gegen den Streik, gegen die Politisirerei und das Wirtshausleben der Arbeiter, gegen das zu frühe Heiraten, gegen die Verführung der Töchter des Volks, gegen die Verdrängung des seßhaften Bauernstandes durch die städtische Kultur, gegen die Elterneitelkeit und das Protzentum überhaupt, für die Gewöhnung der Töchter besserer Stände an wirkliche Arbeit und die Herabstimmung der Lebensansprüche im allgemeinen, für eine vernünftigere Jugenderziehung, namentlich auch zur Handfertigkeit — die Tendenz trat mehr oder minder deutlich hervor, und die Handlung, auf die es bei einer Volkserzählung zunächst ankommt, war mehr oder minder unbedeutend. Die elendesten Erzählungen waren leider die gegen die Sozialdemokratie gerichteten; da wurde regelmäßig ein braver Arbeiter von den verruchten Agitatoren mit Hilfe des Branntweins verführt, aber dann durch seine wackere Frau mit Hilfe eines edeln Menschenfreundes, der oft der Fabrikherr selber war, gerettet; die sozialdemokratische Gesinnung verendete unter dicht herabsausenden Gemeinplätzen. Manche der Kämpen für Ordnung und Sitte zeigten eine unglaubliche Beschränktheit, auch keine Ahnung, daß die soziale Bewegung unsrer Zeit naturgemäß erwachsen ist und, wie sie trotz aller sozialdemokratischen Mundfertigkeit nicht von Phrasen lebt, auch nicht mit Phrasen totzumachen ist. Glücklicherweise waren aber doch auch einige Einsendungen da, die, ohne darauf auszugehen, etwas tendenziös zu empfehlen oder zu bekämpfen, soziale Verhältnisse anschaulich darstellten und klare Lebensanschauungen der Verfasser verrieten, also wohl imstande waren, in sozialem Sinne günstig zu wirken. Ich habe etwa ein halbes Dutzend gezählt; das ist nicht viel, aber doch etwas. Im Anschluß hieran kann ich gleich ein weiteres halbes Dutzend Arbeiten erwähnen, die nicht Erzählungen, sondern offenbar Selbstbiographien oder Stücke von solchen waren und meist schilderten, wie sich jemand aus sehr engen Verhältnissen emporarbeitet. Sie konnten für den Preis nicht in Betracht kommen, da sie schriftstellerisch meist nicht sehr geschickt, auch keine Erzählungen waren, aber an wirklich fesselndem Inhalt übertrafen sie unbedingt die Mehrzahl der Erzählungen, und es wäre eine hübsche Idee, dergleichen Arbeiten aus den verschiedensten Ständen und den verschiedensten Gegenden unsers Vaterlandes

Digitized by Google

zu sammeln und herauszugeben. Ein wenig nachbessern müßte man, aber es giebt Leute genug, die, was sie erlebt und erfahren haben, einfach und ansprechend niederschreiben können. Wenn nur die Schriftstellereitelkeit nicht überall in der Luft läge!

Das Jahr 1895, das Jubiläumsjahr des großen Krieges, hatte natürlich manche Bewerber auch bewogen, Kriegsepisoden zu behandeln; es mag dies in reichlich einem Dutzend Fällen geschehen sein. Zwei oder drei dieser Erzählungen taugten etwas, die richtige Stimmung des Jahres 1870 brachte keine heraus. Von den drei oder vier Erzählungen, die die Zeit Napoleons I. und der Befreiungskriege behandelten, war eine gelungen. Die Bewegung des Jahres 1848 tauchte in einer einzigen Erzählung auf; man scheint sie im deutschen Volke so ziemlich vergessen zu haben. Gegen die Erzählung aus dem modernen Leben spielte die geschichtliche Erzählung überhaupt eine unbedeutende Rolle; es war einiges Mittelgut da.

Das wären so die wichtigsten der vertretenen Gattungen. Vorhanden war natürlich alles, was an beliebten Formen in den Spalten unsrer Unterhaltungsblätter je das Licht der Welt erblickt hat: die Kriminalgeschichte und die Humoreske, die Familiengeschichte und das Idyll à la Leberecht Hühnchen, die Abenteuererzählung und die Geschichte der Backfischliebe, das naturalistische Lebensbild und das Märchen. Neben sehr weltlichen Erzeugnissen waren auch solche mit religiöser Stimmung vertreten. Manchmal erwies sich eine Erzählung als die Bearbeitung einer bekannten Anekdote, überhaupt war der Aufwand an neuen Erfindungen nicht sonderlich groß. Und trotz der vielen Humoresken war auch der echte Humor nicht häufig zu finden.

Die Gesichtspunkte, nach denen die Erzählungen zu beurteilen waren, ergaben sich von selbst: aus der großen Masse mußte zunächst das herausgenommen werden, was eine mehr oder minder ausgebildete Erzählungskunst verriet, also druckreif war, und aus diesem wieder, was sich durch Neuheit und Bedeutung des Stoffs, Selbständigkeit in seiner Behandlung und der Lebensauffassung überhaupt auszeichnete. Daneben war auch im Auge zu behalten, daß die zu erwerbenden Arbeiten der volkstümlichen Wirkung nicht entbehren durften, das Volk zu fesseln imstande sein mußten, wodurch manche Gattungen unsrer modernen Belletristik, wie z. B. die Backfischgeschichte, von vornherein ausgeschlossen wurden, und die Erzählung mit starken (nur nicht ungesunden) Wirkungen und einem volkserzieherischen Zug (nur nicht einer Tendenz oder nüchterner Lehrhaftigkeit) einen Vorzug vor den feinern, rein poetischen Arbeiten bekam. Das Ergebnis stellte sich darnach ungefähr so: Von 310 Arbeiten waren etwa 80, also reichlich ein Viertel, druckreif, d. h. für Unterhaltungsblätter, die nicht allzu hohe Ansprüche stellen, verwendbar; von diesen 80 war wieder reichlich ein Viertel, nämlich 21 Stück, gut, d. h. durch besondre Vorzüge ausgezeichnet, sei es durch Vorzüge allgemein-

Digitized by Google

poetischer Natur oder für die besondern Kalenderzwecke. 10 von diesen 21 Erzählungen waren Männer-, 11 Frauenarbeit — worüber wir Männer uns nicht allzu sehr betrüben wollen, da es sich ja nicht um geniale Erzeugnisse handelt. Ich kann die Erzählungen hier nicht einzeln charakterisiren, will aber bemerken, daß es meist eben die Erzählungen waren, die nichts *wollten*, die aus reiner Freude am Leben, an dem zu Erzählenden erzählten — ganz genau dem Grundgesetz aller Kunst entsprechend. Natürlich wichen diese Erzählungen sehr bedeutend von einander ab, kaum zwei, die auf demselben Schauplatz spielten; ihrem Grundcharakter nach war eben jede individuell, wenn auch gelegentlich schon früher benutzter Stoff verwendet wurde. Humoristisch waren von diesen 21 Erzählungen nur zwei, beide auf dem Hintergrunde bäurischen Lebens gezeichnet, wenn auch in der einen die prächtige Gestalt eines katholischen Geistlichen den Mittelpunkt bildete, und beide merkwürdigerweise aus Österreich stammend. Der modernen naturalistischen Kunst konnte man vier oder fünf Erzählungen zuzählen, alle wirkten verhältnismäßig düster und waren nicht ohne häßliche und peinliche Dinge, führten aber doch zu einem erträglichen Ausgang. So ist mir eine Erzählung im Gedächtnis geblieben, die mit psychologischer Kunst darstellt, wie eine Bauernfrau den Bruder ihres Mannes notgedrungen heiratet, und wie dann daraus doch eine sittliche Ehe wird.

Ich will noch den einen oder den andern Vorzug dieser guten Erzählungen hervorheben: hier war es das äußerst anschaulich geschilderte „Milieu," die Volkssitte eingeschlossen, das — bei mäßiger Erfindung — die Erzählung auszeichnete, dort ein großartiger, für die Volksphantasie zweifellos ergreifender „Effekt"; anderswo war die Wahrheit und Schlichtheit, mit der das Leben einer Frau aus dem Volke dargestellt war, zu loben, und wiederum der gesunde soziale Sinn, der für die Schicksale eines Handwerkers, der böse Dinge durchmacht, nicht zunächst die sozialen Verhältnisse, sondern den Jähzorn des Mannes verantwortlich macht. Auch wie man im Leben hinauf- und herunterkommt, wurde in mehreren Geschichten recht anschaulich entwickelt und nicht vergessen, zu zeigen, welche Rolle die Frauen dabei im guten und bösen spielen. Fein und natürlich wirkte eine Münchner Geschichte, die drohende Gefahr des Verbummelns in der Großstadt und ihre Abwendung durch ein frommes Gebirgskind darstellend; eigen, fast seltsam erschien die Geschichte eines rheinischen Schmiedsohns, der durch ein Verbrechen seines Vaters aus der studentischen Laufbahn gerissen wird. Mehrere Geschichten zeichneten sich durch prächtige Charakteristik aus, so namentlich eine von der Rauhen Alp, in der das Geschick eines Bauern und seiner Tochter mit einer Quelle verflochten war. Kurz, diese 21 Erzählungen waren immerhin ein erfreuliches Ergebnis des Preisausschreibens; sie wurden, wo nicht äußere Gründe, wie Umfang u. dergl., im Wege standen, von der Verlagsbuchhandlung erworben. Wer den Preis erhalten hat, wird erst der Kalender für 1897 verraten.

Digitized by Google

Die Verlagsbuchhandlung hat, meine ich, alle Ursache, mit dem Erfolg ihres Preisausschreibens zufrieden zu sein. Auch ist dadurch bewiesen worden, daß es noch Schriftsteller in Deutschland giebt, die für das Volk zu schreiben verstehen, wenn auch schwerlich einer Kalendergeschichten fertig brächte, wie sie Ludwig Anzengruber verfaßt hat, und wie sie außer ihm vielleicht noch Rosegger gelingen. Betrachtet man jedoch das Preisausschreiben vom berufsmäßig-schriftstellerischen, vom sozialen, endlich vom dichterischen Standpunkte, so ergiebt sich kein erfreuliches Bild: unter 310 Arbeiten 80, die druckreif sind, 60 leidliche und 20 gute — die Schreibseuche hat einen bedenklichen Umfang angenommen, und man scheint vielfach anzunehmen, daß es leichter sei, eine Erzählung zu schreiben als einen Bericht abzufassen oder gar einen Strumpf zu stricken. Dabei die namentlich in den Motti der Erzählungen hervortretende Eitelkeit, ja der Größenwahn der Verfasser! Je erbärmlicher die Arbeit, desto mehr Selbstvertrauen trägt in der Regel ihr Verfasser zur Schau, bemerkte sehr richtig einer meiner Mitrichter. Auf einer der schlechtesten Erzählungen stand: „Jeder treibe die Kunst, die ihn der Genius lehrt!“ Wenn man nur den Leuten beibringen könnte, daß zum Verfassen von Romanen und Novellen doch ein bischen mehr gehört als die Fähigkeit, einen leidlichen Brief zu schreiben und aus zehn gelesenen Werken notdürftig das elfte zusammenzuleimen! Aber das ist eine Aufgabe, die von Tag zu Tag weniger lösbar erscheint. In meinen pessimistischen Stunden fürchte ich bisweilen, daß einmal die ganze wirkliche deutsche Dichtung und Litteratur in einer großen, von männlichen und weiblichen Dilettanten und Handwerkern heraufbeschwornen Tintensündflut ertrinkt.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Bedeutungsvolle Paarungen.** Wenn ein alter Geizhals plötzlich einmal freigebig wird oder ein alter Stammgast die Kneipe wechselt, so sagt man, der Mann wird bald sterben. Jetzt scheinen das Zentrum und die nationalliberale Partei dem Tode nahe zu sein, denn etwas ungewöhnlicheres und — sofern man ihr ursprüngliches Wesen in Betracht zieht — unnatürlicheres konnten beide nicht thun, als sich zur Durchführung des „großen nationalen Werkes“ gegen jedermänniglich mit einander verbünden und hinter den Kulissen Abmachungen treffen, wie sie sonst von den Konservativen abwechselnd mit dem Zentrum und mit den Nationalliberalen getroffen zu werden pflegten. Die Motive des Zentrums liegen auf der Hand; freilich könnte es ihm wohl begegnen, daß es seine glänzende Position mit der Gunst der Mehrzahl seiner Wähler erkauft hätte — Blätter wie der Westfälische Merkur geben ihren Unwillen unverhohlen kund —, und dann wäre in der That der Wechsel in der Liebe für den einen Teil des neuen Liebespaares

Digitized by Google

der Vorbote eines Schlaganfalls gewesen. Weniger klar liegt die Sache bei den Nationalliberalen. Vielleicht wirkt für sie der Wunsch bestimmend, sich um jeden Preis aus der Abhängigkeit von den Konservativen zu befreien. Die heftige Sprache der Nationalzeitung gegen die Agrarier und die an Wohlwollen streifende Objektivität, mit der die Kölnische Zeitung alles bespricht, was das Zentrum und die Linke bis in deren äußersten sozialdemokratischen Flügel hinein betrifft, lassen deutlich erkennen, daß sich in den leitenden Kreisen der Partei ein gründlicher Umschwung der Gesinnung und Stimmung vollzogen hat. Übrigens soll nicht geleugnet werden, daß sachliche Gründe für die baldige Erledigung des bürgerlichen Gesetzbuchs vorliegen, und wenn diese nicht wirklich am Ende — was ja das allererfreulichste wäre — das allein bestimmende gewesen sind, so haben sich doch wahrscheinlich beide Parteien wenigstens eingeredet, sie hätten sich beim Abschluß dieses Kartells ad hoc nur durch diese Gründe leiten lassen. Dargelegt hat sie Herr Lieber am 19. Juni. Er meinte da, es seien in der nächsten Zukunft das Handelsgesetz, das Gesetz über die Zwangsvollstreckung und das über die Grundbuchordnung, dann Gesetze über die Zivilprozeß- und die Konkursordnung, vielleicht auch noch ein Versicherungsgesetz und eins über das Verlagsrecht zu erledigen. Für alle diese Gesetze bilde das bürgerliche Gesetzbuch die Grundlage, und außerdem sei es wünschenswert, daß sie noch von demselben Reichstage beraten und beschlossen würden, von denselben Männern, die sich in diese Materien eingearbeitet haben. Das gilt umsomehr, als es sich nur um eine ganz kleine Anzahl von Männern handelt, um die Kommissionsmitglieder, die auch fast ausschließlich an der Beratung im Plenum thätig Anteil nehmen. „Der sachliche Wert der Spezialberatung, schreibt die Frankfurter Zeitung, hängt nicht davon ab, ob zweihundert Abgeordnete im Reichstage noch nicht übermüdet und abgearbeitet sind, sondern davon, ob die zweiundzwanzig oder noch weniger, die die Beratung führen, sich nach monatelangem Arbeiten noch frisch genug fühlen. Diese Märtyrer, die sich von Anfang an und namentlich in monatelangen Kommissionsberatungen um das bürgerliche Gesetzbuch verdient gemacht und gleichzeitig fast ohne Unterschied der Partei eine gewisse väterliche Zärtlichkeit dafür gewonnen haben, die sind allerdings alle so ziemlich am Ende ihrer Leistungsfähigkeit. Es giebt nicht viele besoldete Beamte von ähnlicher Hingabe wie diese diätenlosen Parlamentarier.“ Das ist aber ein Grund nicht gegen, sondern für die baldige Durchberatung; denn erstens kann, da die Ansichten dieser Männer über jeden einzelnen Punkt längst feststehen, in der Debatte, und würde sie noch den ganzen nächsten Winter hindurch geführt, nichts wesentliches mehr an dem Entwurfe gebessert oder verschlechtert werden, und zweitens: wozu diesen Abgeordneten die unnütze Verlängerung der Qual bis in den nächsten Winter hinein auferlegen, wenn sie jetzt in einer Woche fertig werden können? Wir unsrerseits haben diesem Gesetzbuche kühl gegenübergestanden, nicht weil uns sein Inhalt mißfiele, sondern weil die Redensarten von dem großen nationalen Werke und von dem Verlangen des Volks darnach eben Redensarten sind, und weil wir es für bedenklich halten, das Recht in Beziehung auf die Ehe, den Arbeits- und Dienstvertrag, die Wohnungsmiete, das Pfändungsrecht und ähnliche Materien in einer Zeit festzulegen, wo sie alle Gegenstand einer heftigen Gährung sind; könnte es doch wohl kommen, daß der Abgeordnete Bebel mit seiner Prophezeiung Recht behielte, das neue Gesetzbuch werde nicht hundert Jahre halten, wie das in mancher Beziehung bessere preußische Landrecht. Aber wenn die Sache einmal gemacht werden soll, dann haben wir nichts dagegen, daß sie bald gemacht werde.

Digitized by Google

Das Widerstreben der Konservativen, das sich übrigens nicht, wie das der Antisemiten, bis zur Obstruktion gesteigert hat — nur in der großen Hasenschlacht wurde damit einmal gedroht —, ist nur aus dem Wunsche zu erklären, die Regierung bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen, daß man nicht zufrieden mit ihr ist. Gründe für diese Unzufriedenheit lassen sich nur zwei denken. Erstens ist die Regierung immer noch nicht agrarisch genug. Die Korrespondenz des Bundes der Landwirte schreibt in einem Nachruf auf den preußischen Landtag, nachdem sie das Scheitern der Hauptvorlagen erwähnt hat: „Auch der Landwirtschaft hat die verflossene Landtagssession nicht viel gebracht, obgleich manches immerhin erwähnenswert ist, wie der Nachschuß von zwanzig Millionen Mark zur Zentralgenossenschaftskasse und das Gesetz über die Kleinbahnen. Wir machen dem Landtage daraus keinen Vorwurf, denn die Mehrheit beider Häuser des Landtags ist unbedingt agrarfreundlich [so!]. Die wirksamsten Mittel zur Hebung der Landwirtschaft liegen auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung, und ferner weiß man ja, wie die Stimmung in den Regierungskreisen ist.“ Der zweite Grund dürfte in der Zusammensetzung der Regierung liegen. Sozialdemokratische Blätter werden Recht haben mit der Ansicht, daß die altpreußischen Junker die hohen Regierungsämter als ihr Monopol betrachten und daher einer Regierung, in der der Süden und der Westen Deutschlands ziemlich stark vertreten sind, ja in der sogar ein „Ausländer“ den Reichskanzlerposten inne hat, mit Abneigung gegenüberstehen. An Popularität können die preußischen Konservativen durch solches Verhalten unmöglich gewinnen, und daß sie für eine Jagdfrage von untergeordneter Bedeutung ein weit lebhafteres Interesse zeigen als z. B. für die Regelung des Arbeitsvertrages im bürgerlichen Gesetzbuche, wird ihnen auch schwerlich neue Freunde werben. Wir glauben gern, daß der Schaden, den die Hasen anrichten, sehr unbedeutend ist, aber dann entsprach es um so weniger der Würde einer vornehmen Partei, der Entschädigungspflicht wegen so viel Aufhebens zu machen.

Noch auffälliger als das Kartell zwischen Zentrum und Nationalliberalen ist die Übereinstimmung Stumms mit Bebel in einer wichtigen Frage. Man muß sich dabei nicht bloß die gegenseitige Gesinnung der beiden im allgemeinen vor Augen halten, sondern besonders an das Wort erinnern, das der Freiherr in der Debatte über den Zukunftsstaat gesprochen hat, das sozialdemokratische Ideal sei ein Mittelding von Zuchthaus und Kaninchenstall; und nun spricht er in der Sitzung vom 25. Juni: „Es hat mich gewundert, daß in der Kommission die Sozialdemokraten eine bessere Würdigung der Stellung der Frau hatten als die mir näher stehenden Parteien.“ Nimmt man hinzu, daß am Tage vorher Bebel, ohne den Unwillen der Konservativen zu erregen, dem Pastor Schall den Rat geben konnte, im Interesse seiner Partei sein Mandat niederzulegen, und daß die zahlreichen Abänderungsvorschläge der Sozialdemokraten zum bürgerlichen Gesetzbuche von den Parteien wie von den Regierungsvertretern ganz sachlich und ohne Erregung erörtert worden sind, so fragt man erstaunt, wo wohl die elektrische Spannung hingekommen sein mag, die voriges Jahr mit den gefährlichsten Entladungen uns bedrohte. Das seltsame Paar Stumm-Bebel ist auch höhern Orts aufgefallen. In der Sitzung am 26., wo um die Ehescheidung wegen unheilbarer Geisteskrankheit gestritten wurde, sagte der preußische Justizminister Schönstedt: „Herr Gröber hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß ich Arm in Arm mit Herrn Lenzmann gehe. Derartige Bilder kommen öfter vor: gestern gingen Herr von Stumm und Herr Bebel zusammen, und man hat Verwunderung darüber nicht ausgesprochen.“ Was den erwähnten Streit betrifft, so sollten sich die Katholiken

Digitized by Google

daran gar nicht beteiligen. Nach ihrem Kirchenrecht ist die Ehe unauflöslich, und da der Staat diesen Glaubens- und Grundsatz nicht gelten lassen kann, also sein eignes, dem katholischen mehrfach widersprechendes Eherecht haben muß, so haben die Katholiken in diese Angelegenheit nichts dreinzureden. So hat es die frühere katholische Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause vor 1866 gehalten; so oft von protestantischen Kirchen- oder von Ehesachen die Rede war, erklärte sie: Diese Sache geht uns nichts an, wir schweigen. (Erst als das schon niedergeschrieben war, lasen wir, daß der Abgeordnete Osann dieselbe Ansicht ausgesprochen hat.)

Dieser unberechenbaren Umschläge und Umgruppirungen wegen, an denen unser politisches Leben so reich ist, haben wir vor acht Tagen die parlamentarische Regierungsform in Deutschland für unmöglich erklärt. Aber die Strafe ist der kecken Behauptung auf dem Fuße gefolgt: nichts soll der Sterbliche für unmöglich erklären in dieser närrischen Welt. Der Herr Handelsminister von Berlepsch ist nicht mehr, wenigstens nicht mehr als Handelsminister, und die übereinstimmende Meinung der Zeitungen geht dahin, daß er der bäckermeisterfreundlichen Reichstags- und Landtagsmehrheit zum Opfer gefallen sei.

Für die Zivilehe. Der Sturm auf die obligatorische Zivilehe ist ja nun abgeschlagen oder vielmehr aufgegeben, aber die Form, in der sie nach dem Kompromiß fortbestehen soll, würde doch, wenn sie der Bundesrat genehmigte, den Keim neuer Zwistigkeiten enthalten und jedenfalls das Recht des Staates in den Augen der Staatsbürger verdunkeln. Daher kommt ein eben erschienenes Schriftchen, das dieses Recht in geistreicher Weise begründet, als Warnung für die Staatsmänner noch nicht zu spät. Wilhelm Schuppe, Professor der Philosophie an der Universität Greifswald, entwickelt und begründet in einer Abhandlung: Das Recht und die Ehe*) folgende Gedanken. Die Ehe ist kein Vertrag. Sie ist ein in der persönlichen Liebe zwischen zwei Personen verschiednen Geschlechts gegründetes Verhältnis, das einerseits aus derselben sittlichen Wurzel des Menschenwesens hervorgeht, dem auch das Recht und der Staat entstammen, und das andrerseits Daseinsbedingung für den Staat ist. Da nun die Sittlichkeit nicht etwas von außen, etwa durch ein kirchliches Gebot, vermitteltes, sondern das echte Wesen des Menschen selbst ist, so hat auch der Staat, als der Vertreter des Gesamtwillens der Menschen, allein die Bedingungen zu ordnen, unter denen die rechtmäßige Ehe zustande kommt, natürlich so zu ordnen, daß dadurch auf die Verwirklichung des Eheideals hingewirkt wird. Würden alle Ehen nur aus persönlicher Liebe geschlossen, und wäre in jedem Paare diese Liebe so stark und so rein, daß dadurch die Erfüllung aller Pflichten der Eheleute gesichert würde, so wäre eine Autorität, die Bedingungen vorschreibt, gar nicht nötig. Da aber in unsrer durchaus nicht idealen Wirklichkeit eine solche nötig ist, und nach dem oben gesagten nur der Staat diese Autorität sein kann, so ist die obligatorische Zivilehe eine Forderung der sittlichen Natur des Staates, nicht des flachen Liberalismus. Überläßt der Staat das Eherecht der Kirche oder empfängt er es von ihr, so bedeutet das, daß der Mensch auf autonome Sittlichkeit verzichtet. Dazu käme bei uns der Staat noch in die unerträgliche Lage, seine sittlichen Grundsätze von mehreren Kirchen empfangen,

*) Bei Dr. R. Salinger in Berlin, 1896, erschienen als Sonderabdruck aus der Zeitschrift für immanente Philosophie. Was ist immanente Philosophie? Dem Wortlaute nach eine Philosophie, die in den Köpfen der Herren Philosophen bleibt und weder ausgesprochen noch gedruckt wird. Wir vermuten, daß pantheistische Philosophie gemeint sei, weil der Gott des Pantheismus der Welt immanent gedacht wird.



Digitized by Google

sich mehreren Kirchen unterordnen zu müssen. — Wir weisen auf diese Anschauung nur hin, ohne sie zu kritisiren.

Viertausend Mark kostet in Metz die Stiftung einer jährlichen Totenmesse im Dom; eine jährliche Rente von 128 Mark (Zinsfuß also $3^1/_5$ Prozent) thut freilich dieselben Dienste. So hat auf eine Anfrage das bischöfliche Sekretariat den Ausschuß beschieden, der, aus allen deutschen katholischen Kirchenchören der Stadt und Umgegend gebildet, sich die Aufgabe stellte, den 1870/71 gefallenen deutschen Kriegern ein jährliches Seelenamt zu widmen. Dem Andenken der französischen Gefallenen hat nämlich die einheimische Bevölkerung Lothringens bereits seit Jahren auf ihre Kosten jene mit besondrer Sorgfalt und Aufmerksamkeit ausgestattete kirchliche Feier im Metzer Dome zugewandt, und man wird es verstehen, daß Katholiken des Reichslandes, wenn sie sich als Deutsche fühlen, das als Aufforderung empfunden haben, dafür zu sorgen, daß in dem mit deutschem Gelde ausgebauten Metzer Dome den deutschen Gefallenen römischen Glaubens dieselbe kirchliche Feierlichkeit nicht länger fehle.

Man wird die Rechnung des bischöflichen Sekretariats gewiß etwas hoch finden, zumal da sich doch die Domgeistlichkeit hätte erkenntlich zeigen können für die Freigebigkeit, deren anhaltende reiche Zuwendungen ihre Kirche schmücken. Aber das scheint sie nicht thun zu wollen, und so muß sich nun ein größerer Ausschuß mit dem Bürgermeistereiverwalter Oberregierungsrat von Kramer an der Spitze an alle Katholiken im Reiche mit der Bitte um milde Gaben wenden, „damit das schöne religiös-patriotische Werk gelinge." Der Aufruf geht durch die Zeitungen und wird nach mehr als einer Richtung hin Befremden erregen. Von einer solchen Sammlung bis zu einer Lotterie für ein Seelenamt ist nur noch ein Schritt; das bischöfliche Sekretariat würde vermutlich den Ertrag einer solchen Lotterie ebenfalls ohne Gewissens- oder Anstandsbedenken einstreichen.

Zufällig kommt uns ein Zeitungsbericht über die Kreissynode in Halle zu Gesicht. Dort wurde darüber Klage geführt, daß der katholische Geistliche in den Kliniken ungewöhnlich viel Taufen zuwege bringe und damit dem evangelischen Bekenntnis Abbruch thue, und daß das Mittel, dessen er sich bediene, Erlaß aller Taufgebühren sei. Sonderbare Beschwerde, das! Die Synode hätte doch besser vor der Öffentlichkeit geschwiegen und sich im Stillen geeinigt, ebenfalls auf Taufgebühren zu verzichten, namentlich gegenüber diesen meist armen Müttern.

Aus beiden Thatsachen ergiebt sich klar, wohin man mit den Gebühren für kirchliche Amtshandlungen gerät, und ferner, mit wie verschiednen Ansprüchen die katholische Geistlichkeit je nach Ort, Zeit und Gelegenheit aufzutreten weiß. Dort der bekannte gute Magen, hier das gerade Gegenteil.

Prioritäten. Prioritäten in dem Sinne, den man gewöhnlich mit dem Worte verbindet, haben bekanntlich heute für uns alle sehr an Bedeutung verloren, seit unsre meisten deutschen Eisenbahnen „verstaatlicht" worden sind. Aber auch das, was wir hier in diesen Bemerkungen unter dem Ausdrucke verstehen wollen, hat selten die Bedeutung, die die ihm beilegen, die sich um die betreffende Sache zu bekümmern pflegen. Wir meinen den Streit unter Lebenden um das frühere und bessere Anrecht auf den Inhalt einer litterarischen Mitteilung. Gewöhnlich ist der Gegenstand geringwertig (was jene andern Prioritäten bekanntlich nicht sind), weswegen es auch in solchen Streitigkeiten den vornehmern Standpunkt kennzeichnet, wenn sich jemand aus der Sache mit der Wendung zurückziehen kann, er sei nicht

Digitized by Google

so arm an Einfällen, daß er nicht auch einmal einen an jemand anders abtreten könnte. Sehr häufig ist aber auch der Besitztitel auf eine solche geistige „Priorität" überhaupt schon ältern Ursprungs, und in diesem Falle lohnt es sich manchmal ihn aufs neue festzustellen. Denn wo das nicht von Zeit zu Zeit geschähe, könnte einem schnelllebenden und schnellschreibenden Geschlecht wohl manches hübsche Stück einer wertvollen Überlieferung unmerklich verloren gehen, insbesondre die „Prioritäten" des Genies!

„Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keins; seine Naivität allein macht es zum Genie," dieser berühmte Satz Schillers steht, wie manchem bekannt sein wird, unter andern in den augenärztlichen Leseproben von Jäger. Weniger allgemein bekannt dürfte aber eine hübsche Verbesserung sein, die diese Stelle einmal vor langer Zeit in der Gräfeschen Klinik in Berlin erfuhr. Ein kleiner Kadett, dem das betreffende Blatt vorgelegt wurde, las nämlich frischweg: „Seine Majestät allein macht es zum Genie," worauf der berühmte Augenarzt unter dem Beifall seiner Praktikanten ausrief: „Nein, das kann Seine Majestät nicht!" Über das geistige Eigentum also einiger solcher Genies, die nicht von Seiner Majestät gemacht werden können, wollen wir hier einige Bemerkungen geben.

Im Repertorium für Kunstwissenschaft (Jahrgang 1895) sagt ein Universitätslehrer in seiner Besprechung eines Werkes über die Anfänge der Kunst: „Als eigentliche Quelle der künstlerischen Thätigkeit nennt der Verfasser im Anschluß an Herbert Spencer mit Recht(!) den Spieltrieb." Nun kann man doch nicht glauben, daß ein deutscher Professor der Kunstwissenschaft nicht eine dunkle Erinnerung gehabt haben sollte an einen Satz, den schon vor hundert Jahren sein schwäbischer Landsmann Friedrich von Schiller so ausgedrückt hat: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt" — oder wenigstens, daß er nicht gewußt haben sollte, daß der ganze fünfzehnte Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen von diesem „Spieltriebe" handelt. Es bleibt also nur die Vermutung, daß der deutsche Gelehrte es für gelehrter gehalten habe, den Umweg über England zu machen, um dadurch das billigere made in Germany zu vermeiden, und in dem Falle wäre doch die an sich vielleicht größere Gelehrsamkeit übel angebracht, sofern sie minder gelehrte Leute irreführen könnte.

Anders liegt die Sache in einem übrigens recht hübschen Aufsatze der Grenzboten: Die Emser Legende (Heft 1). Dort lesen wir: „Es giebt zwei Arten der Geschichte. Erstens die Geschichte der Thatsachen. Die Thatsache selbst ist brutal und stumm. Sie trifft aber nicht auf Holz und Stein, sondern auf den menschlichen Geist, und dieser nimmt sofort Stellung zu den Thatsachen, er beurteilt sie; und oft genug ist die Beurteilung der Thatsachen für die Weltgeschichte wichtiger geworden als die Thatsachen selbst." Die Entdeckung dieses Gegensatzes wird Harnack zugeschrieben, wozu den Verfasser wohl die allerdings hübsche äußere Fassung des Gedankens verleitet hat. Es wäre aber doch bei der ganzen Entwicklung unsrer heutigen Geschichtswissenschaft höchst merkwürdig, wenn diese Entdeckung so lange auf sich hätte warten lassen. Man sollte vielmehr meinen, schon Voltaires geschichtliche Kauserien setzten diese Erkenntnis voraus. In unsrer Zeit hat vollends Ranke mehr als einmal hervorgehoben, daß der allerkürzeste, nackteste, direkteste, sachlichste Bericht immer noch nicht die Thatsache selbst sei, sondern bloß ein Bericht. Aber Ranke war ebensowenig der Entdecker. Für ihn ist der Satz schon Gemeingut, wenigstens der Nachdenkenden und Wissenden. Man höre einen Ältern, nämlich Goethe in den Sprüchen in Prosa: „Willst du dem andern und

Digitized by Google

seinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es mit dreien zu thun hast, mit dem Gegenstand und zwei Subjekten" (Hempel, 911), ferner: „Es gehört eine eigne Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen" (drängen, 933), oder „Ist es der Gegenstand, oder bist du es, der sich hier ausspricht?" (934). Endlich ganz lehrsatzartig: „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist!" (916).

Wer aber hier der eigentliche Entdecker ist, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht ist es diesmal ein Engländer, nämlich, soviel ich weiß, Hume, dem einst ein öffentlicher Vorgang bei einem Straßenauflauf ganz anders erzählt wurde, als er ihn wahrgenommen hatte, und dem dann auf seine Gegenvorstellung, daß er ja selbst von seinem Fenster aus mit zugesehen habe, der Erzähler entgegnete: „Und ich habe unmittelbar dabei gestanden." Wem das begegnet ist, der konnte füglich an der „Gewißheit der Geschichte" zweifeln, und dies wäre dann der Gegenstand Goethes mit seinen zwei Subjekten!

Wieder etwas andres, und zwar etwas von ganz allgemeinem Interesse. Woher nahm Bismarck das jetzt so viel gebrauchte Wort: wir Deutschen fürchten Gott usw. oder, da er es vielleicht selbst nicht gewußt haben mag, wer hat es zuerst oder doch vor ihm gebraucht? Ich erinnere mich einmal in einem Aufsatze zahlreiche Stellen aus neuern deutschen Dichtern zusammengetragen gefunden zu haben, durch die Bismarck darauf geführt worden sein sollte. Aber sie lauteten alle nur ungefähr so, keine gab diese epigrammartige Fassung. Auf die Quelle führt hier Carlyle in seiner Ausgabe von Cromwells Reden. Cromwell spricht an einer Stelle von seinen gewappneten Reitern, den gottesfürchtigen Ironsides, die nie geschlagen wurden (Speech XI). Die erste Auflage der Reden erschien 1845. Aber schon in den Vorlesungen über Heroentum (1840) sagt Carlyle bei demselben Anlaß wörtlich: Men fearing God and without any other fear. Carlyle selbst könnte also den Satz in dieser Fassung zuerst geprägt haben. Nun kommt noch die Anwendung auf uns Deutsche hinzu, und daß die beiden großen Männer, Bismarck und Carlyle, einander nahe standen, ist bekannt.

# Litteratur

Die Kirche Deutschlands unter den sächsischen und fränkischen Kaisern. (Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. 3.) Von Albert Hauck. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1896

Die Weltgeschichte ist überall interessant. In keiner Periode ist sie leer von Gestalten und Bewegungen, die den Historiker zu fesseln und zu dem Versuche neuer Darstellung und Beurteilung zu reizen vermögen. Aber wie sich hie und da Höhen aus dem ebnen Lande erheben, so trifft das forschende Auge auf Zeiten, die nach einer gleichmäßigen, ruhigen Entwicklung Umwälzungen und Kämpfe bringen und damit fesselnde Persönlichkeiten in reicherer Fülle; denn diese leiten die allgemeinen Bewegungen in das Bett, wo sie sich einen Weg bahnen können.

Der dritte Teil von Haucks großem Werke über die Geschichte der deutschen

Digitized by Google

Kirche zeigt uns in seinen beiden Büchern neben einander eine solche Periode mehr stetiger Entwicklung und eine der heftigsten Kämpfe. Das sechste Buch behandelt die Konsolidirung der deutschen Kirche im zehnten Jahrhundert. In der Verfassungsgeschichte vollzieht sich hier unter den Ottonen im Gegensatz zu den neu erstandnen Stammesherzogtümern die enge Verknüpfung der königlichen und der bischöflichen Gewalt: der König übernimmt die Investitur, die Bistümer entwickeln sich zu fürstlichen Territorien, ihre Leiter werden die zuverlässigsten Lehnsmänner des Königs. Die Möglichkeit der Bildung einer selbständigen deutschen Nationalkirche aber scheitert an der die Zeit allzu mächtig beherrschenden Idee von der Bedeutung des Papsttums, die den Blick der deutschen Könige auch wieder auf Italien lenkt. Auch der in großartigem Stil begonnenen Missionsarbeit Deutschlands in dem ganzen Ländergebiet im Osten des Reichs von Schleswig bis nach Ungarn wird durch die Ablenkung des Interesses der Könige auf den Süden der Boden entzogen. Endlich ist wichtig für diese Periode die beginnende Reform des Mönchtums, besonders unter lothringischem Einfluß. So bilden sich hier die Mächte in bestimmten Beziehungen zu einander aus, die an den Kämpfen des nächsten Jahrhunderts teilzunehmen berufen sind: Königtum und Papsttum, Episkopat, Landesfürsten und Mönche.

Das siebente Buch stellt uns dann die widerstrebenden Mächte in wechselvollem Streit begriffen dar: erst das noch anwachsende Übergewicht des Königtums in der Kirche, dann den Bruch dieser Übermacht durch Rom. Unter Heinrich II. schreitet die Entwicklung der bischöflichen Territorialgewalt und die enge Unterordnung des Episkopats unter die Krone noch fort. Die Bedeutung des Mönchtums, das jetzt von den kluniacensischen Gedanken ergriffen wird, wächst; auch die Äbte werden Fürsten. Die kirchliche Reformbewegung vertieft nun das Interesse des Königtums an den Verhältnissen in Rom. Der Umschwung aber tritt ein, indem das von Heinrich III. gedemütigte, alsbald aber neu aufstrebende Papsttum in Leo IX. die Regierung der Kirche wieder in die Hand nimmt. Nach Heinrichs III. zu frühem Tode wird der Kampf unvermeidlich; hinter den früher nur leere Worte darstellenden Ansprüchen Roms steht jetzt eine wirkliche Macht. Der Gegensatz wird auf die Spitze getrieben, indem Hildebrand den Forderungen die über das mögliche Ziel hinausgreifende Fassung giebt: Weltherrschaft Roms! In dieser allzu hohen Spannung der Ansprüche liegt schon das Ergebnis: nach lange schwankendem Kampfe unterliegt Gregor. Dem Papsttum nach ihm macht jedoch das Zurückschrauben der Forderungen auf ein erreichbares Ziel und der vom Mönchtum noch genährte kirchliche Zwiespalt in Deutschland einen halben Sieg im Wormser Vertrage möglich.

Die hier angedeuteten Bewegungen sind es, die Hauck im dritten Bande seiner Geschichte der deutschen Kirche ausführt. Er giebt uns damit ein neues Stück zu dem Werke, das nicht nur den Dank unsrer Historiker oder gar bloß der Theologen unter ihnen verdient, sondern aller, die überhaupt für das Geistesleben unsers Volkes Interesse haben. Das Buch ist ein glänzendes Beispiel dafür, daß wir noch Gelehrte haben, die die größte Wissenschaftlichkeit mit erquickender Klarheit der Darstellung zu verbinden wissen. Man kann beim Lesen ganz vergessen, worauf uns die Anmerkungen nur immer wieder hinweisen, auf welcher erstaunlichen Quellenkenntnis das Werk beruht, und welche Arbeit an Prüfung und Sichtung der Quellen dem eigentlich darstellenden Schaffen hier vorausgehen mußte. Aber ein so lebensvolles, klares, nach großen Gedanken geordnetes und doch mit so vielen kleinen Zügen ausgestattetes Bild kann eben nur eine Hand geben, die erst mit schärfster

Digitized by Google

Sorgfalt das, was geschichtliche Wahrheit ist, von dem Zweifelhaften oder Unhaltbaren geschieden hat.

Welche Stellung Hauck der viel umstrittnen Frage gegenüber einnimmt, ob die großen Zeitströmungen oder die großen Menschen das Entscheidende in der Geschichte sind, wissen die, die die ersten Bände seines Werkes kennen. Man darf wohl sagen, daß er jedes falsche Extrem hier vermeidet. Einen Wegweiser giebt er uns selbst mit folgenden Worten, die eines der Kapitel des dritten Bandes beginnen (S. 516): „Für die Entwicklung der Menschheit sind persönliche Beziehungen nicht entscheidend. Denn stärker als die Persönlichkeiten sind die Ideen, von welchen die Allgemeinheit beherrscht wird, ist die Macht der Verhältnisse, die die Personen fesselt. Aber ungemein tief greifen doch stets die persönlichen Beziehungen in den Gang der Entwicklung ein.“ Wenn sich Hauck diesen Worten entsprechend immer auch die Darstellung der Bildung von Ideen und zwingenden Verhältnissen zur Aufgabe macht, die die bedeutenden geschichtlichen Ereignisse herbeiführen, das schönste an seinem Werke sind doch — und darin werden ihm wohl augenblicklich wenige gleichkommen — die Bilder, die er uns von den Gestalten zeichnet, die bestimmend in die Geschichte eingreifen oder als typisch oder charakteristisch für ihre Zeit gelten können, so, um nur einige Beispiele zu geben, die Schilderungen Rathers von Lüttich, des „Genies der Reflexion,“ des phantastischen Adalbert von Bremen und Hildebrands in seiner ganzen Übermenschlichkeit und doch auch wieder so greifbaren Menschlichkeit.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. 1. Das Altertum. 30 Bogen mit 359 Abbildungen im Text und 4 Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann, 1895. 2. Das Mittelalter. 35 Bogen mit 363 Abbildungen im Text und 3 Farbendrucken. Leipzig, 1895. 3. Die Renaissance in Italien. 41 Bogen mit 319 Abbildungen im Text und 1 Farbendruck. Leipzig, 1896. [Der 4. (Schluß-) Band ist nach einer Mitteilung der Verlagsbuchhandlung so weit gefördert, daß er noch im Jahre 1896 erscheinen wird.]

Für die frisch und stolz aufblühende Wissenschaft der Kunstgeschichte war es ein schwerer Schlag, als vor nunmehr fünf Jahren ihr eigentlicher Begründer, Anton Springer, starb. Mit ihm war das anerkannte Haupt aller wissenschaftlichen Anhänger der Kunstgeschichte dahingesunken, der vereinigende Mittelpunkt für die deutschen und auch für die ausländischen Fachbestrebungen verloren gegangen, und die Jahre, die seitdem verstrichen sind, haben, so wertvolle Förderung sie auch für die Wissenschaft gebracht haben, doch das Fehlen des alles überragenden, alles überschauenden geistigen Führers schmerzlich empfinden lassen. Um so sorgsamer gilt es das Erbe, das er uns hinterlassen hat, zu pflegen, um so eifriger heißt es darauf bedacht sein, daß die Kunstgeschichte nicht zum Tummelplatze, wenn auch handwerklich tüchtiger, so doch beschränkter Spezialisten herabgewürdigt, sondern in ihrer großen Bedeutung für die allgemeine Kulturentwicklung der Menschheit erfaßt und behandelt werde, und daß sie auch nicht den Zusammenhang mit dem großen, stetig wachsenden Kreise der Kunstfreunde außer Augen lasse, die für gelehrte Studien nicht die erforderliche Muße, für die Kunst selbst aber ein warmes Herz haben. Gerade auf die Thätigkeit in dieser Richtung hat Springer stets großes Gewicht gelegt; für seine frühere Zeit wissen seine rheinischen Freunde davon zu erzählen, wie die hinreißende Kraft seiner Beredsamkeit fruchtbringend auf die weitesten Kreise wirkte, und als ihn in den spätern Jahren seine Krankheit nur noch an die engere Schar seiner studentischen Zuhörer sich zu wenden erlaubte, da keimte in ihm der Plan, ein gemeinverständliches und doch auf den neuesten Errungenschaften fußendes

Digitized by Google

Handbuch der Kunstgeschichte zu schreiben und auf diese Weise einen Ersatz zu bieten. Es waren kleine Anfänge, mit denen er begann. E. A. Seemann, der lange Zeit fast allein unter den Buchhändlern Deutschlands eine wissenschaftliche Pflege der Kunstgeschichte gefördert hatte, war auf Springers Anregung dem Plane näher getreten, die zahlreichen Holzschnitte, die er zur Illustrirung der verschiedensten Veröffentlichungen hatte anfertigen lassen, planmäßig zusammenzustellen und als „Kunsthistorische Bilderbogen" auf den Markt zu bringen. Sie sollten durch ihren wohlfeilen Preis die Kenntnis der wichtigsten Kunstwerke in die weitesten Kreise tragen und zugleich beim Unterrichte, wenn die Beschränktheit der Mittel die Anschaffung wertvollern Anschauungsmaterials verbot, das Wort des Lehrers beleben. Man konnte damals noch nicht ahnen, welche Umwälzungen im Illustrationswesen die Photographie in kürzester Frist hervorrufen würde, und so war das Erscheinen der Bilderbogen ein Ereignis, das allerorten mit der lebhaftesten Freude, ja mit Begeisterung begrüßt wurde und ohne Zweifel auch großen Nutzen geschafft hat. Zu diesen „Bilderbogen" nun schrieb Springer als Erläuterung ein „Textbuch" (Leipzig, 1879), und zwar ohne Nennung seines Namens, um die Wirkung und die Tauglichkeit der Schrift desto besser prüfen und beurteilen zu können. Der Erfolg war derart, daß er bei der bald nötig werdenden zweiten Auflage mit seinem Namen hervortrat, womit er freilich nur die überraschte, die der Kunstwissenschaft fern standen; denn jedem Kundigen war es von vornherein offenbar gewesen, daß ein mit so meisterhafter Beherrschung des Stoffes geschriebner Leitfaden niemand anders als Springer zum Verfasser haben konnte. Doch beruhigte er sich nicht bei der äußern Anerkennung, die ihm zu teil wurde; es drängte ihn, sein Werk zu vertiefen und an Stelle eines immerhin auf mehr oder weniger zufällig zusammengebrachtem Material sich aufbauenden Textbuches ein allen Anforderungen der Wissenschaft genügendes Handbuch der Kunstgeschichte zu verfassen. Das veröffentlichte er 1889 als dritte Auflage des Textbuchs ungefähr in doppeltem Umfange unter dem Titel „Grundzüge der Kunstgeschichte," indem er dabei für die ihm ferner liegende Antike die Sachkunde seines Freundes Adolf Michaelis in Straßburg zu Rate zog.

Damit hatten wir endlich das, was uns so lange gefehlt hatte; jetzt war dem Belehrung suchenden Publikum ein Buch geboten, worin es wirklich dem Wesen der Kunst und der wahren Erkenntnis ihrer Geschichte näher geführt wurde. Aber auch der Fachmann konnte genug daraus lernen; viele, die sich der Kunstgeschichte näher zuwandten, haben es oft und gern zur Hand genommen und sich an dem großen Zuge, der das Ganze beherrscht, erbaut, selbst wenn sie hie und da auf Grund genauerer Einzelstudien andrer Meinung waren. Aber die geplante völlige Lostrennung des Werkes von den „Kunsthistorischen Bilderbogen" sollte Springer nicht mehr erleben; diese hat die Hand seines Sohnes, wiederum unter der Beihilfe des Straßburger Freundes, vollzogen, und so liegt nun die vierte Auflage in völlig neuer und doch das gute Alte treulich wahrender Form vor. Aus dem kleinen Textbuche in Oktav sind vier Quartbände geworden, in die die Abbildungen an den geeigneten Stellen eingefügt sind, doch so, daß man einen Teil der unbrauchbar gewordnen Klischees aus der Sammlung der „Bilderbogen" beseitigt und eine beträchtliche Zahl neuer, meist auf photographischem Wege hergestellter Abbildungen hinzugefügt hat. Der Wert der „Bilderbogen," der ursprünglichen Quelle, ist hierdurch nicht vermindert, sie werden ihre Bedeutung und Brauchbarkeit in den oben angegebnen Fällen, innerhalb gewisser Grenzen, behaupten und sollten eigentlich durch Ergänzungslieferungen zeitgemäß fortgeführt werden. Das

Digitized by Google

Textbuch selbst aber hat wesentlich gewonnen und wird in dem neuen, vornehmeren Gewande seine Anziehungskraft in höchstem Maße geltend machen.

Daß das Buch die Frucht jahrelanger Arbeit ist, geht schon aus der bisherigen Darlegung hervor. Es stellt sich aber auch auf jeder Seite, in jeder Zeile als das abgeklärte reife Werk eines auf der vollen Höhe stehenden Meisters dar. Alles nebensächliche ist übergangen oder höchstens gestreift und angedeutet, die Hauptentwicklungszüge dagegen werden um so klarer und anschaulicher vorgeführt. Gerade in der freien übersichtlichen Verarbeitung umfangreichen Materials und in der Schilderung der treibenden Kräfte und der allgemeinen Grundbedingungen und Voraussetzungen einer jeden künstlerischen Periode steht Springer unerreicht da. Mit sicherm, unbefangnem Blicke weiß er stets den besondern Eigentümlichkeiten der verschiednen Kunstströmungen und jeweiligen Kunstanschauungen gerecht zu werden. Dabei ist die Darstellung durchweg fesselnd, und oft erhebt sie sich von einfacher Auseinandersetzung zu warmer Begeisterung. Daß die neuesten Forschungen berücksichtigt sind, ist selbstverständlich; zahlreiche Eintragungen, die sich in dem Handexemplar des Verfassers fanden, konnten benutzt werden; doch haben die neuen Herausgeber nur das allernotwendigste geändert und so wenig als möglich umgestaltet.

Durch die hingebende Arbeit aller Beteiligten ist ein Werk geschaffen worden, das allen gebildeten deutschen Familien aufs wärmste empfohlen werden kann.

H. E.

Tagesfragen von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke, 1896

Die ersten fünf von diesen siebzehn, wenn wir nicht irren, sämtlich schon in der Gegenwart veröffentlichten Aufsätzen betreffen das Verfassungsleben des deutschen Reichs und gehen von dem Grundgedanken aus, daß keineswegs die Gefahr einer Plutokratie, sondern im Gegenteil die der Demokratisirung des Volkes und des Staates drohe, und daß dieser hauptsächlich durch eine Reform der Volksvertretung entgegengearbeitet werden müsse. Wir glauben nicht an die Gefahr in dem Sinne, wie sie der Verfasser versteht. Eine gewisse Demokratisirung der Gesinnung und der Sitten ist allerdings schon längst im Gange, aber gegen die hilft keine Änderung des Wahlrechts; dagegen könnte nur die Abschaffung der Eisenbahn und der Verkehrsmittel und eine durchgreifende Änderung des Erwerbslebens helfen. Die andern Aufsätze betreffen die Jungfernfrage, den Zweikampf, das Spiel, pädagogische, philosophische und ästhetische Fragen und enthalten viel geistreiche und nützliche Gedanken, denen wir größtenteils beipflichten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Agrarische Sünden vor hundert Jahren

Im Jahre 1810 erschien in der Walterschen Hofbuchhandlung in Dresden ein Buch von einem ungenannten Verfasser unter dem Titel: „Der bisherige Güterhandel und seine traurigen Folgen. Ein Versuch.“ Was den Verfasser zu seiner Arbeit veranlaßt hatte, die im Manuskript schon 1805 vollendet war, ist in einer ausführlichen Einleitung dargelegt, und wir glauben den Leser am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht besser in die agrarischen Fragen und Sorgen, die unsre Großväter bewegten, versetzen zu können, als wenn wir ihn zunächst in diese Einleitung einen Blick werfen lassen.

Um der Teuerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse das Wort zu reden, finde man — so schreibt unser alter Agrarpolitiker — folgende Aufstellung am gewöhnlichsten: „Teuerung befördert den Güterwert, folglich die Güterpreise; je höher die Güterpreise steigen, desto mehr wird auch der Güterwert und daher auch der Güterhandel befördert, und je mehr sie fallen, desto tiefer sinkt ihr Wert, dadurch aber wird die Agrikultur schlechter. Um daher die Grundbesitzer teuer gekaufter Grundstücke zu erhalten, müssen teure Getreidepreise bleiben, damit auf solche Weise zugleich die Kultur befördert werde. Diese zwei Erscheinungen: höhere Kultur und Teuerung, die man in unsern Tagen so sonderbar zusammengestellt findet, hätten Männer von Einsicht schon längst zu einer nähern Untersuchung dieser Wundergestalt führen sollen. Weil sie aber durch den Eigennutz stets verteidigt wurde, und die Verteidiger wie ein zweiter Proteus sich bei jedem Angriff in neue Gestalten verwandelten, der Angreifende auch keine Waffen, sie mit Glück zu fesseln, in Händen hatte, indem durch die immer höher steigenden Preise der Grundstücke und durch das zugleich dadurch anwachsende Vermögen einiger dabei reich gewordnen gewissermaßen der Beweis, daß dies durch die verbesserte Kultur bewirkt worden sei,



Digitized by Google

für die Wahrheit der Sache geführt zu sein schien, so blieb es unentschieden, ob man gleich durch inneres Gefühl überall in diesen Erscheinungen lauter Widersprüche fand. Hierzu kam, daß alle die, die einige Kenntnis von Ökonomie besaßen, größtenteils auch ein Interesse an den teuern Preisen fanden und daher leicht ihre Gegner mit dem Vorwurf, daß sie nichts davon verstünden, wie mit dem Schilde der Minerva versteinerten und zum Schweigen brachten."

Der Güterhandel, wird dann weiter ausgeführt, als eine der neuesten Erscheinungen der Zeit, habe in mehreren Ländern sehr um sich gegriffen und viele Familien durch unüberlegte Spekulationen ins Unglück gebracht, wie man das in den häufigen Subhastationen fast täglich gewahr werde. Er habe zugleich „auf die Moralität der Staatsbürger" so nachteilige Folgen gehabt, „daß sogar die Teuerung, die sonst von weisen Männern der Vorwelt als ein kranker Zustand eines Staats angesehen worden sei, in unsern Tagen, ohngeachtet aller dagegen gemachten Erfahrungen und unglücklichen Folgen, dennoch von nicht wenigen als der vollkommenste Gesundheitszustand angepriesen" werde. „Meinungen und Vorurteile, die nicht Einfluß auf die physische Existenz des Menschen und seine körperlichen Bedürfnisse haben, sondern nur mit der Ideenwelt in Beziehung stehen, dulden zwar den Widerspruch mit mehr Mäßigung, weil die Folgen entfernter oder auch nur in Vorstellungen begründet sind: allein wenn der Widerspruch zugleich mit unsrer physischen Existenz in unmittelbare Berührung kommt, sodaß diese, wenn sich jener behaupten kann, auf dem Spiele steht, so ist der Kampf für den schwächern Teil um so gefährlicher, indem nicht selten auf der einen Seite einer gegen alle auftritt, den Streit beginnt und selbst bei den edelsten Absichten oft nichts weiter als Schmach und Verfolgung anstatt eines unparteiischen Urteils von seiner Mitwelt erwarten darf. Der Handel mit Grundstücken, der bisher in mehreren Ländern fast bis zur Kaufwut gestiegen war — wo man nicht etwa ein vorher in Verfall geratnes und um deswillen wohlfeiler als gewöhnlich erkauftes Grundstück durch große Mühe und Kosten in den seiner Natur angemessenen und durch bestmöglichen Fleiß wieder in die Höhe gebrachten Zustand, um einen der Sache verhältnismäßigen wahren Wert, d. i. wo eine gewöhnliche Verzinsung des dafür gezahlten Kapitals als Kaufgeld zum Grunde liegt, verkaufte, sondern dies nur aus der Ursache that, um in Geschwindigkeit eine größere Summe durch schnellen Wiederverkauf zu gewinnen —, dieser Handel ist es, der die Aufmerksamkeit eines jeden im ganzen Ernst verdient."

Zur Kennzeichnung der agrarischen Spekulation am Ende des vorigen Jahrhunderts sind dann noch folgende Ausführungen unsers sächsischen Gewährsmannes besonders geeignet. Man glaube doch ja nicht, schreibt er, daß es nicht auch sattsam unterrichtete Personen geben sollte, die hinreichende Einsicht hätten, den „Ertrag des Feldbaues" beurteilen zu können. Ein sehr großer Teil

Digitized by Google

wohl unterrichteter und erfahrner Landwirte wisse mehr als zu gut, daß die Güter und überhaupt alle Feldgrundstücke nicht den ihnen beigelegten Wert hätten, und sähe daher auch das Steigen der Güterpreise als ein „wahres Unglück für den Staat“ an. Aber ihr gesundes Urteil werde durch den „Schwindelgeist der Zeit“ und durch die große Menge von Gegnern zum Schweigen gebracht. Der größte Teil der Grundbesitzer suche auch „selbst gegen eigne innere Überzeugung“ die öffentliche Meinung von dem so hoch gestiegnen Wert der Grundstücke zu erhalten, weil dadurch eines jeden Besitzung, wenn er auch nicht die Absicht habe, sie um den höchsten Preis wieder zu verkaufen, wenigstens dem Anschein nach einen weit größern Wert erhalte und im Falle einer Veräußerung Hoffnung auf Gewinn gebe. Noch andre suchten jenen Hang zur Leichtgläubigkeit, der auf Unkenntnis landwirtschaftlicher Verhältnisse beruhe, besonders zu ihrem Vorteil zu lenken und die übertriebne Meinung von den Grundstückswerten noch zu vergrößern, was ihrer Spekulation nicht wenig zu statten komme. „Denn da diese die Idee einer allgemein verbesserten und erhöhten Kultur bisher durchgängig auszubreiten sich angelegen sein lassen, so kann es nicht fehlen, daß man nicht auch denen alle Kenntnisse der bessern Kultur zugestehen müsse, die sich in dieses Fach ohne die hierzu erforderlichen Einsichten mischen und diese Spekulation befördern sollen. Freilich setzt man bei dem, der eine Kunst oder Wissenschaft treiben will, oder sie wohl gern noch besser, als sie bisher betrieben worden ist, zu verstehen vorgiebt, voraus, daß er nicht nur die zu diesem Fache erforderlichen gewöhnlichen Kenntnisse, sondern auch noch solche haben müsse, die alle jene übertreffen.“ Hier sei das aber nicht erforderlich, weil der ganze Handel „auf einer Täuschung zum Vorteil der Klügern“ beruhe und nach allgemein gewordner Erkenntnis des Wahren aufhören müsse. Fänden sich Uneingeweihte, die gleichwohl Vorteile von der Spekulation hätten, so sei das um so verlockender für die noch unentschlossenen Liebhaber zu ähnlichen Unternehmungen. „Kenner und durch Erfahrung überzeugte, die zwar ein unglückliches Ende von diesem dem Staate höchst nachteiligen Spiele voraus sehen, aber von der Gelegenheit eines so allgemeinen Schwindels mit gewinnen wollen, glauben ihrer größern Klugheit halber noch vor der Epoche des einbrechenden Unglücks sich bestens herauszuziehen.“

Wer in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren — ja sogar noch in der ersten Hälfte der achtziger Jahre — unter den Rittergutsbesitzern östlich von der Elbe gelebt und mit unbefangnem Auge die Verhältnisse beim Kauf und Verkauf der Güter verfolgt hat, der wird zugestehen, daß diese Schilderungen fast in jedem einzelnen Zuge aus dem Leben gegriffen sind. Auch noch 1850 war wie 1805 der „Gedankengang“ des Gutsbesitzers im Osten, wie Meitzen 1884 so treffend sagt, der: „Ich werde schon einen Narren finden, der mir 20 Prozent mehr bezahlt.“ Die Folgen sind dann in den zwanziger wie

Digitized by Google

in den neunziger Jahren natürlich nicht ausgeblieben. Die Katastrophe von 1806 mit ihren politischen Folgen hat aber leider in der dem heutigen Geschlecht gebotnen Geschichte die Erinnerung an die vorhergegangne agrarische Spekulation fast ganz getilgt und damit wirtschaftliche Erscheinungen der Beachtung so gut wie vollständig entzogen, die heute gar nicht eindringlich genug als warnendes Beispiel den ostdeutschen Rittergutsbesitzern im allgemeinen und dem preußischen Agrariertum im besondern vor Augen gehalten werden müssen, um so eindringlicher, als selbst in den preußischen Ministerien die Kenntnis der Agrargeschichte der Ostprovinzen erst mit der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung zu beginnen scheint, und die neupreußischen Bauernretter unter unsern gelehrten Volkswirten die Regierungsvertreter nach Kräften in dem Glauben bestärken, daß die Agrarpolitik Steins und Hardenbergs an allen Übeln schuld und alles Heil in dem grundsätzlichen Bruche mit ihr zu suchen sei. Wir maßen uns nicht an, die schweren agrarischen Fragen der Gegenwart hier zu lösen, aber vor Einseitigkeiten und Irrtümern bei ihrer Lösung wollen wir warnen, indem wir noch einige andre Mitteilungen aus zuverlässigen Quellen zur Beurteilung der gleichen Krankheitserscheinungen beibringen, unter denen unsre Großväter und Urgroßväter zu leiden hatten.

Eine vortreffliche Schilderung der mecklenburgischen und pommerschen Verhältnisse zu Ende des vorigen Jahrhunderts giebt Ch. E. Langethal in einem in Raumers Historischem Taschenbuch (4. Folge, 4. Jahrgang, 1863) veröffentlichen Aufsatze: „Geschichte der deutschen Landwirtschaft in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte von 1770 bis 1850." Er schreibt da unter anderm: „Bekanntlich begann die französische Revolution in einem teuern Jahre. Die Fruchtpreise blieben aber auch in den nächstfolgenden Jahren fortwährend sehr hoch, weil die Unruhen Leben und Eigentum unsicher machten. Man hatte wenig Lust, das Feld zu bauen. Der Acker wurde meist nur schlecht bestellt, ein großer Teil blieb sogar brach. Frankreich bedurfte daher einer bedeutenden Zufuhr an Frucht, und die hohen Preise ermöglichten für Deutschland einen starken Weizenexport. Früher hatte nur Niederrhein und Ostfriesland einigen Weizen nach Holland und England gesandt, jetzt aber fuhren auf allen nördlichen Strömen und aus allen deutschen Häfen Weizenschiffe der Grenze Frankreichs zu, sodaß der Fruchthandel zur See eine hohe Bedeutung erhielt. Die starke Kornausfuhr wirkte auf alle norddeutschen und rheinischen Kornmärkte zurück, überall begann die Frucht im Preise zu steigen, ein Umstand, der wiederum die rasche Verbreitung des neuen Kultursystems sehr beförderte. Also wirkte die französische Revolution anfangs gar nicht ungünstig auf die materiellen Zustände Deutschlands zurück. Indessen zogen Mecklenburg und Schwedisch-Pommern, die den größten Nutzen von der Getreideausfuhr haben sollten, gerade den allergeringsten Vorteil davon. Bauern giebt es in beiden Ländern eine bloß unbedeutende Zahl, also kann in Bezug auf land-

Digitized by Google

besitzende Bevölkerung fast nur von Gutsbesitzern die Rede sein. Diese, obgleich in geselliger Beziehung ziemlich gebildet, hatten damals dennoch im ganzen nur einen niedern Grad von Intelligenz. Sie benutzten allerdings den vorteilhaften Export recht gut, sahen sich auch bald im Besitze einer Menge von Geld, wendeten es aber nur zum größern Glanze ihrer geselligen Verhältnisse an. Sie steigerten Aufwand und Luxus bald über Vermögen, suchten den Ausfall durch Übertreibung der Weizenkultur zu decken, die das Schubarthsche System ermöglichen sollte. Man rief nun sogenannte Schubarthianer, nämlich Männer herbei, die vorgaben, Schubarths Schüler zu sein, in der That aber nichts weiter als die Gutseinrichtung von Würchwitz kannten, die sie für eine Schablone hielten, die sie jedem beliebigen Gute aufdrücken könnten. Der Erfolg war natürlich schlecht, die Güter verunkrauteten und gingen zurück. Die Gutsbesitzer gerieten durch schlechte Ernten in arge Verlegenheit, und viele sahen sich endlich genötigt, ihr Gut zu verkaufen. Das alles geschah zu der Zeit, als Napoleons steigende Macht der Ruhe Europas immer gefährlicher wurde. Vorsichtige Kapitalisten zogen ihr Vermögen allmählich aus den Papieren zurück, sahen sich nach Gütern um, in welchen ihr Geld eine sichere Anlage fände. Ihr Auge fiel auf Mecklenburg und Schwedisch-Pommern. Dort waren viele Güter zu kaufen, und die entfernte Lage schien vor den Stürmen eines ausbrechenden Krieges hinlänglich sicher zu sein. Es drängten sich daher eine Menge Kapitalisten zum Gutskaufe, bald fing man an in Landgütern zu spekuliren, die Preise stiegen zu ganz enormer Höhe empor, sanken dann plötzlich 1806 zu kaum erhörter Tiefe wieder herab und begruben in ihrem Sturze den Wohlstand vieler Familien."

Ein sehr lebendiges Bild von den Vorgängen in Ostpreußen zu Ende des vorigen Jahrhunderts verdanken wir dem General von Boyen. In Ostpreußen gab das „Landschaftliche Kreditsystem," das 1790 eingeführt worden war, um den klagenden Grundbesitzern billigen Kredit zu vermitteln, die Veranlassung zu einer Spekulationswirtschaft ärgster Art. Boyen schreibt darüber in seinen Erinnerungen (I, S. 19) aus eigner Anschauung folgendes: „Diese Maßregel fiel unglücklicherweise in die Zeit, in der äußere Handelsverhältnisse im Lande hohe Getreidepreise erzeugten. Das dadurch ungewöhnlich gesteigerte Einkommen der Güter wurde nun als Grundlage zum Taxwert derselben und der auf sie zu bewilligenden landwirtschaftlichen Kredite angenommen, und zur Vollendung des Unglücks wurden auch den landwirtschaftlichen Schulden keine Tilgungsfonds zu Grunde gelegt. Durch alles dies entstanden nun ganz ungewöhnliche Umwandlungen, die etwas an das Lawsche System in Frankreich erinnern. Gutsbesitzer, die bis dahin z. B. ihre Grundstücke 20000 Thaler wert gehalten hatten, erfuhren auf einmal durch die landwirtschaftliche Taxe, daß sie 40000 Thaler und mehr wert wären. Sie erhielten dadurch einen Kredit zum Schuldenmachen, der weit über den wahren

Digitized by Google

Wert ihrer Güter und den Umfang ihres ursprünglichen Vermögens hinausreichte." An einer andern Stelle (I, S. 284) schreibt er: „Verleitet durch die hohen Getreidepreise, welche die lang dauernden Seekriege gleich nach der Errichtung der Landschaften in einer Reihe von Jahren herbeiführten, hatte man diese zu einem Maßstabe für den Wert der Güter bestimmt. So waren Gutstaxen zum Vorschein gekommen, die den alten Grundpreis drei-, vier- und mehrfach überstiegen. Der Adel hatte sich dadurch auf einmal reich gefühlt, seine frühere einfache Weise mit städtischem Wohlleben vertauscht und deshalb versäumt, die ihm durch eine Reihe von Jahren zugeflossenen größern Einnahmen zur Abtragung seiner Schulden zu benutzen. Diese Täuschung hatte der Krieg plötzlich zerstört. Das Getreide und mit ihm die Grundstücke verloren auf einmal ihren Wert, während die Größe der zu zahlenden Zinsen immer dieselbe blieb. Der größte Teil der Grundbesitzer waren eigentlich nun nicht mehr Eigentümer, sondern übersetzte Pächter, die nicht einmal auf eine billige Remission rechnen konnten. Diesem ungünstigen Verhältnis schreibe ich es auch zu, daß sich mehrere der Gutsbesitzer nicht so selbständig gegen die Franzosen benahmen, als man es wohl von ihnen hätte erwarten können. Ein rechtlicher Mann, der mit großer Schuldenlast zu kämpfen hat, verliert gewöhnlich den freien Blick und das Gefühl für die Erhaltung des Vaterlandes, er ordnet sich allen Verhältnissen unter, wenn diese nur die Aussicht geben, daß er fortdauernd die Zinsen zahlen kann, während ein freier Eigentümer, wenn es sein muß, zur Erhaltung des Vaterlandes selbst seine Hütte opfert."

In welcher Weise die günstige Lage vor hundert Jahren von den preußischen Gutsbesitzern ausgenutzt wurde, das schildert endlich ein Herr von Knobloch, der übrigens bereits vollkommen den neupreußischen Agrarierstandpunkt einnimmt, sehr lehrreich in einer 1830 erschienenen Schrift: „Über das Entstehen und die dringend notwendige Abhilfe derjenigen Not, welche jetzt alle Landwirte drückt, und über die Pflegung des Kredits aller Gewerbe. In besondrer Hinsicht auf den preußischen Staat" (Berlin, bei Enslin). Er schreibt darüber wörtlich: „Mehreren Gutsbesitzern gelang es, bei bewirkten Verkäufen zur Erhöhung des Kredits der verkauften Güter in unredlicher Vorspieglung beträchtlich größere Kaufpreissummen im Kaufkontrakt angegeben zu erhalten, und sie benutzten diejenigen Gelder, welche sie mittels des zu hoch gestandnen Kredits sehr bald geliehen erhalten hatten, dazu, sich in Gegenden, wo die Güter noch für geringe Preise zu haben waren, andre Güter zu erwerben; ja es gelang sogar vielen, durch landschaftliche Kreditanstalten auf den in solchen wohlfeilen Gegenden erkauften Gütern mehr noch angeliehen zu erhalten, als sie Kaufgeld dafür in Wahrheit gegeben hatten, und die Täuschung, welche dieser Verkehr mit Landgütern erzeugte, war so groß und so allgemein, daß nicht bloß die Kapitalisten bei den Darlehnsgewährungen, sondern auch die auf diesem Wege zu großem

Digitized by Google

Gutsbesitz gelangten Spekulanten sich in Betreff des so ganz eigentlich nur herausgerechneten Vermögens für völlig geborgen hielten, indem sie bei aller Höhe der Getreidepreise deren weiteres Steigen, als im fortwährenden Sinken des Geldwerts gegründet, für völlig gesichert ansahen. Und diese Meinung wirkte auf sie um so verderblicher, als inzwischen bei den Gutsbesitzern das sparende Sammeln ganz außer Gewohnheit gekommen war und dieselben nur dahin strebten, durch glänzende Bauten und üppiges Leben den Glauben an ihre Vermögenheit zu steigern. Diese vornehmlich den Besitzern großer Landgüter zu gute gekommnen Verhältnisse änderten sich seit dem Jahre 1806 bis jetzt her in so ganz entgegengesetzter Weise, daß jetzt, nach Verschiedenheit der Gegenden, im vorgedachten (dem östlichen) Teile des preußischen Staates die Güter um ein Drittel, um die Hälfte, ja selbst um zwei Drittel ihres sonstigen Ertrages sich vermindert haben, ja daß sogar in den von Berlin am entferntesten nordöstlich gelegnen Provinzen die Güter ganz unverkäuflich geworden sind."

Mit diesen, wie der Verfasser sehr richtig sagt, „so ganz eigentlich nur herausgerechneten Vermögen" traten die preußischen Rittergutsbesitzer in die mit 1806 zum Ausbruch kommende Krisis ein. Die Krankheit selbst war, wie man sieht, lange vorher entstanden, und die Krisis mußte kommen, mit oder ohne Krieg. Der Krieg veranlaßte nur, daß sie schon 1806 hervortrat. Die sieben Kriegsjahre legten allen preußischen Staatsbürgern schwere Opfer auf, und ganz besonders schwere den Grundbesitzern. Deutschland soll seinem Osten nie vergessen, was es ihm damals schuldig geworden ist. Aber vergessen sollte man in Preußen auch nicht, wie das gleich nach dem Kriege geborne ostdeutsche Agrariertum nicht nur die Heimzahlung der im Kriege gebrachten Opfer verlangte, sondern mit echt agrarischer Unverfrorenheit vom Staate die Umwandlung jener in schwindelhafter Spekulation „so ganz eigentlich nur herausgerechneten" Vermögen in vollwichtige Werte aus andrer Leute Taschen forderte. Schon im Januar 1814 gab Herr von Bülow auf Cummerow seine famose Schrift heraus: „Über die Mittel zur Erhaltung der Grundbesitzer zur Rettung des Kapitalvermögens des Staates und zur Ausgleichung der Grundbesitzer und ihrer Gläubiger." Er wies ganz entschieden den Gedanken zurück, daß nach gewissenhafter Berechnung der Staat den Grundbesitzern die wirklich im Kriege gebrachten Opfer aus Staatsmitteln ersetzen solle, er verlangte ganze Arbeit. Durch eine große Nationalbank, zu deren Fundirung in erster Linie der Staat seine Domänen und Forsten in dem nötigen Umfange veräußern sollte, wollte er erreichen, „daß wir den Gutsbesitzer mit seinem Kreditor völlig auseinandersetzen — alle Schulden des erstern mit Pfandbriefen bezahlen, welche bei einem der zu bildenden Fonds als dem Nominalwert ganz nahe zu versilbern sind."

Herrn von Bülow ist durch seine Schrift der Vater des Agrariertums

Digitized by Google

des neunzehnten Jahrhunderts geworden und hat für diese Leistung noch im Frühjahre 1814 eine Kritik erfahren, wie sie das, was er damit ins Leben gerufen hat, verdient. Am 13. April 1814 schickte der Minister Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten an seinen Freund und Landsmann Theodor von Schön von Berlin aus das Bülowsche Buch mit folgendem Begleitschreiben:

Anbei folgt ferner ein erbärmliches Machwerk des Herr von Bülow auf Cummerow, das deshalb wichtig ist, weil es auf offizielle Veranlassung erschienen zu sein scheint, und weil es in Berlin ungeheuern Beifall findet. Es ist doch gar zu hübsch, so ohne alles Zuthun, gleichsam im Schlafe, in einem Nu alle seine Schulden los zu werden. Übrigens gewährt die Manscherei mit den Domänen-Vorwerken und Forsten, sowie alle Operationen der Nationalbank für die Herren, die solche zwischen die Finger bekommen, eine erwünschte Gelegenheit zum Jübeln, Filouteriren und Tripoteriren.

Darauf antwortete Schön am 5. Mai 1814:

Das Werk des politischen Husaren ist in seiner Art merkwürdig. Goldkörner sind mehrere da, recht herrliche Körner, und dann wieder Berge von Wust und Unrat, daß man lachen muß. Gottes Ordnung ist der Hauptgegenstand der Wut. Daß es dem Himmel nur um Menschen und deren Entwicklung zu thun und es ihm dabei ganz gleich ist, ob der Scheffel Weizen 3 Thaler oder 8 Groschen gilt, und daß es dabei dem Himmel auf Einige der lebenden Generation nicht ankommen kann, davon weiß er nichts, und davon, daß man diese Einige nur zu retten suchen muß, weiß er gar nichts. Geld ist sein Abgott, ohne daß er weiß, was es ist. Die Vorsehung soll in dem Verhältnis zwischen Silber und Produkt durchaus nicht Recht behalten, dieses Verhältnis soll von Cummerow aus bestimmt werden. Gott sei uns gnädig! Das Wort soll zu Schanden werden, als ob das Wort nicht die Basis des Adels wäre. Es ist hohe Gotteslästerung. Und dagegen wieder die herrlichen Hiebe auf das Beamtengetriebe und andre Silberblicke.

Am 19. Mai 1814 schreibt dann wieder Dohna an Schön:

Die Bülowsche Schrift findet den höchst möglichen Beifall bei der unendlich zahlreichen und über alles mächtigen Klasse von Bankerotteurs und Glücksuchern; erstere wollen urplötzlich alle ihre Schulden quitt und los sein; letztere hoffen bei Ausführung des Bülowschen Gewebes, wie solches auch nicht fehlen kann, sich artig zu bereichern.

Eines weiteren Kommentars bedarf eine solche Kritik von solcher Seite nicht.

Digitized by Google

# Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges

Von Julius Franz

(Schluß)

Es war vorauszusehen, daß Lehmanns Buch, das mit so „großen Ansprüchen“ auftrat, unsre Kenntnis über eines der wichtigsten und interessantesten Gebiete der vaterländischen Geschichte nach vielen Richtungen bereicherte und die bisherige Auffassung eines wichtigen Abschnittes der preußischen Geschichte umstürzte, in den Kreisen des gebildeten Publikums großes Aufsehen erregen, in der wissenschaftlichen Welt aber den lebhaftesten und entschiedensten Widerspruch finden würde. In der That hat die geschichtliche Forschung die Beweisführung Lehmanns fast durchweg abgelehnt und in einer Fülle von Gegenschriften die Methode seiner Arbeit, seine schrankenlose Willkür in der Verwertung der Quellen aufs schärfste verurteilt. Für ihn sind außer einigen seiner Schüler nur Delbrück und der ultramontane Historiker Onno Klopp eingetreten.

Für einen Mann von der Vergangenheit Klopps verstand sich das von selbst, und es kann nicht überraschen, wenn sich der im Dienste der Cumberlands altersschwach gewordne Publizist am Schluß seiner Besprechung des Lehmannschen Werkes zu dem Worte bekennt: Le nouveau roi de Prusse est un mal-honnête homme et un fourbe. Delbrück hat es in scharfsinnigen, geistvollen Darstellungen unternommen, das, was Lehmann zu beweisen mißlungen ist, auf neuen, wesentlich abweichenden Wegen zu beweisen. Während man aus Lehmanns Schrift den Eindruck gewinnt: er kann den König nicht leiden, erscheint Friedrich bei Delbrück „nun erst mit vollem Rechte“ als Staatsmann von überwältigender Größe. Während dort die Eroberung Sachsens eine Verletzung des Völkerrechts einschließt, wird hier die völkerrechtliche Befugnis des Königs betont, dem drohenden Angriffe zuvorzukommen. Außerdem wird hier — im Gegensatz zu Lehmann, der es dem Könige augenscheinlich übel nimmt, daß „sein Herz nur für Preußen schlug“ — die durch den siebenjährigen Krieg geschehene Schöpfung des „preußischen Vaterlands“ rückhaltlos anerkannt. Von Delbrücks psychologischer Methode läßt sich



Digitized by Google

sagen, daß sie zwar äußerst bestechend, aber, weil sie die von Lehmann geschaffnen Grundlagen als zuverlässig angesehen hat, keineswegs überzeugend wirkt.

Lehmann giebt im ersten Abschnitt seines Werkes eine vortreffliche, überall zutreffende Übersicht über die militärische und finanzielle Lage Preußens und Österreichs in den Jahren 1745 bis 1756, wobei er zu dem Schluß kommt, daß Friedrich seiner Gegnerin in Bezug auf Geld- und Armeeverhältnisse weit überlegen war. Die Thatsache war längst bekannt, aber sie wird hier durch neue, aus den Wiener Archiven geschöpfte Nachrichten in interessanter Weise beleuchtet und bestätigt. Weiter sucht Lehmann den wichtigen Nachweis zu liefern, daß der König schon am 17. Juni zu rüsten begonnen habe, daß Ende des Monats mehr als die Hälfte seines Heeres mobil gewesen sei, daß dagegen in Wien erst am 8. Juli die Rüstungskommission zusammengetreten sei.

Abgesehen nun davon, daß die Priorität der preußischen Rüstungen nicht die Frage zu entscheiden vermag, ob sie zur Verteidigung oder zum Angriff unternommen waren, darf billig bezweifelt werden, daß die Vorbereitungen des Königs schon eine wirkliche Mobilmachung gewesen seien. Die von Lehmann zum Beweis herangezognen Thatsachen sind so winzig, daß ihnen keine überzeugende Beweiskraft zugesprochen werden kann; auch der Garnisonwechsel der pommerschen und brandenburgischen Regimenter nicht, um so weniger, als damit keine Dislokation der Truppen nach der österreichischen Grenze verbunden war. Der Garnisonwechsel war eine Demonstration gegen Rußland, er sollte diesem gering geachteten Feinde, der auch nach Lehmann zuerst mit den Rüstungen begonnen hatte, klar machen, daß Preußen auf der Wacht sei. Wenn Lehmann weiter behauptet, daß Ende Juni bereits mehr als die Hälfte des preußischen Heeres mobil war, so will Naudé demnächst auf Grund neuer archivalischer Forschungen in Wien, Berlin, Darmstadt, Zerbst, Paris, London, Budapest den aktenmäßigen Nachweis führen, daß um diese Zeit kein einziges preußisches Regiment kriegsbereit war.

Daß den Kriegsvorbereitungen Friedrichs auch am Wiener Hofe, wo man über die Vorgänge in Preußen stets gut unterrichtet war, keine besondre Bedeutung beigemessen worden ist, zeigt, um mit Lehmann zu reden, der langsame, schleppende Gang der Gegenmaßregeln, die dort getroffen wurden. Bekanntlich hatte der preußische Gesandte in Dresden, von Maltzahn, einen sächsischen Kanzlisten namens Menzel bestochen, daß er ihm die bei seinem Chef, dem Minister Graf Brühl, einlaufenden Gesandtschaftsberichte abschrieb und auslieferte. Durch Menzel erhielt Friedrich zuerst Kunde von den Absichten des russischen Hofes. Die Zarin werde Österreich hilfreich beispringen, wenn es von Preußen oder Frankreich angegriffen werden sollte. Brühl möge nach Petersburg die Nachricht gelangen lassen, daß der König von Preußen die Kosaken der Ukraine zum Aufstand aufreizen lasse. Bestuscheff habe Preußen den Untergang geschworen usw. Aber diese Umtriebe zeigen doch nur, wie weit

Digitized by Google

man eigentlich noch von Thaten entfernt war. Nimmt man hinzu, daß Mitte Juni aus der geheimen Dresdner Quelle ein Bericht des sächsischen Gesandten in Wien eingelaufen war, wonach der französisch-österreichische Vertrag in Petersburg sehr verstimmt hatte, so scheint es nur natürlich, daß Friedrich um diese Zeit an seinen Gesandten in Wien schrieb, es scheine ihm, daß dieses Jahr noch friedlich verlaufen werde.

Aber jeder Tag brachte neue beunruhigende Nachrichten. Am 17. Juni traf der englische Kurier Pollock aus Petersburg in Berlin ein und meldete, daß von Narwa bei Riga und Mitau alle Straßen mit marschierenden Truppen bedeckt seien, und daß in Petersburg das Gerücht umlaufe, Rußland wolle im Verein mit Österreich Preußen angreifen. Noch an demselben Tage langte eine Nachricht über österreichische Rüstungen aus Wien an, und der Oberpräsident von Schlesien, Schlabrendorff, berichtete aus Breslau, daß Tag und Nacht an der Befestigung von Olmütz gearbeitet werde, daß man Vorbereitungen zur Bildung von Magazinen treffe, daß die ungarische Kavallerie Marschordre nach Mähren erhalten habe, und einige Regimenter schon auf dem Marsche seien.

Auf diese Nachrichten hin, die Lehmann in seinem Buche gar nicht erwähnt und an einer andern Stelle — in einer Entgegnung an seine Kritiker — für falsch oder für unverständlich und sogar für kindischen Klatsch des preußischen Gesandten in Wien erklärt, begann Friedrich in der Stille mit Kriegsvorbereitungen.

Freilich widersprechen einander die Nachrichten, die wiederholt über die Rüstungen der Gegner einliefen — hatte doch noch Maltzahn in einem Bericht vom 18. Juni das österreichisch-russisch-französische Bündnis als höchst zweifelhaft hingestellt —, auch waren die Mitteilungen nicht selten unbeglaubigt und unbestimmt; aber gerade die Häufigkeit der Meldungen mußte in dem argwöhnischen Gemüte des Königs die Überzeugung wachrufen, daß ein Bündnis im Entstehen, ein Angriff auf Preußen geplant sei. In dieser Auffassung wird man bestärkt, wenn man erwägt, daß Friedrich in Maria Theresia und Kaunitz Feinde hatte, die alles aufboten, das verlorne Schlesien wiederzugewinnen, und daß die eifersüchtigen Nachbarstaaten seinen und seines Reiches Sturz mit Genugthuung begrüßt haben würden.

Nachdem Lehmann im zweiten Abschnitt die allgemeine politische Lage im Juni 1756 geschildert hat, schließt er mit dem Hinweis auf die österreichische Sorge vor einem preußischen Überfall. Er benutzt hierzu hauptsächlich die geheime Denkschrift „eines der besten Kenner des österreichischen Heerwesens," des Kabinettssekretärs Baron Koch, die der Kaiserin etwa am 16. Mai überreicht wurde, und worin sie gebeten wird, „wenigstens einige Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen." Also: die am 17. Juni beginnenden Rüstungen Preußens geben schon im Monat Mai Koch zu ernsten Befürchtungen Veranlassung!

Digitized by Google

In Wahrheit liegt die Sache so, wie Naudé aus den Wiener Militärakten nachgewiesen hat: Österreich betrieb seine Rüstungen im April, Mai und Juni im geheimen und führte sie im Juli und August offen und mit großer Eile und Energie weiter, nicht, wie Lehmann meint, der übrigens dieselben Wiener Akten benutzt hat, erst seit dem 8. Juli und dann auch noch langsam und schwerfällig. Die Denkschrift Kochs giebt nun bezüglich der schon im Gange befindlichen geheimen Angriffsrüstungen einige vortreffliche Ratschläge, die von der Kaiserin sofort angenommen wurden, und nach denen dann auch verfahren worden ist. Aber selbst die offnen und umfassenden Rüstungen Österreichs seit dem 8. Juli sind nicht durch die preußische Mobilmachung im Juni veranlaßt worden. Auch das hat Naudé kürzlich in eingehender Darstellung nachgewiesen. Über die geheimen Rüstungen Österreichs giebt unter anderm auch ein an das Versailler Kabinett gerichteter Bericht des französischen Gesandten in Wien, Aubeterre, Auskunft, eines gewandten, einsichtsvollen Diplomaten. Aus ihm geht unzweifelhaft hervor, daß bereits im Juni in Böhmen und Mähren befestigte Lager angelegt wurden. Was aber der französische Geschäftsträger über die Rüstungen in Erfahrung gebracht hat, wird auch dem preußischen Gesandten nicht entgangen sein. Mochten diese Mitteilungen nun objektiv wahr oder falsch sein, niemand wird es dem Könige verübeln, daß er daraus für sich die nötigen Folgerungen zog.

Nach Lehmanns Auffassung war die politische und militärische Lage Friedrichs vor dem siebenjährigen Kriege so günstig gewesen, daß der König in der freudigen Hoffnung, Sachsen zu erobern, den Krieg habe beginnen können. Durch seinen Anschluß an England habe er seinen geldbedürftigen Feinden dessen reiche Hilfsmittel entzogen. Frankreich und Rußland seien nicht besonders zu fürchten, und Österreich sei mit diesen Mächten nur zur Verteidigung verbunden gewesen. Außerdem sei im Gegensatz zu der Histoire de la guerre de sept ans in der 1757 verfaßten Apologie der Nachweis von höchster Wichtigkeit, daß der König im Sommer 1756 „unmöglich das Dasein einer allgemeinen Verschwörung habe annehmen können."

Aber der angebliche Widerspruch zwischen beiden Zeugnissen ist, wie schon Prutz überzeugend dargelegt hat, gar nicht vorhanden. Die betreffenden Stellen „stehen vielmehr mit einander in größter Übereinstimmung und ergänzen und erläutern einander aufs beste." Die Apologie, im Juli 1757 unter dem Eindruck der durch die Koliner Niederlage herbeigeführten schweren Krisis geschrieben, sucht angesichts der drohenden verhängnisvollen Wendung die Handlungsweise des Königs in den Augen seines eignen Volkes zu rechtfertigen. Nach einer zusammenfassenden Darstellung der diplomatischen Verhandlungen und der militärischen Rüstungen betont er mit Recht, daß er nicht habe voraussetzen können, Frankreich werde sich in einen seinen Interessen völlig entgegengesetzten Krieg stürzen, und nennt ganz richtig den Versailler Vertrag vom

Digitized by Google

Jahre 1756 de sa nature defensive, während er ebenso richtig in der bald nach Beendigung des Krieges verfaßten Histoire, in der, wie es Ranke treffend ausdrückt, der „militärisch-didaktische Gesichtspunkt" vorherrscht, rückblickend und den Gang der Entwicklung darstellend, in diesem Vertrage die eigentliche Ursache des Krieges erkennt.

En un mot, comment pouvais-je deviner, que les Anglais m'abandonneraient? — so schließt er den Passus in der Apologie. Also: die wirkliche Ursache der unerwartet übeln Lage, in die er geraten ist, ist die verkehrte englische Politik, die in keinem Punkte seinen Erwartungen entsprach. Und dem zufolge ist ihm in der Histoire das wichtigste die Beantwortung der Frage, wie er zu dem Abschluß seines Vertrages mit diesem treulosen Albion gekommen sei.

Die Betrachtungen Friedrichs über die militärische und finanzielle Unfertigkeit seiner Gegner können auf keinen Fall beweisen, daß er sich durch seine Absichten auf Sachsen in seinem Entschluß, den Gegnern zuvorzukommen, habe bestimmen lassen. Allerdings bestanden im Sommer 1756 gegen Preußen nur Verteidigungsbündnisse. Erwägt man aber, daß Rußland ein Angriffsbündnis mit Österreich erstrebte, während dieses mit allen erdenklichen Mitteln den Abschluß eines solchen mit Frankreich betrieb, vergegenwärtigt man sich, daß auch der erste Versailler Vertrag nach den Äußerungen des Herzogs von Broglie in dessen kürzlich erschienenem Buche: l'Alliance autrichienne in der That nur en apparence defensiv war, bedenkt man weiter, daß den Memoiren des Kardinals Bernis, auf die Lehmann seine Behauptung stützt, daß sich König Ludwig nimmermehr zu einem Angriff auf Preußen verstehen werde, keineswegs zu trauen ist — in jenen Tagen war vielmehr die Stimmung in Paris für den Abschluß eines Angriffsbündnisses gerade sehr günstig —, macht man sich endlich klar, daß Friedrich in dem Augenblick, wo er das Schwert zog, aller Bundesgenossen entbehrte (Englands Hilfe war gewiß nicht hoch anzuschlagen), nachdem er noch 1753 nur einen Krieg für aussichtsvoll erklärt hatte, worin ihm ebenso viel Bundesgenossen zur Seite stünden wie dem Gegner — stellt man alle diese Dinge zusammen, so wird man sich nicht der Überzeugung verschließen können: der König ist lediglich durch die bange Sorge, in einen Krieg verwickelt zu werden, zu Rüstungen und schließlich zum Angriff bewogen worden. Diese Sorge — von freudiger Stimmung kann gar keine Rede sein — spricht nicht nur aus den Briefen des Königs an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, sie beherrschte auch des Königs Politik in jenen Jahren beständig und veranlaßte ihn zum Abschluß der verhängnisvollen Konvention von Westminster.

Wie seltsam haben sich doch damals die Wege der europäischen Diplomatie verschlungen! Seit dem Frühjahr 1755 hatte Friedrich Frankreich zu energischer Thätigkeit gegen England, insbesondre zur Besetzung Hannovers aufgefordert,

Digitized by Google

um es, wie jetzt erwiesen ist, dadurch zum Frieden zum zwingen. Er seinerseits lehnte die Besetzung Hannovers entschieden ab, da ihm alles darauf ankam, sich inmitten der Mächte zu behaupten und den allgemeinen Frieden zu sichern. Die französische Politik aber, das stellte sich immer klarer heraus, wollte Preußen nur zum Angriff auf die deutschen Besitzungen des englischen Königshauses benutzen, ohne als Gegenleistung einen ernsten Schutz gegen die feindlichen Absichten Österreichs und Englands zu bieten. Gleichzeitig verfolgte Maria Theresia beharrlich den Plan, ein Bündnis mit Frankreich einzugehen und die unerschöpflichen Hilfsquellen des mit Frankreich verfeindeten britischen Reiches gegen Preußen auszubeuten. Das englische Kabinett wiederum suchte gegen Frankreich und Preußen eine Stütze in Österreich und Rußland und vereinbarte in dem Augenblicke, wo ein russisches Heer im englischen Interesse zum Einmarsch in Deutschland bereitstand, mit Friedrich den Vertrag von Westminster, der auch nach den neuesten Untersuchungen lediglich der Erhaltung des Friedens zu dienen bestimmt war. Er sollte den König vor einem großen Kriege mit Rußland und Österreich bewahren, sollte Russen sowohl als Franzosen vom Einmarsch in Deutschland abhalten, sollte Österreich isoliren und ihm wie Rußland die englischen Geldmittel abschneiden, die den beiden Kaisermächten zu einem erfolgreichen Angriff auf Preußen unentbehrlich waren. Dabei schmeichelte sich Friedrich mit der Hoffnung, in einem Bündnis mit Frankreich bleiben zu können, und lebte des zuversichtlichen Glaubens, eine große, vermittelnde Stellung zwischen den Weltmächten errungen zu haben. Den Franzosen setzte er auseinander, daß er nicht anders habe handeln können, daß er sie durch die Konvention vor einem gefährlichen Kriege gegen Rußland bewahre, daß sie den Krieg gegen England besser zur See führten usw.

Der Anschluß an England mag als ein unheilvoller Fehler getadelt werden; erwiesen sich doch, wie die spätern Ereignisse lehrten, alle darauf gegründeten Berechnungen Friedrichs als falsch, wie denn überhaupt seine auswärtige Politik, am wenigsten in den Jahren vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, keinen allzu großen Anspruch auf Bewunderung machen kann. Aber Angriffsabsichten gegen Österreich und Sachsen schließt er völlig aus. Ebenso kann aus der Geringschätzung, mit der Friedrich über seine Gegner geurteilt haben soll, unmöglich ein Beweis für Angriffspläne hergeleitet werden. Friedrichs Politik vor dem Kriege „war argwöhnisch und leichtgläubig, kurzsichtig und überstürzend, aber kriegslüstern war sie nicht. Und wenn der Geist der Geschichte den Historiker Friedrich später gefragt hat, nicht nur, was der Vertrag von Westminster bedeutet, sondern was er selbst sich im innersten Herzen bei seinem Abschluß gedacht habe, so durfte er ihm nur die Worte zeigen, mit denen er seinen Gesandten am 4. Januar 1756 instruirt hatte: er möge dafür sorgen, daß er nicht in einen Krieg verwickelt werde."

Weiter führt Lehmann aus, Friedrich habe, gerade um seine Angriffs-

Digitized by Google

pläne den Engländern als Verteidigung erscheinen zu lassen, im Juli und August jene drei herausfordernden Anfragen nach Wien gerichtet, die vom militärischen Standpunkte aus schlechthin unentschuldbar waren, von denen die zweite der „Kriegserklärung nahezu gleichkam." Dies Frage- und Antwortspiel lasse sich nur dadurch erklären, daß sich der König habe Sachsen aneignen wollen. Auch das ist nicht richtig. Am 3. Juli kam ein Bericht des holländischen Geschäftsträgers in Petersburg, „dessen sachkundige Depeschen auf dem Berliner Postamt nach der internationalen Gepflogenheit jener Zeiten regelmäßig durchmustert wurden," in des Königs Hand, der die überraschende Nachricht brachte, daß die russischen Rüstungen eingestellt, daß die bereits ausgerückten Truppen auf dem Rückmarsche begriffen seien. Friedrich wußte sich diese Mitteilung nur dahin zu erklären, daß der Friede „vor dies Jahr" noch gerettet sei. Bald darauf aber kamen Meldungen aus Hannover und Mecklenburg über umfangreiche Pferdeankäufe für österreichische Rechnung, Berichte seiner Gesandten und andre Nachrichten über den Fortgang der österreichischen Rüstungen. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ließ der König „die Leute da unten" in Wien im Juli und August um Aufklärung bitten, insbesondre anfragen, ob ihm die Kaiserin die Zusicherung geben wolle, daß sie ihn weder in diesem noch im nächsten Jahre anzugreifen gedenke, und er hielt bis kurz vor seinem Einmarsch in Sachsen die Befehle zur Umkehr der Truppen bereit, in der Hoffnung, von Österreich befriedigende Antwort zu erhalten. Eine solche war auch keineswegs ausgeschlossen. Gewann man doch in Wien dadurch die nötige Zeit zu den angeblich bisher vernachlässigten Rüstungen und erlangte den Vorteil, selbst den Zeitpunkt für den Beginn des Krieges zu bestimmen.

Die militärische und finanzielle Unfertigkeit seiner Gegner war — das mußte sich doch Friedrich sagen, wenn er, wie Lehmann meint, gerade auf die Überzeugung von dieser Notlage der Feinde seinen Plan baute — ganz geeignet, die Kaiserin zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Und in der That wurde ihm noch nach der dritten Anfrage gemeldet, die Kaiserin werde seinem Gesandten eine befriedigende Antwort geben. Die Absicht, eine solche Antwort zu erteilen, ist auch im Rate der Kaiserin ernsthaft erwogen worden. Hätte Friedrich trotz einer günstigen Antwort seine Truppen nicht zurückgezogen, so hätte er sich selbst vor aller Welt als Friedensbrecher hingestellt. Er beschleunigte also durch die Anfragen in Wien nur die Gefahr, die unvergleichliche Gelegenheit zum Losschlagen selbst zu vernichten.

Bedeuteten die Anfragen wirklich den Krieg, so war es selbstverständlich, daß er in einer Weise geführt wurde, die den großen Endzweck, die Eroberung Sachsens, sicherte. Der König war also genötigt, selbst auf die Gefahr hin, daß die Franzosen noch in diesem Jahre das versprochne Hilfskorps senden konnten, nicht nur Sachsen zu besetzen, sondern auch Böhmen zu erobern — das bekanntlich gegen Sachsen ausgetauscht werden

Digitized by Google

sollte —, er war genötigt, den Russen und Österreichern so empfindliche Niederlagen beizubringen, daß sie, die Preußen vernichten wollten, sich bereit erklärten, Böhmen abzutreten, daß der Kurfürst August und der König Georg durch die Macht der preußischen Siege so in Angst versetzt wurden, daß der eine sein Stammland dahingab, der andre und schließlich die gesamten Reichsfürsten ihre Zustimmung zur Vergrößerung Preußens um Sachsen und Westpreußen gaben — ein Erfolg, wie er wunderbarer nicht auszudenken war. Nach Lehmann hat der König alle diese notwendigen Erwägungen hintangesetzt in der Selbsttäuschung, „das werde sich alles finden, wenn er nur erst das begehrte Sachsen militärisch in Händen habe." Das ist aber nicht die Art eines großen Staatsmanns. Nein, für einen Fürsten, der nur einen Notwehrkrieg wollte, gab es nach der ersten ausweichenden Antwort kein andres Mittel als den Krieg. Und diesen Ausweg, der in der Weltgeschichte keineswegs ohne Beispiel ist, hat Friedrich ergriffen. Für die angebliche Absicht, Sachsen 1756 zu erobern, können also die Anfragen gar nichts beweisen.

Hieran wird aber auch nichts geändert durch Friedrichs Verhalten in Sachsen nach dem Einmarsch. Er hat wiederholt den Versuch gemacht, sich mit dem sächsischen Kurfürsten zu verständigen; er hat den Mächten, die er um Vermittlung anging, die Räumung Sachsens angeboten; er hat seinem englischen Verbündeten, der die Eroberung Sachsens als Kurfürst von Hannover nicht dulden konnte, erklärt, er wolle das Land nicht behalten — alles Bemühungen um den Frieden. Die Belagerung Pirnas erklärt sich aus militärischen und diplomatischen Gründen. Seine sorgsame Verwaltung des Landes ist durchaus begreiflich, wenn er es in einem Kriege wirtschaftlich ausnutzen wollte.

Kaum glaublich erscheint es, daß, wie Lehmann meint, der König die naive Hoffnung gehegt haben sollte, den Kurfürsten August davon zu überzeugen, daß der Tausch seines Stammlandes mit Böhmen in seinem eignen Interesse liege. Durch sein Zögern aber ging ihm gerade die kostbare Zeit verloren, die er — wenn er wirklich den Krieg der Eroberung halber begann — auf ganz andre Dinge verwenden mußte. Denn nicht von der guten Gesinnung der Bewohner, von diplomatischen Verhandlungen mit dem Kurfürsten hing der Besitz Sachsens ab.

Das Entscheidende bilden bei Lehmann die Eroberungsgelüste, mit denen sich Friedrich vor wie nach dem Jahre 1756 getragen haben soll, die also — so folgert er — wenn man nicht an ein psychologisches Rätsel glauben wolle, auch 1756 in dem Augenblick der Abrechnung mit dem Todfeinde auf seine Entschließungen Einfluß gehabt haben müssen. Richtig ist, daß Friedrich an die Eroberung von Polnisch-Preußen, Schwedisch-Pommern, Mecklenburg, Jülich-Berg und namentlich Sachsen wiederholt und ernstlich gedacht, daß er sie zum Teil seinen Nachfolgern als dringend notwendig empfohlen hat. Ganz

Digitized by Google

abgesehen davon, daß die Rückerwerbung von Westpreußen und Schwedisch-Pommern auch im deutschen Interesse lag, so wäre doch Friedrich nicht der sorgsame Staatsmann gewesen, der er war, wenn er nicht die Nachteile seines damaligen Reichs schmerzlich empfunden hätte. Reichte doch u. a. die Grenze des natürlichen Nebenbuhlers Sachsen fast unmittelbar an seine Hauptstadt heran und bedrohte, namentlich im Falle eines österreichischen Krieges, die Sicherheit des Staates. Es war also geradezu der Trieb der Selbsterhaltung — wir können heute über diese Dinge um so unbefangner sprechen, als sie längst der Geschichte angehören —, der Preußen zwang, fortwährend auf Eroberungen bedacht zu sein. In der Staatskunst und Völkerpolitik haben bekanntlich die Gefühle der Großmut, der Ritterlichkeit und der Romantik keine Geltung. Hier haben nur kluge Benutzung der günstigen Lage und Gelegenheit, praktische Berechnung der realen Verhältnisse und wirksames Eingreifen mit gewaffneter Hand Geltung und Erfolg. Auch Lehmann steht nicht an, den König in Bezug auf Sachsen mit seinen eignen Worten als conquérant par necessité zu bezeichnen. Die Erkenntnis also von der Notwendigkeit jener Eroberungen hat Friedrich gehabt; das steht, seitdem das Exposé du gouvernement veröffentlicht ist (1848), fest. Zuzugeben ist auch, daß Friedrich im Sommer 1756 an die Erwerbung von Westpreußen gedacht hat. Mit aller Entschiedenheit aber muß bestritten werden, daß ein Einfluß dieser Bestrebungen auf Friedrichs Entschließungen im Sommer 1756 bemerkbar oder nachzuweisen sei.

Lehmann bringt, um seine Behauptung zu beweisen, eine Reihe von Einzelheiten und einige Äußerungen des Königs bei. Er sagt unter anderm, Friedrich habe schon 1752 und 1753 einen Krieg der Türken gegen Rußland und Österreich betrieben, 1754 gar die Franzosen zum Angriff auf Hannover und die Niederlande aufgefordert. Das beweise keine Friedensliebe. Darauf ist zu erwidern: Der Krieg der Ostmächte gegen die Türken sollte seinem Lande gerade den Frieden erhalten, und der französische Einfall in Hannover die Russen von seinen Grenzen fernhalten. Aber auch aus den bei Friedensverhandlungen zu Tage tretenden Plänen ohne weiteres auf die Ursachen des Krieges zu schließen, ist verfehlt. Man könnte sonst auch fragen, ob die Eroberung von Hannover und Elsaß-Lothringen der Zweck der Kriege von 1866 und 1870 gewesen sei. Insbesondre ist die Annahme Lehmanns, daß Friedrich im Herbst 1759, selbst mit Verlust seiner rheinischen Besitzungen und Ostpreußens, Sachsen habe gewinnen wollen, durch Koser und Ballieu mit voller Sicherheit zurückgewiesen worden. Der Fall ist so merkwürdig, daß wir bei ihm einen Augenblick verweilen wollen.

Als im Oktober 1759 der Abfall Frankreichs von dem Dreibunde bevorstand, übersandte der König seinem Gesandten in London einen Canevas, den er für den Fall von Friedensverhandlungen seinen Besprechungen mit dem



Digitized by Google

verbündeten England zu Grunde legen sollte. „Wir brauchen, so heißt es hier, eine Salbe für unsre Brandwunde, wenn das möglich ist. Man könnte entweder vorschlagen, daß jeder behält, was er beim Frieden besitzt, oder wenn man tauschen will, da (Ost-) Preußen und meine rheinischen Besitzungen bei weitem weniger wert sind als Sachsen, so müßte man an Äquivalente denken, sei es die Niederlausitz, sei es Westpreußen nach dem Tode des Königs von Polen, sei es irgend ein beliebiges andres Land, wenn es nur eine Salbe für die Brandwunde giebt. Der schlimmste Fall wird die Wiederherstellung des status quo vor dem Kriege sein." Diese Anweisung ist von Lehmann so aufgefaßt worden, als ob der König in erster Linie „gewollt habe, daß jeder beim Friedensschlusse das behalte, was er gerade besäße." Er habe also lieber seine rheinischen Länder den Franzosen (die sie damals besetzt hielten), Ostpreußen den okkupirenden Russen überlassen, als Sachsen (das er inne hatte) herausgeben wollen. Daß aber diese Auslegung den wirklichen Ansichten und Absichten des Königs nicht entspricht, zeigt unwiderleglich ein Schreiben Eichels, seines „vertrautesten und eingeweihtesten Kabinettssekretärs," das dieser am 14. November 1759 nach einer Audienz beim König an den Minister Finkenstein gerichtet und worin er jene Vorschläge des Königs erläutert hat. „Soviel ich habe verstehen können, schreibt Eichel, kann ich mir schmeicheln, daß alle diese Äußerungen gewissermaßen nur Probleme sind, die der König den Engländern hinwirft, um zu sehen, wie sie denken, und ob es nicht möglich sei, wenigstens Kopf oder Flügel zu erwischen; zweitens, um gleich von vornherein jeder Abtretung, die man vom Könige beanspruchen könnte, vorzubeugen; drittens wird der König an den Forderungen nicht hartnäckig festhalten und viertens nicht den Frieden davon abhängig machen; fünftens endlich, wenn nichts von alledem erreichbar ist, so wird das Ultimatum des Königs sein: keine Abtretung von seinen alten Besitzungen, sondern alles bleibt auf dem Fuße vor dem Kriege." Mit einleuchtender Klarheit ergiebt sich aus diesem Schreiben der eigentliche Sinn jener für England bestimmten Vorschläge, die wahre Absicht des Königs.

Nicht anders verhält es sich mit den Äußerungen Friedrichs aus dem Jahre 1756: der Instruktion für den General Lehwaldt und dem Briefe des Königs an seinen Bruder, den Prinzen August Wilhelm, vom 19. Februar. Lehwaldt erhielt in der That die Weisung, im Falle seine gehofften Siege Rußland demoralisiren würden, in den Friedensverhandlungen Westpreußen von den Russen als Siegespreis zu fordern. Der König war herzhaft genug, gleich den günstigsten aller Fälle ins Auge zu fassen. Aber die Weisung selbst war nur für den Fall erteilt, „wenn es wirklich zum Kriege kommen sollte," wenn also die Russen zum Angriff vorgehen sollten. Von einem Angriffe Lehwaldts und folgeweise von einem freiwilligen Angriffskriege Friedrichs, der allein die gezogne Folgerung zuließe, ist in der Instruktion nichts zu

Digitized by Google

finden. Der Brief an den Prinzen aber handelt nur von der Mattsetzung Sachsens durch die Konvention von Westminster, „durch einen kleinen Federstrich," wie der König selbst sagt. Von einer „Vernichtung" Sachsens ist keineswegs die Rede. „Das haben ausnahmslos alle Gelehrten erkannt, die sich mit diesem Briefe des Königs beschäftigt haben." Wenn irgendwo die Methode Lehmanns, „das Geheimnis als die quellenkritische Grundlage bei der Beurteilung der Friderizianischen Briefe anzunehmen, Berechtigung hat, so hier."

Nach Lehmanns Darstellung hat Friedrich seine Eroberungsabsichten auf Sachsen vor aller Welt geflissentlich verheimlicht. Selbst seine Gesandten erfahren nichts davon, werden vielmehr in dem Glauben an die friedlichen Absichten ihres Herrn erhalten. Und nun sollte er diesem Bruder gegenüber, den er bekanntlich nicht sonderlich schmeichelhaft beurteilte, „der sicherlich nicht das Maß von Verschwiegenheit hatte, wie es Friedrich in diesem Falle fordern mußte, von diesem Geheimnis in einem Tone sprechen, der voraussetzt, daß es dem Bruder längst bekannt war," und das in einem Briefe, der bestimmt war, den durch die Aussicht auf einen großen Krieg erschreckten Bruder zu beruhigen? „Er sollte dies Geheimnis dem Prinzen August Wilhelm mitgeteilt haben, während er den von ihm hochgeschätzten Prinzen Heinrich so vollkommen im Unklaren ließ, daß dieser von den friedlichen Absichten seines königlichen Bruders völlig überzeugt blieb? Sollte August Wilhelm mit Heinrich nicht darüber gesprochen haben?"

Weiter verweist Lehmann auf einen Brief Friedrichs aus dem Februar 1731, auf die beiden politischen Testamente von 1752 und 1768 und auf das Exposé du gouvernement von 1775. Dem Briefe aus der kronprinzlichen Zeit, „einem Stück jugendlicher Disputirlust," wird keine besondre Bedeutung beizumessen sein. Das Exposé erklärt die Erwerbung Sachsens für politisch notwendig, behandelt aber die ganze Frage ohne jede Beziehung auf ein bestimmtes Ereignis. Es darf ihm also auch keine auf ein beinahe zwanzig Jahre zurückliegendes Ereignis beigelegt werden. Wenn das Lehmann thut, so macht er sich eines argen Verstoßes gegen die historische Methode schuldig. Das Testament von 1768 kommt hier gar nicht in Betracht. Lehmann hat es augenscheinlich nicht gesehen, trotzdem behauptet er kühnlich, es enthalte an mehr als einer Stelle Hinweise auf die Erwerbung Sachsens. Ein Blick aber in die bisher, besonders von Reimann, daraus gegebnen Mitteilungen zeigt, daß nichts von alledem darin zu finden ist. Vor allem kommt es Lehmann auf das Testament von 1752 an, das bedauerlicherweise seinem vollständigen Wortlaute nach noch nicht veröffentlicht ist. Nachdem schon vor Jahren Ranke seine Publikation beanstandet hatte, ist sie neuerdings wieder durch das auswärtige Amt verhindert worden, der Wissenschaft zum Nachteil, dem Andenken des großen Königs wahrlich nicht zum Vorteil. Lehmann hat es im Berliner

Digitized by Google

Hausarchiv gelesen. Was wir aber daraus bei ihm erfahren, und was wir sonst darüber aus Ranke und Koser wissen, ist von keiner Bedeutung für den Ursprung des siebenjährigen Krieges, enthält keinerlei Beweismaterial für Angriffspläne Friedrichs im Jahre 1756. Es versteht sich von selbst, und das giebt auch Lehmann zu, daß sich der König in diesem geheimen, nur für die Augen seiner Nachfolger bestimmten Schriftstücke der größten Wahrhaftigkeit befleißigt. In längerer Ausführung, keineswegs nur in der Überschrift, bezeichnet Friedrich seine Gedanken hier als rêveries politiques. „Wie jeder Philosoph, sagt er, sich ein Vergnügen daraus macht, sein System aufzustellen und die abstrakten Dinge nach seinem Genie erörtert, so ist es auch dem Staatsmann erlaubt, sich an dem wüsten Kohl chimärischer Pläne zu erheitern. Zuweilen können sie verwirklicht werden, wenn nämlich einige Generationen hintereinander denselben Zweck verfolgen und diesen zugleich den Nachbarn zu verbergen wissen."

Friedrich knüpft die Erwerbung Sachsens oder dessen Eintausch gegen Böhmen an gewisse Bedingungen und Voraussetzungen — er denkt an einen österreichisch-russischen Krieg gegen Frankreich, die Pforte und Sardinien, er fordert eine Minorennitätsregierung in England, einen ehrgeizigen und allmächtigen Minister in Frankreich —, von denen weder im Jahre 1756 noch bis heute irgend eine eingetroffen ist, einfach deshalb nicht, weil eine solche Verbindung von Verhältnissen in Europa undenkbar ist. Soweit das Testament bekannt ist, enthält es keine Spur von Angriffsplänen mit Ausnahme des Falles, wo die Ehre die Nachfolger zwinge, einen Krieg zu beginnen. Auch ist von den Feinden des Staates die Rede, denen gegenüber man Mittel suche, sich zu erhalten und das Übergewicht zu erlangen. Das preußische Heer sei achtbar, aber doch nicht zahlreich genug, den Feinden zu widerstehen, die das Land umgeben. Wohl seien die Einkünfte beträchtlich, aber es fehlten die Hilfsquellen im Falle der Not usw. Mit einem Wort, es handelt sich überall nur um die Verteidigung, nicht um den Angriff. Wie sehr der König auf die Aufrechterhaltung des Friedens bedacht ist, zeigen seine Worte: Quoique nous puissions nous attendre de la guerre, mon système présent est de prolonger la paix, autant que cela se pourra sans choquer la majesté de l'État. Un coup d'éclat comme la conquête de la Silésie est semblable aux livres dont les originaux réussissent et dont les imitations tombent.

Ein Dokument, wie das Politische Testament von 1752, das in solchem Maße Friedfertigkeit atmet, das so eindringlich vor einem neuen Kriege und einem neuen Unternehmen der Eroberung Schlesiens warnt, bietet keinen Raum für kriegerische Absichten des Königs im Jahre 1752 und ist nicht im mindesten geeignet, die Verdächtigung zu rechtfertigen, der Angriff des preußischen Königs im Jahre 1756 sei in der Absicht erfolgt, Sachsen zu erobern. Und doch nennt Lehmann das Testament die beweiskräftigste Aufzeichnung!

Digitized by Google

Die zahlreichen eignen Äußerungen Friedrichs über seine Bemühungen, den Frieden zu erhalten — die Lehmann unbeachtet läßt —, seine Beteuerungen, daß er wider Willen und nur aus Notwehr die Waffen ergriffen habe, die Versicherung im Anfang seiner Histoire, daß er sich unbedingte Wahrheit zum Gesetz gemacht habe, seine Aufrichtigkeit und innere Wahrhaftigkeit — das alles wird nach wie vor vollste Anerkennung finden. So steht die preußische „Legende" vom Ursprung des siebenjährigen Krieges „als lautere, geschichtliche Wahrheit noch immer fest auf ihren Füßen." Der siebenjährige Kampf mit seinen schweren Fährnissen war ein Akt der Notwehr für Preußen, ein Verteidigungskrieg, und er blieb es, „auch wenn in seinem Verlaufe hie und da einmal der Augenblick eintrat, wo alte Lieblingsgedanken, luftige Träume ihrer Verwirklichung näher gerückt sein mochten," er war aber auch ein Rettungskampf für Deutschland und ward als solcher von tausend deutschen Herzen empfunden.

Das letzte Wort in dem Kampfe der Geister ist übrigens noch nicht gesprochen. Naudé beabsichtigt, den ganzen „Unterbau der wesentlichen Thatsachen," den Lehmann giebt, zu zerstören. Was er bisher in einem Aufsatze in dieser Richtung geleistet hat, entspricht vollständig den Erwartungen, die alle Freunde der geschichtlichen Wahrheit an seine Arbeit knüpfen. Zum Abschluß aber wird unser Urteil erst kommen, wenn Naudé den versprochnen Nachweis führt, daß die preußischen Rüstungen im Sommer 1756 hinter den österreichischen weit zurück waren und keineswegs auf Kriegsabsichten hindeuteten.

# Zum siebzigsten Geburtstag Friedrich Chrysanders

Dem einen oder andern Leser von Philippis „Kunst der Rede" wird es vielleicht aufgefallen sein, daß in dem Abschnitt über die sprachgewaltigen Kunsthistoriker unsrer Zeit ein Mann nicht erwähnt wird, den man unter die blendendsten Stilisten des neunzehnten Jahrhunderts rechnen muß: Eduard Hanslick. Die Mehrzahl wird seinen Namen nicht vermissen, denn sie rechnet nicht ernstlich mit der Musikschriftstellerei und sieht sie nicht für voll an. Leider hat dieses Herkommen nur zu viel Berechtigung. Es giebt keinen zweiten Stand, der litterarisch so schlecht vertreten wäre, wie der Musikerstand. Seine Presse, die vor hundert Jahren vielversprechend einsetzte, steht heute, wenigstens für den, der sich an den Durchschnitt halten muß, nicht einmal auf der Höhe, die die

Digitized by Google

Fachzeitungen untergeordneter Gewerbe und Handwerke einnehmen. Eine Hand voll ausgezeichneter oder tüchtiger Leute verschwindet in ihr unter einem Haufen geistig und sittlich unreifen und unwürdigen Volks. Die Musikwissenschaft aber zeigt ein arges Mißverhältnis zwischen ihren Leistungen und ihrem Alter. Das ist eine bedauerliche, aber unabänderliche Thatsache. Sie gilt insbesondre auch für die Musikgeschichte.

Man mag es bewundern oder beklagen, bestreiten läßt es sich nicht, daß die Musik die Hauptkunst der letzten vier Jahrhunderte gewesen ist. Sie hat in dieser kurzen Spanne Zeit soviel geleistet wie Malerei, Skulptur und Architektur in Jahrtausenden. Aber mit der Kenntnis, mit der Sichtung und nun gar mit der Verwertung ihrer ungeheuern Schätze steht es traurig. Die Kluft zwischen Künstlern und Kunstgelehrten ist in der Musik noch viel tiefer und breiter als in den bildenden Künsten. Unsre Praktiker stehen den Bemühungen der Musikhistoriker bis auf wenige Ausnahmen kühl, teilnahmlos, ohne Verständnis gegenüber: „Gelehrter Sport"! Gebe der Himmel, daß das bald besser werde! Denn nach verschiednen Anzeichen gehen wir, in Deutschland wenigstens, magern Jahren entgegen, Zeiten, in denen uns die materielle Hilfe und der gute Rat, die die Musikgeschichte zu bieten vermag, sehr zu statten kommen könnten.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist in einem Lande nach dem andern in der Musikgeschichte, wenn auch im Zickzack, doch fleißig gearbeitet und mancher hübsche Erfolg erzielt worden. Dem Fernerstehenden verbergen sich die guten Ergebnisse allerdings unter einem ansehnlichen Berg von Ungeschick, von Fehlern in der Methode, von Ungeheuerlichkeiten und Lappalien. Aber Schlacken und Schutt giebt es überall, wo gegraben wird. An ihnen liegt es nicht so sehr, wenn die Musikgeschichte in der Schätzung der gelehrten Welt, wie in der der Musiker selbst eine geringe Stellung einnimmt, als an einem gewissen Mangel an Glück. Eine junge, eine neue Wissenschaft muß allgemein verständliche, groß in die Augen fallende Beweise von ihrer Nützlichkeit, ihrer Notwendigkeit bringen, wenn sie das zur vollen Entfaltung ihrer Kraft, ihres Segens nötige Vertrauen finden soll. Mit Spezialisten, Kleinmeistern und mittlern Talenten allein kommt sie nicht auf die Höhe; sie braucht Geister, die aus dem Vollen arbeiten, die von der Forschung eine breite Brücke zur Praxis schlagen, die große und mächtige Gebiete entdecken und erschließen oder doch bekannten und vertrauten Besitz neu beleuchten und zu höherm Werte bringen. Solcher Männer kann man — ohne den Verdiensten andrer nahe treten zu wollen — unter den deutschen Musikhistorikern nur zwei nennen. Der eine ist Karl von Winterfeld, der uns die „Geschichte des evangelischen Kirchengesangs" aufgerollt hat, der andre ist Friedrich Chrysander, der an diesem 8. Juli sein siebzigstes Lebensjahr vollendet.

Chrysander war ungefähr ein Dreißigjähriger, als er seine Biographie

Digitized by Google

Händels zu schreiben begann, und heute steht er noch bei Händel. Kaum mag er am Anfange geahnt haben, daß er sein ganzes Mannesleben für den einen Meister einsetzen würde. Auf das Gebiet der musikalischen Biographie lockte den durch eine im ästhetischen Teil sehr wertvolle Abhandlung über das Oratorium und durch eine Reihe kleinerer Mitteilungen vortrefflich eingeführten jungen Gelehrten der Vorgang von Otto Jahn; zur Wahl Händels bestimmte ihn außer der eignen Geistesverwandtschaft der Einfluß von G. G. Gervinus, bei dem Chrysander in Heidelberg längere Zeit hörte und verkehrte. Wie sein Kollege Thibaut war auch Gervinus ein Musikfreund von nicht gewöhnlichem Schlage. Wer den großen Litterarhistoriker von dieser Seite noch nicht kennt, sei auf sein Buch über „Händel und Shakespeare" aufmerksam gemacht. Es ist seinerzeit von den Fachmusikern mit Entrüstung und Spott abgelehnt worden. Es bekämpft landläufige Ansichten oft mit völlig unhaltbaren; aber sein Grundgedanke ist von bleibender Bedeutung, nämlich: die Gegenwart überschätzt die reine Instrumentalmusik, die Tonkunst bedarf für größere Formen der Verbindung mit der Poesie. Wie sie dann das Höchste leisten kann, zeigt Händel. Die ersten beiden Teile dieses Glaubensbekenntnisses finden sich in andern Worten mehr als einmal auch in den Schriften Richard Wagners. Und dennoch gilt Gervinus bei den Parteigängern der neuern Schulen als blöder Reaktionär! Gervinus hat seiner Begeisterung für Händel außer durch das genannte Buch auch in andrer, nicht immer glücklicher Weise, Ausdruck gegeben. Das Verdienst, daß er der deutschen Musik einen Chrysander zugeführt hat, darf ihm nicht vergessen werden.

Jahn, der Bonner Philologe, hatte mit seiner Beschreibung von Mozarts Leben und Werken eine neue Periode der musikalischen Biographie eröffnet, sie mit einem Ruck über die Stufe der Anekdoten und der äußerlichen Aufzählung hinausgehoben. Wie sehr es bis dahin die Biographen der großen Tonkünstler an einem Eingehen auf die Werke hatten fehlen lassen, mag ein Beispiel veranschaulichen. Der Göttinger Forkel, der die erste Biographie von Sebastian Bach geschrieben hat, führt zwei Konzerte für drei Klaviere an, eins in D-moll und eins in G-dur. Das G ist ein Irrtum Forkels, vielleicht nur ein Druckfehler: es muß statt G heißen: C. Dieses G hat sich aber bei allen spätern Biographen fortgeerbt, selbst auf den sonst sorgfältigen Hilgenfeldt und natürlich auch auf den geschäftigen und altklugen K. H. Bitter — den spätern preußischen Finanzminister —, fortgeerbt bis in eine Zeit, wo die Bachausgabe die betreffenden Werke bereits vorgelegt hatte. Erst Spitta bringt die richtige Angabe. Mit solchem Schlendrian brach Jahn. Fast thut er zuviel des Guten in seinen Analysen Mozartscher Werke; aber Vertiefung in die Kompositionen der Meister wurde durch ihn eine allgemeine Pflicht. Hierin bleibt Jahns Biographie ein grundlegendes, klassisches Werk. Nach einer andern Richtung hin bleibt sie erstaunlich viel schuldig. Jahn behandelt Mozart als

Digitized by Google

Künstler durchaus und schlechtweg nach dem Motto: „Er, der herrlichste von allen," und dispensirt sich von einem genauern Studium seiner Vorgänger und Mitarbeiter. Wer in der Lage ist, die hübsch geschriebnen Exkurse zu prüfen, in denen Jahn über die Oper der Italiener im achtzehnten Jahrhundert oder über die Sinfonie dieser Periode berichtet, der steht erstaunt vor einer ungeahnten Summe von Oberflächlichkeit, Unkenntnis und Ungerechtigkeit.

An diesen Teil seiner Biographie Händels ging nun Chrysander mit einer ganz andern Gründlichkeit. Je bedeutender sich die Umgebung Händels zeigte, desto lieber war es ihm. Auch den Kleinsten, die die Wege seines Meisters kreuzen, wie dem Londoner Kapellmeister Pippo, spürt er mit der äußersten Hingebung nach, und für die Bedeutenden, wie den Abbate Steffani in Hannover, fängt er förmlich Feuer. Auch der Leser brennt darauf, solche Gestalten genauer kennen zu lernen, bemüht sich, ihre Werke in die Hand zu bekommen, wird zu eignen Studien angeregt und gedrängt. Daß dieses Verfahren Chrysanders in der musikalischen Biographie fortan die Regel sein wird, beweist schon Spittas Biographie Bachs: sie hat ihre stärkste Seite in der Schilderung der Bachschen Zeit und des Bachschen Kreises. Nur solchen Nebenmännern Händels steht Chrysander mit manchmal zu weit gehender Kühle gegenüber, die, wie Giovanni Bononcini, in ihrem menschlichen Charakter Flecken zeigen.

Keine zweite Künstlerbiographie zieht nicht bloß die Kulturströmungen, sondern auch die politischen Verhältnisse, innerhalb deren sich der Meister bewegt, in solchem Grade in den Kreis der Untersuchung und Darstellung hinein, wie die Chrysandersche Biographie Händels. Die Litteraturgeschichte von Gervinus hat hier sicher als Vorbild gewirkt. Die Methode war eben auch innerlich durch Händels Stellung am englischen Hofe begründet, und sie hat manche sonst unverständliche Wendung in den Schicksalen seiner Werke erklären helfen.

Nur einen Hauptfehler hat diese Biographie. Sie ist, obwohl sie drei Bände umfaßt, noch nicht fertig. Wer über die beiden letzten Jahrzehnte Händels ausführlicheres erfahren will, ist heute noch auf Schölcher und Rockstroh angewiesen, die bei allem guten Willen höhern Ansprüchen nicht genügen. Namentlich (der Engländer) Rockstroh ist doch nichts als ein mit Musikantendünkel gefüllter Registratorkopf.

Wir hoffen alle, daß Chrysander die Schuld noch einlöst. Daß er das Schuldverhältnis überhaupt eingegangen ist, kann ihm nicht zum Vorwurf, sondern nur zum Ruhme gereichen. Ihm genügte es nicht, eine ausgezeichnete Biographie Händels geschrieben zu haben, seinem geraden, klaren, auf echte und solide Ergebnisse gerichteten Sinne widerstand es, zu Blinden von der Farbe zu sprechen. Bald nach der Gründung der Bachgesellschaft trat eine Händelgesellschaft mit dem Zwecke der kritischen Herausgabe sämtlicher Werke Händels ins Leben.

Digitized by Google

Mit Gervinus gehörte ihrem Direktorium selbstverständlich Chrysander an, er ward bald dessen Seele. Das Direktorium löste sich später auf, die Gesellschaft ward zur Fiktion. Da nahm Chrysander, eine Zeit lang noch von Gervinus unterstützt, die Aufgabe ganz allein auf seine Schultern. Und das war für eine einzelne Kraft eine Riesenaufgabe, nicht bloß geistig, sondern auch ein materielles Wagnis.

Es wäre Stoff für ein selbständiges Buch, zu schildern, wie Chrysander diese Händelausgabe durchgeführt hat. Dabei kam nicht bloß der Gelehrte in Frage, sondern in noch höherm Grade die Persönlichkeit. Was er hier gethan hat — man kann zweifeln, ob es ein zweiter imstande gewesen wäre. Nur ein Mann von dieser Unbefangenheit und Selbstlosigkeit, von dieser mecklenburgischen Zähigkeit, von dieser unversieglichen Erfindungskraft in bedenklichen Lagen war imstande, durch alle diese Hindernisse und Schwierigkeiten hindurchzukommen. Da galt es nicht bloß, an die Quellen zu kommen und gut zu redigiren; nein, bis auf die kleinsten Kleinigkeiten lag alles auf ihm. Er kaufte das Papier, lernte Setzer, Stecher und Drucker an, nahm die Herstellung, den Verlag und den Versand in die eigne Hand. Um von dem Ertrage seiner geistigen Arbeit unabhängig zu sein, um ein Fundament für die Händelgeschäfte zu haben, ward er Kunstgärtner, erwarb ein Grundstück. Dort in Bergedorf bei Hamburg, neben den in Fachkeisen wohlbekannten Treibhäusern Chrysanders steht die Druckerei und das Lagerhaus, aus dem seit mehr als dreißig Jahren die Bände der deutschen Händelausgabe hinausgehen in die Welt. Noch jedes Jahr reist der beneidenswert rüstige Mann wenigstens einmal nach England, um Händelschen Handschriften nachzugehen. Seine Doppelarbeit hat ihn nicht aufgerieben, sondern frisch erhalten. Wunderbar ist es ihm gelungen, seine Kühnheit wurde belohnt. Im Enderfolge sowohl wie auch in bedeutenden Einzelheiten. So kam ihm einmal der Zufall in freundlichster Weise dadurch entgegen, daß er ihm die Handexemplare der Händelschen Oratorien und Opern fast sämtlich in die Hand spielte. Diese Handexemplare sind von Chr. Schmidt, Händels Amanuensis, geschriebne Partituren, aus denen Händel bei den Aufführungen dirigirte. Da sie in eigenhändigen Korrekturen und Zusätzen die letzten Willensmeinungen Händels über die Endgestalt seiner Werke enthalten, sind sie noch viel wichtiger als die Autographen. Aus seiner eignen Musikbibliothek, mit deren Reichtum an seltenen und wertvollen Handschriften und Drucken sich die keines Privatmannes messen kann, hat Chrysander diese Handexemplare weggegeben in die Hamburger Stadtbibliothek.

Man fragt nun unwillkürlich: Wie kam es, wie konnte es kommen, daß eine solche Aufgabe wie die Herausgabe von Händels Werken der Kraft eines einzelnen Mannes überlassen blieb? Wo waren da die Mäcene, wo die deutschen Musiker? Der Beistand von fürstlicher Seite blieb nicht ganz aus. Man subskribirte ein bis zwanzig Exemplare. Am freigebigsten unterstützte Georg V.



Digitized by Google

von Hannover das Unternehmen Chrysanders: er sah in Händel den Kapellmeister „seines Hauses." Die deutschen Musiker aber verhielten sich ziemlich gleichgiltig. In den Briefen, die Moritz Hauptmann an Hauser gerichtet hat,*) kann man es an mehreren Stellen lesen, daß sie eine Gesamtausgabe der Werke Händels für sehr überflüssig ansahen. Und doch gehörte Hauptmann selbst dem Direktorium der Händelgesellschaft an. Vielen, darunter Marx, war die Person Chrysanders eine zu unbekannte Größe; andern wieder war er durch seine Gelehrsamkeit verdächtig. Künstlerische Begabung und reiches Wissen können sich unsre deutschen Musiker noch heute nicht gut zusammen denken. Kommt einer auf diesem Doppelsattel einher, so darf ihm der erste beste Geißbub Steine nachwerfen. Darin sind wir noch gegen das Ausland, namentlich gegen Belgien zurück. Noch in den letztjährigen Bänden der Händelausgabe fehlen auf den Subskriptionslisten so ziemlich alle die Musikernamen, die man mit Fug und Recht an dieser Stelle erwartet. Nebenbei ganz dieselbe Erscheinung wie bei der Bachausgabe. Aber daß die Ausgabe da ist, merkt man mittlerweile doch an der deutschen Musik. Auf Chrysanders Arbeiten fußend haben Robert Franz, J. Hellmesberger und viele andre Tonkünstler Bearbeitungen Händelscher Werke herausgegeben; die Sänger bringen Arien, Geiger und Cellisten Melodien aus Händelschen Opern, von deren Existenz vor dreißig Jahren nur ganz wenige eine Ahnung hatten, unter die Leute. Wieviel aber noch zu thun bleibt, beweisen am einfachsten ein paar Zahlen. Achtundzwanzig Oratorien hat Händel geschrieben, sechs führen wir auf. Immer wieder dieselben, und das zu einer Zeit, wo die Neuproduktion auf dem Gebiete des Oratoriums so kargen Ertrag liefert! Zwei Schwalben wie Tinels „Franziskus" und Hegars „Manasse" machen noch lange keinen Sommer. Von Händels Oratorienarbeit liegt also der größte Teil vollständig unbenutzt, von seiner Orchesterkomposition fast alles. Und doch sind seine Concerti grossi Kunstwerke, denen von ihrer Art und Wirkung durch eine Beethovensche Sinfonie nichts genommen werden kann.

Es giebt freilich für die Vernachlässigung dieser Händelschen und ähnlicher alter Musik einen stark mildernden Umstand. Unsre heutigen Chöre, unsre Orchester sind ganz anders besetzt als die des achtzehnten Jahrhunderts. Bei uns singen den Alt Frauen, damals sangen ihn Männer. In einem modernen Orchester finden wir zwei Oboen, jene Zeit verlangte sie in ziemlich gleicher Stärke wie die ersten Violinen. Händel hat für einzelne Aufführungen des Messias nachweislich achtundzwanzig Oboen gehabt. Einzelne Instrumente des achtzehnten Jahrhunderts sind ganz außer Brauch gekommen; bei andern hat sich die Technik wesentlich geändert. Es ist mit einem Worte in vielen Fällen sehr schwer, heute vielstimmige Tonwerke des achtzehnten Jahrhunderts so auf-

*) Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1871.

Digitized by Google

zuführen, daß wir sie genau so hören, wie es ihre Schöpfer gewollt haben. Für längere Zeit noch wird es ohne Surrogate, Kompromisse und Einrichtungen nicht abgehen. Da ist es nun aber unerläßlich, daß diese Einrichtungen auf einer genauen Kenntnis der Praxis des achtzehnten Jahrhunderts ruhen, ihrer Mittel und ihres Geistes.

Dieser Grundsatz wurde nun der nächste Punkt, wo Chrysander für seinen Händel wieder einzutreten hatte. Unter anderm hatte man im Laufe der Zeit auch die Bedeutung des alten basso continuo vergessen. Man übersah, daß die Baßstimme jederzeit auch die Skizze einer Begleitung enthielt, das vom Cembalo auszuführen war. Wir hatten kein Cembalo mehr, ließen also einfach auch die Harmonie weg, die ihm zugedacht war, und freuten uns noch bei diesem dürren, unheimlichen zweibeinigen Geklapper über „die Einfachheit der Alten." Chrysander zerstörte diese Einbildung und rief die Regeln der alten Begleitung zurück. Das brachte ihm zunächst weniger Dank als Angriffe, die heftigsten vonseiten derer, die die Begleitung in ihren Händelbearbeitungen falsch oder doch wenigstens nicht echt, sondern nach ihrem eignen musikalischen Geschmack behandelt hatten. Heute ist dieser Streit erledigt; nur ein kleiner Nachtrab, von leidtragenden Verlegern angefeuert, kann sich noch nicht beruhigen.

Die Erfahrungen aber, die Chrysander bei dieser Angelegenheit gemacht hatte, trieben ihn zu einem neuen, äußerst wichtigen Schritt in seinem Händelwerk. Reden und Schreiben sind in streitigen Kunstfragen nur schwache Mittel; Zeigen und Vormachen ist die Hauptsache. Für den Musikhistoriker ist es geradezu unerläßlich, daß er ein ganzer, firmer Praktiker ist. Und als solcher ging Chrysander nun ans Werk. Zum Biographen, zum Herausgeber kam jetzt als dritter der Restaurator.

Zunächst hat Chrysander zwei Oratorien Händels, die bisher ganz unbeachtet gebliebne „Debora," ein Jugendwerk des Meisters, und den „Herakles" nach den Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts und insbesondre Händels behandelt, zwar noch nicht drucken, aber aufführen lassen. Von allen frühern Bearbeitungen und Einrichtungen Händelscher Oratorien unterscheidet sich die Chrysandersche Methode durch eine fast verblüffende Freiheit. Nur wer ganz sichern Boden unter den Füßen hat, kann so etwas wagen, kann auf solche Einfälle kommen. Er gab eine neue Übersetzung, die dem Sinn der Handlung und der Musik zugleich vollkommen gerecht wird. Er nahm Kürzungen vor, die alles lyrische Beiwerk unerbittlich ausscheiden, wo es den Gang der Handlung aufhält oder verdunkelt. Er stellte der bessern Wirkung zuliebe ganze Nummern oder kleinere Abschnitte um. Er setzte die Begleitung vollständig aus, im Stile der Zeit, eine Partie für das Klavier (als Vertreter des Cembalo und seiner ehemaligen Genossen: Laute, Harfe, Theorbe, die auch heute, wo sie vorhanden sind, wieder zugezogen werden können) und eine zweite für die Orgel. Er regelte die Besetzung der Singstimmen und der Orchester-

Digitized by Google

instrumente nach Händelschem Muster. Da braucht es ganz ungewohnte Zahlen von Blasinstrumenten, bei dreihundert Chorstimmen (Dilettantenvereine vorausgesetzt) z. B. zehn Trompeten. Das allerwichtigste aber an diesem Restaurirungsverfahren Chrysanders ist, daß er das alte Verzierungs- und Kadenzirungswesen wieder in seine Rechte einsetzte, auch in den Chor- und Orchesterstimmen. Seine Hauptstelle hat es natürlich in den Sologesängen.

Die Komponisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts schrieben ihre Melodie gewissermaßen nur in den Hauptlinien auf. Die Ausführung im einzelnen überließen sie dem Solisten nach seiner Begabung, nach seiner Stimmung, und sie konnten sie ihm überlassen, denn die regelrechte Erlernung des Improvisirens, des Variirens und Diminuirens bildete einen wichtigen Teil der Ausbildung aller Virtuosen, der Sänger wie der Spieler. Gluck, über ihren Mißbrauch empört, grub dieser Kunst das Grab. Durch ihn und nach ihm wurde es mehr und mehr Grundsatz, daß der Virtuos streng an die Noten gebunden sei. In die Gegenwart herein klingt es fast wie ein Märchen, daß oftmals auch der ausführende Künstler produktiv sein mußte. Unter den neuern Musikern, die noch eine Ahnung von der alten Praxis öffentlich verraten haben, wollen wir F. A. Gevaert, als Herausgeber der Gloires de l'Italie und Carl Reinecke wegen der kleinen Schrift über die Mozartschen Klavierkonzerte nennen. Dem Einsichtigen braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, welches schwere Unrecht wir den Kompositionen anthun, die auf die Ergänzung durch die ausführenden Solisten berechnet sind, wenn wir sie notengetreu ausführen. Manchem, dem die eine oder andre Arie Händels etwas steif erschienen ist, der über den Da capo-Mechanismus dieser Arien den Kopf geschüttelt hat, wird ein Licht aufgehen.

Chrysander kann das Recht seiner melodischen Ergänzungen und Einlagen doppelt belegen. Einmal durch eine Reihe von Arien, in denen Händel mit eigner Hand — für schwächere Sänger — die geeigneten Verzierungen (ornements, agréments, graces nannte man sie) eingetragen hat. Dann aber, noch nachdrücklicher, durch die italienischen und französischen Gesangschulen und Instrumentenlehren vom sechzehnten Jahrhundert an. Sie, die ebenfalls vergessen und verschüttet waren, wieder ans Licht zu ziehen wird eine der nächsten Aufgaben der Musikgeschichte sein. Chrysander selbst hat mit seinen in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" stehenden Aufsätzen über Zacconi bereits den Anfang gemacht. Schon sind auch weitere Händelsche Oratorien von ihm dem gleichen Restaurirungsprozeß wie die beiden angeführten unterzogen worden. Auf einiges Sperren und Sträuben vonseiten der deutschen Musiker muß man sich gefaßt machen, für die Scholastiker wird es einige heiße Tage geben. Aber Chrysander wird auch hier durchdringen, und damit ist der Kunst des Sologesangs und der alten Vokalmusik eine neue Ära geöffnet, der ins Stocken geratenen Entwicklung des Oratoriums die Bahn frei gemacht.

Digitized by Google

Solche Erfolge verdankt die Kunst, in erster Linie die deutsche, einem einzigen Manne, seiner Thatkraft und der Folgerichtigkeit seines Handelns. Sie genügen, den Namen Chrysanders zu erhalten. Er hat aber bei der Arbeit um Händel, gewissermaßen beiläufig, noch eine Menge andrer bedeutender Leistungen zu Tage gefördert oder angeregt. Durch ihn kam Karl Riedel auf Schütz, auf seine Aufführungen und Bearbeitungen einzelner Werke dieses Meisters. Durch Chrysander wurde auch Spitta zur Gesamtausgabe der Werke Heinrich Schützens veranlaßt. Auch der Bachgesellschaft hat Chrysander seinerzeit für ihre Ausgabe das lange ersehnte Autograph von Bachs H-moll-Messe verschafft. Chrysander ist der Vater der heutigen „Denkmäler der deutschen Tonkunst," mittelbar auch der verwandten österreichischen Publikation. Was wir an guten Neudrucken Coupérins, Corellis, Stradellas, des jüngern Muffat haben, alles geht auf Chrysander zurück. Seine Aufsätze in der genannten Vierteljahrsschrift, in der ehemaligen, jahrelang von ihm redigirten Allgemeinen Musikalischen Zeitung gehören zu dem Besten, was die musikalische Publizistik aufzuweisen hat. Goldne, wahrhaft freisinnige Worte und Wahrheiten und ein Lessingscher Stil schützen sie vor jedem Veralten. Möchte sie bald ein Verleger sammeln und bequemer nutzbar machen.

Bei seinem an Antike und Renaissancezeit erinnernden Unabhängigkeitsdrang, bei seiner Hingebung an die eine Lebensarbeit hatte Chrysander Ämter und Stellungen verschmäht. Was würde er von einem Universitätskatheder aus für eine Schule gegründet haben! Doch trösten wir uns; sie wird und muß sich auch aus seinen Arbeiten bilden. Möge es dem verehrten Manne vergönnt sein, noch viele Jahre zu wirken und sich seines Wirkens zu freuen!

Leipzig H. Kretzschmar

# Evangelisch-sozial

ie bei alten politischen Parteien die Schlagwörter das dauerndste sind und vor allem ihr Name noch lange als Schlachtruf gebraucht wird, wenn er schon längst andre Gedanken und Pläne als die ursprünglichen deckt, so pflegt bei neu entstehenden Parteien, so bald erst aus dem unklaren Gewoge verschiedner Ideen ein faßlicher Name auftaucht, von Freunden wie Feinden alles mit ihm verbunden zu werden, was hie und da von einzelnen, bedeutenden Männern der Bewegung vertreten wird. Eine Bewegung gar, die es noch nicht oder nur teilweise zu einer politischen Parteibildung gebracht hat, in der noch mancherlei widerstrebende Kräfte thätig sind, wird deshalb der wunderlichsten Beurteilung

Digitized by Google

ausgesetzt sein. Will man ihre Bedeutung erkennen, so muß man erst in diesem Wirrwarr Klarheit schaffen und aus alledem, was sich an ihren Namen gehängt hat, das bedeutende und entscheidende heraussuchen. Dazu gehört aber nicht nur ein ruhiger, sicherer Blick, der wesentliches und unwesentliches unterscheiden kann, sondern vor allem eine genaue Kenntnis vieler einzelnen Vorgänge, die bei jungen Richtungen nur der haben kann, der mitten drin steht. Zu ihrem Verständnis sind daher vor allem die lebenswarmen Schilderungen eines Mitglieds oder Führers von Wert; nur sie ermöglichen dem ein eignes Urteil, der außerhalb der Bewegung steht.

Für die evangelisch-soziale Bewegung giebt einer der jüngern Christlich-sozialen, der in ihr seit mehrern Jahren thätig gewesen ist, P. Göhre in Frankfurt a. O. eine Darstellung ihrer Geschichte und ihrer Ziele. Den Anstoß zu dieser Schrift haben dem Verfasser die Reibungen gegeben, die innerhalb der Bewegung in letzter Zeit bemerkbar wurden, und von denen weitern Kreisen der Streit der Alten und der Jungen besonders bekannt ist. Er will den Weg aus diesen Schwierigkeiten heraus finden und für die Entwicklung, die er für nötig hält, Freunde gewinnen. Doch nicht auf diesen Ausführungen, die das letzte Kapitel über die Zukunft ausfüllen, ruht der eigentliche Wert des Werkchens, sondern auf der geschichtlichen Darstellung, auf den Thatsachen. Ein so reiches Material über die evangelisch-sozialen Bestrebungen bis zu den letzten Ereignissen hin findet sich noch nirgends zusammen. Die Christlich-sozialen älterer Richtung haben eine Darstellung ihrer Geschichte durch Stöcker und andre gefunden, für die jüngern wie für die Evangelischen Arbeitervereine und den Evangelisch-sozialen Kongreß fehlte sie bisher.

Die Christlich-sozialen Bestrebungen auf evangelischem Boden beginnen mit dem Werke von Todt: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft“ und dem „Zentralverein für Sozialreform auf religiöser und konstitutionell-monarchischer Grundlage,“ beide vom Jahre 1877. Göhre führt die ersten Anfänge noch weiter zurück bis auf Wichern, dessen Gedanke einer sozialen Reform für das ganze Volk in seiner Wohlthätigkeitsarbeit unterging, und auf V. A. Huber, dessen genossenschaftliches Programm er das erste eigentlich evangelisch-soziale Programm nennt. Wohl kaum mit Recht; denn auf Todt wie auf Stöcker hat entschieden der Sozialkonservative Rudolf Meyer weit mehr eingewirkt als Huber. Die evangelisch-sozialen Ideen vor 1877 aufsuchen, heißt einer solchen Menge von Einzelheiten nachgehen, daß man sich in eine vollständige politische und kirchliche Geschichte seit 1848 verlieren würde. Allerdings besteht eine Verwandtschaft zwischen dem Auftreten Hubers und der evangelisch-sozialen Bewegung. Ich würde da vor allem auf die Erfahrungen hinweisen, die er mit seinen sozialen Reformplänen in der konservativen Partei gemacht hat, und die mit denen Stöckers ganz übereinstimmen. Huber war mit seinen Ideen, wie Lassalle ihm schrieb, ein Prediger in der

Digitized by Google

Wüste in seiner Partei; ihre Organe schwiegen ihn tot. Als er sich 1862 scharf von der Partei trennte, antwortete man ihm mit dem stolzen Hinweis auf die soziale Thätigkeit der großen Grundbesitzer, die so umfassendes zur Erziehung und Hebung der Genossenschaften ihres Hauses, ihrer Gemeinden und Kreise leisteten, und erklärte, er wolle den Staat in eine große Suppenanstalt verwandeln und gern selbst ihr oberster Dirigent werden. In einem andern Punkte näherte sich Huber den Christlich-sozialen unsrer Tage mehr, als Göhre annimmt. Er ging freilich von einer patriarchalischen Beurteilung der hilfebedürftigen Volkskreise aus und glaubte, daß Genossenschaften der Arbeiter nur unter Hilfe und Leitung der christlichen Gebildeten und Besitzenden möglich seien; aber seine nachdrückliche Betonung der Selbsthilfe war nur möglich, weil er die Zeiten des „Patriarchalismus" für beendigt hielt und dem Arbeiter das Recht zusprach, sich mit den Genossen zu einem kräftigen Ganzen zu verbinden und so als Macht gegen die Macht der Arbeitgeber aufzutreten und als gleichberechtigtes Glied das gegenseitige Verhältnis zu regeln. (Huber, Über Arbeiterkoalitionen, 1865.) Seine Stellung zur Lassallischen Bewegung ist für Evangelisch-soziale, wie Göhre sagt, nicht vorbildlich und grundlegend. Ganz abgesehen von den politischen Unterschieden verwarf er die Staatshilfe entschieden; „die freie Bindung zu gemeinsamer Kraft allein kann das (soziale) Atom vor den Gefahren der Freiheit schützen." Dieser Standpunkt, der ihn auch zum Gegner der Zunftreaktion machte, unterscheidet ihn von den Evangelisch-sozialen, als deren Losung Göhre das „Vierwort" hinstellt: Selbsthilfe, Bruderhilfe, Staatshilfe, Gotteshilfe.

Ohne die einzelnen Verbindungsfäden nachzuweisen, kann man sagen, daß die evangelisch-soziale Bewegung zweierlei aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange mit den Konservativen mitgenommen hat (Todt und Stöcker waren beide Konservative), zweierlei, das hemmend auf ihre Entwicklung einwirkte. Das eine, die orthodox-pietistische Färbung, die mit dem Konservativismus stets verbunden war und bei den Stöckerschen Christlich-sozialen noch überwiegt, hat anfangs die Verbreitung der neuen Ideen aufgehalten, ist aber seit der Gründung des Evangelisch-sozialen Kongresses so zurückgetreten, daß auch sein letztes Auftauchen bei dem Austritt Stöckers aus dem Kongreß keine Trennung in größerm Umfange herbeigeführt hat. Das zweite, die konservativ-politische Gesinnung, die Todt und vor allem Stöcker der Bewegung einflößten, wird von Göhre in geschickter Weise in ihrem entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung verfolgt. Sie zeigt sich schon in dem Zentralverein und seinem kurzlebigen Organ, dem Staatssozialisten, sie kennzeichnet die Entwicklung der christlich-sozialen Arbeiterpartei Stöckers von 1878 zur konservativen christlich-sozialen Partei, ihre Spuren findet man in der Geschichte der Evangelischen Arbeitervereine, und die Wogen dieser Streitigkeiten schlagen bis in den Evangelisch-sozialen Kongreß hinein.

Digitized by Google

Die 78er Partei, die selbständig neben der konservativen stand, war zum ersten male eine selbständige Partei des großindustriellen Arbeiters auf christlicher Grundlage, ihre Tendenz rein arbeiterfreundlich, ja proletarisch. Aber mit dem Sozialistengesetz hörte für sie der Zuzug von Arbeitern auf, an ihre Stelle trat der Mittelstand: kleine Handwerker, Kaufleute, Beamte und sozialgesinnte Glieder höherer Stände. In diesem Wechsel sieht der Verfasser mit vollem Recht den Grund, daß die Berliner Bewegung ein neues Stück in ihr Programm aufnahm, den Antisemitismus, das politische Ideal des Mittelstandes, das bei allen Mittelstandsparteien der letzten Jahre auftritt. Solange die Bewegung vor allem Arbeiter umfaßte, war zu seiner Betonung kein Anlaß da, seitdem sich besonders unter Naumanns Führung die jüngere Richtung wieder grundsätzlich zu einer Arbeiterpartei entwickelt, tritt er in den Hintergrund, da der Arbeiter an ihm kein Interesse hat. Ein organischer Zusammenhang von arbeiterfreundlich und antisemitisch, von christlich-sozial und antisemitisch besteht nicht; nur die veränderte Zusammensetzung und die schamlosen Angriffe jüdischer Zeitungen brachten 1879 Stöcker und die Seinen zum Antisemitismus. Bald darnach gingen sie mit ihren christlich-sozialen und antisemitischen Ideen in die Berliner konservative Bewegung und die konservative Partei auf, in der es ihnen wie Huber erging. Sie mußten erfahren, daß sich die „soziale Thätigkeit der Großgrundbesitzer" mit ernsten sozialen Reformen nicht verträgt. So organisirten sie sich schon 1895 mit einem eignen Programm zu Eisenach, zunächst noch innerhalb der konservativen Partei, bis sie diese vor kurzem ganz hinausdrängte. Ihr eigentliches Kennzeichen ist neben dem Antisemitismus der in ihrer Entwicklung gegebne Gedanke, konservative und arbeiterfreundliche, proletarische Gesinnung zu vereinigen.

Daneben hatte sich im Anschluß an die Evangelischen Arbeitervereine eine jüngere Richtung gebildet, besonders durch Naumann vertreten und durch dessen Wort bestimmt: „Ihr könnt nicht christlich-sozial sein und konservativ." Die Evangelischen Arbeitervereine, im Rheinland von Bergarbeitern gegen die katholischen ins Leben gerufen und bald von Geistlichen gestützt, hatten erst im Gegensatz zu Rom, dann zur Sozialdemokratie wesentlich die konservative christlich-soziale Färbung Stöckers angenommen. Aber bei ihrer weitern Verbreitung trat, besonders in den mittelrheinischen, württembergischen und badischen Verbänden, das proletarische Interesse stärker hervor, an ihm bildeten sich die Anhänger Naumanns zu dem Ziele, nicht bloß sozial versöhnend zu wirken, sondern vor allem die Interessen der Arbeiter zu vertreten. Dieser politische Gegensatz liegt allen Kämpfen in den Vereinen zu Grunde; er ist trotz neuer Programme noch nicht überwunden, wenn auch die Jungen stetig vordringen.

Das politische Element überwiegt allerdings nicht so sehr in den Arbeitervereinen, da sie mehr religiöse Erbauungs- und Bildungsvereine, nicht politische Vereinigungen sind. Sie sind gerade darin richtige Erzeugnisse der

Digitized by Google

evangelisch-sozialen Bewegung, in der sich bisher politische und religiössittliche Bestrebungen ungeschieden gemengt haben. In der Scheidung beider Elemente erblickt Göhre die eigentliche Aufgabe, die den Evangelisch-sozialen augenblicklich gestellt ist. Er fordert, daß sich die evangelisch-soziale Bewegung in zwei teile, eine sozialpolitische und eine sozialethische. Die sozialethische würde ihren Mittelpunkt im Evangelisch-sozialen Kongreß haben; ihre Aufgabe wäre es, durch Beleuchtung unsrer sozialen Verhältnisse die Gewissen zu schärfen, in den wirtschaftlichen Kämpfen der Zeit versöhnend zu wirken und durch kirchliche, gemeindliche Thätigkeit Hilfe zu leisten, soweit es ohne politische Thätigkeit möglich ist. Mit solcher Arbeit würde sich die Richtung ähnlich wie die Innere Mission der Kirche angliedern. Göhre fürchtet, wohl mit Recht, daß die Kirche dann leicht der Vorwurf treffen werde, „Schleppenträger der heutigen Gesellschaft" zu sein. Jedenfalls wird sie diesen Vorwurf nur dann vermeiden können, wenn sie wirklich selbständig, von staatlichem Einfluß frei wird, wenn also die Einrichtung der Landeskirchen und des Summepiskopats aufhört. Die preußische Kirchenpolitik der Behörden sowohl wie der kirchlichen Parteien ist, wie Göhre sagt, der schablonenhafte Abklatsch der preußischen Staats- und Parteipolitik. Andre Kirchenregierungen, wie das hessische Oberkonsistorium, haben ja geradezu ihren Geistlichen bestimmte sozialpolitische Anschauungen verboten. Erst die Freiheit von solcher Bevormundung kann der Kirche das rechte Vertrauen im Volke gewinnen, dessen sie zur Lösung ihrer sozialethischen Aufgabe bedarf.

Was aber an politischen Ideen und Bestrebungen in der evangelisch-sozialen Bewegung vorhanden ist, das muß sich zu einer eignen politischen Partei ausbilden. Göhre nennt sie die soziale Reformpartei aller kleinen Leute. In ihr soll die arbeiterfreundliche, proletarische Richtung des evangelisch-sozialen Gedankens Ausdruck finden. Naumann hat dieses Jahr in der Januarnummer seiner „Hilfe" eine gleiche Spaltung vorausgesehen und damals zwischen der politischen und der religiösen Aufgabe der Christlich-sozialen geschieden. Mit glücklicherm Ausdruck als Göhre stellt er als politische Aufgabe hin, „einen regierungsfähigen Sozialismus" zu schaffen, eine große mächtige Partei, deren zwei Grundzüge sein würden: unbedingte Arbeiterfreundlichkeit und unbedingtes Eintreten für die nationale Macht und Größe des Reichs, die allein die Durchführung großer Reformen zu Gunsten der Arbeiter verbürgen kann. Ob die Trennung der bisher ziemlich einheitlichen Bewegung schon jetzt eintreten muß, wie Göhre meint, ist freilich nicht so sicher wie die Thatsache, daß sie kommen muß.

Mit der Trennung würde sich die Bewegung zugleich von jener Vermischung von Christentum und Sozialpolitik losmachen, die in ihr doch immer wieder bald hier bald da hervorbricht. Auch sie ist ein Erbteil der konservativen Vergangenheit, und je weiter sich die Evangelisch-sozialen von den



Digitized by Google

Konservativen entfernen, um so weniger verfallen sie jener falschen Vermengung innerlich getrennter Sachen. Göhre will nachweisen, daß Stöcker wenigstens in der ersten Zeit für eine richtige Unterscheidung zwischen beiden eingetreten sei. Ich glaube, daß sie weder bei ihm noch bei Todt vorhanden gewesen ist. Für die spätere Zeit beweist Stöckers Wort auf dem Kongreß von 1894, Christus habe auch eine unmittelbare Gewalt über das wirtschaftliche Leben, daß er weit davon entfernt war. Bei Stöcker ist das sicher in seinen konservativen Ansichten begründet. Für diese Partei ist die Verbindung von christlich und konservativ samt der Lehre vom christlichen Staat altes Inventarstück, und dadurch werden die politischen Forderungen wie die Monarchie auch christlich. Die Christlich-sozialen haben diesen Fehler mitgenommen. Naumann hat ihn — und darin sehe ich einen besondern Vorzug von ihm vor Stöcker — schon einige Zeit überwunden. Auch in der Göhrischen Darstellung ist er vermieden. Nach ihm soll das Christentum mit dem Programm, der Politik, der Volkswirtschaft und der parlamentarischen Taktik der neuen Partei nichts zu thun haben, sondern nur neben der Wirkung auf die einzelnen Mitglieder ihrem sozialpolitischen Handeln das letzte Ideal geben. Die liberale Theologie hat auf diesem Gebiete eher als die orthodoxe die scharfe Scheidung gefunden; wir erinnern nur an die Schriften des Protestantenvereinlers P. Kambli in der Schweiz.

Göhre fordert zum Schluß für den Geistlichen ein Zurücktreten von aktiver Beteiligung am Parteileben — in dieser Allgemeinheit entschieden eine harte Forderung. Hier hat Naumann, der grundsätzlich sonst mit Göhre übereinstimmt, Recht, daß dies von den Umständen abhänge und dem Amtsgewissen des Einzelnen überlassen bleiben müsse. Übrigens ist Todt nicht der erste, der die sozialpolitische Thätigkeit der Geistlichen ausführlicher erörtert. Die Frage ist dieselbe, wie die alte nach der politischen Thätigkeit der Geistlichen überhaupt. Sie ist in Deutschland so alt wie die Anfänge des konstitutionellen Staats. Im Anfange der sechziger Jahre hat sie z. B. zu längern Auseinandersetzungen zwischen lutherischen Theologen geführt. Ich erinnere nur an das Pamphlet des Mecklenburger Theologen Kliefoth gegen Schenkel und Hofmann: „Zwei politische Theologen.“ Schon Hofmann giebt in seinen vermischten Aufsätzen sehr hübsche Ausführungen über diese Frage.

Leipzig Chr. Jasper

Digitized by Google

# Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

## Neue Folge

### 2. Der Brandschaden

ch du barmherziger Heiland! rief die Frau Oberförsterin, indem sie zur Thür hereintrat und auf den nächsten Stuhl niedersank.

Der Herr Oberförster, der eben von einer Ausfahrt zurückgekehrt und damit beschäftigt war, seine Stiefel auszuziehen, antwortete: Was ist denn los, Frau? Aber die Frau Oberförsterin konnte weder ein Glied rühren, noch ein Wort herausbringen.

In diesem Augenblicke kamen Hanne und Rieke kreischend die Treppe herab. Der Herr Oberförster sprang mit einem Stiefel und einem Pantoffel bekleidet hinaus und die Treppe hinauf.

Zum Donnerwetter, was ist los?

Es brennt! Ach, du lieber Gott! Es brennt!

Haltet die Schnäbel und bringt Licht und Wasser!

Die Treppe war stockfinster, aber oben aus dem Gange, der zur Vorratskammer führte, kam ein verdächtiger roter Schein. Hanne und Rieke kamen zurück, die eine mit einem Töpfchen Wasser, die andre mit einem brennenden Papierspan. Sie hatten völlig den Kopf verloren. Der Oberförster reihte seine dienstbaren Geister an der entsprechenden Stelle des Tierreichs ein, eilte selbst in die Küche hinab, ergriff ein paar Eimer mit Wasser und stürzte zur Brandstelle. In der Vorratskammer war ein neben dem Schornstein befindlicher Balken in Brand geraten und hatte das Feuer auf eine daneben stehende Kiste übertragen, die samt ihrem Inhalt in hellen Flammen stand. Eine Viertelstunde später wäre vielleicht das Haus nicht mehr zu retten gewesen, jetzt gelang es, das Feuer mit ein paar Eimern Wasser auszugießen.

Daß sich der Herr Oberförster zur Beruhigung seines Gemüts an diesem Abend einen tüchtigen Grog braute, daß die Brandangelegenheit ausführlich erörtert wurde, und daß man der verborgnen Ursache mit Fleiß nachforschte, war selbstverständlich. Dabei kam zu Tage, daß der Schornsteinfeger am Morgen dagewesen war, den Schornstein ausgebrannt und eine ungebührliche Menge Stroh verbraucht hatte. Es war ein schrecklicher Anblick gewesen, wie die Flamme oben herausgeschlagen hatte, und Hanne hatte es gleich gesagt, daß das ein Unglück bedeute. Das Unglück war nun nicht allzu groß geworden. Schade war es nur um die Kiste mit den schönen Mandarinen, die ein Jagdfreund kürzlich aus Livorno geschickt hatte.

Als gewissenhafter Beamter setzte sich der Oberförster am andern Tage hin

Digitized by Google

und berichtete innerhalb der vorgeschriebnen vierundzwanzig Stunden an den Herrn Landrat als den Kommissarius der Landesfeuersozietät. Aber der alte Henneberg, ein Faktotum, das der Oberförster von seinem Vorgänger übernommen hatte, sah das kopfschüttelnd mit an und sagte: Wenns der Herr Oberförster nicht für ungut nehmen, dann —

Was denn, Henneberg?

Dann möchte ich dem Herrn Oberförster raten, den kleinen Schaden selbst zu bezahlen und lieber nichts anzuzeigen, indem daß man so den wenigsten Ärger hat.

Warum soll ich denn Ärger haben? Und warum soll ich denn dem Fiskus was schenken? Übrigens geht es auch nicht anders. Ich muß die Anzeige machen.

Wenns sein muß, dann muß es sein; aber sonst dächte ich, es wäre besser, wir sagten nichts.

Der alte Henneberg hatte hierbei noch seine besondern Gedanken. Er hatte das dunkle Gefühl, daß sein Vetter Rothe, der auf der Oberförsterei die Maurerarbeiten machte, irgendwie mit der Geschichte zusammenhinge, und er hätte es gern vermieden, daß Untersuchungen angestellt würden.

Der Oberförster hatte kaum seine Anzeige beendet, als Vetter Rothe bereits erschien. Der Oberförster legte also seine Feder beiseite, um mit dem Sachverständigen des Hauses hinaufzugehen und die Angelegenheit aufzuklären. Vetter Rothe sah sich die Bescherung an, schüttelte den Kopf und machte eine tiefsinnige Miene: er konnte für den Brand absolut keine Erklärung finden.

Aber das ist doch gewiß, sagte der Oberförster, daß uns die Halunken von Schornsteinfegern das Haus angegokelt haben.

Ja, die Schornsteinfeger können es ganz gut gewesen sein, so was machen sie.

Oder die Schwelle führt bis zum Küchenschornstein, und das Feuer hat sich von da durch die Wand durchgefressen.

Ja, dann hat sich das Feuer durchgefressen; sowas macht es.

Damit war die erste sachverständige Untersuchung beendet. Die Frau Oberförsterin schickte ihre Hanne mit dem Scheuerlappen, um die Spuren zu tilgen, die Vetter Rothe hinterlassen hatte.

Am Nachmittag kam der Herr Schornsteinfegermeister selbst in Begleitung von Vetter Rothe an. Er war einigermaßen aufgeregt, denn der Zusammenhang des Balkenbrandes mit seiner eignen feuerpolizeilichen Thätigkeit lag zu nahe und war ihm auch schon von verschiednen Seiten mit spitzigen Redensarten zu hören gegeben worden. Er klopfte also an die Wände, riß einen Ofen ein, der mit der Sache gar nichts zu thun hatte, und untersuchte die Vorratskammer der Frau Oberförsterin nach allen Richtungen, nur nicht in dem Winkel, wo der Brand vermutlich ausgekommen war. Auch er stand vor einem Rätsel. Er war geneigt, die Kiste mit den Mandarinen für die Sache verantwortlich zu machen. Oder sollten vielleicht Mäuse die Mauer zerwühlt und Gänge bis zum Kamin der Waschküche gegraben haben? — Ja, sowas machen sie, sagte Vetter Rothe. — Durch diese Kanäle und genährt von Papier und Abfall konnte dann das Feuer seinen Weg zur Schwelle der Wand gefunden und diese angezündet haben.

Das war die zweite sachverständige Untersuchung. Sie hatte zur Folge, daß die Frau Oberförsterin ihre Hanne mit zwei Scheuerlappen schickte, um die doppelten Spuren der beiden Sachverständigen zu beseitigen.

Am andern Tage kam der Herr Schulze aus dem Dorfe heraufgestiegen und kündigte an, daß der Herr Landrat mit der Feuerkassenkommission in einer Stunde dasein würde. Inzwischen nahm er eine Cigarre und eine kleine Magenstärkung

Digitized by Google

an. Darauf wünschte er eine Spezialuntersuchung der Brandstelle vorzunehmen. Diesmal schickte der Herr Oberförster den alten Henneberg mit hinauf.

Zur angegebnen Stunde erschien die Kommission — die Herren waren natürlich zu Wagen angelangt und waren im Gasthofe abgestiegen — der Herr Landrat voraus, einen Schritt seitwärts-rückwärts der Herr Maurermeister und drei Schritte rückwärts der Herr Schulze mit den beiden Schöppen. Den nicht offiziellen Schluß bildeten Vetter Rothe und der Schornsteinfegermeister. Diese alle brachten soviel von den schlechten aufgeweichten Wegen mit, daß es Hanne angst und bange wurde.

Der Herr Landrat war einigermaßen außer Atem. Alle Achtung, Herr Oberförster, sagte er, Sie wohnen zwar reizend hier oben am Walde, aber der Weg ist doch verwünscht steil.

Der Herr Oberförster bedauerte das lebhaft, konnte es aber beim besten Willen nicht ändern.

Man begab sich sogleich zur Brandstätte. Der verkohlte Balken wurde allerseits mit ernsten Blicken betrachtet. Der Herr Landrat sah die Sache mit juristischen Augen an und „konstatirte," daß ein Brand stattgefunden habe, und zwar ein Schadenfeuer in — in — Nichtwahr, Herr Oberförster, das ist die Vorratskammer Ihrer Frau Gemahlin? — Jawohl, Herr Landrat. — Also in der Vorratskammer an der nördlichen Seite des Hauses. — Nordwestliche Seite, Herr Landrat, sagte der Maurermeister. — Der Schulze hielt es doch mehr für die nördliche Seite, und die Schöppen hielten es mehr für die westliche Seite. Die Frage wurde in allgemeiner Debatte eingehend erwogen. Endlich einigte man sich auf Nordwesten. Also, fuhr der Landrat fort, an der nordwestlichen Seite nächst dem Schornstein ist ein Balken in Brand geraten. — Schwelle, Herr Landrat, Schwelle! — Wie so, Schwelle? — Die Schwelle, Herr Landrat, erläuterte der Maurermeister, ist der unterste Balken einer Wand. — Na, dann also: ist eine Schwelle in Brand geraten. Diese brennende Schwelle hat offenbar die daran stehende Kiste in Brand gesetzt, die nebst Inhalt durch das Feuer derart beschädigt worden ist, daß sie ihrem Gebrauchszweck nicht mehr entspricht, wodurch ein Anspruch auf Schadenersatz begründet wird.

Die Untersuchung wandte sich nun der Entstehungsursache des Feuers zu. Die Sachverständigen hatten keine finden können und trugen ihre scharfsinnigsten Vermutungen vor.

Ach was, dummes Zeug, sagte der Oberförster, daß der Schornstein ein Loch haben muß, und daß der Herr Schornsteinfegermeister durch seine Leute den Balken angegokelt hat, das sieht doch ein Kind.

Ja, wo war aber das Loch? Der Herr Maurermeister ließ sich ein Licht geben und leuchtete in den Schlüfter, der sich zwischen Wand und Schornstein befand. Der Herr Schulze und die Herren Schöppen untersuchten die Vorratskammer auf eigne Hand und steckten die Nase in alle Töpfe der Frau Oberförster, was diese, als es ihr Hanne berichtete, sehr verdroß.

Da ist ja das Loch! rief der Maurermeister. Da ist ein Ofenrohr in den Schornstein gegangen, das Rohr ist herausgenommen und das Loch nicht wieder geschlossen worden.

Ja, wie ist denn so etwas überhaupt möglich? sagte der Herr Landrat.

Vetter Rothe und der Schornsteinfegermeister konzentrirten sich rückwärts und verdufteten in aller Stille.

Offenbar hatte man das Loch nicht verschlossen, weil der Schornstein nicht mehr in Gebrauch genommen wurde. Man sollte meinen, dann wäre es auch nicht

Digitized by Google

nötig gewesen, den Schornstein auszubrennen. Aber ein gewissenhafter Schornsteinfeger läßt sich auf solche Unterscheidungen nicht ein, sondern brennt alle Rohre aus, für die er fünfzig Pfennige gezahlt bekommen kann.

Der Herr Landrat eröffnete sogleich eine Untersuchung, um den Übelthäter zu finden, der das Loch im Schornstein offen gelassen hatte. Der Herr Oberförster konnte keine Auskunft geben, er war erst vor Jahr und Tag in die Oberförsterei eingezogen. Der Herr Schulze und die beiden Schöppen zeigten große Gedankenschwäche und konnten sich an nichts erinnern. Vetter Rothe habe ja meist die Arbeiten auf der Oberförsterei gemacht, es seien aber auch schon die Grabensteiner Maurer dagewesen.

Na schön, sagte der Herr Landrat, das wird sich ja alles finden.

In der Wohnstube des Herrn Oberförsters wurde mit aller vorgeschriebnen Ausführlichkeit das Protokoll abgefaßt. Der Schadenersatz für den angebrannten Balken — Schwelle! Herr Landrat! — Ja so, ja so, Schwelle! — wurde auf 11 Mark 50 Pfennige festgesetzt. Das verursachte keine Schwierigkeit, aber nun kamen die Mandarinen. Die meisten wußten überhaupt nicht, was Mandarinen wären, die andern hatten keine Ahnung, was sie wert waren. Dies gab zu einer langwierigen Verhandlung Anlaß. Man war schon nahe daran, den Termin aufzuheben und ein Sachverständigenurteil über den Wert der Mandarinen einzufordern, aber der Oberförster war bereits ungeduldig geworden. Ihm dauerte die ganze Geschichte viel zu lange. Es ist ja ganz gleich, sagte er, was Sie ansetzen. Sagen Sie 5 Mark oder 3 Mark, es ist ja ganz egal. So einigte man sich auf 4 Mark. Der Schadenersatz betrug also im ganzen 15 Mark 50 Pfennige. Der Oberförster hatte zu erklären, daß er allen Ansprüchen an die Landesfeuersozietät entsage und wurde ausdrücklich dazu verpflichtet, die 15 Mark 50 Pfennige zu keinem andern Zwecke zu verwenden, als zur Wiederherstellung der durch das Feuer beschädigten Gegenstände.

Erlauben Sie mal, Herr Landrat, wandte der Herr Oberförster ein, ich kann mir doch nicht für vier Mark Mandarinen aus Italien kommen lassen!

Der Herr Landrat sah das zwar ein, konnte aber von der Form des Protokolls nicht abgehen. Schließlich einigte man sich dahin, daß sich der Herr Oberförster statt dessen auch Apfelsinen kaufen könnte.

Natürlich spendete der Herr Oberförster ein Frühstück. Darauf empfahl sich die Kommission, und da inzwischen miserables Wetter geworden war, so war alle Aussicht vorhanden, daß sich die Herren einen soliden Schnupfen holen würden.

Umgehend verfügte der Herr Landrat, daß der Herr Amtsvorsteher in Grabenstein Erhebungen darüber anzustellen habe, wer das Loch im Schornstein offen gelassen hätte. Das war also erledigt. Nur die vier Mark für die Mandarinen machten ihm einiges Bedenken; der Betrag war doch reinweg aus der Luft gegriffen.

Einige Tage darauf, nachdem er seinen Katarrh auskurirt hatte, erschien der Herr Landrat wieder in Bechers Weinstube zum Frühschoppen. Er traf dort den Herrn Steuerrat und andre Herren. Man erkundigte sich nach dem Schnupfen des Herrn Landrats und kam auf die Ursache des Schnupfens, auf den Brand in der Lüttgendorfer Oberförsterei, den Balken und die Mandarinen zu sprechen. Halt! dachte der Herr Landrat, wenn einer, so muß doch der Herr Steuerrat den Wert der Mandarinen kennen. Der Steuerrat wußte aber auch nicht, was eine Kiste Mandarinen kostet, aber er übernahm es, anzufragen, was für die Kiste an Steuer gezahlt worden sei. An demselben Tage sandte er die amtliche Anfrage an die

Digitized by Google

betreffende Geschäftsstelle, wie hoch eine aus Livorno an den Lüttgendorfer Oberförster gesendete Kiste Mandarinen in der Steuer und an Wert angesetzt gewesen sei. Er erhielt umgehend den „gehorsamsten" Bericht, daß für Mandarinen „ein" Steuerbetrag „nicht vereinnahmt" worden sei.

Inzwischen hatte der Herr Oberförster den Besuch des Herrn Amtsvorstehers aus Grabenstein erhalten, der gekommen war, um aufzuklären, von welchem Maurer das Ofenrohr herausgenommen worden sei. Das konnte niemand besser wissen als Vetter Rothe. Aber Vetter Rothe war nirgends aufzufinden. Endlich gelang es, aus den Akten festzustellen, daß der Ofen im Schlafzimmer, dessen Rohr früher in den seitdem nicht mehr benutzten Schornstein geführt hatte, vor elf Jahren versetzt worden war, und daß Vetter Rothe dafür eine Rechnung ausgestellt hatte. Jetzt half ihm kein Ausreden. Er wurde verantwortlich vernommen, und das Protokoll wurde eingesandt.

Vetter Rothe war sehr niedergedrückt und ging umher wie einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Aber nach gemessener Zeit kam das Protokoll zurück mit dem Bemerken, daß das Verfahren gegen Rothe einzustellen sei, da das Versäumnis mehr als fünf Jahre alt und somit verjährt sei.

Henneberg, sagte der Oberförster zu seinem Faktotum, Sie haben Recht gehabt, es wäre besser gewesen, die Brandgeschichte nicht anzuzeigen. Gott sei Dank, daß die Sache jetzt wenigstens zu Ende ist.

Wenns nur wahr ist, Herr Oberförster!

Henneberg hatte wieder Recht. Denn nicht lange darnach kam ein Steuerbeamter, ein junger Herr, Assistent oder so etwas, sporenklirrend an. Er trug weiße Handschuhe und einen Kneifer und sah aus halb wie Leutnant, halb wie Gendarm.

Was steht zu Diensten? fragte der Oberförster, dessen Laune nicht besonders rosig war.

Ich habe den Herrn Oberförster wegen einer Zollangelegenheit zu vernehmen. Sie haben am 24. Dezember durch die Post eine Kiste mit Mandarinen aus Livorno erhalten.

Allerdings.

Sie gestehen also ein, diese Kiste erhalten zu haben.

Eingestehen? Was ist denn hier einzugestehen? Ich muß denn doch bitten, daß Sie sich überlegen, wen Sie vor sich haben.

Die Kiste war unverzollt. Es liegt also eine Zolldefraudation vor, und Sie haben den dreißigfachen Betrag des Zolles zu entrichten, auch ist die Sendung zu konfisziren.

Das ist ja recht heiter; und Sie glauben, daß ich ein solcher Esel sein werde, den Strafzoll zu bezahlen? Die Kiste ist mir ausgehändigt worden, ohne daß Zoll verlangt worden ist. Ist das nicht richtig gewesen, so halten Sie sich gefälligst an die Post.

Sie erklären also, nicht zahlen zu wollen?

Nein, zum Donnerwetter! fällt mir gar nicht ein.

Wo ist die Kiste?

Verbrannt!

Der Steuermensch empfahl sich. Bald darauf aber kam der Briefbote mit einem Schreiben des Postagenten zu Grabenstein an. Eine Kiste mit Mandarinen sei am 24. Dezember an den Herrn Oberförster ausgegeben worden. Diese Kiste sei im Weihnachtstrubel aus Versehen unverzollt weitergeschickt worden, er bitte zur

Digitized by Google

nachträglichen Verzollung um Rückgabe der Kiste. Der Oberförster antwortete, es thue ihm leid; die Kiste sei samt Inhalt am 28. Dezember verbrannt. Er habe dafür vier Mark Entschädigung erhalten; die vier Mark ständen zur Verfügung.

Nach acht Tagen kam der Herr Steuerinspektor selbst an — natürlich in eignem Wagen. Er war nicht so siegesgewiß wie der junge Herr mit den Sporen, aber er machte ein desto bedenklicheres Gesicht. Er müsse den Herrn Oberförster zu Protokoll vernehmen. Es liege eine Zollhinterziehung vor, und in diesem Falle nehme man an, daß nicht der deklarirte Inhalt habe unverzollt über die Grenze kommen sollen, sondern daß wertvollere Ware habe gepascht werden sollen, und man lege der Strafabmessung den höchsten Zollsatz zu Grunde, das würde Seide sein. Da nun nachgewiesenermaßen die Kiste ein Gewicht von vier Kilo gehabt habe, so sei eine Zollstrafe von 2800 Mark zu zahlen.

Der Herr Oberförster machte große Augen und erwiderte, das werde sich finden. — Wo die Kiste sei? — Verbrannt. — Eigentümlich, höchst eigentümlich! Wo der Inhalt der Kiste sei? — Auch verbrannt. — Ob nicht ein Rest davon übrig sei? — Henneberg wurde hinausgeschickt, um darnach zu suchen.

Nach längerm Suchen fand Henneberg wirklich auf dem Miste noch ein Stück Schale, das mit gebührender Feierlichkeit vorgelegt wurde. In der That, es war ein Stück Mandarinenschale, es konnte aber auch Apfelsinenschale sein.

Von wem er die Sendung erhalten habe? — Von Signore R. in Livorno. — Ob Signore R. mit Mandarinen handle? — Nein. — Welches das Motiv der Sendung gewesen sei. — Jedenfalls Freundschaft. — Ob der Oberförster das beschwören könne? — Da müsse er sich erst noch erkundigen. — Ob er die Steuerstrafe zahlen wolle? — Nein. Die Kiste sei ihm von der Post ausgehändigt worden. Damit habe die Kiste die Zollgrenze überschritten wie irgend ein zollfreies Gut. Die Steuerbehörde möge sich an die Post halten.

Der Herr Inspektor hatte also auch nichts ausgerichtet. Und die Thatsache, daß eine Kiste Mandarinen unverzollt über die Grenze gekommen war, blieb bestehen und die Nummer im Dienstjournal unerledigt.

Nun wurde der Briefträger verantwortlich gemacht. Aber auch der weigerte sich aufs bestimmteste, die Strafe zu zahlen, und man mußte ihm zugeben, daß er im Rechte war. Darauf wurde dem Postagenten aufgegeben, den Zoll zu zahlen. Der Postagent wies nach, daß er bereits in eine Mark Ordnungsstrafe genommen worden sei, weil er hätte wissen oder annehmen oder ahnen können, daß die Kiste unverzollt war, mit der Steuer selber habe er gar nichts zu thun. Das Hauptpostamt wurde zur Verantwortung gezogen, aber es war bei der Menge der Hilfskräfte, die über Weihnachten beschäftigt gewesen waren, unmöglich, den Schuldigen festzustellen. Man schrieb unter Vermittlung des auswärtigen Amts an die Gerichte in Livorno und ließ Signore R. vernehmen. Dieser sagte aus, daß er in der That das Kistchen mit Mandarinen gesandt habe, und daß der Inhalt keinen Wert gehabt habe.

Der Herr Steuerinspektor kam nochmals nach Lüttgendorf — natürlich wieder in eignem Wagen. Es sei eine unangenehme Sache, sagte er zum Oberförster, es sei ein Fehler gemacht worden. Die Geschichte müsse aber auf irgend eine Weise aus der Welt geschafft werden. Ob der Herr Oberförster nicht bereit sei, da sich die Steuersumme nicht festsetzen lasse, irgend einen, etwa den niedrigsten Steuerbetrag zu zahlen.

Sehr gern, Herr Steuerinspektor, sagte der Oberförster, wenn Ihnen damit ein Gefalle geschieht.

So zahlte denn der Herr Oberförster, nachdem ihm ein ausführliches amtliches

Digitized by Google

Schreiben zugegangen war, an die Hauptsteuerkasse zehn Pfennige, wozu noch fünfundzwanzig Pfennige Porto kamen.

Nun war aber doch die Geschichte zu Ende? Der Oberförster war dieser Meinung und trat in sein Büreau, um es dem alten Henneberg mitzuteilen. Dort traf er den Sekretär des Herrn Amtsvorstehers, ein schüchternes Männchen, das sich mit dem üblichen blauen Aktendeckel ausgerüstet hatte.

Was der Tausend, Herr Nebelung, sagte der Oberförster, schon so früh? Was bringen Sie denn schönes?

Entschuldigen Sie, Herr Oberförster, aber wir brauchen die Angaben für die statistischen Erhebungen wegen Ihres Brandes, und da dachte ich, es wäre das kürzeste, ich käme gleich selber.

Da haben Sie ganz recht gedacht. Setzen Sie sich her, die Sache soll gleich erledigt sein.

Henneberg schüttelte zweifelnd das Haupt. Herr Nebelung faltete seine blaue Schale aus einander und fing an zu examiniren. Zuerst wurde das Nationale des Herrn Oberförsters festgestellt. Dann folgten die Fragen nach der Zeit des Brandes, Ausbruch des Brandes? Vormittags? Nachmittags? Abends? Nachts? Dauer des Brandes? Dann ward die Witterung beim Ausbruch und während des Brandes erörtert. Windstille? Leichter Wind? Starker Wind? Sturm? Trockne Luft? Feuchte Luft? Nebel? Leichter Regen? Platzregen? Gewitter? Hagelwetter? Schneefall? Schneegestöber? Gelinder Frost? Starker Frost? Windrichtung. Nordwind? Südwind? Westwind? Nordostwird? usw.

Der Herr Oberförster hatte die ersten Fragen aufmerksam und bereitwillig beantwortet, dann hatten sich seine Mienen etwas verfinstert und darauf wieder aufgeheitert. Zuletzt schlug er sich mit der Hand aufs Knie, lachte in den urkräftigsten Waldtönen und rief: Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Den Witz finde ich famos! Den Humor hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut!

Aber, Herr Oberförster, ich mache gar keine Witze, es steht alles so hier, wie ich gefragt habe.

Richtig, die ganze Litanei stand auf dem Formular gedruckt zu lesen. Und das war erst der Anfang. Nun folgten ebenso ausführliche Fragen nach dem Gegenstande, der Ursache und der Wirkung des Brandes, nach Bauart und Bedachung des Hauses, Versicherung, Immobiliarschaden, Mobiliarschaden an Vieh, Viehfutter, Waren, Wäsche, Betten, Kleidern, Hausgeräten, Utensilien, Werkzeugen, Apparaten, Geschirren, Wagen und so weiter. Und alles mußte beantwortet oder nicht beantwortet werden.

Das war aber doch wohl ganz bestimmt das Ende der Brandschadensache? Wer kanns wissen! Es können noch Berichte eingefordert werden, ob die Entschädigung bestimmungsgemäß verwendet worden sei, ob das Loch ordnungsmäßig geschlossen worden sei, ob vielleicht in andern Schornsteinen der Oberförsterei Löcher seien, ob bei wiederholtem Ausbrennen der Schornsteine Anzeichen von Gefahr beobachtet worden seien. Man kann nicht absehen, was sich alles noch daran anhängen kann, und welche Schriftwechsel, Termine und Kosten nötig werden können. Aber man würde sehr unrecht thun, sich darüber zu beschweren. Die Höhe des Dienstaufwandes und die Zahl der Geschäftsnummern sind der Maßstab für die Güte der Verwaltung; ja es ist als ein Triumph der Verwaltung anzusehen, wenn bei der Auffindung und Verbesserung eines Fehlers, der zehn Pfennige wert war, zwanzig oder fünfzig Mark Kosten auflaufen.



Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Reichstag. Wird dem eben zustande gekommnen bürgerlichen Gesetzbuche, das einer seiner zärtlichsten Pflegeväter, der Abgeordnete Lieber, einen Markstein in der Rechts- und Volksgeschichte unsers Vaterlands genannt hat, dieser Name auch noch von den spätesten Geschlechtern zuerkannt werden? Eine fleißige Arbeit ist es ohne Zweifel, Verbesserungen des bisherigen Zustandes, die aufzuzählen wir den Männern von Fach überlassen, enthält es gewiß nicht wenige, und sowohl den Richtern wie den Rechtsuchenden wird es manche Unbequemlichkeit ersparen, aber den Gesetzgebungswerken von weltgeschichtlichem Rang wird es dereinst wohl kaum beigezählt werden. Narren wären wir, wenn wir uns darüber grämen wollten, daß uns ein Ruhm entgeht, der dem Ruhm eines schönen Sterbekleides ungemein ähnlich sieht. Ist doch das berühmteste aller Rechte zu einer Zeit kodifizirt worden, wo von dem Volke, dessen Namen es trägt, nur noch ein armseliger verkommner Rest, von dieses Volkes Geist und Staat aber gar nichts mehr vorhanden war, und das andre berühmte Rechtsbuch, der Code Napoléon, wurde durch eine Revolution veranlaßt, die alle alten Rechtszustände über den Haufen geworfen und eine völlige Neuordnung notwendig gemacht hatte. Übrigens sind auch die Franzosen zwar noch kein totes, aber doch ein absterbendes Volk. Das preußische Landrecht hat eine zu kurze Lebensdauer und ein zu kleines Geltungsgebiet gehabt, als daß man ihm weltgeschichtliche Bedeutung beilegen könnte; die Engländer aber verzichten auf Kodifikation und behelfen sich mit ihrem stetig wachsenden Agglomerat einzelner Gesetze, und sie thun, als ein sehr lebendiges Volk, recht daran; erzeugt doch das Leben täglich neue und andre Bedürfnisse und Verhältnisse, die neue und andre Gesetze fordern.

Allerdings lag für uns ein Grund vor, den die Engländer nicht kennen: die Vielgestaltigkeit unsers Rechts infolge der Kleinstaaterei. Aber das ist ja nun eben das Komische und zugleich das Bedenkliche an der Sache: dieser Grund besteht auch jetzt noch fort und wird vielleicht in nicht gar zu langer Zeit zu einem neuen großen Reichsgesetzgebungswerke zwingen. Neben dem bürgerlichen Gesetzbuche behalten wir nicht allein die Reichsverfassung, das Strafgesetzbuch, die Prozeßordnung, das Handelsgesetzbuch, die Reichsgewerbeordnung, die Militärgesetze, eine Menge Steuer-, Zoll-, Finanz-, Versicherungs- und Gott weiß was noch für Sondergesetze, sondern auch zwei Dutzend Staatsverfassungen und eben so viel besondre Finanz-, Polizei-, Schul- und sonstige Gesetze. Und wie deutlich ist es in den Beratungen zu Tage getreten, daß weder die „verbündeten Regierungen“ noch die „nationalen Parteien“ die wirkliche nationale Einheit auf dem Gebiete des Rechts wollen! Die bairische Heimatsgesetzgebung, erklärte der Vertreter der bairischen Regierung am 30. Juni, werde von dem bürgerlichen Gesetzbuch nicht berührt; wie viel solche Erklärungen sind nicht im Laufe der Verhandlungen abgegeben worden, wie viel Vorbehalte stehen nicht schon im Einführungsgesetze! Haben also die Sozialdemokraten nicht Recht, wenn sie sich rühmen, sie seien die einzigen, die die vollständige nationale Rechtseinheit wirklich und aufrichtig wollten? Sie haben dafür zwei Gründe; erstens den, daß die Arbeiter darauf angewiesen sind, Arbeit zu suchen, wo sich gerade welche findet, daß sie also von den wirtschaftlichen Konjunkturen im Reiche hin- und hergeworfen werden, wobei ihnen natürlich die Verschiedenheit der Gesindeordnungen, der Heimats-, Polizei- und Vereinsgesetze große Unannehmlichkeiten verursachen; zweitens aber ziehen sie die reichsgesetzliche Ordnung aller sie betreffenden Angelegenheiten der landesgesetzlichen vor,

Digitized by Google

weil sie im Reichstage eine ansehnliche Vertretung haben, während sie in den aus Zensuswahlen hervorgehenden Landtagen teils gar nicht, teils nur schwach vertreten sind. Dieses Interesse der Arbeiter bildet nun aber gerade für die Regierungen und für die bürgerlichen Parteien einen Hauptgrund, den Landtagen gewisse Gegenstände vorzubehalten, was namentlich beim Vereinsrecht recht auffällig hervorgetreten ist. Wenn irgend eine Materie vors Reich und nicht vor die Landtage gehört, so ist es das Vereinsrecht; denn es handelt sich dabei um eins der Grundrechte, um die Frage, ob der Mann einem freien Kulturvolke oder einem auf der patriarchalischen Stufe zurückgebliebnen Volke angehört, ob er als Europäer oder als Asiate zu leben hat, und zudem steht, wie wir in Heft 24 nachgewiesen haben, das Vereinsrecht, als Vorbedingung des Reichstagswahlrechts, in engster Verbindung mit der Reichsverfassung. Aber der sozialdemokratische Antrag, die bekannten unbequemen Bestimmungen der Vereinsgesetze verschiedner deutscher Vaterländer aufzuheben, wurde auf den Rat der Regierungsvertreter abgelehnt; die Reichstagsmehrheit verläßt sich darauf, daß die Landesregierungen schon Mittel und Wege finden werden, den bürgerlichen Parteien die Fessel abzunehmen, ohne die Arbeiter zu befreien. Es handelt sich eben hier, wie bei der Gesindeordnung, um den Widerspruch zwischen der verfassungsmäßigen Rechtsgleichheit aller erwachsenen Männer und der thatsächlichen Rechtsungleichheit zwischen Unternehmern oder Herren und Lohnarbeitern, um diesen Widerspruch, von dem wir so oft gesagt haben, daß er mit den aus der technischen Entwicklung hervorgehenden Schwierigkeiten zusammen die soziale Frage ausmache. Diese Frage, soweit sie eine Rechtsfrage ist, endgiltig zu entscheiden und den Dienenden ihre Stellung anzuweisen, wie die alten Volksrechte gethan haben, würde die allererste Aufgabe gewesen sein, wenn man ein bürgerliches Gesetzbuch schaffen und darin die Grundsätze der geltenden Reichs- und Staatsverfassung nicht anerkennen wollte. Die Gesetzgeber haben nicht den Mut gehabt, die Frage auch nur aufzuwerfen, geschweige denn sie zu lösen, und haben schon dadurch bewiesen, daß sie nicht berufen sind, die bürgerlichen Rechte der Deutschen auf lange Zeiten hinaus festzustellen. Man wird einwenden, der Zeitpunkt, die schwierige Frage, ob wir gesetzlich anerkannte Standesunterschiede haben sollen oder nicht, zu lösen, sei noch nicht gekommen, man wisse noch nicht, welche gesellschaftlichen Gestaltungen aus der gegenwärtigen Gährung zuletzt hervorgehen werden. Dieser Ansicht sind wir auch, aber eben darum, weil noch keine festen sozialen Gestaltungen vorhanden sind, läßt sich auch das Recht der verschiednen sozialen Schichten heute noch nicht festlegen.

Interessanter als dieses Gesetzbuch, dessen Einfluß auf die zukünftige Gestaltung unsrer Geschicke nicht sehr bedeutend sein wird, ist und bleibt die Gruppirung der Parteien und das Verhältnis der Regierung zu den Parteien. Was die Kölnische Zeitung vor acht Tagen schrieb, daß ein Teil der konservativen Reichstagsabgeordneten das bürgerliche Gesetzbuch gern zu Falle gebracht hätte, weil sie „einem Reichstag in der jetzigen Parteizusammensetzung und mit einer Leitung von zwei Ultramontanen und einem Fortschrittler die Vollendung eines so großen nationalen Werkes nicht gönnen," das ist ja richtig und in den Zentrumsblättern vierzehn Tage lang in allen Tonarten gesagt und gesungen worden; aber daß es auch die Kölnische Zeitung sagt, und daß sie die Haltung der Konservativen mißbilligt, das bleibt ein erfreuliches und für den zukünftigen Lauf unsrer Politik bedeutungsvolles Ereignis. Der Dank, den am Schluß der letzten Sitzung der Reichskanzler im Namen des Kaisers dem Reichstage, und der Abgeordnete Bennigsen dem Präsidenten Buol aussprach, drückten das Siegel auf die neue Konfiguration.

Digitized by Google

Aber in welch seltsamer Stellung befindet sich die Regierung den Parteien gegenüber! Die größere Hälfte ihres Herzens gehört nach wie vor den Konservativen; die kleinere Hälfte hat sie zwischen den Nationalliberalen und dem Zentrum geteilt, während sie alles, was links davon steht, nach wie vor verabscheut. Und nun fügt es das Schicksal, daß sie aller Augenblicke dieser verabscheuten Linken bedarf, um sich der staaterhaltenden Thaten ihrer innigsten Freunde einigermaßen zu erwehren. Wird der Bundesrat in der Margarinefrage fest bleiben, oder wird er auch hier, wie beim Terminhandel und beim „Detailreisen," schließlich sagen: Lassen wir dem Verhängnis seinen Lauf und unsern verehrten Gönnern ihren Willen? Am besten wäre es wohl; wir bleiben im Gegensatz zu dem Verfasser des Leitartikels der vorigen Nummer dabei, daß es gegen die Unvernunft, wenn sie einen gewissen Grad von Macht erlangt hat, kein andres Mittel giebt, als sie gewähren zu lassen. Man lasse die Agrarier den Handel, zunächst den Getreidehandel, vollends ganz umbringen, dann sind wir sie auf mindestens hundert Jahre los.

Zum Schluß wollen wir ein Pröbchen agrarischer Demagogie über die Provinz hinaus verbreiten, in der es verübt worden ist. Es verdient deswegen allgemeine Beachtung, weil es nicht etwa in der Deutschen Tageszeitung steht, sondern in einem vornehmen alten Blatte, das, soweit es die Umstände gestatten, gern den mittelparteilichen Kurs inne hält, aber es auch nicht ablehnt, von der agrarischen Strömung Vorteil zu ziehen, wenn die in seinem Leserkreise vorherrscht. Die Schlesische Zeitung schreibt in einem Rückblick auf die Reichstagssession: „Verblutete die Landwirtschaft nicht langsam unter den Folgen der unglückseligen Handelsverträge, so würden die jetzt erlassenen Gesetze [das Börsen- und das Zuckersteuergesetz] von den Vertretern der Landwirtschaft mit ungleich größerer Befriedigung aufgenommen worden sein, als es gegenwärtig der Fall ist. Wirklich große Mittel zur Hebung der landwirtschaftlichen Notlage wollen noch immer nicht erreichbar erscheinen. Von dem Antrage Kanitz wollen die verbündeten Regierungen nichts wissen, weil derselbe(!) ihrer Ansicht nach den geschlossenen Verträgen widerspricht, und in der Währungsfrage ist es gerade von seiten(!) der entschiedensten Gegner der Doppelwährung zur Zeit sehr still geworden, weil die bereitwillig erteilten Versprechungen des englischen Schatzmeisters Balfour sich als eitel Schwindel erwiesen haben. Wir sind der Ansicht, daß die Regierung schon viel zur Beruhigung der bekümmerten Herzen der Landbevölkerung thun könnte, wenn sie die Verkehrtheit der Handelsvertragspolitik offen anerkennen würde (anerkennte!)." Um dieses Stückchen Demagogie gehörig würdigen zu können, muß man wissen, daß die Leiter des Blattes sehr kluge und unterrichtete Männer sind, die ganz genau wissen, daß sich die Landwirtschaft nicht erst seit dem Abschluß der Handelsverträge, sondern schon seit hundert Jahren „verblutet," daß die Handelsverträge eine unabweisbare Notwendigkeit waren, daß auch nach Ablauf der Handelsverträge kein Reichskanzler bei gesunden Sinnen den Antrag Kanitz unterschreiben wird, Männer außerdem, die jedesmal, wo die Gefahr einer Währungstollheit wirklich zu drohen scheint, sehr entschieden für die Goldwährung eintreten.

Das Butterbrot. Nach der Verabschiedung des bürgerlichen Gesetzbuchs hat der Reichstag in seiner Schlußsitzung noch das Margarinegesetz angenommen, oder vielmehr er hat es durch Hinzufügung des Färbeverbots und des Gebots, Butter und Margarine in denselben Räumen zu verkaufen, von vornherein zu schanden gemacht. So folgt auf das Drama das Satyrspiel. Herr von Böttticher

Digitized by Google

erklärte, es sei Geschmackssache, ob jemand Margarine oder Butter zum Brot vorziehe. Er hätte diesmal auch sagen können: Geruchssache, denn in den großen Städten ist es allmählich dahin gekommen, daß man wenigstens die Butter gewöhnlich eher riecht, als man sie schmeckt .Und ein wirkliches, echtes, gutes Butterbrot gehört für die meisten Stadtbewohner schon lange zu den glücklichen Jugenderinnerungen oder zu den Freuden einer Gebirgsreise, wie der Kuhreigen und das Alpenglühen. In Berlin giebt es, um zunächst an das Erfahrungsgebiet des Herrn von Böttticher anzuknüpfen, zahlreiche Verkaufsstellen für Gutsbutter, Theebutter, Delikateßbutter, Süßrahmtafelbutter und wie die schönen Etiketten alle lauten, mit denen man bisher ohne Margarinegesetz das Konkurrenzerzeugnis zu bekämpfen suchte. Ein großes Firmenschild draußen mit dem Namen irgend einer ländlichen Verkaufsgenossenschaft und eine weißgeschürzte Verkäuferin drinnen empfehlen uns zu entsprechendem Preise das reine Erzeugnis der unverfälschten Landwirtschaft. Aber die Erfahrung und der tägliche Verdruß macht für den Kenner wirklicher guter Butter die schöne Illusion selbst auf dieser Stufe des Preises und der Ansprüche bald zu nichte, sodaß es ihm geht, wie früher dem Baiern in Norddeutschland, wenn er meinte: „Braun ist es, und flüssig ists auch, und trinken thut mans, aber kein Bier ists net.“ Was wird alles dem Dienstmädchen, wenn die Hausfrau nicht selber gehen will, in diesen feinen Berliner Buttergeschäften in die Hand gesteckt! Ebenso ist es aber auch schon in den andern großen Städten, und selbst in den mittlern und in den kleinern von 20000 bis 30000 Einwohnern hat es schon seine Schwierigkeit — experto crede! —, eine wirklich appetitliche Butter zum Roheſſen zu bekommen. Woran das liegt? Es ist sehr vielerlei, und manches läßt sich nachweisen. Aber davon soll jetzt nicht die Rede sein. Die Thatsache besteht. Es gehört nun aber doch eine große Naivität dazu, diesen jämmerlichen Zustand schützen und pflegen zu wollen durch ein Margarinegesetz, welcher Art es auch sei. Die Butter würde nur noch schlechter werden, die Produzenten hätten es vielleicht etwas leichter, aber die Menschen, die Butter essen wollen, wären noch schlimmer dran. Das Publikum mag nun wählen, wie Herr von Böttticher richtig sagt. Wenn die Margarine immer besser und der Kreis ihrer Liebhaber immer größer wird, so werden wir andern uns mit der Zeit das historische Butterbrot abgewöhnen müssen, was auch geht, oder aber — und das ist das wahrscheinlichere — die Butterproduktion rentirt nicht mehr, das heißt, weniger agrarisch ausgedrückt, die Butter wird weniger, besser, vielleicht auch noch ein wenig teurer, und die wenigen, die dann wollen und können, werden wieder zu einem wohlschmeckenden Butterbrot kommen. Hoffentlich sind wir dann nicht zu alt, uns dieses Genusses unsrer Jugendzeit noch einmal zu erfreuen.

Zur deutschen Altertums- und Landeskunde. Die Grenzboten haben vor kurzem nach Professuren für deutsches Altertum gerufen. Was aber eine Erweiterung und Vertiefung der deutschen Philologie an den Universitäten bedeutet, müßte bald der gesamten deutschen Bildung, d. h. zunächst der Schule zu gute kommen. Wieviel Kulturschichten in Troja übereinander liegen, wissen Lehrer und Schüler der Gymnasialprima am Schnürchen, vor dem „Hunnengrab“ in der nächsten Umgebung ihrer Vaterstadt stehen sie ratlos. Soeben beginnt ein Werk zu erscheinen, das hier abzuhelfen und umzubilden vorzüglich geeignet ist: der Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, Sophus Müller, eine Autorität von europäischem Rufe auf dem Gebiete der nordischen Altertumskunde, läßt von dem Breslauer Privatdozenten O. L. Jiriczek eine deutsche Ausgabe seiner Nordischen

Digitized by Google

Altertumskunde herstellen. Die Darstellung Müllers beruht auf umfassender Kenntnis der Funde und auf einem gründlichen Verständnis der Entwicklung, die sich aus ihnen erschließen läßt; die Übersetzung ist gut. Das Ganze ist auf etwa fünfzehn Lieferungen berechnet*); die beiden ersten liegen vor. Sie führen den Leser zunächst sicher und behaglich durch die uralten gewaltigen Zeugen der Steinzeit. Sie erklären ihm die Muschelhaufen, die ältesten erkennbaren Wohnplätze von Menschen im Norden Deutschlands, zeigen ihm die Altertümer, die sich darin gefunden haben, und weisen ihm ihre Herstellung und wahrscheinliche Verwendung nach, sie besprechen die Frage der Chronologie der ältern Steinzeit, führen dann den Leser an der Hand der Altertümer in die Übergangszeit zwischen Muschelhaufen und Steingräbern und schließlich hin zu den zahlreichen kleinen Steingräbern, den Rundgräbern und Hünenbetten, und zu den gewaltigen Riesenstuben. Eingestreute Abschnitte über die Geschichte der Forschung geben wohlthätige Ruhepunkte in der Arbeit des Aufnehmens ab, andre lösen das Auge von dem gespannten Eindringen in das kleine Gebiet und lenken den Blick auf die Verbreitung entsprechender Funde in außerdeutschen, ja außereuropäischen Landen, und überall erhöht eine große Anzahl guter Holzschnitte die Anschaulichkeit der Darstellung. Das Werk wird außer der Steinzeit, der Bronzezeit und der Eisenzeit auch die Kultur in der Periode der Völkerwanderung und der Vikingerfahrten umfassen: kein Lehrer des Deutschen, der deutschen Geschichte, der deutschen Geographie darf es also unverarbeitet lassen, wir denken überdies, daß es auch viele Laien zu Freunden bekommen wird.

Zu der schönen Aufgabe, unsrer Jugend ohne jede negative Tendenz die Heimat bedeutend und lieb zu machen, sollte auch Landes- und Stadtgeschichte noch mehr herangezogen werden. Gewiß wird das landesgeschichtliche Studium, das sichtlich zunimmt, und um dessen Organisation man eben jetzt vielfach in Deutschland bemüht ist, hier mit der Zeit von selbst seine Früchte tragen, vor der Hand aber fehlt auf diesem Gebiete fast noch jede Verbindung zwischen der Forschung einerseits und dem gebildeten Laientum und der Schule andrerseits. Ausnahmen bestätigen die Regel: wir ergreifen die Gelegenheit, auf drei Hefte über norddeutsche Lande hinzuweisen, die vor kurzem erschienen sind. Lebendige Pommersche Kulturbilder (Stettin, Leon Saunier, 1895) aus der Zeit der Hanse und des dreißigjährigen Krieges entwirft Rudolf Hanncke, des merkwürdigen Saterlands ältere Geschichte und Verfassung (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung, 1896) stellt G. Sello dar, und Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1896) behandelt August Sach, der zunächst hier die erste Abteilung seiner tüchtigen Arbeit vorlegt. Nur in der hier eingehaltnen Form, in Gestalt eines kleinern handlichen Buches, als gemeinverständliche Verarbeitung der Quellen, können wir uns wissenschaftliche Arbeiten derart für weitere Kreise zugänglich denken. Denn in den Reihen von Jahrgängen der landesgeschichtlichen und ortsgeschichtlichen Zeitschriften liegt das von der Wissenschaft erarbeitete so gut vergraben wie die Originaldokumente in den Archiven selbst.

Kanzleistil. In dankenswerter Weise bestreben sich jetzt die preußischen Ministerien, die sogenannten Kurialien im Geschäftsverkehr unter einander, mit den Behörden und unter den Behörden zu vereinfachen. Wie weit die Vereinfachung

*) Nordische Altertumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinfaßlich dargestellt von Dr. Sophus Müller. Deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Dr. Otto Luitpold Jiriczek. Straßburg, Karl J. Trübner, 1896.

Digitized by Google

möglich ist, dafür hier ein Beispiel. Eine Behörde, die um Mitteilung von Schriftstücken ersucht worden war, antwortete kürzlich:

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich zufolge des gefälligen Schreibens vom 26. v. M., I, 2698, betreffend eine Eingabe des Oberbürgermeisters von D...., Geheimen Regierungsrats M..., bezüglich des Studiums, welches auf ..... Hochschulen stattfindet, in der Anlage Abschrift des in dieser Angelegenheit mit dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten gepflognen Schriftwechsels, und zwar meines Schreibens an den bezeichneten Herrn Minister vom 10. Januar und dessen Antwort vom 27. Januar d. J. zur gefälligen Kenntnisnahme ergebenst zu übersenden.

Das sind 80 Wörter und 460 Buchstaben. Es genügen aber 9 Wörter mit 50 Buchstaben; denn alles nötige ließ sich so sagen:

Zu I, 2698 übersende ich hier den gewünschten Schriftwechsel.

Es waren also fast neun Zehntel des Schriftstücks überflüssig. Welche Ersparnis an Zeit und Geld, wenn die Tausende von solchen Schreiben, die täglich im deutschen Vaterlande die Schreibstuben der Behörden verlassen, auf ein Zehntel ihres Umfangs verkürzt würden!

# Litteratur

**Bismarck-Jahrbuch.** Herausgegeben von Horst Kohl. Dritter Band, erste und zweite Lieferung. Berlin, O. Häring, 1896

Wir zeigen die Fortsetzung dieses Unternehmens hier zunächst nur kurz an, um unsre Leser darauf aufmerksam zu machen, daß es fortan in einer Lieferungsausgabe erscheinen soll, und daß es vor allem dazu bestimmt ist, Mitteilungen aus dem Bismarckischen Familienarchiv zu geben, also an Wichtigkeit noch wesentlich gewinnen wird. Indem wir uns vorbehalten, nach dem Erscheinen des vollständigen Bandes noch einmal darauf zurückzukommen, heben wir vorläufig nur einiges aus dem reichen Inhalt hervor: Akta, betreffend den Kammergerichtsauskultator L. E. O. v. Bismarck, 1836, Briefe von Bismarck an Ludwig von Gerlach 1846 bis 1855, und von diesem an Bismarck 1850 bis 1855, 27 Briefe des Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel an Bismarck 1855 bis 1858 und 1870 (vom 12. September, aber ohne ein Wort von Sedan!), ein Briefwechsel zwischen Bismarck und dem General Edwin von Manteuffel vom Jahre 1865, endlich eine Denkschrift Bismarcks vom Jahre 1861, vielleicht dieselbe, die dieser im Juli jenes Jahres dem König Wilhelm in Baden-Baden über die deutsche Frage überreichte.

**Reden von Heinrich von Treitschke im deutschen Reichstage 1871 bis 1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Otto Mittelstädt.** Leipzig, S. Hirzel, 1896

In einer Zeit, wo leider niemand mehr behaupten kann, daß der deutsche Reichstag noch wirklich die Spitzen der politischen Intelligenz unsers Volkes und seine besten Männer umschließe, wo vielmehr öder Parteigeist und wirtschaftliche Selbstsucht nur allzu oft die Stimme reiner Vaterlandsliebe ersticken, ist es eine wahre Erquickung, der Rede eines so hochgesinnten, warmherzigen, freimütigen Patrioten wieder zu lauschen, wie es Heinrich von Treitschke war. Er hat in den Jahren, in denen er den Wahlkreis Kreuznach vertrat, nicht so sehr häufig das Wort genommen, aber doch fast in allen wichtigen Fragen, stets von seinem

Digitized by Google

monarchisch-deutschen Standpunkte aus, ohne sich jemals irgend einer Parteischablone zu unterwerfen, und mit der eindringenden Kenntnis eines Historikers, der jede verhandelte Angelegenheit sofort in ihrem großen Zusammenhange, also richtig zu betrachten wußte. Im ganzen sind 27 Reden mitgeteilt, die erste vom 1. April 1871 über den vom Zentrum getadelten Mangel von Grundrechten in der deutschen Reichsverfassung, die letzte vom 9. Mai 1884 für die Verlängerung des Sozialistengesetzes. Es sind das nicht alle parlamentarischen Reden Treitschkes, und wenn schließlich auch eine absolute Vollständigkeit nicht gerade notwendig war, obwohl wir einen durchschlagenden Grund für solche Auslassungen nicht sehen, so ist es doch zu bedauern, daß z. B. die Rede vom 17. November 1871 über die Prägung der neuen Reichsgoldmünzen weggelassen worden ist, weil sie zeigt, wie maßvoll und besonnen dieser „radikale Unitarier" in praktischen Fragen sein konnte.

**Südbaiern, Tirol und Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende von K. Bädeker. Mit 43 Karten, 10 Plänen und 7 Panoramen. Siebenundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Bädeker, 1896**

Ein neuer Bädeker braucht zwar keine Empfehlung, besonders wenn er auf eine solche Ahnenreihe zurückblickt wie dieser. Aber ein paar Worte auf den Weg können ihm auch nichts schaden. Da freuen wir uns denn zunächst des dünnen Papiers, das es ermöglicht hat, 572 Druckseiten samt einer Menge von Beilagen auf die Dicke von $2^1/_2$ Centimeter zusammenzupressen und damit noch den Vorteil größern Druckes wichtiger Partien zu verbinden. Das ist eine willkommne Neuerung, die sich hoffentlich bewährt. Wir glauben zwar, daß mit der Zeit eine Zerlegung des großen Buches in kleinere Bände nötig werden wird; aber schon die diesmalige Verminderung des Umfangs und des Gewichts ist dankbar hinzunehmen. Die Karten sind nicht bloß genau, sondern auch klar; in dieser Beziehung sind sie musterhaft. Nur ihren Farbenton sähen wir gern weniger rot, ein milderes Gelbbraun wäre angenehmer. Im Inhalt finden wir überall, wo uns persönliche Erfahrung aus den letzten Jahren zu Gebote steht, die Beschreibungen und Angaben richtig. Der Naturfreund würde wohl an manchen Stellen feinere Unterscheidungen der Touren wünschen, etwa eine Angabe wie die, daß die Besteigung der Mädelegabel über das Mädelejoch der über die Jockarscharte vorzuziehen sei. Aber die Naturschönheit verändert sich ja glücklicherweise in den meisten Fällen nicht. Daß dagegen die Güte der Wirtshäuser ungemein wechselt, dafür liefert dieses Buch wieder viele Belege. Wir finden gute Häuser unbesternt und schlechte besternt. Es wäre doch vielleicht besser, die Sterne überhaupt aufzugeben. Ein andrer Wunsch geht vielleicht zu weit, doch sei er im Interesse der Sache ausgesprochen: kurze Einleitungen geographischer, naturschildernder und volkstümlicher Art würden gewiß dankbar begrüßt werden. Wie oft haben wir bei Reisen in Norddeutschland schon die kunstgeschichtlichen Einleitungen von Springer in den beiden Bänden Nordwest- und Nordostdeutschland gelesen! Auf sechs oder zehn Seiten ließe sich viel sagen, was dem Reisenden Gewinn brächte und ihn zu manchen Beobachtungen anregen könnte, die seinen Reisegenuß nur erhöhen würden. Unsre Alpenländer sind so reich an interessanten Erscheinungen, daß man sich kaum etwas dankbareres denken könnte, als eine kleine Einleitung dieser Art. Es giebt doch auch auf jeder Reise Stunden, wo das Reisehandbuch das einzige Buch ist, dessen man habhaft werden kann.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Die Aufgabe des preußischen Handelsministers

Der neue preußische Handelsminister ist ein neuer Mann. Alle Vermutungen der Parteipresse darüber, wem er es recht zu machen suchen werde, sind leer und wertlos; wir wollen uns auch hier mit ihnen gar nicht befassen. Der Himmel gebe nur, daß er seine Sache recht machen wolle, wirklich ernsthaft wolle, ohne Rücksicht auf schnell zu erntenden Beifall, ja ohne Rücksicht auf die Dauer seiner Stellung.

In einer Beziehung geht dem neuen Minister ein wertvoller guter Ruf voraus: es wird an ihm ein hervorragendes Organisationstalent gerühmt, das er in der großen Aufgabe der Neuordnung des preußischen Staatseisenbahnwesens in besonderm Maße zu bethätigen Gelegenheit gefunden und auch bethätigt habe. Eine organisatorische Aufgabe aber ist es auch, die er in seinem neuen Amte vor allem zu lösen hat, denn der Apparat dieses Amtes steht nicht mehr auf der nötigen Höhe, und mit einer schlechten Maschine kann auch der tüchtigste Zugführer, mag er auf ein richtiges oder ein verkehrtes Ziel lossteuern, niemand zu Danke fahren.

Unbrauchbar ist zunächst das Verhältnis nach oben. Der preußische Minister für Handel und Gewerbe hat mit der Gesetzgebung für Handel und Gewerbe und überhaupt mit der eigentlichen Handels- und Gewerbepolitik unmittelbar gar nichts zu thun. Dazu ist das Reichsamt des Innern da, soweit nicht die handelspolitische Abteilung des Auswärtigen Amtes die Hand darauf legt. Ebenso steht es mit der sogenannten Sozialpolitik. Freilich verlangt man thatsächlich von dem preußischen Minister für Handel und Gewerbe auch auf diesen Gebieten viel mehr als von allen seinen Kollegen in den übrigen deutschen Staaten zusammengenommen, und man muß das von ihm verlangen. Bekanntlich haben denn auch die Reibungen zwischen dem



Digitized by Google

preußischen Ministerium und dem Reichsamt des Innern — mit dem Auswärtigen Amt ist wohl noch eher glatt durchzukommen gewesen — nicht aufgehört, seitdem Fürst Bismarck aufgehört hat, Reichskanzler und preußischer Handelsminister in einer Person zu sein. Als bewährter Organisator wird der neue Minister diese Zustände, die ein Muster mangelnder Organisation sind, gewiß nach Gebühr würdigen, und an Reibungen wird es ihm sicher nicht fehlen. Aber auch darüber wollen wir hier nicht sprechen; daß für die Reichsverwaltung endlich einmal der berufne Fertigmacher komme, um dem subalternen Fortwirtschaften ein Ziel zu setzen, das sich wie böser Rost mehr und mehr in alle deutschen Einrichtungen einzufressen droht, diese Hoffnung haben wir längst aufgegeben, solange nicht dem deutschen Michel die Not auf die Nägel brennt. Seine hauptsächlichste Aufgabe harrt des neuen Ministers in Preußen selbst, denn in der preußischen Verwaltung für Handel und Gewerbe ist der Apparat total verrostet, verwittert, veraltet, Preußens Handel und Gewerbe klagt mit Recht lauter über mangelhafte Vertretung durch sein Ministerium, als Handel und Gewerbe irgend eines andern deutschen Staates.

Der neue Minister tritt in die scheinbar grundlegendsten Organisationsfragen mitten hinein: in die Handelskammer- und in die Innungsfrage. Herr von Berlepsch hat da alles schon formulirt und vorbereitet. Für jeden Quadratmeter preußischen Landes sollen auch für Handel, Industrie und Handwerk „Interessenvertretungen" organisirt werden, und wenn sich erst diese „Körperschaften" alle äußern und Gehör finden werden, dann wird gewiß Zufriedenheit herrschen, wo jetzt Unzufriedenheit grollt, dann wird der Minister für Handel und Gewerbe wie seine Räte und Hilfsarbeiter mühelos erfahren, wo es fehlt, und wie zu helfen ist, denn jedermann weiß doch am besten selbst, wo ihn der Schuh drückt, und wie er geändert werden kann. Im Ernste freilich ist man mit dieser Organisation in Preußen auf dem ärgsten Holzwege, und der neue Minister könnte gar nichts besseres thun, als Rechtsumkehrt zu machen, bei den nicht so zurückgebliebnen mittel- und kleinstaatlichen Verwaltungen in die Lehre zu gehen und die Vorbereitungen und Formulirungen des Ministeriums Berlepsch in den vielbesprochnen Organisationsfragen ad acta zu legen.

Wir können hier auf diese Fragen im einzelnen nicht näher eingehen, aber einige Bemerkungen dazu sind doch nötig. Warum kann man sich in Preußen nicht entschließen, die fast in allen deutschen Mittelstaaten bewährte Einrichtung der „Handels- und Gewerbekammern" anzunehmen? Warum will man auf der völligen Scheidung und Zerreißung der Interessen von Handel und Großindustrie einerseits und Kleingewerbe andrerseits bestehen? Glaubt das bisherige Personal des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe, glauben wenigstens die alten erfahrnen Geheimräte dieser Behörde, die das Anwachsen der zünftlerischen Sonderströmung seit 1879 im Amte erlebt haben, damit dem Handwerk eine sachlichere, besser beratne Vertretung zu geben,

Digitized by Google

als sie ihm in Handels- und Gewerbekammern gegeben werden kann? Glauben diese erfahrnen preußischen Geheimräte wirklich, durch die zünftlerischen Mehrheiten gesonderter kleingewerblicher Vertretungskörper besser darüber unterrichtet zu werden, wo es fehlt, und wie zu helfen ist, als sie sich in ihrer langen Praxis auch ohne solche Handwerkerkammern unterrichtet haben oder doch hätten unterrichten können? Man wird aufs bestimmteste bestreiten dürfen, daß die erfahrnen Räte im preußischen Handelsministerium in diesem Wahne befangen seien. Sie müssen das besser wissen, und sie wissen das besser, sonst müßte man ja an allem Zusammenhange der preußischen Verwaltung von heute mit der alten hochverdienten preußisch-hohenzollerischen Beamtenschule zweifeln, wie sie von den Zeiten des Großen Kurfürsten an gerade auf dem Gebiete der Fürsorge für Handel und Gewerbe, trotz mancher Irrwege doch immer selbständig und ohne Schlendrian, vorbildlich und bahnbrechend war in Deutschland bis zur Mitte dieses Jahrhunderts. Die ganze Kläglichkeit der heutigen Handwerkspolitik in Deutschland und Preußen hat Stieda neuerdings vortrefflich gezeichnet.*) „In Baden, in Hessen und in Württemberg — schreibt er — hat man es zwar verstanden, ohne an der Gewerbefreiheit zu rütteln, durch zweckmäßige Maßregeln mannichfacher Art die Zustände (im Handwerk) erträglicher zu machen. Das Gleiche gilt teilweise auch von Baiern. In Mittel- und Norddeutschland aber und in den Kreisen der Reichsgesetzgebung herrscht eine Haltungslosigkeit vor, die nur in Erstaunen setzen kann. Die Regierungsvertreter fließen bei jeder Gelegenheit von Versicherungen des Wohlwollens für die gedrückten Handwerker über, aber ein festes Programm tragen sie nicht vor. In Preußen scheint diese schwankende Handwerkspolitik fast traditionell geworden zu sein. Sie hat sich in der Novelle von 1849 bitter genug gerächt. Längst wäre man heute, wie in England und Frankreich, über die Diskussion der Notwendigkeit, die Gewerbefreiheit wieder einzuschränken, hinaus, wenn jene Gewerbenovelle nicht erlassen worden wäre. Von Preußen aus aber wirft diese Unentschlossenheit ihre Schatten in die Reichsgesetzgebung und hat uns jene die Innungen begünstigenden Maßregeln von 1881 und den folgenden Jahren gebracht, die die ganze heutige Handwerkerbewegung heraufbeschworen und doch dem deutschen Gewerbestande so wenig genützt haben. Es muß endlich einmal bei aller Verehrung für den großen deutschen Staatsmann ausgesprochen werden, daß Fürst Bismarck die Innungsgesetzgebung von 1881 vorzugsweise oder lediglich aus politischen Opportunitätsgründen zugelassen, dem Handwerk und der Gesamtheit aber damit keinen Dienst geleistet hat."

Die Erbschaft dieser Fehler tritt der neue Handelsminister in Herrn von Berlepschs Entwurf zur Organisation des Handwerks an; aber diese Erbschaft wirkt auf die Organisation der gesamten Interessenvertretung in Handel und

*) Im ersten Supplementbande des Handwörterbuchs für die Staatswissenschaften.

Digitized by Google

Gewerbe ein. Die Sorge für die Sicherung der Mehrheit des Zünftlertums und — sagen wir es offen — der wirtschaftlichen, technischen und allgemeinen Halbbildung in den Handwerkerkammern veranlaßt die Führer der Handwerkerpartei vor allem, gegen die Einrichtung von Handels- und Gewerbekammern zu eifern und zu wühlen, und man war im preußischen Handelsministerium schwach genug, dem nachzugeben, obwohl es aus den Kreisen, die die Handels- und Gewerbekammern erprobt haben, an warnenden Stimmen nicht gefehlt hat. Daß sich die preußischen Handelskammern bei der ganzen Organisationsfrage um das Kleingewerbe so gut wie gar nicht gekümmert haben, hätte das Handelsministerium erst recht darauf hinweisen sollen, daß eine weitere Entfremdung zwischen Handel und Großindustrie auf der einen und dem Handwerk auf der andern Seite verkehrt sei. Im Vergleich mit den Zuständen in Südwestdeutschland ist der Mangel jedes Verständnisses und Interesses für die Handwerkerfrage in den Kreisen der preußischen Kaufleute, Industriellen und Ingenieure als ein volkswirtschaftlicher und sozialer Fehler verhängnisvollster Art zu beklagen, und er hat am meisten zu dem Aufkommen der zünftlerischen Strömung beigetragen.

Doch genug von den einzelnen Organisationsplänen; das Prinzip ist es, mit dem gebrochen werden muß. Die Herren im preußischen Ministerium wie die im Reichsamt des Innern, unterstützt durch die treffliche Wirkung des Schlagworts Selbstverwaltung, sehen alles Heil, wenn nicht für die Sache, so doch für sich selbst, in der Schaffung jener sogenannten „Vertretungskörper" für die wirtschaftlichen Sonderinteressen möglichst vieler einzelnen Berufsgruppen. Das soll dann die vielgerühmte Organisation der Gesellschaft in Berufsständen werden, die den leitenden Beamten nicht nur viel Mühe, sondern vor allem die Verantwortung abnehmen soll. Daß in einer Zeit, wo der Egoismus zur obersten Pflicht geworden ist, und wo der Kampf der Sonderinteressen bis aufs Messer geführt wird, solche Interessenvertretungen Kriegsorganisationen werden müssen, im besten Falle Parteien im Streit, die sich an die Weisheit und die Macht des Richters zu wenden haben, wenn nicht die Gesellschaft aus den Fugen gehen soll, das scheint die neupreußische Beamtenschule ganz zu vergessen. Nur wenn es der Staat und sein Beamtentum versteht, von unten an mit den im praktischen Erwerbsleben stehenden Staatsbürgern und ihren Vereinigungen zu einem gegenseitig befruchtenden Zusammenarbeiten zu gelangen, kann jene Organisation der Erwerbstände zum Segen ausschlagen. Auch in dieser Beziehung hat Preußen, wenigstens im Amtsbereich des neuen Ministers, noch so gut wie alles zu lernen. Mit Umfragen und Anhören von oben herunter ist wenig gedient. Auch hier ist Süd- und Südwestdeutschland die Schule, in die Preußen seine Beamten schicken sollte. Der süddeutsche Minister ist für den Handwerker und Bauer zugänglicher als der preußische Landrat. Der preußische Handelsminister ist aber ganz be-

Digitized by Google

sonders unzugänglich, auch mittelbar. Es fehlt ihm in den Provinzen, in den Regierungsbezirken und vollends in den Kreisen und größern Stadtgemeinden ganz und gar an eignen und geeigneten Organen für ein dauerndes Zusammenarbeiten mit den Erwerbsständen und ihren Vereinigungen. Die Organe der sogenannten politischen Partei haben andres zu thun und haben erst recht nicht die Vorbildung, dieser Aufgabe nebenher zu entsprechen. Die Einrichtung der Gewerbeinspektoren hat einen viel zu beschränkten amtlichen Wirkungskreis und ist nicht einmal für diesen ausreichend — die Dampfkesselrevisionen sorgen schon allein dafür —, geschweige denn, daß sie zu dauerndem gemeinsamem Wirken mit den Körperschaften der Handel- und Gewerbetreibenden imstande wären. Warum kann man sich in Preußen nicht, wenigstens für jede Provinz, zur Errichtung einer Zentralstelle für Handel und Gewerbe nach südwestdeutschem Vorbilde entschließen? Das würde dem Chef des Ministeriums eine viel bessere Kenntnis über die Bedürfnisse von Handel und Gewerbe im Lande vermitteln, als die sich widersprechenden Berichte und Antworten, mit deren Einforderung die „Interessenvertretungen" geplagt und deren Ergebnisse dann von irgend einem hilfsarbeitenden Assessor unter Beistand einiger Subalternen schablonenmäßig, womöglich gar statistisch, vergewaltigt werden.

Und damit kommen wir zur Hauptaufgabe des neuen Handelsministers, zur Neugestaltung seines eignen Beamtenapparats. Alles, was neuerdings wieder, auch in den Grenzboten, an der Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst in Preußen getadelt worden ist, gilt doppelt und dreifach für den Beamtenapparat in dem Ministerium für Handel und Gewerbe. Man braucht ganz und gar nicht den leider gerade in Preußen gewaltig überhandnehmenden Einseitigkeiten zuzustimmen, die in völliger Unkenntnis und Unterschätzung des Werts einer gründlichen juristischen Vorbildung für den höhern Verwaltungsbeamten den Versicherungsdirektor ohne weiteres für befähigt ansehen zum Amt des Regierungspräsidenten und den Bankdirektor zum Handelsministerposten, man kann die juristische, und zwar eine gründlich juristische Schulung für nötig halten für die Räte im Ministerium für Handel und Gewerbe; aber man wird doch unbedingt für dieses Amt eine ebenso gründliche, praktische wie wissenschaftliche Vorbildung in der Volkswirtschaft verlangen müssen. Dazu gehört aber vor allem eine langjährige verantwortliche praktische Amtsthätigkeit draußen im Lande in unmittelbarer Fühlung mit dem Erwerbsleben selbst. Diese kann niemals ersetzt werden durch die Raschmacherei in den an sich gewiß lobenswerten statistischen und staatswissenschaftlichen Seminaren der Hauptstadt, die in bedenklichem Maße überhand nimmt und leicht ein Strebertum züchten kann, dessen Einseitigkeit nur noch überboten wird durch seine Überhebung, und das die sozialpolitische Leistungsfähigkeit der Behörden arg zu beeinträchtigen droht. Wenn der preußische Minister des Innern zur Zeit daran denkt, eine Reform der Vorbildung für den höhern

Digitized by Google

Verwaltungsdienst anzubahnen, so sollte dazu der neue Handelsminister vor allem die Hand bieten und seine Forderungen stellen. Nach seiner eignen Vorbildung als Richter in der Provinz und als praktischer Organisator in der Eisenbahnverwaltung kann man ihm die Fähigkeit zu segensreichem Einwirken zutrauen; von seinem Charakter wird es abhängen, ob er mit der gebotenen Rücksichtslosigkeit dem Zopf und dem Schlendrian zuleibe gehen wird. Die Parteien fragen und auch sie hören hilft nichts, auch im Handelsministerium hat der entscheidende Beamte die schwere, verantwortliche Pflicht des Besserwissens; sonst geht es zurück statt vorwärts, in Preußen und im Reiche.

# Ein Kampf gegen Windmühlen

Der Kommerzienrat Julius Vorster hat zwei Vorträge gehalten, in denen er gegen die Theoretiker der Volkswirtschaft, gegen die Kathedersozialisten, gegen Naumann, Natorp und Schall polemisirt, den ersten vor zwei Jahren in der Generalversammlung des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln, den zweiten vor ein paar Monaten in der sozial-wissenschaftlichen Studentenvereinigung zu Halle, und die er unter den Titeln „Der Sozialismus der gebildeten Stände“ (Köln, J. G. Schmitz, 1894) und „Die Großindustrie eine der Grundlagen nationaler Sozialpolitik“ (Jena, Gustav Fischer, 1896) herausgegeben hat. Uns persönlich gehen diese Vorträge nichts an. Naumann, Natorp und Schall schätzen wir hoch, aber wir vertreten nicht ihre Meinungen; Kathedersozialisten oder überhaupt Sozialisten sind wir nicht, und Theoretiker nicht in dem Sinne, den Vorster meint. Wenn wir ein paar Worte über diese Broschüren sagen, so geschieht es, weil sie Muster jener Windmühlenkämpfe sind, die man auf dem politischen Gebiete seit langem gewohnt ist, die seit ein paar Jahrzehnten auch auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete geführt werden, und die wir aufs tiefste bedauern, weil es unmöglich zu einer Verständigung und zu gemeinsamem fruchtbarem Wirken kommen kann, wenn jeder von seinem eignen beschränkten Interessenstandpunkte aus auf vermeintliche Gegner losschlägt, die er gar nicht oder nur ganz oberflächlich kennt.

Vorster beklagt sich über die angebliche Feindschaft der Theoretiker gegen das Kapital und gegen die Großindustrie. Darauf hat ihm schon Schulze-Gävernitz in Nr. 33 der Nation geantwortet, daß diese Feindschaft bloß in seiner Einbildung besteht. Wir werden ja, nach den Regeln einer gewissen bequemen Taktik, ebenfalls von Zeit zu Zeit als Sozialisten verschrieen, weil

Digitized by Google

wir die gewaltsame Repression der Arbeiterbewegung mißbilligen und sowohl die Übel, unter denen der Arbeiterstand leidet, als auch die Gefahren einer rein kapitalistischen Entwicklung der Volkswirtschaft hervorheben, und so wird Herr Vorster, der ja wohl die Post liest, wahrscheinlich auch uns zu den Feinden des Kapitals und der Großindustrie rechnen. Unsre Leser aber wissen, daß wir eins für so notwendig halten wie das andre, und daß wir die Umstände, unter denen — nicht das Kapital, sondern — die Konzentration des Kapitalbesitzes Schaden anrichten kann, ganz genau bezeichnen. Was aber gar die Großindustrie anlangt, so wird Herr Vorster deren Feinde nicht einmal bei den Sozialdemokraten finden — die erklären ja gerade mit ungeheuerlicher Übertreibung jeden Kleinbetrieb für „rückständig" und allein den Großbetrieb für berechtigt und lebensfähig —, sondern bei den Schützlingen und Wahlhelfern seiner guten Freunde und Bundesgenossen, der Konservativen, bei den Zünftlern, Bauerbündlern und Antisemiten. Schon die Art und Weise, wie er in seiner ersten Broschüre auf die Feindschaft gegen das Kapital zu sprechen kommt, ist höchst merkwürdig und ein charakteristischer Fall von Blindheit infolge der Parteistellung. Er erzählt, daß alljährlich im preußischen Abgeordnetenhause beim Etat der öffentlichen Arbeiten der „Rhein-Seeweg" vom Abgeordneten Knebel angeregt werde, aber immer ohne Erfolg. Allerdings, schreibt er auf Seite 23, „wird es ohne Kapital nicht gehen. Der Kapitalismus wird aber jetzt in Deutschland als »unmoralisch« betrachtet, und so kann es allerdings dazu kommen, daß für derartige große Aufgaben kein Geld mehr da ist." Weiß denn Herr Vorster nicht, daß es seine guten Freunde, die agrarischen Konservativen sind, die gegen Kanalbauten stimmen, die am liebsten alle Seehäfen verschütten möchten, und die Caprivi wie einen Verbrecher behandeln, weil er — was nebenbei bemerkt ein Unsinn und eine Lüge ist — aus Deutschland einen Industriestaat habe machen wollen? Sitzt denn im preußischen Abgeordnetenhause auch nur ein einziger Mann, den man im Verdacht haben könnte, daß er den Kapitalismus für unmoralisch hielte? Übrigens täuscht sich Herr Vorster, wenn er glaubt, daß für Kanalbauten privates Großkapital notwendig sei; hat doch eben erst der Nordostseekanal den Beweis geliefert, daß die großartigsten Kanalbauten auf Staatskosten durchgeführt, die Baukosten also aus den Steuerbeiträgen der Gesamtheit bestritten werden können.

Der wissenschaftliche Streit bewegt sich nicht darum, ob das Kapital und die Großindustrie notwendig seien, denn deren Notwendigkeit und Nutzen wird von keinem vernünftigen Menschen bezweifelt, sondern darum, in welchen Gewerben auch der mittlere und der kleine Betrieb noch lebensfähig, und in welchem Grade die Konzentration des privaten Kapitalbesitzes für die Großindustrie notwendig oder wünschenswert sei. Diese Fragen lassen sich nicht in Bausch und Bogen entscheiden, sondern nur für jedes einzelne Gewerbe und für jeden einzelnen Fall, wie wir das in unsern Versuchen von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

zeigen. Im allgemeinen sind natürlich die Arbeiter geneigt, die Notwendigkeit des privaten Kapitalbesitzes und dessen Verbindung mit der Leitung der Unternehmen zu unterschätzen, während Unternehmer wie Herr Vorster diese Notwendigkeit gewöhnlich überschätzen. Übrigens widerspricht er sich selbst, wenn er immer wieder die Notwendigkeit des Kapitals hervorhebt, womit er natürlich einen bedeutenden Kapitalbesitz in den Händen der Unternehmer meint, gleichzeitig aber wiederholt ausruft: nicht das Kapital, sondern der Geist des Unternehmers, seine Tüchtigkeit verbürgt den Erfolg, und wenn er auf Krupp und Borsig hinweist, die sich ohne Kapital zu Großunternehmern emporgearbeitet haben. Man braucht bloß diese Thatsache mit dem Worte Aktiengesellschaft zusammenzuhalten, um sich davon zu überzeugen, daß sich nicht die Sozialdemokraten irren, wenn sie die Leitung der Unternehmungen durch die Arbeiter für möglich halten, sondern daß sich Herr Vorster irrt, wenn er so etwas für Unsinn erklärt. Wir haben auf der einen Seite einfache Arbeiter, deren Geist das Kapital ersetzt, und wir haben auf der andern Seite Kapitalisten, die Aktionäre, die, wofern sie Geist haben, was aber gar nicht nötig ist, von diesem Geiste nicht das mindeste für die Unternehmungen, in denen ihr Geld angelegt ist, verwenden. Ist es nun nicht denkbar, daß die Aktien an die Arbeiter übergingen, und daß es unter diesen kluge und energische Köpfe gäbe, die das Unternehmen für Rechnung ihrer Mitarbeiter weiter zu führen vermöchten? Wahrscheinlich täuschen sich die Sozialdemokraten mit der Hoffnung, daß es dereinst allgemein dahin kommen werde; haben doch fast alle Produktivassoziationen bis jetzt entweder Bankrott gemacht oder sind in kapitalistische Unternehmungen umgeschlagen. Aber wer die Möglichkeit einer solchen Entwicklung leugnet, der verkennt das Wesen und die Bedeutung des Kapitals als eines bloßen Werkzeugs des Menschengeistes, und deshalb muß der Behauptung, daß die Produktivgenossenschaft schlechthin Unsinn sei, entgegengetreten werden.

Vollkommen Recht hat Vorster mit der Ansicht, daß die exportirende Großindustrie zur Ernährung unsrer überschüssigen Bevölkerung notwendig sei, aber auch hier wendet er sich mit seiner Polemik wieder an die falsche Adresse. So wenig wie wir haben irgendwelche Professoren der Nationalökonomie diese Notwendigkeit bestritten; es sind die Agrarier, die gegen den Industriestaat zetern. Doch darin unterscheiden wir uns von Vorster und von Schulze-Gävernitz, daß wir diese Notwendigkeit als ein Übel betrachten. Wir sagen: solange Landwirtschaft und Handwerk den steigenden Bevölkerungsüberschuß nicht aufzunehmen vermögen, so lange muß unsre Exportindustrie zu wachsen suchen; aber wir fügen hinzu: wir glauben nicht, daß dieses Wachstum endlos fortschreiten könne, wir glauben nicht, daß es in einer Zeit, wo England um die Erhaltung seines Exports zu bangen anfängt, einem zweiten Volke möglich sein werde, seine Existenz auf die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen zu gründen.

Digitized by Google

Das ist der volkswirtschaftliche Grund, der uns abhält, im Vertrauen auf die Entwicklungsfähigkeit unsrer Großindustrie der Zukunft unsers Volkes mit solchem Optimismus entgegenzusehen wie Schulze-Gävernitz. Zu diesem volkswirtschaftlichen kommt aber noch ein sozialer Grund. Vorster wendet sich gegen die Phrase vom Ruin des Mittelstandes und weist darauf hin, wie viel mittlere Einkommen durch die Großindustrie geschaffen werden. Auch hier ist es ein Elend, wie in allgemeinen Redensarten hin und her gestritten wird, anstatt daß man spezialisirte, wie wir das stets thun und insbesondre in dem Streit zwischen Großindustrie und Handwerk gethan haben. Der Lokomotivenbauer vernichtet kein Handwerk, denn Lokomotiven können nicht im Hinterstübchen und auch nicht in einer gewöhnlichen Werkstatt gebaut werden, aber der Konfektionär thut es, denn Röcke können im Hinterstübchen gebaut werden, und werden sogar noch auf Bestellung des Konfektionärs dort gebaut. Worauf es uns aber diesmal ankommt, das ist, noch einmal auf die Verwirrung hinzuweisen, die mit dem mehrdeutigen Worte Mittelstand angerichtet wird. Leute wie Vorster verstehen darunter die Gesamtheit der Personen, die ein mittleres Einkommen beziehen. Aber der Mittelstand im sozialen Sinne ist etwas ganz andres, er ist die Gesamtheit der Bauern, Handwerker und selbständigen kleinen Kaufleute. Dieser Mittelstand besteht aus Personen, die an die Scholle gebunden sind, und die zunächst örtliche Interessen haben, daher sich nicht leicht durchs ganze Land hin solidarisch fühlen und in einen Klassengegensatz zu den übrigen Bestandteilen des Staates geraten. Der Mittelstand hingegen, den die Einkommensteuerlisten ergeben, setzt sich zu einem großen Teil aus Beamten des Staats und aus Angestellten und höhern Arbeitern der Großindustrie und des Großhandels zusammen. Die sind nicht an die Scholle gebunden, fühlen sich solidarisch mit allen ihren Standesgenossen verbunden und geraten leicht in einen Klassengegensatz zu den übrigen Ständen. Der gemeine Mann ist geneigt, den Staatsbeamten als einen Schmarotzer der produktiven Stände zu hassen. Das ist zwar Thorheit, aber es ist ihm um so mehr zu verzeihen, als ein großer Staatsmann vor achtzehn Jahren die neue Wirtschaftspolitik mit Klagen über die Leute eingeleitet hat, die ihren festen Gehalt beziehen und von Sonnenschein und Regen unabhängig sind, und als dieser selbe große Staatsmann vorm Jahre die Mitglieder der Büreaukratie geradezu Drohnen gescholten hat. Die mit mittlerm Einkommen ausgestatteten Arbeiter der Großindustrie aber fühlen sich, je nachdem, entweder mit den Unternehmern gegen die übrige Arbeiterschaft, oder mit den übrigen Arbeitern gegen die Unternehmer solidarisch. Und was die Hauptsache ist, die Großindustrie hat einen zahlreichen vierten Stand zur Voraussetzung, der bei der ältern sozialen Schichtung gar nicht oder nur in wenigen, durch ihre geringe Zahl ungefährlichen Exemplaren vorhanden war. Die Handwerksgesellen und Bauerknechte machen in Zeiten und Gegenden, die sich großen Landreichtums erfreuen, keinen be-



Digitized by Google

sondern Stand aus, sondern ihr Dienstverhältnis bildet nur die Vorstufe zur Selbständigkeit; sie haben Aussicht, spätestens mit dem dreißigsten Jahre selbst Meister oder kleine Bauern zu werden. Dagegen hat der Fabrikarbeiter keine Aussicht, Fabrikant zu werden. In den Jugendjahren der modernen Industrie ist so etwas öfter vorgekommen, aber nachdem sie ausgebildet und fertig da ist, findet der strebsame Arbeiter in den Söhnen der Fabrikanten und andrer wohlhabender und angesehner Leute Konkurrenten vor, die in der Partie hundert Points vor ihm voraushaben, und auch schon der Zugang zu den Beamtenstellen wird durch die Forderung von Schulzeugnissen erschwert. Es kommt vor, daß Sekundaner, die als Volontär in eine Maschinenfabrik eintreten wollen, mit dem Bemerken zurückgewiesen werden, ohne das Abiturientenzeugnis hätten sie keine Aussicht. Und überdies: auf fünfhundert oder tausend Arbeiter kommt immer erst eine Großunternehmerstelle, um die der Arbeiter mit jenen begünstigtern Bewerbern zu konkurriren hat. Obwohl also auch heute die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sich ein einfacher Arbeiter zum Großunternehmer emporschwingt, kommt doch diese Möglichkeit für die soziale Lage der Arbeiter der Großindustrie gar nicht in Betracht. Der durchschnittliche Fabrik- und Grubenarbeiter weiß, daß er als Arbeiter sterben wird. Er kommt also zeitlebens nicht aus der Abhängigkeit heraus und bleibt schon aus diesem Grunde unzufrieden, während der Handwerksgesell, der Ackerknecht mit der Selbständigkeit auch die Zufriedenheit erlangen kann, wenigstens keine Änderung der Gesamtlage seines Standes anzustreben braucht. Und er kann sich in schweren Zeiten durchhungern, ohne seine bürgerliche Existenz zu verlieren, während der Lohnarbeiter durch jede wirtschaftliche Krisis der Gefahr zu verlumpen ausgesetzt wird. Der zu lebenslänglicher Lohnarbeit verurteilte ist also, ganz abgesehen von erschwerenden Umständen, wie Gesundheitsschädlichkeit und Lebensgefährlichkeit seiner Arbeit, mit seiner Lage stets unzufrieden, und da die Großindustrie diese Unzufriednen in Massen von tausenden und hunderttausenden zusammendrängt und die räumlich von einander entfernten Massen bei der heutigen Entwicklung der Kommunikationsmittel den lebhaftesten Gedankenaustausch mit einander unterhalten können, so ergiebt sich das übrige von selbst: Sozialdemokratie, Gewerkverein, christlicher Arbeiterverein, Fasci, Maffia oder wie es sonst heißen mag — in irgend einer Form organisiren sich die Lohnarbeiter gegen die Unternehmer. Und so entsteht die schlimme Alternative, ob man diese dem Sozialismus zustrebenden Organisationen sich frei entwickeln lassen, oder durch ihre Unterdrückung eine neue Art von Hörigkeit herstellen, die wirtschaftliche Abhängigkeit der Lohnarbeiter durch die gesetzliche verstärken will. Aus diesem Grunde können wir nicht ohne Besorgnis zusehen, wie die an sich notwendige und bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Bevölkerungsverhältnisse unendlich wohlthätige Großindustrie sich ins maßlose entwickelt, und wie ein immer größerer Teil unsers Volks in den Stand der

Digitized by Google

besitzlosen Lohnarbeiter gedrängt wird. Wir glauben mit Schulze-Gävernitz, daß in dem Kampfe der Großindustrie gegen die Agrarier, dessen Unvermeidlichkeit ja wohl jetzt die nationalliberalen Herren in allen deutschen Gauen endlich einzusehen anfangen, die Fabrikanten gezwungen sein werden, ihre Arbeiter, also die Sozialdemokraten, als ihre natürlichen Bundesgenossen anzuerkennen, aber diese erzwungne Bundesgenossenschaft wird bei uns so wenig wie in England, wo sie wiederholt eine große Rolle gespielt hat, die Versöhnung der Gemüter und den sozialen Frieden bedeuten. Dieser ist unsrer Überzeugung nach dort nicht möglich, wo der größte Teil des Volks aus Lohnarbeitern besteht. Daß wir ein der Volkszunahme entsprechendes Wachstum jenes Mittelstandes, der allein den sozialen Frieden wahren kann, nicht von der Zünftlerei und nicht vom Agrariertum und nicht von der Paragraphenquacksalberei erwarten, sondern nur von einem für die Versorgung unsers Nachwuchses hinreichenden Landerwerb, ist bekannt.

Vorster ist natürlich auch darum mit den Theoretikern unzufrieden, weil sie das Streben der Arbeiter nach Lohnerhöhung aufmuntern. Aber es bleibt doch nun einmal unbestreitbar, daß es der Konsument, und der Konsument allein ist, der die Produktion im Gange erhält. Versagt der Massenkonsum, so ist das in die Produktion gesteckte Kapital ins Wasser geworfen. Ehemals galt der Spruch: hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt, was weiter nichts bedeutete, als daß der Bauer der Hauptabnehmer der Gewerbeerzeugnisse war; heute ist die Zahl der Lohnarbeiter viel größer als die der Bauern, daher ist ihre Konsumfähigkeit, das heißt ihr Einkommen, für die Produktion wichtiger. Das mag man als ein Unglück ansehen, aber außer dem von uns vorgeschlagnen Mittel giebt es keins, dieses Verhältnis zu ändern. Vorster verkennt nun zwar nicht den Zusammenhang zwischen Produktion und Konsum, verweist uns aber auf die ausländische Kundschaft. Darauf haben wir schon oft geantwortet, daß diese Auskunft für England gut war in der Zeit, als es der workshop of the world war, daß es aber damit nichts mehr ist in einer Zeit, wo sich alle Völker auf die Maschinenindustrie verlegen. Vorster glaubt den Leiden der Arbeiter dadurch abhelfen zu können, daß er sie zur Mäßigkeit und Wirtschaftlichkeit bekehrt. Sehr schön und moralisch; nur werden mit seiner Predigt die Schnapsbrenner und die Bierbrauer, die sich zu den aller„nationalsten“ Produzenten rechnen, sehr schlecht zufrieden sein. Was uns betrifft, so haben wir uns über die Reform der Geselligkeit und des Luxus oft genug ausgesprochen und die Bedingungen angegeben, ohne deren Erfüllung alle Predigten in den Wind gesprochen sind. Den Luxus der Reichen braucht Vorster gegen uns nicht in Schutz zu nehmen; wir finden im Gegenteil eine große Gefahr darin, daß die heutigen Sitten den Luxus ungebührlich beschränken und zur Kapitalisirung der dadurch entstehenden Überschüsse zwingen. Natürlich verstehen wir unter Luxus vorzugsweise den

Digitized by Google

ästhetischen und wissenschaftlichen (jedes vornehme Haus sollte u. a. eine große Bibliothek haben) sowie den Luxus gemeinnütziger Spenden und großartiger Wohlthätigkeit.

Da wir uns einmal mit Herrn Vorster eingelassen haben, wollen wir doch auch erwähnen, daß schon seine vor zwei Jahren erschienene Schrift eine Veranlassung für uns enthielt, mit ihm anzubinden, von der wir damals keinen Gebrauch gemacht haben. Aus dem im Grenzbotenverlag erschienenen Buche „Weder Kapitalismus noch Kommunismus," das er nicht gelesen hat, zitirt er nach einer von einem andern dagegen gerichteten Polemik die Behauptung, daß die Anhäufung großer Reichtümer Massenelend zur Voraussetzung habe. Wir können hier nicht nochmals auseinandersetzen, wie das gemeint ist; will es Herr Vorster wissen, so mag er in dem genannten Buche den Abschnitt von Seite 190 bis 204 lesen. Aber damit er jedenfalls erfährt, daß darin kein Vorwurf gegen die Großindustrie liegt, wenigstens nicht gegen die Zweige, die er vorzugsweise vertritt, wollen wir folgende Stelle von Seite 214 hersetzen: „Man muß unterscheiden zwischen Unternehmungen, die einen wirklichen Kulturwert haben, und solchen, die keinen oder nur einen scheinbaren haben. Unter den ersten nehmen Maschinenbauanstalten, Eisenbahnen, Schiffbau und Elektrotechnik den obersten Rang ein. Bei allen diesen Industriezweigen walten nun zwei merkwürdige Umstände ob: erstens der schon erwogne, daß sie trotz aller Kapitalkonzentration dennoch Arbeiterelend weder zur Voraussetzung haben noch erzeugen; zweitens: daß sie wegen ihrer einleuchtenden Nützlichkeit, die auf einer gewissen Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung zur Notwendigeit wird, von der Gesamtheit betrieben werden würden, auch wenn kein Privatkapitalist vorhanden wäre, der sich an ein solches Unternehmen wagen könnte."

Herr Vorster richtet seine Belehrungen an solche, „die durch ihre Lebensstellung selten Einblick in gewerbliche Verhältnisse haben," und zu denen er wahrscheinlich die Theoretiker der Nationalökonomie rechnet; den Männern der Praxis, meint er, vermöge er nicht viel neues zu bieten. Wir müssen leider bekennen, daß er auch uns nichts neues geboten hat; es steht nichts in seinen Broschüren, was man nicht schon hundertmal in den Büchern der „Theoretiker" gelesen hätte, und was die angeführten Thatsachen und Zahlen betrifft, so bekommt man dergleichen Angaben weit reichlicher nicht bloß in wissenschaftlichen Werken, sondern auch in den Rechenschaftsberichten der Aktiengesellschaften in den großen Zeitungen geliefert. Und in einem sehr wichtigen Punkt ist Herr Vorster wohl sehr wenig Praktiker. Hat er in seinem Leben schon einmal probirt, mit 1200 Mark Jahreseinnahme auszukommen? Wir kennen Leute, die das jahrelang probirt haben, so genau, als ob wir in ihrer Haut steckten, und das ist sehr wichtig für die Beurteilung der Lage und der Stimmung der arbeitenden Klassen, die beide wiederum für den Sozialpolitiker sehr wichtig sind.

Digitized by Google

# Das Vermögen der Frau

Bei der Beratung des bürgerlichen Gesetzbuchs im letzten Reichstage ist in allen drei Lesungen von einer aus verschiednen Parteien zusammengesetzten Minderheit gefordert worden, daß die Frau in der Ehe ihr Vermögen selbständig solle verwalten können, und nachdem die Forderung zurückgewiesen worden ist, fährt man fort, ihre Ablehnung als eine soziale Ungerechtigkeit gegen das andre Geschlecht hinzustellen. Auf seiten derer, die die Forderung gestellt haben, hat sich so wenig Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge gezeigt, daß es nicht überflüssig ist, das von der Gegenseite in Bezug auf Kritik unterlassene nachzuholen in einer kurzen Betrachtung, die sich von allen weiter ausgreifenden sittlichen, politischen oder sonstigen Gesichtspunkten und Nebenabsichten frei halten und nur die thatsächlichen Verhältnisse unsers heutigen Lebens behandeln soll.

Man hat bei dieser Forderung zwei ganz verschiedne Gruppen von Frauen im Auge gehabt, nämlich solche Frauen der bessern Stände, die ein nennenswertes eignes Vermögen haben (auf seiten der Freisinnigen, eines Teiles der Nationalliberalen und einiger Konservativen) und die Arbeiterfrauen der Städte, die nichts besitzen (auf seiten der Sozialdemokraten). Dort, in der Gruppe A, so wird vorausgesetzt, kann der Mann das Vermögen der Frau im Geschäft, durch Spekulation oder Spiel angreifen und verbrauchen. Hier, in der Gruppe B, kann er im Trunk oder in roher Eigenmächtigkeit den Gewinn ihrer selbständig geleisteten Arbeit für seine Person in Anspruch nehmen und der Familie vorenthalten. An die in Sachen bestehende Mitgift der Frau ist weder dort noch hier gedacht worden, denn sie könnte sowohl bei der bisherigen als auch durch die den Antragstellern vorschwebende künftige Gesetzgebung bei Vermögensverfall des Mannes vor der Pfändung sichergestellt werden. Wenn sie aber der Mann selbst angreifen und veräußern wollte, so müßte die Frau bei jeder Gesetzgebung den Schutz der öffentlichen Ordnung in Anspruch nehmen, und sie würde das auch mit Erfolg thun, wenn sie nur wollte.

Es handelt sich also in beiden Fällen nur um das bare Geld. In der Gruppe B ist die Frau in der Regel auf das Mitverdienen für die Familie angewiesen. Der Ertrag des Verdienens ist aber im Vergleich zu dem Erwerb des Mannes gering und an sich erst recht gering. Für das Recht der selb-

Digitized by Google

ständigen Verfügung über einen so geringfügigen Gegenstand könnte keine Gesetzgebung praktisch durchführbare Bestimmungen schaffen. Sind die Eheleute uneinig, so müßte es immerwährenden Streit geben, und die Schlichtung würde mehr Arbeit und Kosten verursachen, als irgend ein öffentliches Gemeinwesen dafür aufwenden könnte. Sind sie aber einig, so ist jede Regelung überflüssig. Das wissen natürlich die Sozialdemokraten ebenso gut wie wir, aber der Keil, der durch diese geforderte Selbständigkeit der Frau in das Gefüge der „bürgerlichen Geschäftsehe" getrieben würde, paßt in ihren Kram. Die Frauenemanzipation aber und die auf ihrer Seite stehenden Ideologen männlichen Geschlechts denken überhaupt nicht an Thatsachen, sondern leben in ihren Begriffen von abstrakten Rechten. Von einer Ungerechtigkeit gegen die Frau oder von einer einseitigen Gefahr für sie, wenn sie eine Ehe eingeht, kann bei der Gruppe B am wenigsten die Rede sein. Denn der Mann nimmt da die Versorgung der Familie auf sich. Er riskirt dabei, da die Frau außer ihrer für den Erwerb minderwertigen Arbeitskraft nichts materielles mitbringt, für seine Person vom Standpunkte des Egoismus aus wahrscheinlich mehr, wenn er nicht die richtige Frau bekommt und ihre Arbeitsleistung mit oder ohne ihre Schuld versagt. Wer aber, wie der Mann in diesem Falle, die Verantwortung für den Erfolg des Ganzen trägt, der soll auch die Verfügung über das Ganze haben, weil sie sich bei der Geringfügigkeit des Gegenstandes nicht unter zwei Urheber eines selbständigen Willens verteilen läßt. Wird aber einmal böser Wille und Schuld eines Teils vorausgesetzt, so ist es noch sehr fraglich, ob ein roher, trunksüchtiger Mann oder eine böse, schlecht wirtschaftende Frau im Haushalt des Arbeiters mehr Schaden anrichtet, und wer, wenn vielleicht beide an den Sünden beteiligt sind, von Anfang an die größere Schuld zu tragen hätte. Also für die Gruppe B kann in diesem besondern Falle keine Gesetzgebung etwas nützen, und das geforderte neue Recht würde nur den Keim der Zwietracht von vornherein in die eheliche Erwerbs- und Lebensgemeinschaft des Arbeiterstandes legen.

Wir kommen nun zu der Gruppe A. Wir stellen uns auch hier auf den Boden des geltenden Rechts, wonach der wohlhabenden Frau die Verwaltung ihres Vermögens, abgesehen von einigen Vorbehalten, nicht zusteht, und wir beschäftigen uns zuerst mit dem Zinsertrage, dann mit dem Kapital selbst.

Über die Verwendung des Zinsertrags für den gemeinsamen Haushalt pflegen sich Mann und Frau zu einigen. Es ist wenigstens niemals anzunehmen, daß die Frau nicht darum wüßte oder wissen könnte, wenn sie es wissen wollte. Sollte es aber dennoch der Fall sein, so wäre es ihre eigne Schuld. Weiß sie also darum und nimmt sie mit ihren Gedanken trotz des fehlenden formellen Rechts teil an der Ordnung dieser Angelegenheit, und es entstehen dann Meinungsverschiedenheiten zwischen Mann und Frau, wobei das geltende Recht auf seiten des stärkern Mannes steht, so sind es jedenfalls

Digitized by Google

keine verborgnen Vorgänge, durch die der schwächere Teil, ehe er es ahnt, allein der Geschädigte werden könnte, sondern es sind Dinge, die sich fast täglich wiederholen und, da sie ernst genug sind, schließlich in irgend einer Weise ihre Klärung finden müßten. Aber wie? Nun, wenn wir in die Litteratur unsers sogenannten bürgerlichen Lebens sehen, wenn wir Romane und Memoiren lesen, und wenn wir uns den wirklichen, innern Betrieb des bessern bürgerlichen Haushalts in der Praxis ansehen, so können wir ohne Zweifel aus alledem eins lernen, und zwar seit Jahrhunderten, möchte man sagen, denn so oft und so lange schon vor unsrer Zeit ist es ausgesprochen und gedruckt worden in Prosa und in Versen. Wer von beiden, Mann oder Frau, nach außen als Oberhaupt auftritt, in Amt und Stellung, mit Titel und Uniform, das sieht jeder. Wie aber im Innern des Hauses die Befugnisse abgegrenzt sind, darüber belehrt uns kein Staatshandbuch und keine Rangliste. Wer da im allgemeinen das bestimmende, in einigen Fällen das mitbestimmende Wort hat, ob Mann oder Frau, darüber werden sich gewöhnlich beide Teile theoretisch gar nicht einmal klar sein. Gewiß ist nur eins. Der anständige Haushalt einer bessern bürgerlichen Familie fordert heutzutage von der Frau, ob sie wohlhabend ist oder nicht, ein solches Maß von geistiger Reife und sittlicher Kraft, daß es einfach ohne das gar nicht „ginge," es möchte auch noch soviel Geld vorhanden sein. Im Verhältnis zu den andern wirtschaftlichen sowohl wie sittlichen Fragen, die im Verlaufe der Ehegemeinschaft an die Frau herantreten und ihre ganze Thatkraft beanspruchen, sind die etwaigen Meinungsverschiedenheiten wegen der Verwendung ihrer Zinsen doch wahre Lappalien! Eine Frau, die dem einen gewachsen ist, wird auch in Bezug auf das andre ihren Willen geltend zu machen wissen oder, wenn sie es nicht für nötig hält, ihn zurücktreten lassen. Fehlen aber der Frau diese Eigenschaften, so hilft ihr auch keine Gesetzgebung.

Aber das schlimmste ist es ja auch nicht, wenn die Frau in der Verwendung ihres Vermögensertrages vom Manne in unrechter Weise beschränkt wird, sondern wenn das Vermögen selbst auf solche Weise verloren geht. Kann das durch irgend eine Rechtsordnung verhindert werden?

Das Vermögen der Frau kann auf dreierlei Weise angelegt werden: in Hypotheken, in Papieren oder in dem Geschäfte des Mannes. Die Art der Anlage wird in normalen Verhältnissen von der Zustimmung der Frau abhängen. Soll die Zustimmung einen Sinn haben, so ist dabei vorausgesetzt, daß die Frau die nötige Einsicht und Sachkenntnis habe. Wo diese nicht vorhanden sind — und ohne Zweifel fehlen sie sehr vielen Frauen! —, da nutzt auch eine Rechtsordnung nicht viel, die der Frau gestattete, ihr Vermögen selbständig zu verwalten. Die Gewissenlosigkeit oder die Unvernunft eines Verwalters, der nicht ihr Mann wäre, könnten ihr einen ebenso großen Schaden zufügen. Hat dagegen eine Frau die erforderliche Einsicht und Willenskraft,

Digitized by Google

wie sie die, die ihre Rechte erweitern wollen, voraussetzen, so wird sich die Sache nach der bestehenden Ordnung so gestalten. Die Frau muß wissen oder doch zu wissen glauben, welchen Grad von Sicherheit das Geschäft des Mannes ihrer Einlage gewährt. Sie wird darnach diese Art der Anlage oder eine der beiden andern vorziehen. Bei Hypotheken ist es üblich, daß, wenn die Frau Eigentümerin oder Miteigentümerin des verpfändeten Gegenstandes ist, sie neben dem Manne unterzeichnet. Dasselbe ist möglich, wenn sie ihr Geld auf Hypothek ausleiht. Papiere pflegen von verständigen Besitzern in Depot gegeben zu werden. Auf dem Depotschein kann die Zuständigkeit der Frau zur Zurücknahme des Depots vermerkt werden. Soll das nicht geschehen, so müßte die Frau, wenn sie zu ihrem Manne kein Vertrauen hat, das Vorhandensein der Depotscheine kontrolliren. Es ist also in allen Fällen eines normalen Familienlebens der Frau nach Einsicht die Möglichkeit gegeben, ihr Vermögen zu sichern.

Aber, wendet man ein, wenn der Mann ohne ihre Zustimmung und gegen ihren Willen handelt, was er ja nach dem Gesetze kann? Darauf ist zu erwidern, daß das niemals geschehen wird, solange die Frau (immer die nötige Einsicht in die Sache vorausgesetzt) das moralische Gewicht zu behaupten weiß, das ihr in jeder richtigen Ehe innewohnt. Und auf die Herstellung dieses Gewichts, wozu es keiner neuen Gesetze bedarf, und auf die richtige Erziehung der Frauen zu dieser Eigenschaft der Bildung und des Charakters sollten die Agitatoren und die Vereine für Frauenemanzipation ihre Gedanken richten, anstatt immer von den Rechten zu schwatzen, die vielleicht die meisten Frauen gar nicht zu gebrauchen verstehen. Fehlen der Frau diese Eigenschaften, so nützt ihr eine andre Rechtsordnung nichts. Ist sie aber unachtsam und sorglos, so ist sie selbst schuld an dem Schaden.

Wenn es nun aber unter weniger normalen Verhältnissen zu Zusammenstößen käme, bei ernstlichem bösem Willen des Mannes? Dagegen ist Rat zu schaffen auch bei der gegenwärtigen Rechtsordnung, so gut wie in andern Fällen, wo ein vielleicht noch wichtigerer Gegenstand als Geld zu einem Zerwürfnis führen könnte. Man wird fast immer, wenn das Geld der Frau verloren gegangen ist, ihr einen Anteil an der Schuld beizumessen haben, bei verschwenderischem Haushalt immer, aber auch bei persönlichen Ausschreitungen des Mannes, Spiel oder dergleichen. So etwas kommt nie auf einmal. Discite monitae! Die Frau hat, wenn sie will, viel mehr Einfluß auf das Leben der Männer und auf die Führung des Hauses, als ihr irgend eine Gesetzgebung geben könnte. Das Unglück aber in der ganzen Frauenfrage und so auch bei diesem einzelnen Teile des Themas ist, daß man alles mit neuen, verbrieften Rechten und mit amtlichen Formen und solchen Äußerlichkeiten machen will, in die die Frauen, ohne sich zu ändern, gar nicht hineinwachsen könnten. Eine solche Form, richtiger ein Phantom, wäre auch das geforderte Recht der selbständigen Vermögensverwaltung gewesen.

Digitized by Google

In Berlin haben kürzlich tausend Frauen über diese Frage zu Gericht gesessen und in ihrer Versammlung eine geharnischte Kundgebung gegen den letzten Reichstag zustande gebracht. Sind diese Frauen — schon oder noch — verheiratet? Nein, denn sonst hätten ihre Männer sie schwerlich in die Versammlung ziehen lassen. Sind sie bemittelt? Wahrscheinlich, denn von einer so uneinträglichen Thätigkeit, wie das Tagen und Reden ist, kann man doch nicht leben. Dann haben sie aber auch das Recht, ihr Vermögen selbständig zu verwalten, brauchen es also nicht für sich zu erkämpfen. Aber sie wollen ja ihren verheirateten Mitschwestern helfen. Wissen sie denn, ob die ihre Hilfe begehren? Das ist eine ganz überflüssige Frage. Die meisten Wortführerinnen für die Frauenrechte haben für ihre Person ihr gutes Auskommen, manche sind sogar recht bemittelt, aber — sie haben nichts zu thun! Anstatt nun einzelnen notleidenden Mitschwestern still und thätig zu helfen, machen sie redend und schreibend aus der allgemeinen Not zwar nicht eine Tugend, aber einstweilen für sich eine anregende Beschäftigung, wobei sie die Überflüssigkeit ihres nichtigen persönlichen Daseins weniger empfinden. Doch geht das ernsthafte Leben daneben seinen Gang ruhig weiter wie bisher.

## Die Schulprogramme

n dieser schönen Sommerzeit, wo fast alle Beamten und Lehrer sich entweder schon ihres Urlaubs oder ihrer Ferien erfreuen oder doch dem erfreulichen Gedanken an die nahende Ruhepause Raum geben, sind in Deutschland viele hundert fleißige Federn damit beschäftigt, sich mit einer Arbeit abzumühen, die gerade in dieser Zeit geschaffen und abgeschlossen werden muß, weil das Gesetz ihr Erscheinen für Ostern nächsten Jahres verlangt: mit der „wissenschaftlichen Beilage“ zu den Jahresberichten aller der verschiednen Gattungen der höhern Lehranstalten. Und zu Ostern 1897 erscheint dann, so sicher wie das Hochwasser unsrer deutschen Ströme, diese Hochflut wissenschaftlicher Produktion, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht wieder verläuft, sondern in den Bibliotheken zurückbleibt, und daß sie nicht entfernt denselben Segen stiftet. Wenn dann bei den einzelnen Schulen durch den Programmaustausch die vielen hunderte dieser Gelegenheitsschriften einlaufen, um eine Zeit lang auszuliegen und dann, meist auf Nimmerwiedersehen, in den Bibliotheken zu verschwinden, da muß man sich wohl fragen, ob diese zwangsmäßige Massenlieferung wissenschaftlicher Arbeit wirklich eine Notwendigkeit oder nicht vielmehr einen Notstand bilde.

Zu der Zeit, als die ersten „Programme“ erschienen, waren sie aller-



Digitized by Google

dings eine Notwendigkeit. Denn damals, wo man den Menschen in manchen Stücken freiere Bewegung gönnte als heute, wurde durch sie zu fleißigem Besuche der Gelehrtenschulen eingeladen, und andrerseits zeigte der „Schulmeister," d. h. der Direktor der Schule, den gelehrten Gönnern und Herren der Anstalt durch eine lateinische commentatio, womöglich über einen griechischen Schriftsteller, daß er über ein ausreichendes Wissen verfüge, seinen Schülern auch noch etwas mehr als die bloßen Anfangsgründe in den humanioribus beizubringen. Er hatte das auch nötig, denn der Staat hatte ihm noch durch kein Oberlehrerzeugnis die „Fakultas" für verschiedne Fächer verliehen, er war Gelehrter auf eigne Hand und mußte seine Befähigung von Fall zu Fall, d. h. von Ostern zu Ostern, erweisen. Seine Gehilfen wurden nicht zu dieser Leistung herangezogen: es war ein Vorrecht des Schulleiters, daß er für alle das Wort ergriff. Dieser löbliche Brauch hat viele Jahrzehnte gegolten; solange die Schulen in ihrer Hauptmasse Gemeindeanstalten waren, ist es nicht anders gewesen, und noch in den vierziger und fünfziger Jahren haben es die Rektoren einer großen deutschen Handelsstadt so gehalten. Aber das Aufblühen der Philologie, vor allem ihrer textkritischen Richtung, und die gleichzeitige Verwaltung des preußischen Unterrichtswesens durch Johannes Schulze brachte hierin eine Wandlung hervor. Es kam, wohl um tüchtigen jüngern Leuten Gelegenheit zu wissenschaftlicher Bethätigung zu bieten, zunächst der Brauch auf, auch diesen die Abfassung der „wissenschaftlichen Beilage" zu überlassen, und aus dem Gebrauche wurde dann später, etwa im Jahre 1824, das noch jetzt geltende preußische Gesetz, dem sich die andern deutschen Staaten nach und nach angeschlossen haben.

Wahrscheinlich ist dieses Gesetz damals sehr nützlich gewesen, und die Freunde der gelehrten Schulen haben es mit Freuden begrüßt. Aber auch Gesetze haben nur für eine bestimmte Zeit Lebenskraft, dann sterben sie ab. Es fragt sich, ob die „wissenschaftliche Beilage" zu den Jahresberichten der höhern Lehranstalten heute noch eine wirkliche Lebensberechtigung in sich trägt.

Der Hauptzweck, den sie früher zu erfüllen hatten, wo man noch keine philologische und mathematische Staatsprüfung kannte, war der, daß in ihr Direktor und Lehrer eine Art von wissenschaftlichem Befähigungsnachweis liefern mußten. Er ist heute erreicht, da jeder Lehrer an einer höhern Lehranstalt mindestens in einer Staatsprüfung das Maß von Kenntnissen nachweisen muß, das bei ihm als unerläßlich gilt, wenn er an einer höhern Lehranstalt Unterricht erteilen will. Heute kann der Zweck einer Programmabhandlung nur noch der sein, einerseits „die Wissenschaft zu fördern," und andrerseits „in den Lehrerkollegien einen wissenschaftlichen Sinn rege zu erhalten."

Ich wende mich zunächst zu dem zweiten Punkte. Trotz der offiziösen Formel möchte ich nicht glauben, daß es den deutschen Unterrichtsverwaltungen jemals in den Sinn gekommen sei, die wissenschaftliche Arbeit ihrer akademisch

Digitized by Google

gebildeten Lehrer gewissermaßen unter Aufsicht zu stellen. Manche Pessimisten glauben das allerdings, aber es ist nicht so. Wollte der Staat wirklich die wissenschaftliche Arbeit und den Sinn dafür kontrolliren, so hätte man das viel eher bei den Universitäten zu erwarten, die ja auch mutatis mutandis dem Lehrberufe nachgehen, umsomehr, als die Bedeutung der einzelnen wissenschaftlichen Lehrämter weit größer ist. Aber gerade dort geschieht das nicht. Zwar lassen alljährlich so und so viele deutsche Universitäten „Programme" und Indices lectionum erscheinen, aber der einzelne Professor nimmt nur dann an ihrer Abfassung teil, wenn er das Ehrenamt eines Dekans oder Procancellars bekleidet, und die besondre Mühwaltung pflegt ihm dann auch besonders vergütet zu werden. Anderwärts wird diese Bemühung nur von dem ehemaligen professor eloquentiae ac poëseos verlangt, der sich als os academicum für alle zu äußern hat, d. h. von den heutigen Professoren der Philologie; ob aber gerade die zu besonders fleißiger Beteiligung am Abhandlungschreiben noch des Sporns bedürfen, ist doch fraglich. Nein, das Erscheinen aller dieser Universitätsschriften bei irgend welchen Gelegenheiten ist ein alter, geschichtlicher Brauch. Man hat ihn frühzeitig auf die andern Lehranstalten übertragen, und dort hat er unzweifelhaft sein gutes gehabt, als das „Programm" noch eine Art von Befähigungsnachweis war. Jetzt ist er nur noch eine Reliquie, die man aus Achtung vor ihrem ehrwürdigen Alter weiter bestehen läßt. Leider hat man aber nun aus der freien Übung ein Gesetz gemacht und um einen neuen „Zweck" für das eigentlich zwecklos gewordne zu schaffen, die Formel gefunden: „um den wissenschaftlichen Sinn in den Lehrerkollegien rege zu erhalten."

Ist es aber wirklich nötig, durch den Zwang des Programmschreibens auf den wissenschaftlichen Sinn der Lehrerkollegien einzuwirken? Es wäre schlimm, wenn man das erst erzwingen müßte, was nur in freier Entfaltung den rechten Wert hat, und so ideallos ist die deutsche Lehrerwelt doch nicht, daß sie erst genötigt werden müßte, das beste und schönste, was ihnen ihr selbstgewählter wissenschaftlicher Beruf bietet, nicht zu vernachlässigen.

Der junge Mann, der sich sein Oberlehrerzeugnis ehrenvoll erworben hat, braucht zunächst seine Liebe zur Wissenschaft nicht darzuthun. Er hat sie ja eben erst bewiesen und bringt sie von der Universität mit. In den ersten Jahren seiner Lehrerthätigkeit wird er nur sehr wenig Zeit finden, sich gründlicher mit seiner „Spezialität" zu beschäftigen. Anders stellt sich das Bild aber etwa nach den ersten fünf Jahren seiner Amtsthätigkeit. Das Neue und Ungewohnte der praktischen Thätigkeit hat sich für den jungen Lehrer verloren; das Probe- und das Seminarjahr sind vorüber, die erste nichtständige Anstellung ist erreicht, die erste Klasse zum Ziele geführt, der erste Verdruß ist auch dagewesen. In das Schultechnische, das auch gelernt sein will (viel mehr, als sich mancher vorher hat träumen lassen), ist er nun eingedrungen und

Digitized by Google

hat es wenigstens in seinen Hauptzügen erfaßt. Durch Lesen, besonders auf andern Wissensgebieten, und durch Umgang mit Leuten andrer Berufsarten hat er sich menschlich weiter gebildet. Auch die geselligen Vergnügungen, denen sich der junge Lehrer um so lieber hingegeben hat, als ihm seine Studentenjahre jetzt dazu immer weniger Zeit übrig lassen, haben nicht mehr ihren ersten Reiz, und so entsteht bei den tüchtigern Naturen von Tag zu Tag mehr das Bedürfnis, sich über die kleinen und oft kleinlichen Dinge ihrer täglichen Beschäftigung in das Reich des Geistes zu erheben, und in ernster Bemühung um die Wissenschaft das seelische Gleichgewicht zu finden, das eins der höchsten Güter des Menschendaseins darstellt. So setzt denn, ganz aus eignem Antrieb, der eine früher, der andre später, an der oder jener Stelle ein, die er als Student und junger Doktor verlassen hat, und von hier aus arbeitet er weiter, immer sein Wissen bereichernd und vertiefend, und so wird er ein wissenschaftlich gebildeter und fortwährend sich weiter bildender Mann und ein Lehrer, dessen fortschreitendes Wissen die höhere Lehranstalt, die selbst ihre Schüler zu wissenschaftlicher Thätigkeit erziehen will, ebenso gut und so nötig braucht wie seine pädagogischen Fertigkeiten. Ob er dabei immer die Zeit finden wird, und ob ihn der Geist treiben wird, die gewonnenen Kenntnisse und Gedanken auch niederzuschreiben, ist die Frage; nicht jeder, der wissenschaftlichen Sinn hat, ist eine produktive Natur. Es ist das auch gar nicht nötig, denn Wissenschaftlichkeit bekundet sich nicht bloß in einer langen Reihe von Bänden.

Es hat natürlich von jeher unter den akademisch gebildeten Lehrern Deutschlands eine gute Anzahl von Leuten gegeben, die das Bedürfnis empfanden, sich über ihre Gedankenarbeit auch auszusprechen. Für diese war seinerzeit die Beigabe einer wissenschaftlichen Abhandlung zu dem Programm eine willkommne Gelegenheit dazu; sie wurde um so freudiger begrüßt, als sich sonst kaum die Möglichkeit zeigte, eine wissenschaftliche Untersuchung an den Mann zu bringen. Heute aber steht das anders. Für den produktiven Kopf öffnet sich heute in der unabsehbaren Reihe wissenschaftlicher Zeitschriften eine weite Arena, um sich zu tummeln, ein viel weiterer Platz, als z. B. im Jahre 1824, wo durch ein preußisches Ministerialreskript neben den Direktoren die Oberlehrer (später auch die ordentlichen Lehrer) zur Abfassung der Programmabhandlung herangezogen wurden. Das „Programm" ist dazu nicht mehr nötig, und die von seinen Freunden geäußerte Befürchtung, daß ohne diese Nötigung manche gute Arbeit nicht das Tageslicht erblickt haben würde, muß wohl gegen die Kehrseite der Einrichtung zurücktreten, nämlich gegen die unbestreitbare Thatsache, daß neben vielen guten Weizenkörnern auch eine Menge von Spreu in diesen Abhandlungen zu Tage gefördert wird, die eine Weile, die wissenschaftliche Luft verdunkelnd, umherfliegt, um schließlich als nutzloser Niederschlag zu Boden zu sinken.

Digitized by Google

Denn es ist bei dem höhern Lehrerstande nicht anders, als bei allen andern Berufsarten: es giebt Bacchen und Thyrsosträger. Die einen braucht man nicht zu geistiger Thätigkeit anzuregen, und bei den andern — hilft es nichts. Nötigt man diese, ihren „wissenschaftlichen Sinn" zu bethätigen, so werden die Früchte darnach sein (es ließe sich davon manches Pröbchen auftischen); bei den andern braucht man keinen Zwang, da sie von selber thun, wozu sie eben angespornt werden sollen. Richtig würde der Sporn dann angewendet werden, wenn sich das Verhältnis von Bacchen und Thyrsosträgern gar zu ungünstig gestalten sollte. Aber wenn man sie an den Früchten erkennen kann, so ist es in den letzten siebzig Jahren um die deutschen Lehranstalten nicht schlimmer bestellt gewesen, soweit es das Lehrerpersonal angeht, als vorher. Und nur wer die Programmlitteratur nicht kennt, wird behaupten können, daß diese dabei einen bestimmenden Einfluß gehabt habe, und daß man sie deshalb nicht entbehren könne.

Wenn wir uns zu dem Nutzen der Programme für die Wissenschaft wenden, so ist von vornherein zuzugeben, daß eine ganze Reihe von ihnen wesentliche wissenschaftliche Fortschritte herbeigeführt haben, und daß in ihnen der akademisch gebildete Lehrer eine höchst achtungswerte Summe tüchtiger Leistungen niedergelegt hat. Aber wird das so bleiben? wird das so bleiben können? In manchen Gebieten der Schulwissenschaften macht sich schon eine gewisse Erschöpfung des Stoffes geltend, andrerseits zeigt sich für den Schulmann eine in der Sache liegende Schwierigkeit, dem Fluge der Wissenschaft, so wie ihn die modernen Verkehrsverhältnisse ermöglichen, zu folgen. Bleiben wir einmal bei der klassischen Philologie, so steht es außer allem Zweifel, daß sich eine ganze Anzahl ihrer Gebiete dem arbeitenden Schulmann immer mehr verschließen. Was will er z. B. gutes und neues in der Archäologie und Epigraphik sagen, wenn er nicht das Glück hat, an einem wissenschaftlichen „Zentrum" zu wohnen? Gewöhnlich gebricht es ihm an seinem Gymnasialorte schon an den nötigsten Hilfsmitteln. Denn die Bibliotheken der Gymnasien, selbst altehrwürdiger und berühmter Anstalten, zeigen Lücken, die von Jahr zu Jahr weiter klaffen. Sehr oft ist es nicht möglich, dem Programmschreiber für seine Zwecke auch nur das Landläufigste zu beschaffen. So kommt es denn, daß, trotz aller Ferienkurse und Studienreisen, die ragazzi des römischen und des atheniſchen Instituts dem fleißigen Schulmanne, den die Aufforderung der Regierung und eigne Neigung zu diesem Studiengebiete hingeleitet hat, bedeutend überlegen sind und mühelos zu Ergebnissen kommen, an deren Erreichung der Programmschreiber, trotz alles wissenschaftlichen Sinnes, verzweifeln muß. Es können hier nicht alle Gebiete des weiten philologischen Arbeitsfeldes durchgenommen werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß jetzt nur drei in den Programmen gründlicher angebaut werden: die Beobachtungen über den Sprachgebrauch, die Textkritik und die ästhetisirende Be-

Digitized by Google

trachtung. Über die Berechtigung, gerade sie zu bevorzugen, ist viel geschrieben und viel gestritten worden. Sie, und mit ihnen die gesamte Philologie, sind zum Teil dadurch in Mißkredit gekommen, daß man einzelne Auswüchse verallgemeinert hat. Viele Menschen können sich den philologisch gebildeten Schulmann gar nicht mehr anders vorstellen, als wie er in Ekstase gerät, wenn er z. B. die verschiednen ah! bei Catull gezählt hat, selbstverständlich mit „philologischer Akribie," aus ihrer Zahl ein „Gesetz" gewonnen und nebenbei nach neuester Orthographie die sämtlichen h in seinem Handexemplar weggestrichen hat und dies nun dem Publikum berichtet mit der Aufforderung, seinem Beispiel zu folgen. Wer die zahlreichen Programmarbeiten vorurteilsfrei ansieht, wird zugeben müssen, daß sich unter ihnen viel nützliches Material befindet, und daß dort mancher Baustein behauen worden ist, der gut verwendet werden kann. Aber schließlich müssen sich auch diese Gebiete erschöpfen, auch hier muß der öde Zustand eintreten, den kürzlich ein Fachgenosse in seinem Selbstnekrolog mit dem bösen Worte „Abhandlung schreiben als Selbstzweck" bezeichnet hat. Die Erforschung des Sprachgebrauchs hat schon zu einem Stilspezialistentum geführt, dem der gewöhnliche Philologe mit naiven Anschauungen kaum noch nachkommen kann. Die Textkritik ist heute nicht mehr so leicht wie zu den Zeiten der Holländer und selbst noch Immanuel Bekkers, wo man nur ein paar Handschriften benutzte oder sich mit einem eklektischen Verfahren begnügte. Der moderne Verkehr ermöglicht eine allseitige Beschaffung des Materials, und darum wird sie auch, und mit Recht, von der Wissenschaft verlangt. Man denke nur an die neuesten Arbeiten, z. B. über Senekas Quaestiones naturales oder die Scholien zu Aristophanes und die Parömiographen, von den Kommentaren zu Aristoteles ganz zu schweigen, und man wird zugeben müssen, daß auch hier dem Schulmanne, wenn er nicht aus einem Schriftsteller lebenslang seine Spezialität machen will, das Material über den Kopf gewachsen ist. Und endlich die ästhetisirenden Aufsätze. Ja, wie selten ist darunter etwas wirklich förderndes! Wie oft werden da offne Thüren eingerannt, wie oft allbekanntes wiederholt! Ob es auf andern Gebieten der Programmabhandlungen besser steht, vermögen wir nicht zu beurteilen. Die Fachmänner verneinen es.

Ausnehmen möchten wir hier ausdrücklich die Arbeiten, die sich auf Geschichte beziehen, seien es nun Quellenuntersuchungen oder orts- und schulgeschichtliche Arbeiten, ferner Mitteilungen aus der Praxis (theoretisirende Versuche geraten seltner gut) und die dankenswerten Veröffentlichungen bisher unbenutzten Quellenmaterials, besonders für die deutsche Litteratur. Diese Arbeiten sind das eigentliche Gebiet der „Schulweisheit," hier hat man fast immer das Gefühl, daß sich der Verfasser nicht erst mühsam hat emporschrauben müssen, sondern daß er mitten im Stoffe steht und aus dem Vollen schöpft. Dasselbe gilt selbstverständlich auch von einer Reihe von Arbeiten auf andern

Digitized by Google

Gebieten, achtunggebietenden Leistungen, die bisweilen hohen wissenschaftlichen Wert haben und verdienten, an andrer Stelle zugänglicher gemacht zu werden. Aber sie bleiben doch Ausnahmen und bestätigen nur die Regel, daß der Ertrag nicht der aufgewandten Mühe und den aufgewandten Kosten entspricht. Soll man aber wirklich, um diese verhältnismäßig wenigen guten Früchte zu ziehen, die Leute, die sich nicht berufen fühlen, nötigen, den Griffel in die ungewohnte Hand zu nehmen?

Ist aber der Gewinn gering, wenn man bedenkt, daß alljährlich in Deutschland mindestens 1500 Programmabhandlungen erscheinen, so würde auch der Schade für die Wissenschaft nicht groß sein, wenn hier starke Kürzungen einträten. Ein gänzlicher Wegfall der Programmabhandlung würde uns nicht als das Rechte erscheinen. Denn die „gelehrten Schulen" möchten das epitheton ornans doch nicht ganz über dem Hauptwort beiseite lassen. Aber starke Einschränkungen scheinen geboten.

Schon einmal, 1865, hat sich eine preußische Direktorenkonferenz mit diesem Gegenstande befaßt. Der Wortführer, der feinsinnige August Lehnerdt (damals in Thorn, später am Königsberger Friedrichskollegium), stand der Programmabhandlung günstig gegenüber, erkannte aber doch schon die Schäden und machte Vorschläge, um abzuhelfen. Später hat sich auch Ludwig Wiese näher damit beschäftigt, und endlich hat man noch in einer in Dresden, wenn ich nicht irre, 1872 abgehaltenen Konferenz die schon damals zu bedenklicher Höhe angeschwollne Programmlitteratur vermindern wollen. Seitdem ruht aber die Frage. Es ist nichts geschehen, und die Programmlitteratur ist in den letzten dreißig Jahren zu einem Meere angeschwollen. Sie ist das Entsetzen jedes Bibliothekars, der alljährlich nach örtlichen oder sachlichen Gesichtspunkten die Einzelschriften unterbringen und katalogisiren muß; dabei sind sie für den wissenschaftlich arbeitenden oft schwer zu erlangen, sie werden leicht übersehen und geben wenig Ertrag, und drittens, sie sind sehr teuer. Wiese rechnete 1860 für die damaligen preußischen Gymnasien 14000 Thaler, Lehnerdt 1865 für das gesamte Deutschland 25000 Thaler jährliche Kosten heraus. Man kann wohl annehmen, daß bei der heutigen Ausdehnung des Programmwesens diese Schriften (wir meinen nur die wissenschaftlichen Beilagen) von 1860 bis 1896 den deutschen Schulverwaltungen acht bis zehn Millionen Mark gekostet haben. Den alljährlichen Aufwand dafür kann man sicher auf 300000 Mark berechnen. Da scheint es denn doch an der Zeit, sich einmal wieder der Frage zuzuwenden, ob man hier nicht bedeutend sparen könnte, und ob man nicht durch starke Verminderung der wissenschaftlichen Programmabhandlungen der Wissenschaft und zugleich der Schule einen Dienst erweisen würde.

Das würde aber unzweifelhaft geschehen, wenn man die für den Programmdruck ausgeworfne Summe dem Rechnungstitel des Gymnasialhaushalts

Digitized by Google

zuführen könnte, der sie am nötigsten braucht, und aus dem sie auch in einzelnen Staaten (z. B. in Sachsen) bestritten werden muß: der Schulbibliothek. Jeder höhern Lehranstalt sind für ein Jahr zu Bibliothekzwecken bis zu tausend Mark bewilligt. Davon müssen bezahlt werden: die Fortsetzungen größerer Werke, die Zeitschriften, die Prämienbücher, soweit sie nicht aus Stiftungen stammen, der Buchbinder und alle Gelegenheitsschriften, also auch das Programm. Nun ist ja die Summe für Erweiterung der Bibliotheken von den Landesvertretungen gern und ausgiebig gesteigert worden. Aber diese Steigerung hat nicht entfernt mit dem Wachsen des Bedürfnisses Schritt gehalten. Man denke nur an die Entwicklung des Zeitschriftenwesens. Im Anfang unsers Jahrhunderts begnügte man sich mit der einen Jenaischen Litteraturzeitung; heute muß der Lesezirkel einer mittlern Gymnasialstadt mindestens fünf philologische Zeitschriften aufweisen, und wie würden sich die Mathematiker, die Germanisten, die Neusprachler, die Theologen, die Historiker, die Kunstfreunde zurückgesetzt fühlen, wenn man ihnen nicht auch ihr publizistisch-wissenschaftliches Tröpflein zumessen wollte. Was das allein kostet! 100 bis 150 Mark jährlich sind nur für diese periodischen Schriften zu rechnen, ganz abgesehen von dem Buchbinder, der doch auch nicht umsonst arbeitet. Die Herstellung des Programms läßt sich bei mittlerer Ausdehnung ebenfalls auf 200 bis 250 Mark anschlagen, bisweilen (besonders bei Hinzufügung von Tafeln und Abbildungen) kostet es viel mehr, nur selten wird der Betrag unter 200 Mark bleiben. Die Fortsetzungen größerer Werke kosten mit den Prämienbüchern zusammen ebenfalls 200 bis 250 Mark. So bleiben denn für Neuanschaffungen kaum 300 Mark übrig: ganz ungenügend, den Zweck der Gymnasialbibliotheken zu erfüllen und den Lehrerkollegien das nötige wissenschaftliche Rüstzeug zu bieten. Die Folge dieser Beschränkung hat sich denn auch schon gezeigt. Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß die meisten Gymnasialbibliotheken außerordentlich lückenhaft sind, ja daß sich die Verwaltungen oft Bücher versagen müssen, die jeder gebildete Mensch ohne weiteres darin erwarten sollte. Die neueste Auflage der Konversationslexika wird man wohl kaum verlangen, aber daß die letzte derartige Anschaffung fünfzig Jahre zurückliegt, kann man oft erleben. Und wie viel Bibliotheken haben kein Geld, sich so wichtige Werke wie z. B. Rankes Weltgeschichte zu kaufen! Gewöhnlich weisen die Bibliotheken alter, berühmter Anstalten Schätze aus alten Zeiten auf, die man dort gar nicht vermutet, und die ein herrliches Zeugnis für die Freigebigkeit früherer Jahrhunderte sind, wo man noch nicht alles vom Staat erwartete, wo noch die Bürger der Städte für die Schule in ihren Mauern nicht immer bloß Tadel, sondern auch bisweilen eine offne Hand hatten. Wer die Schätze unsrer Tage dort suchen wollte, z. B. archäologische Tafelwerke, der würde sich vergeblich umsehen: man würde ihn als „sonderbaren Schwärmer" betrachten, da ja den Wissenden wohl bekannt ist, daß oft das allernötigste Werkzeug fehlt.

Digitized by Google

Wie gut wäre da das Geld angewendet, das für das jährlich herzustellende Programm ausgegeben wird, was für wertvolle Bücher hätten sich die höhern Lehranstalten dafür in den letzten dreißig Jahren kaufen können! Hoffentlich wird der Gedanke der Programmverminderung auch einmal vom Standpunkte der bedürftigen Schulbibliotheken aus erwogen. Denn die müssen sich, wie alte Adliche, heute oft das Nötigste versagen und doch den guten Schein wahren, während manche Schülerbibliothek, wie ein moderner Parvenü, nicht weiß, wie sie ihr Geld verthun soll. Schade, daß man hier nicht manchmal „fusioniren“ kann.

Wenn man die akademisch gebildeten Lehrer um ihre Ansicht über die Programmabhandlung fragen wollte (man thut das in ihren Angelegenheiten nicht oft), so würde sich wohl eine große, ja die überwältigende Mehrheit für eine sehr starke Änderung aussprechen. Es ist nicht der Widerwille gegen die aufgenötigte Arbeit, nicht die völlige Gratisleistung dieser besondern Bemühung, nicht die Rechtlosigkeit der Autoren an ihrer geistigen Arbeit, es sind nicht diese persönlichen Gründe, die die meisten bewegen würden, sich der hier vorgetragnen Ansicht anzuschließen, sondern dieselben sachlichen Einwände, die wir oben dargelegt haben. Wenn etwas persönliches dabei mit vorgebracht werden soll, so ist es der eigentümliche Umstand, daß an den kleinen, von den wissenschaftlichen Mittelpunkten entfernten Orten den Einzelnen die Reihe viel häufiger trifft als in den großen Städten, die eine leichtere und bequemere wissenschaftliche Bewegung und Bethätigung ermöglichen. Das ist eine offenbare Härte, die auch dann einer Abhilfe bedürfte, wenn sich an der Programmhäufung nichts ändern ließe.

Wenn zum Schluß noch ein positiver Vorschlag gewagt werden soll, so würde unsre Meinung dahin gehen, daß erstens die Abfassung der Programmabhandlungen eine starke Einschränkung erfahren sollte, etwa so, daß die Schulnachrichten alljährlich erschienen, die wissenschaftlichen Beilagen aller fünf Jahre oder bei besonders festlichen Anlässen. Schon Wiese war für ein Erscheinen etwa aller drei Jahre, um dem Übermaß vorzubeugen, und von dem frühern Leiter des preußischen Schulwesens wird wohl niemand behaupten, daß er nicht möglichst konservativ gewesen wäre. Auch die Schulnachrichten vertragen recht wohl Kürzungen; z. B. ist es nicht nötig, daß der ganze Lehrplan für alle Klassen alljährlich abgedruckt wird. Zweitens müßten die Abhandlungen bei einer Zentralstelle, etwa bei einem Provinzialschulkollegium oder auch einer tüchtigen Buchhandlung eingeliefert und dann zu größern Ganzen verbunden werden, um dann in Bänden (so wie die Abhandlungen der wissenschaftlichen Gesellschaften) den Bibliotheken und einzelnen Kaufluſtigen zugänglich gemacht zu werden. Schülereltern und Nichtfachleute, darunter alle die, die bisher honoris causa beglückt wurden, müßten unverlangt nur die Schulnachrichten erhalten, auf die sich ja auch ihr Interesse beschränkt. Die einzelnen Ab-



Digitized by Google

handlungen in Sonderabzügen müßten nur dann ausgegeben werden, wenn sie zu wissenschaftlichen Zwecken verlangt werden. Drittens wäre zu wünschen, daß zu den Abhandlungen sorgfältige und praktische Register angelegt würden, um ihre Benutzung zu erleichtern. Durch die trefflichen Arbeiten von Klußmann ist schon viel geschehen; aber noch viel mehr bleibt zu thun übrig. So fehlen z. B. Verzeichnisse der behandelten Stellen, Namens- und Ortsregister u. a. m. Viertens müßte ausdrücklich den Verfassern ihr Autorrecht gewahrt werden, so gut wie den Universitätslehrern, die ja auch ihre Programme öfter als Opuscula gesammelt haben. In tausend Fällen wird das ja höchstens einmal praktisch werden: aber auch für diesen einen Fall ist es nötig, daß der Verfasser eine rechtliche Grundlage habe, um sich sein geistiges Eigentum zu sichern und zu verwerten. Besonders tüchtige Leute haben sich oft nur deshalb nicht entschließen können, ihre guten, neuen Gedanken in einem Programm zu „vergraben" (das ist der übliche Kunstausdruck), weil sie sich in jeder Hinsicht gebunden fühlten: das würde anders werden, wenn auch hier die vielleicht nicht einmal beabsichtigte Schranke fiele.*)

# Richard Muther und die deutsche Kunstwissenschaft

### Ein Beitrag zur Klärung der „Mutherhetze"

Die „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" von Richard Muther, die vor drei Jahren zu erscheinen anfing, gehört zu der kleinen Zahl der Bücher, die in den Kreisen der Fachgenossen wie im großen Publikum Aufsehen erregen und wirklich gelesen werden. Man macht sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man sagt, daß wohl nie zuvor in Deutschland ein kunstgeschichtliches Werk auch von der Laienwelt so begierig aufgenommen und so emsig studirt worden ist, wie dieses Buch. Es haben sich Vereinigungen und Lesekränzchen gebildet, besonders von Damen, zu gemeinsamem Lesen des Buches. Ein großer Teil des gebildeten Publikums, der sonst den Veröffentlichungen aus Fachkreisen fern zu bleiben pflegt, liegt förmlich im Banne der Muther'schen „Geschichte der Malerei."

*) Sollte wirklich ein Lehrer verhindert werden können, eine Programmabhandlung gleichzeitig in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, wo er ein Honorar dafür erhält? Das ist doch undenkbar. D. R.

Digitized by Google

Da ist es denn begreiflich, daß ein Angriff auf die Person des Verfassers in Kreisen, die sich sonst um „Gelehrtenstreit" wenig kümmern, das lebhafteste Interesse erweckt, und es ist berechtigt, auch außerhalb der Fachlitteratur zu diesem Streite Stellung zu nehmen und zur Klärung der Sache beizutragen.

Zwar auf den Streit zwischen Volbehr und Muther möchte ich nicht näher eingehen, sondern nur kurz darüber berichten. Volbehr hat in einer Broschüre: „Ein Originalaufsatz Dr. Richard Muthers, Professors an der Universität Breslau," nachzuweisen gesucht, daß ihn Muther in unlauterer Weise benutzt habe, daß Muther mit Volbehrs Gedanken und Worten in einer Weise gearbeitet habe, daß der Leser nicht zur Klarheit darüber habe kommen können, ob er es mit Mutherschen oder mit Volbehrschen Ausführungen zu thun habe, ja daß er eher habe annehmen müssen, es handle sich in dem Aufsatze „Goethe und die Kunst" um Mutherschе und nicht um Volbehrsche Gedanken. Die philosophische Fakultät der Universität Breslau hat sich daraufhin entschlossen — was selten geschieht! —, gegen ihr eignes Mitglied eine Mißbilligung auszusprechen. Auch andre Gelehrte sind für Volbehr eingetreten. Muther hat sich dann in einer Broschüre: „Die Mutherhetze, ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verleumdung," zu rechtfertigen gesucht. Darauf hat man ihm aber nachgewiesen, daß er auch in seiner „Geschichte der Malerei" andre Forscher benutzt hat, ohne die Quellen so anzugeben, daß der Leser merken kann, daß er es nicht mit Muthers eignen Leistungen zu thun habe. Erst kürzlich ist in einem Aufsatze der Deutschen Wochenschrift: „Ein Virtuose des Plagiats" der Beweis geliefert worden, daß Muther in dem angeführten Werke Hermann Grimm und den Heidelberger Karl Neumann wörtlich ausgeschrieben hat. Es würde nicht schwer halten, noch mehr Material beizubringen, zu zeigen, wie er z. B. aus Dohmes „Kunst und Künstler" und aus Katalogen geschöpft hat. Aber was hätte das für Wert? Für den Laien genügen die angegebnen Fälle, und der Fachmann weiß die Stellen, wo Muther mit den Worten andrer redet, selber zu finden. Überdies hat ja Muther dieses Bauen mit Steinen, die er nicht selbst behauen hat, schon unumwunden zugegeben.

Es handelt sich jetzt also in diesem Streite nur noch darum, ob diese Art der Benutzung fremder Erzeugnisse statthaft und harmlos ist, wie Muther in seiner Broschüre behauptet, oder unzulässig und unlauter, wie Volbehr und andre meinen. Für mich besteht kein Zweifel darüber, daß Muthers Entschuldigung nicht stichhaltig ist, daß von ihm das geistige Eigentum andrer Forscher nicht genügend als solches kenntlich gemacht, also nicht gehörig respektirt worden ist. Zwar kenne ich aus eigner Erfahrung die große Gefahr, der man sich aussetzt, wenn man seine litterarischen Veröffentlichungen unmittelbar aus den Vorlesungen hervorgehen läßt. Man kann sich in der That diese oder jene charakteristische Fassung einer künstlerischen Auffassungsweise,

Digitized by Google

die von andern stammt, durch wiederholtes Sprechen über denselben Gegenstand so aneignen, daß man schließlich in Zweifel darüber gerät, ob man einen eignen oder einen fremden Ausdruck gebraucht, um so mehr, als bei dem raschen Aneinanderreihen der Gedanken beim Sprechen leicht eine Bemerkung (wie der und der sagt usw.), die das geistige Eigentum des andern wahren würde, unterdrückt wird. Um so mehr erwächst dem gewissenhaften Schriftsteller, wenn er die Feder in die Hand nimmt, die Verpflichtung, sobald ihm irgend ein leiser Verdacht dieser Art gegen sich selbst aufstößt, die betreffenden Werke nachzuschlagen. Jedenfalls fällt der ganze Entschuldigungsgrund Muthers weg, wenn es sich um ganze Stellen, um Viertelseiten handelt, die eben nur abgeschrieben sein können.

Goethes Wort in Ehren: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken." Aber man muß es eben auch noch einmal denken, und dabei wird man wohl auch zu einer eignen Fassung kommen. Fehlt einem aber Zeit, Lust oder Befähigung, das noch einmal Gedachte ebenso treffend oder noch schärfer, als man es vorfand, auszudrücken, so ist wirklich der Aufwand von ein paar Strichelchen („—") so geringfügig, daß man sie schon hinsetzen kann. Und es verrät eine bedenkliche Geringschätzung gegen die Geistesarbeit andrer, wenn man mit vollem Bewußtsein erklärt, sich über diese kleine Mühe hinwegsetzen zu dürfen.

Der Hinweis Muthers, daß ja am Ende seines Werkes die Quellen aufgeführt seien, genügt nicht zu seiner Entschuldigung. Denn in einem Werke, das neben der Gelehrtenwelt so ausdrücklich auf Laienkreise berechnet ist, kann man nicht voraussetzen, daß der Leser die Litteratur soweit beherrsche, daß er selber merke, ob an dieser oder jener Stelle Muther oder ein andrer spricht. Er wird unwillkürlich meinen, alles, was er lese, seien Muthersche Gedanken. Ein vornehm denkender Verfasser wird es aber nicht wünschen, daß der Leser fremde Ware für seine eigne halte, er wird ängstlich alles vermeiden, was ihn in den Verdacht des Plagiats oder auch nur der Geringschätzung fremder Geistesarbeit bringen kann.

Für mich also ist diese Sache abgethan. Hätten wir es nun mit einem Verfasser zu thun, der keine eignen Gedanken hat, der aus Armseligkeit andre plündert, so wäre kein Wort mehr zu verlieren. Wir hätten dann einen gewöhnlichen Plagiator vor uns, der sich mit fremden Federn schmückt, und der von dem Augenblick an, wo er entlarvt ist, nicht mehr in Betracht kommt. Das ist aber bei Muther nicht der Fall. Auch seine erbittertsten Gegner — und man wird mich vielleicht zu ihnen zählen — werden zugeben müssen, daß der Grundgedanke und der größte Teil des Werkes Muthers höchst eigne Leistung ist. Armselig kann man den Verfasser der „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" auch nicht nennen. Denn er verfügt auch da, wo er andre nicht benutzt, über eine lebendige Darstellungsgabe, über eine ungewöhn-

Digitized by Google

liche Beobachtungsfähigkeit und über eine so ausgedehnte Kenntnis der modernen Malerei, wie sie wohl wenige haben werden. Nein, einen Plagiator kann man Muther nicht nennen. Diese Erbärmlichkeit, von andern stehlen zu wollen, darf man ihm nicht zutrauen, wohl aber eine gewisse hochmütige Geringschätzung fremder Geistesarbeit.

Muther ist ein „bedeutender" Mensch in dem landläufigen Sinne des Wortes, und einem solchen Manne ist nicht damit beizukommen, daß man ihm nachweist, er sei ein „großer Nehmer" (wie man auch Goethe genannt hat), er habe vieles von andern entlehnt. Es mag ja immerhin dankenswert sein, wenn man durch solche Nachweise einen Beitrag zur Charakteristik der Persönlichkeit eines schaffenden Mannes liefert. Aber die Sache, die er vertritt, wird damit nicht getroffen. Das ist aber gerade das, was mir verwerflich und bekämpfenswert scheint, und worauf es mir ankommt.

Sehen wir denn nicht oft in Vergangenheit und Gegenwart, daß von hochbegabten Männern Ideen vertreten werden, die grundverwerflich sind, wie andrerseits, daß von bedeutenden Männern, die höchst bedenkliche Charaktere sind, gute Anregungen ausgehen? Kann man z. B. nicht dem ersten Napoleon schwere sittliche Mängel nachweisen? Und doch dürfte manche Einrichtung, die wohlthuend empfunden wird, am letzten Ende an seinen Namen anknüpfen. Wir sollten uns allgemeiner daran gewöhnen, von der Persönlichkeit abzusehen, sowohl wenn sie Charakterschwächen aufweist, wie dann, wenn sie durch ihre Begabung „bedeutend" erscheint. Mancher Volksvertreter und Volkstribun würde weniger Schaden anrichten, wenn sich das Volk weniger durch das „bedeutende" seiner Persönlichkeit einnehmen ließe. Es kommt also nicht darauf an, Muther in der wissenschaftlichen Welt tot zu machen, sondern die Ideen, die er vertritt, wenn sie verwerflich sind, zu bekämpfen, und wenn man sie nicht aus der Welt schaffen kann, doch ungefährlich zu machen. Ich würde, wenn mir ein Gleichnis gestattet ist, einen Einbrecher nicht in erster Linie deshalb verklagen, weil er bei seinem Einbruch gestohlne Werkzeuge benutzt hat. So aber kommt es mir vor, wenn man bei Muther das Hauptgewicht auf die Nachweisung einzelner Entlehnungen legt.

Natürlich ist bei diesem Vergleich so wenig wie bei dem mit Napoleon eine persönliche Anspielung auf den Breslauer Professor beabsichtigt. Ich will damit nur andeuten, daß es mit dem Betonen der Thatsache, daß Muther bei seinen Arbeiten mit den Erzeugnissen andrer in unzulässiger Weise umspringt, nun genug ist, daß die Fachgenossen besser thun, den Mann nun in Ruhe zu lassen und sich lieber ganz auf die Sache zu werfen. Sonst könnte leicht der Anschein erweckt werden, als ob es sich um die Person Muthers handelte. Er selbst hat diese Aussicht schon jetzt schlauerweise benutzt, indem er seiner Verteidigungsschrift den Titel: „Die Mutherhetze" gegeben hat. Hetze ist ein in der Neuzeit beliebt gewordnes Wort und hat eine besondre Färbung be-

Digitized by Google

kommen. Man redet von einer „Judenhetze," einer „Stöckerhetze," einer „Ahlwardthetze" usw. Damit soll angedeutet werden in dem einen Falle, daß man die Leidenschaften der Massen aufbietet, die nicht nach Erkenntnisgründen zu handeln pflegen, in den andern Fällen, daß man, wenn man sich außer stande fühlt, die durch den Mann vertretnen Ideen tot zu machen, sich auf die Person stürzt, um sie unmöglich zu machen. Dadurch erhält dann die Person leicht etwas wie einen Märtyrernimbus. Den möchte ich aber nicht auf dem Haupte Muthers sehen, und wenn er ihn in den Augen vieler vielleicht schon hat, so muß er ihm wieder abgenommen werden. Denn er verdient ihn nicht, weil die Sache, die er vertritt, keine von denen ist, die dauern werden, sondern die bekämpft und beseitigt werden müssen.

Das werde ich zu beweisen haben und Muther dabei klar machen müssen, daß der tiefere Grund zu den gegenwärtigen Angriffen auf ihn nicht der Unwille ist, der sich, wie er in seiner Schrift andeutet, gegen seine Person richtet, sondern der tiefe Unwille, der sich gegen die von ihm geführte Sache richtet. Das ist freilich eine schwierige Aufgabe. Schon nach dem Erscheinen der ersten Lieferung seiner „Geschichte der Malerei" habe ich diesen sachlichen Unwillen empfunden und seitdem Material gesammelt und darauf gewartet, daß ihm von Gegnern, die ihm gewachsen sind, gedient werden würde. Aber wenn sich auch einzelne Stimmen erhoben, wie z. B. Dehio diese Kunstgeschichte eines „Jungen" scharf beurteilt hat, so war doch der Ton der allgemeinen Kritik ein zustimmender. In der That müßte, um Muther zu widerlegen, ein neues Buch geschrieben werden. Das erfordert Zeit, und außerdem verfügen unter den mir bekannten Kunstschreibern jetzt nur wenige über Muthers geschickte Sprache, vielleicht keiner über seine Kenntnis der modernen Malerei des Auslandes. Gesetzt, er hätte Recht damit, daß er höhnend ausruft, keiner seiner jetzigen Gegner sei imstande, dieses Buch zu schreiben, soll man seine Schöpfung solange, bis das gründlich widerlegende Werk erscheint, unbeanstandet weiter wirken, verderblich weiterwirken lassen? Nein! Und wenn es auch in diesen Blättern nicht möglich ist, einen vollständigen Nachweis von seiner Verderblichkeit zu bringen, so darf ich doch vielleicht die Richtung bezeichnen, in der sich der Angriff zu bewegen haben wird.

Die schweren Vorwürfe, die ich dem Mutherschen Buche zu machen habe, sind folgende: 1. Der Geist, der in dem Buche herrscht, ist ein unwissenschaftlicher. Seine Grundanschauung über den Wert wissenschaftlicher Arbeit ist zu verdammen. 2. Die Beweisführung ist unklar, indem sie sich mit den gefährlichen halben Wahrheiten begnügt und sich in Widersprüche verwickelt. 3. Den Ton, den Muther anschlägt, in unsre Wissenschaft eingeführt zu sehen, muß ich ablehnen.

Was das erste angeht, so sollte ein Mann, der den Grundsatz hat, daß „eine normal gebaute Wahrheit höchstens zwanzig Jahre alt" wird, der (Bd. 1,

Digitized by Google

S. 165) in der Kunstgeschichte allenfalls das Naturgesetz gelten läßt, „nach dem im Juli andre Blumen blühen als im Mai," der (Bd. 2, S. 3) ein hohes Lied auf sa majesté le hasard, als das schließlich einzig Maßgebende singt, ein Mann, der nur Temperamentsergüsse geben will — überhaupt die Finger von der Wissenschaft lassen und sich auf die Journalistik beschränken. Wohl wissen wir alle, daß wir nicht imstande sind und nie imstande sein werden, durch allgemein giltige Bestimmungen und Gesetze zu definiren, was wahr, gut und schön ist. Daß diese Begriffe eben nur Ergebnisse eines fortdauernden Prozesses in unserm Denken, Wollen und Fühlen sind, darin liegt die Unmöglichkeit ausgesprochen, für alle Zeiten und Nationen giltige Definitionen aufzustellen. Daraus aber den Schluß zu ziehen, daß jene Begriffe willkürlich seien, daß also nur das Subjekt, das „Temperament" zu entscheiden habe, das heißt den Nihilismus predigen, den Fortschritt in der Gesamtentwicklung der Menschheit leugnen. Wer das thut, wie es J. J. Rousseau gethan hat, der wird, wie ich mit Schasler sage, nicht eher Recht behalten, als bis er jahrelang unter Wilden gelebt hat und dann zurückkehrend bestätigt, sie wären besser dran als wir. Wenn wir auch in der Definition jener Begriffe nicht zum Ziele kommen können, so dürfen wir doch nicht das Streben darnach aufgeben, die Hoffnung, zu immer bestimmterer, giltigerer Fassung zu gelangen. Das Nachspüren nach diesen Gesetzen ist eine Hauptthätigkeit der Wissenschaft, und die Überzeugung von dem Vorhandensein einer solchen gesetzmäßigen Entwicklung ihre Grundlage. Sobald man sich lediglich auf das Temperament des Urteilenden verläßt, hört die Wissenschaft auf. Die Stimme, die Muther erhebt, ist die Friedrich Nietzsches, des unglücklichen Apostels des schrankenlosen Individualismus. Wer so nur sich selbst zum Maße der Dinge macht, der zerstört die Wissenschaft. Wem fiele da nicht Mephistos höhnender Ruf ein: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft!"

Es ist ja sehr bequem, zu sagen: „Ich gebe nur Subjektives," schildre die Kunst nur „gesehen durch mein Temperament." Aber diese Erklärung ist wertlos. Denn wenn Muther seine Temperamentsergüsse nicht für sich behält, sondern herausgiebt, so will er doch offenbar auf andre wirken, beabsichtigt er doch, seiner subjektiven Ansicht objektive Giltigkeit zu verschaffen, nicht bloß die Leser nach Art des Feuilletonisten mit seinen Temperamentsergüssen zu unterhalten. Damit wendet er sich also doch an das Vorhandensein gemeinsamer Grundlagen der Erkenntnis bei andern, die er andrerseits in den oben angeführten Sätzen leugnet.

Giebt man zu, daß wir im eignen Leben genötigt sind, Gesetze gelten zu lassen, daß wir zu Grunde gehen, wenn wir nur das Temperament walten lassen und uns damit begnügen, Ursache und Wirkung unsres Handelns festzustellen, so muß man auch das Recht und die Pflicht anerkennen, dem Werden

Digitized by Google

dieser Gesetze in der Vergangenheit nachzuspüren. Giebt man das aber nicht zu, stellt man sich „jenseits von Gut und Böse“ und läßt nur „den Willen zum Nichts“ gelten, was hat dann die Beschäftigung mit der Vergangenheit überhaupt für Wert?

So darf denn auch Muther die Aufgabe des Kunsthistorikers nicht so gering fassen, wie er es Band 1, Seite 165 thut, indem er seine Thätigkeit lediglich auf die des Berichterstatters einschränkt. Wohl ist unsre Aufgabe vor allem, die Geschichte der Kunst zu verstehen, dem nachzuspüren, was die Künstler wollten, wie sie es wollten, und wie sie das Gewollte zum Ausdruck bringen konnten. Es war verkehrt, wie man es früher that, nach a priori aufgestellten Gesetzen über das Schöne die Geschichte der Kunst zu modeln. Zur Verbreitung dieser Erkenntnis wesentlich beigetragen zu haben, ist ein Verdienst Muthers. Wir sind heute zum Teil dank ihm der Überzeugung, daß uns nicht neue Kunsttheorien not thun, sondern eine Kunstgeschichte, die ohne Tendenz feststellt, was man früher wollte, und andrerseits scharf ausgeprägte Künstlerpersönlichkeiten, an denen wir dann weiter beobachten können. Aber bei allem ehrlichen, unbefangnen Eingehen auf die Absichten der Künstler dürfen wir doch niemals darauf verzichten, nach höhern, unser Urteil begründenden Gesichtspunkten zu streben. Denn urteilen müssen wir doch immer; das thut auch Muther. Und dann, wenn man genötigt ist, Urteile auszusprechen, nach einer festern Grundlage unsers Urteils zu streben, als sie das bloße Temperament bietet, das ist ein Recht, das in der Wissenschaft zur Pflicht wird. Daß Muther diese Pflicht verkennt, nenne ich unwissenschaftlich. Und diese Vernachlässigung rächt sich an seinem eignen Werke. Im ersten Teile fühlt man deutlich, wie Muther, oder ich muß wohl sagen sein „Temperament,“ einen gesunden Realismus für das Wahre hält, für das, was vor seinem Urteile besteht. In den Schlußteilen aber erhebt er den Neuidealismus und Symbolismus auf den Schild. Sehr natürlich! denn die Münchner Künstlerkreise, deren Interpret zu sein seinem Temperament als höchste Aufgabe erschien, hatten inzwischen eine Wandlung durchgemacht. Einen solchen Wandel des Urteils in einunddemselben Buche kann die Wissenschaft nicht loben. Er wird auch dem nicht begegnen, der sein Urteil nicht bloß von der jeweiligen Stimmung abhängig macht, sondern auf Grund sorgfältiger Beobachtung des Wesens und des Schaffens der Künstler in der Erkenntnis allgemein giltiger Wahrheiten weiter zu kommen hofft.

In dem zuletzt angeführten Punkte liegt schon der zweite Vorwurf angedeutet, den ich Muther zu machen habe: daß seine Beweisführung in sich widerspruchsvoll ist, und daß er das gefährliche Spiel mit halben Wahrheiten treibt. Ein paar Beispiele werden das belegen. Wie Muther richtig die Verkehrtheit der ältern Forschung zeigt, die nach a priori gemachten Gesetzen arbeitete, nun aber auch gleich den Schluß zieht, daß gar keine Gesetze maß-

Digitized by Google

gebend sein dürften, so ist es für ihn bezeichnend, wenn er z. B. von Hogarth sagt: „Diese Welt, wie sie ihn anschaute, zeichnete er in Häßlichkeit und Schönheit treu, wie sie war.“ Davon ist nur die eine Hälfte richtig, daß Hogarth die Welt getreu in ihrer Häßlichkeit zeichnete. Trotzdem verwendet er aber nun den ganzen Satz in seinen weitern Schlußfolgerungen. Sehr bezeichnend für Muther sind auch seine Urteile über Kaulbach. Er läßt ihn überhaupt nicht als ernst zu nehmenden Künstler gelten, und wenn er auch damit zu weit geht, so wird man doch seinem Urteil im ganzen und großen eher zustimmen als widersprechen müssen. Unter den Dingen, die er nun Kaulbach vorwirft, sind schwere Anklagen nicht bloß gegen den Künstler, sondern auch gegen den Menschen Kaulbach. Ausdrücklich sagt Muther Seite 220: „Nach rein künstlerischen Gesichtspunkten stehen beide (Cornelius und Kaulbach) gleich tief. Sucht man aber, in welchen Beziehungen das Kunstwerk zur Seele seines Urhebers steht, so schnellt die Wage Kaulbachs federleicht in die Höhe.“ Und nun wirft er Kaulbach vor, daß er der unterthänige Diener des p. t. Publikums gewesen sei, daß er „der Menge zu Gefallen die lüsterne Sinnlichkeit in das wallende Gewand der ernsten Muse gehüllt habe,“ daß er ein „penetrantes Demimondeparfüm,“ ein „lüsternes Satyrlächeln“ habe, daß ihm „die keuschesten Gestalten deutscher Poesie nur dazu gedient hätten, dem Publikum ein paar Nuditäten hinzuwerfen, wie dem Hund einen Knochen,“ daß er sich endlich in seinen Fresken in der Pinakothek des krassesten Undanks schuldig gemacht habe. Niemand, der das liest, wird darüber im Zweifel sein, daß das Eigenschaften sind, die zum Teil nur den Menschen Kaulbach angehen, daß aber alle mindestens ebenso sehr den Menschen wie den Künstler treffen. Und nun lese man, was derselbe Muther im Berliner Tageblatt vom 24. Mai 1896 in einer Besprechung der internationalen Kunstausstellung in Berlin über Kaulbach sagt! Da heißt es: „Karstens wie Cornelius und Kaulbach waren sehr geistreiche Männer usw. Wir verehren sie wegen ihrer menschlichen Eigenschaften, aber kompromittiren sie, wenn wir etwas von ihnen ausstellen.“ Ein Urteil über ein solches Gebahren brauche ich wohl nicht auszusprechen. Stellen wir uns auf die „wissenschaftliche“ Grundlage Muthers, so müssen wir uns eben damit bescheiden, daß sein Temperament einmal wieder anders gestimmt gewesen ist; wir haben dieses Temperament einfach zu respektiren. Aber dann hört auch alle Wissenschaft auf.

Über den Wert der Mutherschen Beurteilung Kaulbachs will ich hier nicht sprechen. Wenn er z. B. auch in der Hunnenschlacht die Absicht merkt, „einige Nuditäten zur Schau zu stellen,“ so kann ich das nicht nachfühlen. Aber das möchte ich doch sagen, daß die sittliche Entrüstung, mit der Kaulbachs Lüsternheit so peinlich verfolgt wird, in Muthers Munde sehr seltsam erscheint. Wer in seiner eignen Darstellungsweise so dicht an den frivolen Ton von Zolas Nana streift, der sollte sich nicht so auf das hohe Pferd des Sittenrichters



Digitized by Google

setzen. Und damit komme ich auf den dritten Punkt, den Ton des Mutherschen Werkes. Auch hier stoßen wir bei Muther wieder auf jene widerwärtige Verquickung von Echtem und Unechtem, von Dingen, denen man unverhohlen Beifall zollen muß, und solchen, die uns empören. Wohl ist es wahr, daß wir Deutschen in unsern wissenschaftlichen Arbeiten leicht trocken und langweilig werden, und wir könnten von den Ausländern lernen, besser und fesselnder zu schreiben, ohne daß dabei der Gründlichkeit Abbruch geschähe. Aber die Art, wie Muther diese Aufgabe löst, ist nicht zu billigen. Wohl zeigt sich bei ihm an vielen Stellen eine Fähigkeit, anschaulich zu schildern, die bewundernswürdig ist. Aber vielleicht ebenso zahlreich sind die Stellen, wo er in seinem Streben, interessant zu sein, die Grenze des Erlaubten überschreitet, wo er, ganz in dem Tone von Zolas Nana, eine Sprache führt, der man ähnliche Vorwürfe machen könnte, wie sie Muther gegen Kaulbach erhebt. Diese „gedämpfte Sinnlichkeit" finde ich an Stellen wie Band 1, Seite 68, 71, 74, 80 und 81, wo er das Greuzesche Mädchenideal schildert, weiter Band 1, Seite 131, Band 2, Seite 623 und Band 3, Seite 599, wo er sich für Rops begeistert usw. Diesen Ton muß die deutsche Wissenschaft ablehnen. Man kann gut und packend schildern auch ohne diesen Stich ins Zolasche. Auch sonst wird Muther in seinem Bestreben, anschaulich zu sein, nicht selten unschön, und sein Beispiel richtet schon bei denen, deren Abgott er ist, schlimme Verwirrungen an. Band 1, Seite 63 redet er, um Goya zu charakterisiren, von „wohlsitzenden wütenden Pinselhieben." Und nun hören wir schon im zweiten Hefte des Pan einen seiner Nachbeter, Herrn Richard Dehmel, von „sichern Linienhieben" reden. „Wütend mit dem Pinsel hauen" ist zwar geschmacklos, aber denkbar. „Mit Linien hauen" ist einfach Unsinn.

Wenn Muther selbstbewußt ausruft: „Das Buch war gut und war neu," so ist in diesem Satze wieder nur die zweite Hälfte richtig, nicht die erste. Wenn, wie Muther Seite 26 seiner Broschüre schreibt, in der Fakultätssitzung das Wort fiel, „noch wenn man einst die Geschichte der Kunstwissenschaft schreibe, werde Muthers Geschichte der Malerei als ein Markstein bezeichnet werden," so mag das richtig sein. Auch Attilas Züge werden in der deutschen Geschichte und Nietzsches Werke in der der Philosophie einen Markstein bilden. Aber wie ich den Wert solcher Erscheinungen mehr in der negativen als in der positiven Seite sehe, nämlich darin, daß die betroffnen Kreise aufgerüttelt werden, so glaube ich auch, daß der Dank, den wir Muther zollen müssen, eine starke Beimischung von den Gefühlen haben wird, mit denen wir an die französische Revolution und an Erscheinungen der oben angeführten Art zurückdenken. In diesem Sinne werden wir Muther dankbar sein müssen. Er hat uns aufgerüttelt, hat manchen Schlendrian in der frühern Behandlungsweise der Kunstgeschichte aufgedeckt, manchen Abschnitt vorurteilslos richtiger gestaltet, als wir ihn bisher sahen, der deutschen Forschung manches bis dahin fremde

Digitized by Google

Gebiet näher gerückt. Aber die Grundanschauung des Buches muß verdammt werden, und sein Wert liegt mehr in dem, was sich aus dem Widerspruch gegen Muther entwickeln wird, als in dem Werke selber.

Muther wird voraussichtlich über derartige Einwände verächtlich lächeln, wie es denn in den Kreisen, die sich an ihn anschließen, Sitte ist, die Gegner mit der Bemerkung abzuthun: „Das ist einer von den Alten, die für die neuere Entwicklung keinen Sinn haben." Nun ich gehöre nicht bloß meinem Alter nach zu den „Neuern," insofern als auch ich ein lebhaftes Verlangen darnach habe, daß wir auf vielen Gebieten der Kunst, besonders auf dem der Architektur und des Kunstgewerbes aus der Konventionsbahn herauskommen und anfangen, „wir selbst" zu werden. Aber gerade deshalb bedauere ich es lebhaft, daß die neuere Richtung ihre Hauptvertretung in einem Werke findet, das nur abfällig beurteilt werden kann. Muther wird nach seinen bisherigen Leistungen der Zukunftskunst mehr schaden als nützen. Man wirkt für die moderne Bewegung nicht dadurch, daß man auch die gröbsten Ausschreitungen gut heißt und sich an ihnen beteiligt, sondern dadurch, daß man das Gute hervorhebt und dabei auf die Verirrungen warnend den Finger legt. Daß solche vorhanden sind, kann niemand bestreiten, und ich gehöre nicht zu denen, die dabei gleich ängstlich werden, da ich wohl weiß, daß überall da, wo es gährt, auch leicht ein Überschäumen auftritt. Künstler mögen immer einmal übers Ziel hinausschießen. Der Kunsthistoriker soll den Dingen ruhiger und, um das von Muther verpönte Wort zu gebrauchen, „objektiver" gegenüberstehen. Nur dadurch wird er der neuen Bewegung nützen.

Muther liebt es, seinen Gegnern den Rat zu geben, seine Einwendungen bei der zweiten Auflage zu benutzen. Vielleicht wäre ihm selbst auch mit diesem Rate gedient. Schon ändert er ja, wie ich bei Kaulbach gezeigt habe, freilich in etwas überraschender Weise seine Urteile ab. Vielleicht kommt er auch noch einmal zu einer andern „Grundanschauung." Es wäre das zu wünschen bei einem Manne von seiner Befähigung und seiner Kenntnis der modernen Malerei.

Kiel Adelbert Matthäi

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Fortschritt des vierten Standes. Die Grenzboten haben wiederholt auseinandergesetzt, daß und warum ein Stand von Lohnarbeitern, bei dem die Lohnarbeit nicht bloß den Durchgang zur Selbständigkeit bildet, in Opposition treten muß zur Gesamtheit der Besitzenden. In welchem Grade sich diese Opposition politisch bemerkbar macht, das hängt von der Zahl der Lohnarbeiter, von ihrem Bildungsgrade und von dem Grade der Möglichkeit und Leichtigkeit des Verkehrs der Kameraden unter einander ab, woraus sich von selbst ergiebt, daß sich die Arbeiter an den Verkehrszentren früher organisiren als in verkehrsarmen Provinzen, und in der Industrie früher als in der Landwirtschaft; beide Unterschiede fallen meistens zusammen. Daß sich die organisirten Arbeiter heute überall in der Welt Sozialisten oder Sozialdemokraten nennen, ist an sich zufällig und nebensächlich und nur darum von Bedeutung, weil die Sozialdemokratie durch die Ziele, die sie zeigt, der Bewegung Schwung giebt und durch die wissenschaftliche Grundlage, auf die sich ihre Führer stützen, den Genossen ein stolzes Selbstbewußtsein einflößt. Die Lohnarbeiter sind sehr weit, unendlich weit entfernt von der Erreichung ihrer utopischen Ziele, aber sie erkämpfen sich überall im Bereiche der europäischen Zivilisation eine politische Stellung, die, wenn nicht ganz ihrer Zahl, so doch so ziemlich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entspricht, und die Regierungen wie die bürgerlichen Parteien sehen sich genötigt, mit den sozialdemokratischen Minderheiten zu rechnen; selbstverständlich wachsen diese Minderheiten in dem Grade, als die Zahl der Lohnarbeiter wächst und die ländliche Lohnarbeiterschaft durch die fortschreitende technisch-wirtschaftliche Revolution von der Scholle losgerissen wird.

Diesen Prozeß aufs neue ins Auge zu fassen, zwingen die Ereignisse der letzten Wochen. Der über die Maßen glänzende Wahlsieg der Sozialdemokraten in Halle beweist, daß die deutsche Sozialdemokratie das Maß ihrer Expansionskraft noch nicht erreicht hat. Aus Rußland kommen Nachrichten über großartige Ausstände, die weniger auf unmittelbare Ziele gerichtet, als von der sozialdemokratischen Leitung angestellte Kraftproben zu sein scheinen. In Frankreich fahren die Sozialisten auch nach dem Sturze des ihnen geneigten Ministeriums Bourgeois fort, eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Zunächst haben sie wieder einmal die bürgerlichen Parteien gezwungen, den Nachweis ihrer Nichtbefähigung zu bringen. Nachdem sich die Kammer unter Bourgeois von den Sozialisten so weit hatte vorwärtsdrängen lassen, daß sie die Ungerechtigkeit des bestehenden Steuersystems anerkannt und sich „im Prinzip“ für die progressive Einkommensteuer entschieden hatte, blieb auch Herrn Méline nichts übrig, als einen Steuerreformplan vorzulegen, der, so ungenügend er auch sein mochte, doch bei keiner Partei ehrliche Unterstützung fand, als bei den Sozialdemokraten. So mußte sich Méline, der ausdrücklich zur Abwendung der sozialdemokratischen Gefahr berufen worden war, und der die Sozialisten aufrichtig und von ganzem Herzen haßt, die Bundesgenossenschaft des Herrn Jaurès gefallen lassen, und es war recht überflüssig, daß er die Lächerlichkeit seiner Lage auch noch geflissentlich hervorhob, indem er einmal bemerkte, Herr Jaurès umarme ihn nur so liebenswürdig, um ihn zu erwürgen. Das Ende vom Liede war, daß die Kammer dachte: kommt Zeit, kommt Rat, und den Reformplan bis in den Herbst verschob. Der französische „Bourgeois,“ und vielleicht nicht bloß der französische, steckt eben so tief in kleinlicher Selbstsucht, daß er sich aus freien Stücken

Digitized by Google

auch nicht zu dem kleinsten Opfer zu entschließen vermag, das geeignet wäre, einer revolutionären Volkspartei den Wind aus den Segeln zu nehmen, und es fehlt ihm der Druck, den im monarchischen Staat ein von der Kammermehrheit unabhängiger Minister auszuüben vermag; könnte Preußen den Franzosen seinen König und seinen Miquel auf ein Jahr abtreten, so würde die progressive Einkommensteuer rasch fertig sein. Übrigens werden bei der Auseinandersetzung mit den Sozialisten in der französischen Deputirtenkammer Reden gehalten, die, wie eine von Deschanel über die Marxische Werttheorie, auf der Höhe guter akademischer Vorträge stehen; wenn die Herren Eugen Richter, Lieber und Stumm wieder einmal eine Zukunftsstaatsdebatte wagen wollen, so mögen sie vorher bei Deschanel oder beim Grafen de Mun einen Unterrichtskurs nehmen. Ungemein klar entwickeln sich die Dinge in Belgien. In diesem ganz industriellen Lande hatten die herrschenden Stände von Anfang an den natürlichen Interessengegensatz zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter erkannt und daher durch die Verfassung die ärmern Klassen vom Wahlrecht ausgeschlossen. Diese Ausschließung hat sich nun aber zu guterletzt nicht mehr aufrecht erhalten lassen, und jetzt, wo die Arbeiter das allgemeine, wenn auch nicht das gleiche Wahlrecht haben, offenbart die liberale Phrase des konstitutionellen Musterstaats ihre Hohlheit. Diese Phrase nannte das Volk den Träger der gesetzgebenden Gewalt, meinte aber die Besitzenden, und nun, wo das wirkliche Volk politische Rechte errungen hat, verschwindet die Klasse, die fünfzig Jahre lang die Rolle des Volks gespielt hatte, vom politischen Schauplatze. Die liberale Hälfte dieses Elitevolkes ist, als politische Partei, vernichtet; die klerikale behauptet sich noch durch den Einfluß des Klerus auf die gläubig gebliebne Hälfte der Massen, aber nur mit Hilfe eines christlichsozialen Flügels der Partei. Ganz ähnlich haben sich die Dinge in Österreich entwickelt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Staat immer noch mehr Agrar- als Industriestaat ist, und daß daher die Zahl der Sozialisten vorläufig verhältnismäßig weit hinter der der belgischen Genossen zurückbleiben muß. Auch in Österreich behauptet sich der klerikale Flügel der Partei der Besitzenden, indem er sich einerseits auf eine zahlreiche wohlhabende Bauernschaft stützen kann und andrerseits auf eine städtische Bevölkerung von mittlern und kleinen Gewerbtreibenden, die im Zunftwesen und in der Ausmerzung des Judentums aus dem Erwerbsleben die Mittel zur Wiedergeburt der Völker gefunden zu haben glauben. Dagegen sieht sich die Partei des mobilen Kapitals und der Großindustrie selbst schon durch dieses äußerst bescheidne Stückchen Wahlrecht, das sie den Arbeitern zu bewilligen gezwungen worden ist, mit der Vernichtung bedroht, und es wird ihr wenig helfen, daß sie, dem österreichischen „immer langsam voran“ getreu, den Namen der liberalen Partei mit dem der Fortschrittspartei vertauscht, dreißig Jahre nachdem in Preußen der Beweis geführt worden ist, daß eine Fortschrittspartei alles andre eher fertig bringt als das Fortschreiten. Eine recht interessante Beleuchtung hat der Wandel des Begriffes Volk durch die Volksversammlung empfangen, die am 7. im Musikvereinssaale, einem der vornehmsten und schönsten der Wiener Säle, wegen der Volksbibliotheken abgehalten worden ist. Die dortigen Volksbibliotheken werden vom Volksbildungsverein unterhalten, der bisher von der Stadt einen Zuschuß von 3200 Gulden bekam; der jetzige antisemitische Gemeinderat aber hat beschlossen, den Zuschuß auf 500 Gulden herabzusetzen, weil der Verein verjudet sei. Daß die Vereinsleitung in jüdischen Händen liegt, kann man bei den Wiener Verhältnissen wohl glauben, aber wenn nicht außer der Rücksicht auf Deutschtum und Christlichkeit noch andre Beweggründe zu dem Beschlusse mitge-

Digitized by Google

wirkt hätten, würden die Stadtväter den Zuschuß einfach gestrichen, gleichzeitig aber beschlossen haben, städtische Volksbibliotheken zu gründen. Von dem Wunsche beseelt, die gute Sache unabhängig von Parteiströmungen zu fördern, hatten einige Universitätsprofessoren eine „Volksversammlung“ einberufen, worunter sie sich natürlich eine Versammlung dachten, in der die gebildeten Bestandteile des Volks überwögen. Aber diese gebildeten Bestandteile haben für die „Volksbildung“ kein Interesse mehr, seitdem sie als Mittel zur Gängelung der Massen versagt. So sahen sich die paar Universitätsprofessoren und Gymnasiallehrer zu ihrem Erstaunen und wahrscheinlich nicht gerade zu ihrem Behagen mitten unter 4000 sozialdemokratischen Arbeitern. Diese wählten das Büreau, bewilligten großmütig dem Professor Mach einen Platz darin hinter drei Genossen, hörten die Reden der Referenten mit musterhafter Aufmerksamkeit an (Professor Meyer rechnete seinen Zuhörern u. a. vor, daß nach dem in England üblichen Maßstabe die Stadt Wien mindestens 100000 Gulden jährlich auf Volksbibliotheken bewilligen müßte), erklärten sowohl die Reden wie die vorgeschlagne Resolution für schön und gut, zugleich aber, daß sie noch etwas mehr wollten, und nahmen daher die Resolution nur mit dem Zusatz an, daß die darin enthaltnen Forderungen lediglich die ersten Schritte seien zur Erreichung des Zieles, „das kein andres sein kann als die Beseitigung der Monopolisirung des Wissens durch die Besitzenden, die nur zu erreichen ist auf dem Wege der Erringung der politischen Macht durch das arbeitende Volk.“

Das Geschlecht der Leute, die einen einfachen und offenbaren Kausalzusammenhang nicht einzusehen vermögen und z. B. ansteckende Krankheiten lieber aus einer Brunnenvergiftung durch Juden als aus dem Einlaufen von Jauche in die Wasserbehälter erklären, stirbt nicht aus. Ein Leipziger Blatt nennt den in Halle gewählten Sozialdemokraten Kunert „ein fleischgewordnes Ausrufungszeichen an der Endstation des neuen Kurses, der mit Berlepsch begann und mit Berlepsch sein Ende fand.“ Wahrscheinlich sind der neue Kurs und Berlepsch auch an den russischen Ausständen, an der Wiener Volksversammlung, an den belgischen Wahlen und am französischen Steuergesetzentwurfe schuld, und das wird nun alles anders werden, wenn der Kaiser sämtliche Ministerien mit den Männern besetzt, die die Leipziger Neuesten Nachrichten vorschlagen werden. Auf den Beistand der Bildung jedoch muß der Besitz bei seinen altertümlichen Pesterklärungsversuchen verzichten, denn unter den Vertretern der Wissenschaft findet sich kaum noch hie und da einer, der vor den wirklichen Ursachen der sozialen Krankheit die Augen verschlösse. Es ist unterhaltend, zu sehen, was für klägliche Gesichter die vorsintflutlichen Pesttheoretiker machen, wenn ihnen einmal ein Mann wie Delbrück, den sie weder als Sozialdemokraten noch als Ultramontanen verdächtigen können, die Wahrheit sagt.

Zum Verständnis unsers Wortschatzes bieten dieses Jahr zwei der ersten Vertreter der deutschen Philologie ausgezeichnete neue Hilfsmittel dar: W. Wilmanns als zweite Abteilung seiner deutschen Grammatik die Wortbildung und H. Paul ein neues Deutsches Wörterbuch.*) Wortbildung ist zu unterscheiden von Wortschöpfung, von der Urschöpfung neuer Wortstämme, die in den Anfangszeiten jeder Sprache den Grund legt, indem sich wohl die meisten Ur-

*) Deutsche Grammatik (gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch) von W. Wilmanns. Zweite Abteilung: Wortbildung. Straßburg, Karl J. Trübner, 1896. — Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul. Erste Lieferung (A—Gebühr). Halle a. S., Max Niemeyer, 1896.

Digitized by Google

stämme im Anschluß an sinnliche Eindrücke allmählich dauernd dem unendlichen wirren Lautvorrat entringen. Mit diesem ersten Werden hat es die Wortbildungslehre in dem uns geläufigen Sinne nicht zu thun, sondern mit Ableitungen und Zusammensetzungen. Wilmanns ist nun gleich unübertrefflich in der besonnenen gemeinverständlichen Darstellung des Wesens dieser beiden Erscheinungen, wie in dem treuen Fleiße, mit dem er die unendliche Fülle der Einzelfälle bewältigt und klar angeordnet hat. Man kann sagen, daß in diesem Bande seiner Grammatik das gesamte Wachsen des deutschen Sprachschatzes in anschaulichen Gruppen an dem Auge des Lesers vorüberzieht: wir sehen, wie die Ableitungen und Verbindungen entstehen, fruchtbar werden, weite Kreise ziehen, bestimmte neue etymologische und auch syntaktische Aufgaben übernehmen, wie andre auf bescheidne Kreise beschränkt bleiben und im Laufe der Jahrhunderte absterben, wie die wortbildenden Teile, Suffixe und Präfixe, in den Mundarten andre Wege einschlagen als in der Schriftsprache, welche Gruppen noch heute produktiv sind, welche sich endgiltig abgeschlossen haben, und was des lehrreichen und merkwürdigen mehr ist.

Die meisten Typen unsrer Wortbildung reichen in ältere Zeiten zurück; das Paulsche Wörterbuch stellt sich daher als willkommne Ergänzung neben den Band von Wilmanns, da es namentlich die neuhochdeutsche Sprache behandelt. Es ist also auch etwas ganz andres als das bekannte treffliche Buch von Kluge. Es verzeichnet von vornherein nur die Wörter, bei denen vom Standpunkt der neuhochdeutschen Sprachgeschichte aus etwas zu bemerken ist. Dabei kommt namentlich die bisher überall (Hildebrands Arbeiten im Grimmschen Wörterbuch ausgenommen) vernachlässigte neuere Bedeutungsgeschichte der Wörter endlich einmal zu ihrem Rechte und, was vielfach Hand in Hand damit geht, die Aufklärung darüber, wie eine große Anzahl von Verben zu verschiednen Konstruktionen gekommen ist; namentlich die sorgfältige Behandlung solcher Aschenbrödel wie unsrer Präpositionen und Verbalpräfixe hat zu einer Menge schöner Ergebnisse geführt. Goethes oft eigentümliche Wortwahl (man vergl. branliren), seine bisweilen beinahe absurden, aber fast immer lehrreichen Bildungen sind hervorragend berücksichtigt worden, auch Wielands veraltete Ausdrücke und Jean Pauls übersubjektive Augenblicksprache haben zu mancher feinen Beobachtung Anlaß gegeben. Und welchen Einblick in die letzten Jahrhunderte unsrer Sprachgeschichte gewähren die zahlreichen Bemerkungen, die der Unterscheidung unsrer Ausdrucksweise von der biblischen Luthers dienen! Endlich ist Paul landschaftlichen Verschiedenheiten im Wortgebrauch, die so oft die Aufmerksamkeit gebildeter Laien erregen, mit Vorliebe nachgegangen: auf diesem Gebiete bringt er namentlich zur Erklärung der norddeutschen Umgangs- und Vulgärsprache manches neue.

Wir gehen auf ein paar Einzelheiten ein, mehr um Beispiele von Pauls anregender Art zu geben, als um einige Kleinigkeiten dabei nachzutragen. Sein Artikel über aufführen heißt: „Die Grundbedeutung »in die Höhe führen« ist noch am deutlichsten in »einen Bau, eine Mauer aufführen« u. dergl. Mit Abblassung des Sinnes von »auf« bezeichnet es ein feierliches Vorführen, vergl. »im Triumph aufführen« Herder, »als Herold dich bei ihm aufzuführen« Schiller, »die Wache aufführen«, »einen aufführen« = »in ein Amt einführen« schweizerisch, »bei jemand aufführen« wie jetzt »einführen« Wieland u. a.; »auf der Bühne aufführen« = »auftreten lassen,« »Eumeniden, die Äschylus zu allererst im Schlangenhaare aufführte« Lessing, daher stammt dann das allgemein übliche »ein Schauspiel, eine Oper aufführen.« Allgemein ist ferner »aufführen« = »innerhalb einer gewissen Reihenfolge nennen« (mündlich oder schriftlich). Reflexiv »sich aufführen«

Digitized by Google

ist ursprünglich »in einer bestimmten Weise auftreten,« vergl. »er führt sich an Kleidern wie ein Soldat auf«.“ Da das Abblassen der Bedeutung nicht im allgemeinen vor sich geht, sondern immer an bestimmten Wendungen, und die Etymologie sozusagen von einer Wendung zur nächsten auch fortwährend innerlich leise weiter wächst, ließe sich vielleicht unter den abgeblaßten Ausdrücken noch folgende natürliche Abstufung herstellen: 1. »aufführen« statt älterm »auf die Schau (auf die erhöhte Bühne hinauf) führen« Moscherosch, daher unser »ein Bühnenstück aufführen« und »sich aufführen« (sich in einer bestimmten Weise, eigentlich Rolle, auftreten machen); daher dann auch weiter überhaupt: feierlich vorführen, z. B. im Triumphe, in einer Rede, einer Schrift, vergl. anführen, namentlich mit pluralischem Objekt. 2. »aufführen« statt »auf einen Posten führen,« daher »die Wache aufführen,« vergl. aufziehen, »einen aufführen« = in ein Amt einführen, schweizerisch.

Es wäre wohl einer besondern Darstellung wert, einmal zu zeigen, wie viele unsrer derartigen Verbalkomposita für ältere Redensarten stehen, man vergl. anführen (an den Feind führen, oder: an der Nase), aufschieben (auf den andern Tag, auf die lange Bank schieben), durchziehen (durch die Hechel ziehen), aufwarten (auf den Dienst warten), ausweichen (aus dem Weg weichen) usw.: die vollständigern Wendungen hier sind alle auch als die ältern bezeugt. Bei andern hat sich das alte vollständige Bild erhalten (hinters Licht führen), während ein dazu gebildetes hinterführen heute wieder aufgegeben ist.

Zu aufhören bemerkt Paul, der Ursprung der Bedeutung, in der es als Gegensatz zu anfangen erscheine, lasse sich nicht feststellen; „vielleicht ist es eigentlich aufhören zu reden, um nun zuzuhören. Statt »aufhören mit« altneuhochdeutsch »aufhören von«, vergl. »höre auf vom Bösen« Luther.“ Gerade diese ältere Präposition macht es aber höchst wahrscheinlich, daß das übertragne aufhören unmittelbar an das alte sinnliche aufhören (= aufhorchen) anzuknüpfen ist. Jedes Aufhorchen bedeutet ja ein Abbrechen der vorherigen Thätigkeit; mit der Zeit ist nun das Hauptgewicht des Wortes von dem Anfangen des Hörens auf das Abbrechen der vorigen Handlung verlegt worden. Daß „aufhören zu reden, um zuzuhören“ der Ausgangspunkt dieses Überganges sein sollte, ist deshalb unwahrscheinlich, weil das alte aufhören eine unwillkürliche, von außen aufgezwungne Handlung bezeichnet, und ebenso auch unser aufhören etwa im Vergleich zu dem bewußtern abschließen noch etwas zufälliges an sich hat.

Zu auslegen bemerkt Paul: „Am gewöhnlichsten ist »auslegen« = »erklären,« eine Bedeutung, die aus der »zum Beschauen auslegen« entsprungen sein muß.“ Ließe sie sich nicht auch an »auseinanderlegen« (und dadurch deutlich sichtbar und klar machen) anknüpfen? — Bei ausreden unterscheidet er die Bedeutung, die sich aus dem eigentlichen Sinne der Präposition (aus hinaus, heraus) von einer andern, die sich aus einem jüngern (zu Ende) ergiebt. Es ist klar, daß dann die Frage Luthers „wer kann die Thaten des Herrn ausreden?“ nicht unter die erste Gruppe, sondern zu der zweiten gehört, denn ausreden bedeutet hier nichts andres als: bis zu Ende reden, genau wie unser ausſagen in einer Wendung wie: das läßt sich gar nicht aussagen. — Unter barmen (norddeutsch „kläglich thun“) wird auch die Ableitung erbarmen mit den Worten behandelt: »Er erbarmt mich,« wie die ältere Konstruktion ist, wäre daher eigentlich „er kommt mir elend vor.“ Hieße es nicht richtiger: er bewegt mich durch sein Kläglichthun? — Bei be- bespricht Paul auch den Brauch unsrer Sprache, unmittelbar aus Substantiven Zusammensetzungen mit dieser Partikel abzuleiten, „wozu die einfachen Wörter niemals gebraucht worden sind.“ Hier treffen nicht alle seine Beispiele zu. Beblümen wird als Ableitung

Digitized by Google

von blümen durch Pauls eignen Artikel „blümen“ erwiesen, auch lauben hat es gegeben, ein bekanntes altes Volkslied beginnt: Nun laube, Linde, laube!

Unter Blöße bemerkt Paul: „Ursprünglich ein Ausdruck der Fechtersprache ist »eine Blöße geben«, »eine Stelle ungedeckt lassen«, vgl. im eigentlichen Sinne »indessen sieht Sylvan, daß Raufbold Blöße giebt« Zacharia; jetzt oft, eigentlich verkehrt »sich eine Blöße geben.«“ Bei den Worten „eigentlich verkehrt“ verläßt ihn einmal seine psychologische Feinfühligkeit; er übersieht, daß »eine Blöße geben« ebenso gut als ein Begriff des Nutzens wie des Schadens aufgefaßt werden kann, je nachdem man die Partei des Gegners nimmt oder dessen, der die Blöße giebt. »Sich eine Blöße geben« ist aus dem Sinne dessen, der sie giebt, ganz richtig gesagt, nur sich freilich nicht als dativus commodi (damit man selbst hineinsticht), sondern incommodi aufzufassen, genau wie bei „sich schaden.“

Der Artikel über einlegen vermutet: »Ehre einlegen« (schon bei Luther wohl übertragen von »Wein einlegen« [in den Keller] u. dergl.). Liegt es nicht näher, an einen Satz zu erinnern wie „Ich legte meine Ehre hinein, die Sache ordentlich zu machen“ und wie bei aufhören an ein leises Verschieben des Wortsinns auf eine nächstgelegne Handlung zu denken, in diesem Falle das siegreiche Wiedergewinnen der eingelegten, nun noch erhöhten Ehre? — Zu flicken bemerkt Paul: „»Einem etwas am Zeuge flicken,« »ihm etwas anhaben«, wohl eigentlich »eine schadhafte (des Flickens bedürftige) Stelle herausfinden.«“ Flicken heißt aber „eigentlich“ nicht herausfinden, sondern: durch Draufsetzen eines Fleckens ausbessern. Dafür nun, daß sich die Bedeutungen ausbessern, säubern und tadeln berühren, dienen zum Beweise aufmutzen, herunterputzen, einen Wischer geben usw.; vom „tadeln“ ist es aber nicht mehr weit zu der Bedeutung: einem etwas anhaben.

Der Name Pauls bürgt dafür, daß nichts in den Erklärungen für sicher ausgegeben wird, was nicht die Wissenschaft thatsächlich festgestellt hat. Namentlich vorsichtig zeigt sich Paul bildlichen Ausdrücken gegenüber, deren Deutung ihm noch nicht ausgemacht zu sein scheint. Er bekennt: „Nicht klar ist, warum der Teil des Schlüssels, mittelst dessen das Schloß bewegt wird, Bart heißt.“ Wie mancher würde vielleicht schnell in dem Herunterhängen das tertium comparationis erblicken und sich mit der Annahme eines oberflächlich vergleichenden Witzes als Erklärung begnügen! Die naheliegende Erklärung von bestechen, daß es nämlich aus der alten Redensart „mit dem silbernen Spieß stechen,“ d. h. „mit Silber verwunden, widerstandsunfähig machen,“ entstanden sei, hat er nicht gewagt, aufzunehmen, lieber erklärt er die Entstehung des Ausdrucks als „noch nicht befriedigend gedeutet.“ Auch bei der Wendung „ans Brett kommen,“ d. i. „zu Ansehen und Einfluß gelangen,“ fragt er: woher? Die Erklärung Zarnckes, der ans Brettspiel, und C. Müllers, der an das schwarze Brett dachte, haben ihn ebenso wenig überzeugt, wie die, zu der bereits der alte Agricola auffordert, daß nämlich Brett = Tisch sei und die Wendung eigentlich bedeute „sich mit an den Tisch, wohl gar oben an, setzen dürfen,“ während gewöhnliches Volk gar nicht oder doch mindestens unten am Tische saß. Zu Bock bemerkt Paul: „Unklar ist, wie »einen Bock schießen« zu der Bedeutung, »einen Fehler machen« und »Bock« überhaupt zu der Bedeutung »Fehler« kommt.“ Fehler selbst ist aber eigentlich bloß Fehlschuß. Damit fällt die eine Unklarheit weg, die andre wird so lange bestehen bleiben, als nicht nachgewiesen ist, welcher psychologische Vorgang auch sonst komische oder verhaßte Tiere zur spöttischen Bezeichnung von Fehlern (in unserm Sinne) gebrauchen ließ, warum z. B. der Pariser einen falschen Ton auf einem Blasinstrument canard nennt, der Engländer bull sagt, wie wir Bock und Pudel und wie in der Zimme-



Digitized by Google

rischen Chronik einmal Fehler im Bau als Wölfe bezeichnet werden. Die Vorsicht Pauls in Bezug auf bildliche Ausdrücke geht so weit, daß er die Wendung „er ist die Eule unter den Krähen“ mit dem Satze erklärt: „Die Eule gilt nach dem Volksglauben als Gegenstand des Gespöttes für andre Vögel.“ Jeder, der die Eule einmal bei Anbruch des Abends inmitten andrer Vögel vor dem Ausfliegen beobachtet hat, wird hier nicht mehr von Gelten und Volksglauben sprechen, sondern von einer Thatsache.

Nur ganz vereinzelt wird der Leser finden, daß Paul die Schranken der Vorsicht etwas überschritten habe. Das gilt z. B. von Angaben wie der, daß dahinten nur bis ins achtzehnte Jahrhundert für „zurück“ gebraucht worden sei (noch heute braucht man es so in Österreich), wohl auch von der Bemerkung „bis ins achtzehnte Jahrhundert reicht noch »erziehen können« = imstande sein, zu ziehen“ und dem Zusatz zu errufen: „nicht mehr recht üblich“; in den beiden letzten Beispielen hat das Präfix eine auf der Grenze von etymologischem und syntaktischem Inhalt stehende Bedeutung, die in Mitteldeutschland noch durchaus lebendig ist. Auch in der unbedingten Gleichsetzung heute ungebräuchlicher er-Komposita (erquetschen, ertreten: z. B. ertrat das arme Veilchen) mit unsern entsprechenden zer-Komposita geht Paul wohl zu weit: Goethe hätte zertreten, Jean Paul zerquetschen sagen können, wenn sie nicht die sinnliche Vorstellung des Auseinander, die immer noch in zer- enthalten ist, ausdrücklich an ihrer Stelle hätten vermeiden wollen.

Wir freuen uns auf die Fortsetzung und auf die Vollendung des Werkes, die für den Oktober in Aussicht gestellt wird.

Litteraturgeschichtsunterricht nach rückläufiger Methode. Wenn die Zeitungen recht berichtet haben, hat Herr Eugen Wolff, früher Privatdozent, jetzt außerordentlicher Professor in Kiel, bereits kurz nachdem vom deutschen Kaiser für den Geschichtsunterricht die rückläufige Methode empfohlen worden war, nach dieser Methode über deutsche Litteraturgeschichte gelesen. Neuerdings tritt er dafür ein, daß dieses Fach auch auf Schulen in gleicher Weise betrieben werde. Der Zeitschrift für den deutschen Unterricht ist es zu danken, daß die pädagogische Welt mit Herrn Wolffs Forderungen nicht unbekannt bleibt. „In diesen Tagen lebendiger Erinnerung an die um ein Vierteljahrhundert zurückliegenden nationalen Großthaten, lesen wir auf Seite 308 des letzten Doppelheftes, hat jeder Lehrer der Geschichte und Litteraturgeschichte, wo (?) er nicht mit Blindheit geschlagen [ist], reiche Gelegenheit, den Wert lebendiger Geschichts- und Litteraturelemente (?) für das kindliche Gemüt kennen zu lernen. Hier gilt es anzuknüpfen, um geschichtliche Vorstellungen, eine geschichtliche Auffassung der Geschichte auszubilden. Für die deutsche Litteraturgeschichte ist damit nicht nur die Anknüpfung an die unmittelbare (!) Kriegspoesie von 1870/71 gegeben, sondern es ist der methodische Ausgangspunkt für Verfolg (!) der gesamten nationalen Strömung in der Dichtung unsers Jahrhunderts gewonnen: von Wildenbruch über Richard Wagner und Gustav Freytag bis zu Körner und schließlich bis zu Schiller läßt sich nun auf natürliche Weise eine feste Kette schlingen (!), deren einzelne Glieder die Wandlungen und Entwicklungsstufen des nationalen Gedankens repräsentiren.“ Die Parallele mit den Worten des Kaisers, der bekanntlich die deutsche Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach nach Mantinea und den Thermopylen zurückgeführt wissen wollte, ist unverkennbar. Aber schwerlich ist jemals eine Parallele an unpassenderm Orte gezogen worden als hier. Denn während der Kaiser den

Digitized by Google

Lehrgang eines Faches mit neunjährigem Kursus entwickelte, redet Wolff von einem Lehrgegenstand, der sich wohl mit annähernd erwachsenen, also in Unter- und Oberprima, wo zur vergleichenden Betrachtung Homer, Sophokles und Horaz vorliegen, aber nicht mit „kindlichen Gemütern“ treiben läßt, und der auf alle Fälle keine einseitig nationale Tendenz verfolgen darf, sondern dem Schönen in den mannichfachsten Formen gerecht werden muß. Vielleicht aber versteht Herr Wolff — wie denn seine verschwommne Ausdrucksweise mancherlei zu raten aufgiebt — unter Litteraturgeschichtsstunden lediglich Lektürestunden und meint, wenn er von dem Wert „lebendiger Litteraturelemente“ für das kindliche Gemüt spricht, daß man den Sextanern und Quintanern mit Hilfe guter Gedichte ein anschauliches Bild von den gewaltigen Ereignissen des letzten Krieges geben möge. Dann hätte ihn ein Blick in die vorhandnen Lese- und Geschichtsbücher belehren können, daß schon manche Schulmänner vor ihm erfreulicherweise dasselbe gedacht haben. Freilich waren sie nicht so thöricht, zu glauben, daß dadurch die Knaben befähigt würden, bald nachher — etwa in Tertia — Wagners Dramendichtungen als Ausdruck der nationalen Kultur zu begreifen, um dann — auf der obern Stufe — zu Schillers Tell und Körners Leier und Schwert fortzuschreiten. Wie in diese abenteuerliche Reihenfolge, gleichviel auf welchen Zeitraum man sie ausdehnt, Lessing, Herder und Goethe eingeschoben werden sollen, weiß Herr Wolff nicht zu sagen, gleichwohl ist er von der Richtigkeit seiner „Methode“ felsenfest überzeugt, weil sich diese ja, wie er im folgenden mit widersinniger Heranziehung der längst in feste und vernünftige Bahnen gelangten Heimatkunde ausführt, auf das „natürliche“ Prinzip gründet, daß man beim Unterricht mit dem „Nächstliegenden“ anzufangen hat. Nun, wenn Herr Wolff über seinen litterargeschichtlichen Arbeiten noch nicht Zeit gefunden hat, sich darüber zu unterrichten, daß das zeitlich Nächstliegende dem „kindlichen Gemüt“ unter Umständen begrifflich sehr fern liegen kann, andrerseits das zeitlich weit Abliegende oft am besten in den jugendlichen Vorstellungskreis paßt und diesen sogar organisch erweitern helfen kann, so wollen wir mit ihm nicht gar zu streng ins Gericht gehen. Nur wünschten wir in seinem eignen Interesse, daß er zur Aufnahme seiner Gedanken, und wären sie von einer noch so blendenden Hülle umgeben, künftig pädagogische Blätter weniger willfährig finden möchte.

Zur Verminderung des Schreibwerks. Vor einigen Monaten brachte die Verkehrszeitung, ein halbamtliches Organ der Reichspostverwaltung, die Nachricht, daß das Reichspostamt die Oberpostdirektionen aufgefordert habe, Vorschläge zu machen, wie eine Einschränkung des Schreibwerks bei der Postverwaltung zu erreichen sei. Bei dieser Nachricht atmeten die Postbeamten, namentlich die Vorsteher der größern Ämter, auf, denn es war zu hoffen, daß nun endlich mit dem umfangreichen Schreibwerk und dem weitläufigen Geschäftsgange, die sich bei der Post gebildet haben, werde aufgeräumt werden. Was aber in dieser Beziehung bis jetzt geschehen ist, ist äußerst gering und betrifft nur die Form des Schreibwerks. Die Sache selbst, die Wurzel des Übels, hat man bis jetzt unberührt gelassen, und es ist auch zu befürchten, daß aus den Oberpostdirektionen wohl kaum Vorschläge von Bedeutung hervorgehen werden, weil viele der Oberpostdirektoren unter der Macht der büreaukratischen Gewohnheit stehen und sich nicht entschließen können, das alte, jahrelang gepflegte Verfahren aufzugeben. Wenn eine wesentliche Einschränkung des Schriftwechsels erreicht werden soll, so müßten endlich die Befugnisse der Postanstalten, namentlich die der Postdirektoren, erweitert, die Postdirektoren mehr auf eigne Füße gestellt werden. Das Publikum kann es nicht

Digitized by Google

verstehen, daß die Postdirektoren, Vorsteher von Postämtern mit einer Kopfzahl von oft hundert bis dreihundert Personen, nicht mehr Befugnisse haben als die Postverwalter oder die Vorsteher von kleinen Ämtern mit zwei bis drei Köpfen. Dort stehen Männer an der Spitze, die das Gymnasium durchgemacht haben, hier Männer mit ganz elementarer Bildung; dort walten Beamte, die das höhere Postverwaltungsexamen bestanden haben, hier solche, die sich nur einem Examen, bei dem sehr geringe Anforderungen gestellt werden, haben unterwerfen müssen. Den Postdirektoren wird wegen der Umsicht und Thatkraft, die sie bei Verwaltung eines großen Amts zu bethätigen haben, der Rang von Räten vierter Klasse verliehen, aber man giebt ihnen nicht mehr Befugnisse als den Postverwaltern. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Dem Vernehmen nach soll die Frage der Kompetenzerweiterung der Postdirektoren schon vor Jahren erwogen worden sein, aber man hat sie angesichts der umfangreichen Arbeit, die dadurch die allgemeine Dienstanweisung für Post und Telegraphie erfahren würde, fallen lassen. In den letzten zehn Jahren hat sich aber der Geschäftsumfang der großen Postämter aus Anlaß der sozialen Gesetzgebung derart erweitert, daß man sich endlich dazu wird verstehen müssen, die Kompetenzen sämtlicher größern Ämter zu erweitern.

Der Postdirektor hat das Recht, dem Unterbeamten einen Urlaub von drei Tagen zu bewilligen, aber er hat nicht die Befugnis, einen Stellvertreter für ihn gegen Gewährung eines Tagegeldes anzunehmen. Um diesen Stellvertreter annehmen zu können, muß er erst an die vorgesetzte Oberpostdirektion berichten. Erkrankt ein Unterbeamter und wird ihm vom Arzt der Rat erteilt, der bessern Pflege wegen zu seinen Eltern oder sonstigen Verwandten überzusiedeln, so muß der Postdirektor erst an seine vorgesetzte Behörde berichten, um die Genehmigung zu erwirken. Wozu dieser Bericht? Kann der Amtsvorsteher nicht am besten beurteilen, ob der Aufenthalt des Erkrankten bei seinen Eltern usw. notwendig sei? Selbstverständlich verfügt die Oberpostdirektion stets nach den Vorschlägen des behandelnden Arztes. Wenn es sich um die Niederschlagung von Porto- oder Telegrammgebühren handelt, muß, auch wenn diese unzweifelhaft gerechtfertigt erscheint, dennoch bei der vorgesetzten Behörde ein Antrag gestellt werden.

Auch innerhalb der Postämter wird auf höhere Veranlassung noch viel zu viel geschrieben. Im Jahre 1883 wurde bekanntlich der Geldbriefträger Kossäth in Berlin auf dem Bestellgange hinterrücks überfallen und seiner Geldtasche beraubt. Dieser Raubanfall wird nun aller halben Jahre sämtlichen Briefträgern „verhandlungsschriftlich“ in Erinnerung gebracht, damit sie bei der Bestellung Vorsicht üben. Dabei enthält aber die Dienstanweisung für Briefträger im Anhange eine ausführliche gedruckte Ermahnung zur Beobachtung der nötigen Vorsicht beim Austragen von Geldbriefen usw. Wozu diese überflüssigen Schreibereien? Wird man unsern Enkelkindern den Kossäthschen Fall auch noch in Erinnerung bringen?

Digitized by Google

# Litteratur

Zur Frauenfrage. Gustav Gerok hat unter dem Titel Frauenabende (Stuttgart, Karl Krabbe, 1896) sechs zartsinnige und ansprechende Vorträge herausgegeben, von denen er selbst bescheiden sagt, daß sie nichts neues enthielten und wohl ungedruckt hätten bleiben können; „allein nachdem den Teilnehmern die Zusicherung nachheriger Veröffentlichung gegeben worden ist, könnte ein Unterlassen derselben den Schein erwecken, als ob das Gesprochne die Öffentlichkeit zu scheuen hätte.“ Das haben sie nun freilich nicht, und sie verdienen auch die Veröffentlichung mehr als viele weit unbedeutendere Leistungen. Gerok teilt den Standpunkt mehrerer Mitarbeiter der Christlichen Welt und macht dem Apostel Paulus den Vorwurf, daß er im Gegensatz zu Christus das Weib herabdrücke; er stellte Seite 21 den Grundsatz auf: „Da der Satz: die Frau gehört ins Haus, heute nicht mehr haltbar ist, muß unsre Richtlinie vielmehr werden: die Frau muß in der Welt zu Hause sein.“ Ungefähr denselben Standpunkt nimmt Frau Elisabeth Gnauck-Kühne ein, die auf dem vorjährigen Evangelisch-sozialen Kongreß einen Vortrag über Die soziale Lage der Frau gehalten und ihn dann bei Otto Liebmann in Berlin herausgegeben hat. — Bedeutend tiefer als diese beiden geht Dr. Julius Duboc der Sache auf den Grund in seiner Schrift: Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Geschichte und Kritik (Leipzig, Otto Wigand, 1896). Er sagt im Vorwort: „Die Frau der Gegenwart ist sehr geneigt, sich [in Beziehung auf die geschichtliche Entwicklung] zu ihren Ungunsten zu täuschen und ihre Bedeutung in der Vergangenheit zu unterschätzen. Sie hat sich vielfach in die Auffassung hineingelebt, als ob sie bisher eine Art Schneckenleben geführt habe, dem eine wesentliche Einwirkung auf das, was die Nation im Innersten bewegte, versagt geblieben sei.“ Er widerlegt diesen Irrtum durch einen Überblick, der den Einfluß zuerst des heroischen, dann des hauswaltenden Weibes*) auf die deutsche Kulturentwicklung nachweist, und stellt dann, teilweise in Anlehnung an seine „Hundert Jahre Zeitgeist,“ die verschiednen Spielarten des litterarischen Weibes der Neuzeit, der poetischen, der (meist jüdischen) geistreichen, der politischen Frau dar, wie sie in Wechselwirkung mit den philosophischen, politischen und sozialen Bewegungen des neunzehnten Jahrhunderts entstanden sind. Der Schwerpunkt seiner Kritik der modernen Frauenbewegung liegt im vierten Kapitel: Der Sklavinnen Aufstand, und zwar in folgender Gedankenreihe dieses Kapitels. Das Weib ist nicht immer und überall an sich schwach und hilflos, aber daß Schwäche und Hilflosigkeit als sein Geschlechtscharakter anerkannt worden sind, hat ihm eine bevorzugte Stellung verschafft, indem dadurch der Mann verpflichtet ward, das Weib rücksichtsvoll zu behandeln, ihm gegenüber auf den rücksichtslosen Gebrauch seiner physischen Überlegenheit zu verzichten. Das deutsche Weib ist denn auch in den ältern Zeiten von den Männern zwar oft rauh, aber im allgemeinen nicht roh behandelt worden; und eben in diesem auf die Männerwelt ausgeübten Zwange zum Rücksichtnehmen besteht eine der Kulturleistungen der deutschen Frau. Unser heutiges Zeitalter der freien Konkurrenz und des Weltverkehrs, das jeden einzelnen zwingt, vorwärts zu stürmen ohne Rücksicht auf die, die er umstößt und zertritt, hat den Grundsatz unbedingter Rücksichtslosigkeit zur Geltung gebracht. Das heutige Er-

*) Dazwischen stehen die fürstlichen Frauen, namentlich die des sächsischen Kaiserhauses, die Klöster als Frauenbildungsanstalten gründen und zum Teil leiten; Duboc nennt aus der sächsischen Zeit nur die Hroswitha, die keineswegs die bedeutendste war.

Digitized by Google

werbsleben macht roh und läßt diese Roheit alle Schwachen fühlen, natürlich vor allem auch das Weib. Wenn, um einige Beispiele beizubringen, was Duboc unterläßt, wenn in manchen Gegenden Englands das Weib Lederhosen anziehen und den Schmiedehammer führen muß, wenn es in vielen Ländern in die Bergwerke hinunter und auf die Baugerüste hinaufgeschickt wird, wenn auf manchen ostelbischen Gütern die polnischen Frauen und Mädchen vom Aufseher regelmäßig geprügelt werden, so ist das nicht mehr rauh, sondern empörende Roheit. Was Wunder, wenn sich die „Sklavinnen" empören, und zwar nicht die, die die Schläge bekommen, denn die sind ohnmächtig, sondern ihre Schwestern, die sich noch in angenehmerer und gesicherter Stellung befinden, aber die dem ganzen Geschlecht zugefügte Schmach und die ihm drohende Gefahr empfinden! Nur daß sich diese edelmütigen Frauen ganz und gar über das Wesen dieser „Sklaverei" täuschen, indem sie es in der zum Schutze des Weibes eingesetzten Vormundschaft des Mannes suchen, während es allein in den modernen wirtschaftlichen Zuständen liegt.

Indem nun, meint Duboc, die empörten Frauen infolge dieser falschen Auffassung die Gleichberechtigung fordern, geben sie ihr Vorrecht, das Vorrecht der Schwäche, das dem Manne Rücksicht zur Pflicht macht, preis, und zwar haben sie das schon in der französischen Revolution gethan, also ehe die Unterdrückung und Ausbeutung von Frauen durch die Industrie begann, sodaß in dieser Hinsicht die Theorie der Praxis vorausgeeilt ist. Gleichberechtigung besagt eben unter den heutigen Umständen nichts andres, als daß die Frau ebenfalls aus dem sichern Heim hinaus und in den Konkurrenzkampf hinein gestoßen werden soll, wo der Starke und Rücksichtslose oben bleibt, der Schwache sowie der Rücksichtsvolle und Gewissenhafte zu Boden getreten oder ausgebeutet wird, die Gleichberechtigung kann unter den heutigen Umständen für hunderttausende weiter nichts bedeuten als das Recht auf schwere Arbeit und auf Prügel. Eine solche Lösung der Frauenfrage wäre keine Lösung. Die Frauenfrage ist eine Männerfrage, sagt Duboc ganz richtig, aber nicht ganz in dem Sinne derer, die das Wort gewöhnlich im Munde führen; an die Männer richtet er die Forderung: behauptet eure Rechte und erfüllt eure Pflichten, wobei der Hauptton in der bisher vielfach vernachlässigten Erfüllung der Pflichten liegt. Diese Auffassung ist unsrer Ansicht nach die richtige und die allein berechtigte; nur daß wir noch beifügen: solange das „Recht" der Frauen auf Männerarbeit und brutale Behandlung, das sie heute vielfach thatsächlich genießen, bestehen bleibt, muß man ihnen anstandshalber auch das Recht einräumen, sich in Gewerkvereinen und politischen Vereinen gegen Unterdrückung zu wehren. Mit Recht bedauert Duboc auch, daß jetzt, weil das angeblich die nationale Ehre fordern soll, ein bürgerliches Gesetzbuch übers Knie gebrochen wird, dessen die Frauen betreffenden Abschnitte keineswegs geeignet seien, die bisher am weiblichen Geschlecht verbrochnen Sünden wieder gut zu machen; insbesondre gelte das von den Rechten der außerehelichen Mutter und ihrer Kinder.

**Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Herausgegeben unter Mitwirkung von Wilhelm Bode u. a. Berlin und Stuttgart, Spemann**

Von diesem Unternehmen, das die Meisterwerke der bildenden Kunst in guter Wiedergabe zu einem billigen Preise dem deutschen Hause vermitteln und zu deren rechtem Verständnis anleiten will, liegt nun schon eine Reihe von Heften vor, sodaß man wohl ein Urteil darüber abgeben kann. Daß das Museum viel Freunde finden wird, bezweifeln wir nicht. Von dem seit einigen Jahren erscheinenden klassischen Bilderschatz unterscheidet es sich dadurch, daß es sich mehr an ein Laien-

Digitized by Google

publikum wendet. Diese zu gewinnen, dient nicht nur die vornehme Ausstattung, die dem Ganzen mehr den Charakter eines Prachtwerkes giebt, sondern auch das weiter gesteckte Ziel, indem in bunter Mischung Kunstwerke aller Zeiten geboten werden, auch Werke der Skulptur neben Gemälden. Und dann wollen ja auch die beigegebnen kleinen Abhandlungen in den Textblättern zur Klärung des Kunstverständnisses der Laien beitragen.

An den Bildern selbst (jedes Heft enthält acht auf schönem starken Papier; aller vierzehn Tage erscheint eine Lieferung zum Preise von einer Mark) kann man seine volle Freude haben. Die an sich nicht gerade schöne Reproduktionsart des Netzdruckes erreicht hier oft die Wirkung einer Heliogravüre, vor allen bei den Gemälden älterer Meister, besonders bei denen, die große Formen geben, bei den Porträts. Einige Prachtstücke sind gleich das erste Blatt, Dürers Holzschuher, dann der Georg Gispe von Holbein, Tizians Flora; auch die Landschaften von Poussin, Ruysdael und Hobbema kommen trefflich zur Geltung. Weniger gut wirken natürlich figurenreiche Darstellungen; nur Gebhardts Abendmahl gewährt hier dank der saubern Malweise des Künstlers einen ungetrübten Genuß. Die bunte Menge von Defreggers heimkehrenden Tiroler Siegern dagegen verschwimmt zu sehr in dieser linienlosen Technik bei so bedeutender Verkleinerung. Bei Böcklins Gefilde der Seligen macht sich auch das Fehlen der Farbe doch empfindlich bemerkbar. Vielleicht wählt man von ihm lieber noch einmal eine seiner ernsten Landschaften, die auch im Schwarzdruck zur Geltung kommen würden und außerdem nicht von symbolistischen Neigungen angekränkelt sind. Zwecklos ist es wohl, wenn man in dem Bestreben, alle Malrichtungen zu berücksichtigen, Bilder wie Millets Ährenleserinnen und die Jugend der Genoveva von Chavannes bietet, bei denen man sich gerade das, was sie künstlerisch allein interessant macht, hinzudenken muß. Oder wird uns die „Anleitung zum Genuß“ von dieser ketzerischen Meinung bekehren?

Zu den schönsten Blättern gehören die großen auf Doppeltafeln wiedergegebnen Skulpturen, wie Michelangelos David. Houdons Molière verliert etwas dadurch, daß die Photographie nach einer Zeichnung gemacht worden ist. Sonst ist wohl überall das Original selbst wiedergegeben.

Die kleinen Textartikel bringen in buntem Wechsel zum Teil Belehrungen über die Schöpfer der Bilder, die natürlich nur dem Zwecke dienen können und wollen, uns das betreffende Werk näher zu bringen. Das Verständnis, das das Studium einer zusammenhägenden Kunstgeschichte erweckt, können sie nicht geben, sie werden aber gewiß dazu anregen, gründlichere Belehrung zu suchen. Außer biographischen Abrissen bietet der Text auch Abhandlungen über technische Fragen (Zeichnungen alter Meister), über Richtungen aus der Geschichte der Kunst (Naturalismus) und über allgemeine Kunstbegriffe (Stil, Typus). Sie alle werden ihrem Zwecke dienen, zumal da sie meist schlicht und klar geschrieben sind. Der heute unter unsern Kunstschriftstellern beliebte „blühende“ Stil ziert wohl nur den Aufsatz über Böcklin. Möchte sich das Museum auch fernerhin davon freihalten.

**Bismarcks Briefe an den General Leopold v. Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten v. Bismarck neu herausgegeben von Horst Kohl. Berlin, O. Häring, 1896**

Bei einer genauern Durchsicht des „Briefwechsels des Generals von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck,“ Berlin, 1893, der seinerzeit auch in diesen Blättern angezeigt worden ist, hat Horst Kohl die Bemerkung gemacht, daß diese ganze Publikation fehlerhaft sein, insbesondre zahlreiche Lücken

Digitized by Google

in einzelnen Briefen enthalten müsse. Er hat sich daher sowohl von der Erbin des Generals, Fräulein Agnes von Gerlach, wie vom Fürsten Bismarck die Einsicht in die Originale der Briefe verschafft. Eine eingehende Vergleichung hat ihm seine Vermutung im vollsten Umfange bestätigt. Auf der so gewonnenen festen Grundlage hat er die Briefe Bismarcks von neuem wortgetreu herausgegeben, abgesehen von wenigen auf persönlichen Gründen beruhenden Auslassungen. Eine „Vergleichungstafel" zeigt, wie eine ganze Reihe von Briefen in der ersten Ausgabe ein falsches Datum trägt, mehrere Briefe zuweilen willkürlich in einen verschmolzen, andre bedeutend gekürzt sind, ohne daß die zuweilen seitenlangen Auslassungen auch nur angedeutet wären. Im ganzen liegen nun 125 Briefe Bismarcks vor, der erste vom 22. Juni 1851, der letzte vom 2./4. Mai 1860, also schon aus dem Anfange der Petersburger Zeit. Noch deutlicher als in der frühern verstümmelten Form tritt der Charakter und die Schilderungskunst des Briefschreibers wie seine allmähliche innere Lösung von Gerlach hervor. Ein „Schlüssel zur Erklärung der Pseudonymen," deren sich die beiden Briefsteller seit dem Ende des Jahres 1855 wegen eines Briefdiebstahls aus gerechtfertigter Vorsicht bedienten, ist beigegeben, dann ein Schreiben des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha an den Fürsten Leopold zur Lippe vom 7. August 1855 über die Verhaftung des berüchtigten Geheimen Rats Hannibal Fischer in Koburg, auf die ein Brief Bismarcks vom 20. Juli 1855 ausführlich Bezug nimmt, endlich ein sehr genaues Register. Die Belehrung und Erbauung, die schon die erste Ausgabe dieser Briefe trotz ihrer Mängel dem Leser gewährte, kann sich in dieser neuen berichtigten und vervollständigten nur steigern. Die Ausstattung ist vortrefflich.

## An unsre Freunde

**Auch diesen Sommer bitten wir wieder unsre Freunde, in Bädern und Sommerfrischen, wo sich Gelegenheit bietet, recht eifrig für Empfehlung und Verbreitung der Grenzboten zu wirken. Wir haben das vorliegende Heft in etwas größerer Auflage drucken lassen und stellen einzelne Exemplare davon, wo sie zu diesem Zwecke benutzt werden sollen, gern zur Verfügung. Es bedarf nur einer Postkarte.**

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Ein wirtschaftspolitischer Rückblick

Das Jubiläum der Aufhebung der Kornzölle in England hat unsre Hochschutzzöllner nervös gemacht. Sie haben den Freihandelsgedanken lange für einen Toten gehalten und für einen Toten erklärt; daß er noch Lebenszeichen verrät, kommt ihnen, wie es scheint, nicht ganz gelegen. Zwar daß er tot sei und nie wieder zum Leben zurückkehren könne, behaupten sie auch noch. Sie geben ihrer Verachtung den stärksten Ausdruck. In der üblichen Weise wird übertrieben, werden die eignen Parteianschauungen für die Stimme des Volkes ausgegeben, während auf der andern Seite nur eine geringe Zahl verbissener Doktrinäre stehen soll. Dennoch klingt einige Besorgnis durch, daß ähnliche Bestrebungen, wie die, die damals den Sieg errangen, wieder mächtig werden könnten.

Nun ist es ja verkehrt, zu meinen, daß sich der heutige wirtschaftspolitische Kampf in dem Gegensatz von Freihandel und Schutzzoll erschöpfe, oder daß er ihm auch nur hauptsächlich das Gepräge gebe. Dieser Gegensatz deckt sich nicht einmal mit dem, der für den heutigen Kampf hauptsächlich bezeichnend ist. Mancher, der nicht grundsätzlich Freihändler ist und jeden Schutzzoll verwirft, mißbilligt doch entschieden die heute von den Agrariern vertretnen Bestrebungen. Die ganze Schutzzollfrage ist heute, wenn auch nur vorläufig, ziemlich zurückgetreten. Das Verlangen, daß die Kornzölle aufgehoben werden sollen, wird zur Zeit nicht gestellt. Näher, als durch Hervorheben der Gegensätze auf diesem Gebiet, kommt man daher wohl der Sache, wenn man sagt, es handle sich darum, ob sich der Staat einmischen solle oder nicht. Aber auch das ist nicht ganz zutreffend. Viele sind nicht grundsätzliche Gegner jeder Staatseinmischung, aber sie wollen doch nicht, daß der Staat in der Weise das wirtschaftliche Leben bevormunde und überwache, wie es heute von gewisser Seite verlangt wird. Am richtigsten aber ist es wohl, zu sagen, daß



Digitized by Google

es sich um einen Kampf für oder gegen Vorrechte handle, daß die Zwecke, zu denen nicht bloß Staatseinmischung, sondern geradezu Staatsunterstützung verlangt wird, mißbilligt werden von allen, die noch Gerechtigkeitsgefühl genug haben, um „jedem das Seine" zu gönnen.

Und insofern allerdings ist eine Ähnlichkeit zwischen dem damaligen Kampf gegen die Kornzölle und dem heute bei uns geführten Kampf gegen agrarische Ausschreitungen. Zugleich aber ergiebt sich auch, daß wir gegen damals nicht einen Fortschritt, sondern einen Rückschritt zu verzeichnen haben. Sozialpolitische Erwägungen waren schon damals stark maßgebend. Edle Volksfreunde verfolgten mit echt britischer Thatkraft und Zähigkeit ihre Ziele. Ein Mann wie Cobden, der in uneigennütziger Weise alles an die Durchführung einer Idee setzt, ist ein erhebendes Bild. Heute sollten billigerweise sozialpolitische Bedenken für die Gesetzgebung viel mehr gelten, als damals. Diese aber sind für die Agrarier, die über die Gesetzgebung so große Macht ausüben, nicht vorhanden. Sie legen für ihre zu einer gerechten Sozialpolitik im geraden Gegensatz stehenden Bestrebungen einen Eifer an den Tag, der einer bessern Sache würdig wäre. Auf der Gegenseite aber fehlt die nötige Kraft und Einigkeit, um diesen Bestrebungen erfolgreich zu widerstehen. Dazu kommt, daß bei uns die Haltung der Regierung in gesetzgeberischen Fragen viel bestimmender ist als in England, daß eine Volksbewegung von der Regierung viel weniger beachtet wird und auf sie weniger Einfluß übt. So liegen für uns die Bedingungen, einer volksfreundlichen Politik den Sieg zu verschaffen, viel ungünstiger, als damals in England. Und doch wird immer mehr die Notwendigkeit empfunden, den agrarischen Ausschreitungen Halt zu gebieten.

Aber auch wenn wir uns nur an die wirtschaftliche Seite der Frage halten, müssen die von agrarfreundlichen Blättern bei dieser Gelegenheit angestellten Betrachtungen erheiternd wirken auf jeden, der nicht die Verhältnisse durch die Parteibrille betrachtet. Da wird den Engländern vorgehalten, daß sie durch Aufhebung der Kornzölle einen sehr dummen Streich gemacht hätten. Und dieser Fehler soll noch bis in die Gegenwart herein seine Nachwirkungen auf die englische Wirtschaftspolitik ausüben. Diese Blätter richten ernste wohlwollende Mahnungen an England, weil sie es einem Abgrunde zutaumeln sehen, ohne daß es selbst eine Ahnung davon habe. Auch geben sie zu verstehen, daß sich bessere Einsicht in England mit Notwendigkeit einstellen werde und müsse. England, das alte Freihandelsland, auf die Bahn des Schutzzolls zu bringen, welcher glänzende Erfolg wäre das für unsre Agrarier!

England hat seine Landwirtschaft zu Grunde gerichtet, so lautet der eine von dieser Seite gegen die englische Wirtschaftspolitik erhobne Vorwurf. Dabei wird geflissentlich verschwiegen, daß auf die Aufhebung der Kornzölle in England eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs folgte, an dem auch die Land-

Digitized by Google

wirtschaft wesentlich Anteil hatte. Und der Rückgang der Landwirtschaft in der Neuzeit ist doch in England, wie bei uns, zum Teil eine Nachwirkung eben jenes Aufschwungs und des dadurch veranlaßten allzu hohen Steigens der Bodenpreise. Darum ist die Landwirtschaft so wenig widerstandsfähig gegen die starke Konkurrenz der Neuzeit. Gewiß mußte diese Konkurrenz die Landwirtschaft auf alle Fälle schwer treffen. Und die englische Landwirtschaft ist dieser Gefahr noch mehr ausgesetzt als die unsrige. Ob sich aber Kornzölle als ein kräftiges Heilmittel bewährt hätten, muß zweifelhaft erscheinen, wenn man bedenkt, wie unzulänglich sich selbst unsre hohen Zölle nach dem eignen Urteil der Agrarier in dieser Hinsicht erwiesen haben.

Aber auch Englands gewerbliche Blüte, so wird uns gesagt, trägt den Krankheitskeim in sich. Englands Industrie ist dem Untergange geweiht, wenn es auch gelingt, ihn noch eine Zeit lang aufzuhalten. Zunächst scheint sich aber England selbst nicht mehr krank zu fühlen als andre Staaten, die nach angeblich so vortrefflichen wirtschaftspolitischen Grundsätzen geleitet werden. An den düstern Prophezeiungen ist nur so viel richtig, daß England seine frühere Überlegenheit nicht behaupten kann, da es mit dem Wettbewerb aufstrebender Nationen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie zu kämpfen hat. Auch die weiseste, ausschließlich im Interesse Englands geleitete Wirtschaftspolitik hätte diese Entwicklung nicht hindern und die daraus für England entstehenden Folgen nicht abwehren können.

Daß gesetzgeberische Maßregeln nur eins der Förderungsmittel wirtschaftlichen Gedeihens sind, daß ihre Wirkung immer nur beschränkt ist und nicht überschätzt werden darf, das übersehen eben unsre Fanatiker der Staatshilfe beständig. Das hat sich bei ihrer Beurteilung unsrer Wirtschaftspolitik, wie schon so oft, auch wieder bei dieser Gelegenheit gezeigt. Die Hamburger Nachrichten und verwandte Blätter glaubten ein Loblied auf die nach dem Fürsten Bismarck benannte Wirtschaftspolitik anstimmen und sie der verfehlten Wirtschaftspolitik Englands gegenüberstellen zu müssen. Dabei ist es nur merkwürdig, daß gerade die Vertreter der Anschauungen, die in den genannten Blättern ihren Ausdruck finden, am allerunzufriedensten mit den heutigen wirtschaftlichen Zuständen sind. Wenn die Bismarcksche Wirtschaftspolitik wirklich die Wunderdinge ausgerichtet hätte, die ihr von ihren Anhängern zugeschrieben werden, so würde es wohl etwas anders bei uns aussehen. Denn diese Wirtschaftspolitik ist ja nicht abgeschafft, unter Caprivi nur ganz unwesentlich geändert, im übrigen aber durch Maßregeln in ähnlichem Sinne noch bestärkt worden.

Wollen wir das wirtschaftspolitische System Bismarcks gerecht beurteilen, so dürfen wir nicht bloß darauf sehen, was zu Anfange beabsichtigt wurde, sondern wir müssen untersuchen, was allmählich daraus geworden ist, wie es sich im Laufe der Zeit gestaltet, ob der Erfolg den Erwartungen ent-

Digitized by Google

sprochen hat. Und da muß denn am meisten auffallen das Mißverhältnis zwischen dem, was angekündigt wurde, und dem, was erreicht worden ist. Ganz im Gegensatz zu den großartigen Erfolgen des Fürsten Bismarck auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ist das Ziel, das man sich bei der Einleitung der erwähnten Wirtschaftspolitik steckte, nicht erreicht worden; dafür sind aber Bestrebungen wachgerufen worden und immer mehr erstarkt, die schließlich der Staatsgewalt selbst höchst unbequem wurden. Die gesamten Bestrebungen, die unter dem Namen der Interessenpolitik zusammengefaßt werden, sind in diesem Zeitraume mächtig angewachsen, und wenn zu Anfang angenommen wurde, daß sie leicht zu befriedigen seien, daß es nur einer geringfügigen Änderung der wirtschaftlichen Gesetzgebung bedürfe, um einen „Aufschwung" herbeizuführen und Wohlstand hervorzuzaubern, so hat sich später herausgestellt, daß die Interessenpolitiker immer tiefere und verhängnisvollere Eingriffe in das wirtschaftliche Leben verlangten, daß sie trotz aller Zugeständnisse nie zufrieden waren, und daß diese Unzufriedenheit auch eine gewisse Berechtigung hatte, wenn einmal von der Staatsgewalt die Leistungen erwartet werden konnten und durften, die von den Förderern dieser Bestrebungen von Anfang an in Aussicht gestellt waren.

Der Fehler lag also offenbar in der Überschätzung der Fähigkeiten der Gesetzgebung; er lag darin, daß allgemeine wirtschaftliche Erscheinungen den Wirkungen der Gesetzgebung eines einzelnen Landes zugeschrieben wurden, und daß man dann glaubte, durch Änderung dieser Gesetzgebung eine „nationale Wirtschaftspolitik" ausschließlich auf die Bedürfnisse dieses Landes begründen zu können, wobei übersehen wurde, daß man dadurch im Auslande den Anreiz zu ähnlichen Bestrebungen gab und zu Maßregeln, die der „nationalen Arbeit," die man durch das System aufs beste zu schützen glaubte, verhängnisvoll wurden. Dabei ist besonders bemerkenswert, wie verschieden sich die einzelnen Zweige der nationalen Arbeit bei diesem System befanden, und daß sich gerade der Arbeitszweig, der Berufsstand, dem der „Schutz" hauptsächlich zugedacht war, am allerwenigsten befriedigt gefühlt hat und noch jetzt fühlt.

Und hiermit kommen wir zu dem Hauptpunkt der Frage. Nicht darnach ist ein Wirtschaftssystem zu beurteilen, ob eine einzelne Maßregel grundsätzlich richtig und zu billigen ist, sondern wie dieses System im ganzen wirkt, wie es hineinpaßt in die Zeitverhältnisse und in die ganze wirtschaftliche Lage, ob bei dem, was die Gesetzgebung übernimmt, die unabweisbaren Forderungen des Zeitalters richtig erkannt werden und ihnen möglichst entsprochen wird. Es ist die Achillesferse dieser Wirtschaftspolitik, daß sie sich die „Hebung der Landwirtschaft" zur Aufgabe stellte. Es wurde dabei nicht bedacht, daß die beklagte Lage der Landwirtschaft, die doch bei weitem nicht so schlimm ist, wie sie dargestellt wird, bewirkt worden ist durch eine gewaltige wirtschaftliche Umwälzung, und daß die Staatsgewalt nicht imstande ist, diese Wirkungen ab-

Digitized by Google

zuwehren. Wenn unsre Agrarier heute gewissermaßen die Welt auf den Kopf stellen wollen, so ist es zu Anfange gewiß nicht beabsichtigt worden, daß die agrarische Bewegung einen solchen Verlauf nehmen solle, aber sie ist durch eine zwingende Notwendigkeit dahin getrieben worden, weil man sich eigensinnig darauf versteifte, etwas erreichen zu wollen, was nicht zu erreichen war. Es ist auch nicht beabsichtigt worden, daß sich das Verlangen des Schutzes der nationalen Arbeit zu dem Verlangen der einseitigen Bevorzugung eines einzelnen Berufsstandes auf Kosten der andern ausbilden solle, aber durch die andauernde Unzufriedenheit des einen Berufsstandes, dem so schöne Versprechungen gemacht worden waren, und, wie man hinzufügen muß, durch seine andauernd unbefriedigende Lage ist es allmählich dahin gekommen.

Um wieder auf die Zollpolitik, die ja nur einen Teil dieser ganzen Wirtschaftspolitik ausmacht, zu kommen, so sollte auch bei ihrer Beurteilung weniger die Frage gestellt werden, ob Zölle überhaupt zweckmäßig und zulässig seien, sondern ob im einzelnen Falle ein Zoll angebracht sei, ob damit erreicht werde, was erstrebt wird, ob in den allgemeinen Verhältnissen die Berechtigung zu solcher Maßregel liege.

Auch die Berechtigung von Industriezöllen ist ja vielfach bestritten worden. Es ist namentlich, und mit vollem Recht, hingewiesen worden auf die weitern Folgen, die das Vorgehen eines einzelnen Staates auf diesem Gebiet leicht haben kann. Da entsteht dann in den verschiednen Ländern ein Wetteifer, die eigne Industrie zu stärken, sich vom Auslande möglichst unabhängig zu machen, wie der Ausdruck lautet. Dabei wird zu wenig darauf Rücksicht genommen, ob wohl die wirtschaftliche Entwicklung des eignen Landes ein solches Vorgehen rechtfertigt. Künstlich wird eine Industrie großgezogen, für deren Emporkommen die Bedingungen nicht günstig liegen, und die man lieber allmählich sich entwickeln lassen sollte. Es wird eine handelspolitische Feindschaft erzeugt, und man kommt zu einer gegenseitigen Absperrung durch Zölle, die auf den Wohlstand der Länder insgesamt ungünstig einwirkt, da gerade der Austausch an Arbeitserzeugnissen zwischen einem wirtschaftlich höher entwickelten und einem auf niedrigerer Stufe stehenden Lande für beide Teile vorteilhaft ist.

Aber wie man auch über unsre Industriezölle urteilen mag, so viel ist gewiß, daß sich die Industrie viel leichter befriedigt gezeigt hat als die Landwirtschaft, oder vielmehr die Landwirte, die zu der agrarischen Fahne schwören und auf die von agrarischer Seite empfohlnen Heilmittel große Hoffnungen gesetzt haben und noch setzen. Und das hat seinen guten Grund. Unsre Industrie ist kräftig emporgeblüht hauptsächlich deshalb, weil Deutschland zum Industriestaat überging in einer Zeit, die für eine solche Entwicklung günstig war. Und wenn nun gleichzeitig die Landwirtschaft, immer in dem angeführten Sinne gemeint, trotz der ihr mehr und mehr zugestandnen Bevorzugung fort und fort über Zurücksetzung klagt, so wird auch sofort der Unterschied klar

Digitized by Google

zwischen berechtigten und verfehlten wirtschaftlichen Maßregeln. Die hohe Vervollkommnung der Verkehrsmittel, die Bebauung und Besiedlung neuer Länder und andres haben bewirkt, daß die Rohprodukte der Landwirtschaft ihren frühern Preis nicht behaupten können. Wenn darauf aber vom Staate verlangt wird, daß er hohe Preise mache, so ist das gerade so, als wenn der Fuhrmann vom Staate Schadenersatz verlangen wollte für die Schädigung seines Erwerbs durch die Eisenbahn.

Der Großgrundbesitz mußte wegen der Ausdehnung seiner Landfläche von dieser Konkurrenz am härtesten betroffen werden. Es kommt hinzu, daß es einer gesellschaftlich hoch stehenden Klasse dadurch sehr erschwert wird, ihre Stellung zu behaupten. Diese Klasse aber hält sich selbst für eine besonders wertvolle und unentbehrliche Stütze des Staats. Sie behauptet, daß es im eignen Interesse des Staats liege, sie in ihrer Stellung zu schützen und ihr die Weiterführung eines behaglichen Lebens zu ermöglichen. Und es scheint, daß in den leitenden Kreisen Neigung vorhanden ist, auf solche Anschauungen einzugehen, und daß darauf die geradezu unbegreifliche den Agrariern bewiesene Nachsicht zurückzuführen ist. Dadurch aber wird der Kampf für und wider die agrarischen Bestrebungen nur um so bedenklicher, denn er gestaltet sich zu einem Klassenkampf. Auf der einen Seite steht der demokratische Gleichheitsgedanke der Neuzeit, der von erblichen Vorrechten nichts wissen will, in ihrer Festhaltung ein Unrecht und zugleich ein Hemmnis der Thatkraft sieht, da er dem Emporstrebenden Bahn machen und dem Verdienste seinen Lohn zuerkennen will. Auf der andern Seite steht eine Klasse, die mit grimmigem Haß die ganze wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit betrachtet, weil sie fühlt, daß ihr die Fähigkeit abgeht, sich in diesem wirtschaftlichen Kampfe zu behaupten. Sie betrachtet jeden Reichtum, der außerhalb der landwirtschaftlichen Scholle erworben wird, als ein Unrecht, nicht aus grundsätzlicher Abneigung gegen den Mammon, aus Vorliebe für Schlichtheit und Einfachheit, sondern weil dieser Reichtum „deplacirt“ sei, nicht dorthin gefallen sei, wohin er gehöre. Darum scheint ihr die ganze heutige Wirtschaftsordnung verfehlt zu sein, und sie sucht sie nach ihren Idealen zuzuschneiden, wobei sie in den schärfsten Gegensatz gerät zu den Interessen und Bedürfnissen der ärmern Bevölkerungsklasse, die doch angeblich die höchste Richtschnur für die Gesetzgebung sein sollen. Bei der Unwahrheit und Zeitwidrigkeit dieser Bestrebungen — kann es da zweifelhaft sein, daß ihre Macht vorübergehen wird?

Digitized by Google

# Deutschland auf der Pariser Weltausstellung 1900

Das deutsche Reich hat seine Beteiligung an der Pariser Weltausstellung von 1900 zugesagt. Die handelspolitischen Rücksichten haben dabei wohl nicht die erste Rolle gespielt, die Politik im engern Sinne, die sogenannte hohe Politik, ließ keine Wahl, und die verbündeten deutschen Regierungen mit dem deutschen Kaiser an der Spitze haben recht gethan, der Friedfertigkeit der deutschen Politik dieses Opfer zu bringen. Denn ein Opfer ist und bleibt die Teilnahme des deutschen Reichs an dieser neuen nationalen Festvorstellung in Frankreich, wie man die Sache auch drehen und wenden mag.

Völlig ausgeschlossen ist es zunächst, daß sich durch die deutsche Beteiligung auch nur das geringste an der feindseligen Stimmung der französischen oder der Pariser Bevölkerung zum bessern kehren werde; ja nicht einmal das Gegenteil ist ausgeschlossen. Es gehört eine Selbstverleugnung ohnegleichen dazu, daß wir dem Weltfrieden zuliebe bei dieser Ausstellung erscheinen, während es nach mehr als einem Vierteljahrhundert in ganz Frankreich noch kein Staatsmann, keine politische Körperschaft, keine Zeitung wagen darf, den Frankfurter Frieden als dauernde Ordnung der Dinge anzuerkennen, ohne des Verrats geziehen zu werden, während vielmehr die französische Regierung und das französische Volk dem eignen Nationalstolz die unerhörtesten Demütigungen abzwingt, um nur die Bundesgenossenschaften zu gewinnen, die den Bruch jenes Friedens ermöglichen, während endlich auch nicht der geringste Zweifel besteht, daß die Franzosen auch diese Gelegenheit ausnutzen werden, um Deutschland draußen Feinde zu schaffen und selbst deutsche Reichsangehörige für Bestrebungen zu gewinnen, die wir schlechthin als Landesverrat bezeichnen müssen. Bei jedem Schritt, bei jedem Wort wird man sich diese Sachlage vor Augen halten müssen, der Kaiser und die übrigen Fürsten sowohl wie der kleinste deutsche Aussteller. Es wird ein Fest gefeiert von Leuten, die bis an die Zähne in Waffen starren; wir gehen zu Gaste bei einem, den nur unsre bis zur Unerträglichkeit gesteigerte militärische Schlagfertigkeit abhält, zum Vernichtungskampfe über uns herzufallen. Da ist bei aller Höflichkeit die kühlste Zurückhaltung geboten, und es wäre tief zu beklagen, wenn durch überwallende Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit sich irgend ein Deutscher eine Niederlage zuzöge. Wir bedauern diese Sachlage aufrichtig der vielen gemeinsamen Interessen

Digitized by Google

wegen, die wir mit den Franzosen haben, und vor allem der vielen vorzüglichen und liebenswürdigen Charaktereigenschaften wegen, die wir an den Franzosen schätzen; aber als Gäste können wir 1900 bei ihnen nur erscheinen zugeknöpft von unten bis oben.

Aber auch handelspolitisch wird diese politisch unvermeidliche Teilnahme des deutschen Reichs an der Weltausstellung voraussichtlich ein reines Opfer bleiben. Wir brauchen diese Ausstellung ganz gewiß nicht, um unsern Export zu heben, ja wir brauchten sie, vom handelspolitischen Standpunkte aus, nicht einmal offiziell zu beschicken, obgleich sie stattfindet. Ganz natürlicher- und berechtigterweise haben die Industrie und der Handel eines Landes, in dem eine solche Ausstellung stattfindet, immer den Hauptvorteil. Sie treten nicht nur in der überwältigenden Mehrheit auf, sondern auch sonst unter den günstigsten Bedingungen; um wieviel mehr in Frankreich und Paris, wo alles zusammenwirkt, das französische Geschick in das beste Licht zu setzen. Die Pariser Weltausstellungen sind, wie die von 1889 wieder klar bewies, nur nationalfranzösische Schaustellungen mit erwünschter internationaler Staffage. Damit wollen wir nicht bestreiten, daß sich dieser oder jener deutsche Unternehmer in Paris 1900 mit irgend einer „Spezialität" vorteilhaft auf dem Weltmarkt einführen kann; nur das möchten wir vom handelspolitischen Standpunkt unbedingt anerkannt wissen, daß der deutsche Gewerbfleiß im allgemeinen auf keinen Gewinn, ja kaum auf einen Ersatz der großen Kosten zu rechnen hat, die ihm aus der Beteiligung des Reichs an der Ausstellung erwachsen.

Die Teilnahme des Reichs erfordert, daß nicht nur dieser oder jener Geschäftsmann, den die Besonderheit seiner Geschäftsbeziehungen einen mehr oder weniger sichern Gewinn von der Beschickung der Ausstellung hoffen läßt, auf sein eignes Risiko hin ausstellt, sondern daß, da wir uns nun einmal zeigen müssen, ein glänzendes Gesamtbild des deutschen Gewerbfleißes gegeben wird. Also gerade auch die Unternehmer müssen das Opfer der Beschickung bringen, denen ihre hohen Leistungen bereits Weltruf verschafft haben, die also eine solche festliche Reklame am allerwenigsten brauchen. Deshalb hat die Ausstellung in Chicago manchen deutschen Industriellen so ungeheure, geschäftlich ganz unfruchtbare Kosten gemacht, und Paris droht mit noch weit größern. Wenn wir gar nicht ausstellten, würde es nichts schaden, da wir aber ausstellen müssen, müssen wir auch in jeder Beziehung vortrefflich ausstellen. Wir gehen der allerschärfsten Kritik entgegen; es wird alles aufgeboten werden, und nicht nur von den Franzosen, um Deutschlands industriellen Ruhm zu schmälern, mögen auch die amtlichen Ausstellungspersönlichkeiten und Preisrichter noch so ehrlich zu Werke gehen. Deshalb sind die besten Leistungen, die besten Unternehmungen unentbehrlich. Das Reichsamt des Innern wolle ja nicht denken, mit den „Spezialitäten" der Arbeiterversicherung, der Wohlfahrtseinrichtungen, des Schul- und Erziehungswesens als Schaufensterstücken

Digitized by Google

in Paris das Kraut fett machen zu können. Alles kommt auf die Tüchtigkeit und auf den Geschmack der zur Schau gestellten gewerblichen Erzeugnisse an, und um darin etwas zu leisten, muß das Reich sehr tief in seine Tasche greifen und die Taschen der Aussteller schonen. Hat die preußisch-deutsche Politik in Chicago zum erstenmale nicht durch Armseligkeit der aufgewendeten Staatsmittel geglänzt, so ist in Paris, mag uns das Opfer noch so schwer fallen, doch noch ein ganz andrer Maßstab anzulegen. Das ist schon jetzt klar ins Auge zu fassen, damit Bundesrat und Reichstag durch die öffentliche Meinung genötigt werden, in diesem Falle nicht zu sparen, d. h. nicht durch unangebrachte Sparsamkeit Millionen zum Fenster hinauszuwerfen und obendrein noch den Schaden zu haben.

Doch mit der Aufwendung von Staats- und Reichsmitteln ist es nicht gethan — leider! Wäre das der Fall, so könnte der deutsche Gewerbfleiß mit Ruhe den Dingen entgegensehen. Die Hauptsorge liegt in dem Mangel jeder erprobten Ausstellungspolitik und jeder amtlichen Ausstellungspraxis in Preußen wie im Reiche.

Dieser Mangel wird in dem nichtpreußischen Deutschland tief empfunden, umsomehr, als sich in einzelnen deutschen Staaten — vor allem ist hier Württemberg als Beispiel zu nennen — das gewerbliche Ausstellungswesen seit längerer Zeit einer weitsichtigen, auf der Zusammenwirkung geschulter Beamten mit praktischen Gewerbtreibenden beruhenden erfolgreichen Pflege erfreut. Bei Ausstellungen außer Landes muß der Übergang der Leitung auf die preußisch-deutschen Reichsbehörden geradezu als ein Rückschritt erscheinen. Es ist uns immer eine von den preußischen und von Preußen ins Reichsamt des Innern übergegangnen Unbegreiflichkeiten gewesen, daß man nicht durch das Studium der Geschichte der seit der Mitte des Jahrhunderts bestehenden Landesausstellungskommission in Württemberg zur bessern Einsicht gelangt ist. Dieser Behörde, die eine Abteilung der Zentralstelle für Handel und Gewerbe bildet, lag die doppelte Verpflichtung ob, erstens die heimischen Lokal-, Bezirks-, Kreis- und Landesindustrieausstellungen zu pflegen, und zweitens für eine den Landesinteressen entsprechende Beteiligung Württembergs an den größern auswärtigen Ausstellungen, sowie für die richtige Würdigung und den günstigen Erfolg dieser Beteiligung durch Preisgerichte, öffentliches Urteil und kaufmännischen Gewinn Sorge zu tragen. Das vom Regierungsrat L. Vischer unter Mitwirkung des verdienstvollen Förderers des württembergischen Gewerbfleißes und Ausstellungswesens Dr. von Steinbeis im Jahre 1875 herausgegebne Werk „Die industrielle Entwicklung im Königreich Württemberg und das Wirken seiner Zentralstelle für Gewerbe und Handel in ihren ersten fünfundzwanzig Jahren“ behandelt auch die Wirksamkeit der Landesausstellungskommission ausführlich und wäre für die Herren im preußischen Handelsministerium und im Reichsamt des Innern ein vor-



Digitized by Google

zügliches Hand- und Lehrbuch der Ausstellungspolitik und Ausstellungspraxis gewesen, aber benutzt worden ist es, wie es scheint, nicht.

Diese Unterlassungssünde ist auch nicht gut gemacht worden durch die vereinzelten Anläufe zu einer Ausstellungspflege von Reichs wegen bei dieser oder jener sogenannten Weltausstellung im Auslande, auch nicht durch den Arbeits- und Geldaufwand für die Ausstellung in Chicago. Solche gelegentliche Ernennungen eines Kommissars für ausländische Ausstellungen können niemals die Leistungen einer ständigen Behörde ersetzen, wie der württembergischen Landesausstellungskommission, schon deshalb nicht, weil die Pflege des einheimischen Ausstellungswesens, das heißt die unerläßliche Vorschule fehlt. Wir brauchen die Vernachlässigung des einheimischen Ausstellungswesens durch das Reichsamt des Innern hier nicht näher zu beleuchten. Die Thatsache, daß die gerade auch von der nichtpreußischen Industrie seinerzeit warm befürwortete deutsch-nationale Ausstellung in der Reichshauptstadt verdrängt worden ist durch die Berliner Gewerbeausstellung dieses Jahres und durch eine Reihe andrer, zum Teil wohlgelungner Ausstellungen in andern Orten Deutschlands, spricht laut genug. Die Herren in den Berliner Behörden wollten sich grundsätzlich nicht darum kümmern, sie wollten grundsätzlich nichts lernen, und an Vorwänden und Mitteln, sich die Sache, wie man sagt, vom Halse zu halten, fehlte es natürlich nicht. Einmal wurde von dem zuständigen Rate das Bedenken geltend gemacht, die deutschen Unternehmer würden durch die nationale Gewerbeausstellung den Ast absägen, auf dem sie säßen, d. h. die billigen Arbeitslöhne in die Höhe treiben, das andre mal half das agrarische Geschrei, daß ohnehin schon zu viel Arbeitskräfte vom Lande weg zur Industrie liefen, und immer konnte man sich auf die Abneigung der rheinisch-westfälischen Weltfirmen berufen, die freilich für ihr Weltgeschäft die Ausstellung nicht brauchten. So ist es geworden, wie es ist. Eine Kritik ist schwer, wo die vollkommenste Planlosigkeit in solchem Grade wie hier den Ausschlag gegeben hat. Nur dagegen ist Verwahrung einzulegen, als ob etwa die Meinung des Kaisers den Plan einer deutschen Nationalausstellung — denn darum, nicht um eine sogenannte Weltausstellung, handelte es sich im Ernste nur — zum scheitern gebracht habe. Das war vielmehr ganz und gar die bekannte „Dezernentenarbeit." Und nun soll man zu einer Verwaltung, der jedes Interesse für das gewerbliche Ausstellungswesen im Lande fehlt, Zutrauen haben angesichts der Aufgabe, die auf der Pariser Weltausstellung harrt? Wir können es der deutschen Industrie nicht verdenken, wenn sie dieses Zutrauen nicht ohne weiteres hat, sondern schon jetzt sichere Bürgschaft verlangt, daß sie selbst durch ihre auf dem Gebiete des Ausstellungswesens geschulten Vertreter mit zu raten und mit zu entscheiden haben wird in allen Fragen, die praktische Erfahrung verlangen.

Die Opfer, die der deutsche Gewerbfleiß aus eignen Mitteln auch bei der

Digitized by Google

reichlichsten Aufwendung öffentlicher Gelder für die Pariser Weltausstellung wird bringen müssen, sind auf viele Millionen zu schätzen. Dazu kommen die weitern Millionen, die die deutschen Ausstellungsbesucher in Paris lassen werden, wenn der deutsche Besuch auch nur dem von 1889 entspricht. Deutschlands Handel und Gewerbe werden an dem Verlust dieser Millionen nicht zu Grunde gehen, aber sie können mit Fug und Recht für solche Opfer in der Reichs- und Staatsverwaltung eine kräftigere und verständnisvollere Vertretung verlangen, als sie in den letzten Jahren gefunden haben. Sie würden gewiß recht gern die Erfüllung der Repräsentationspflicht in Paris den wahren „Mehrern des Reichs," den ostelbischen Herrn Agrariern, überlassen.

# Zur allgemeinen Wehrpflicht

Im 30. Hefte der vorjährigen Grenzboten steht ein Aufsatz, der die allgemeine zweijährige Dienstzeit und damit das Aufgeben des einjährigen Dienstes befürwortet. So sehr manche in diesem Aufsatze ausgesprochnen Ansichten zu billigen sind, so scheint mir doch der Verfasser von dem eigentlichen Grundgedanken unsrer allgemeinen Wehrpflicht nicht die richtige Auffassung zu haben. Scharnhorsts Vorschläge zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fußen auf den Ansichten, die sein Lehrer, der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bückeburg, ausgesprochen hatte. Graf Wilhelm war einer der letzten kleinen deutschen Fürsten, die nach Art und Ansicht jener Zeit ihrem eignen Degen, ihrem persönlichen Ruhme dienten. Er hatte seine Dienste Portugal geliehen und das dortige Heer, namentlich die portugiesische Artillerie, organisirt. In seine Heimat zurückgekehrt, legte er auf einer Insel des Steinhuder Meeres die kleine Feste Wilhelmstein an und begründete darin die Militärschule, in der Scharnhorst seine Studien machte. Er war aber auch der Verfasser zweier Schriften: „Die Kunst, einen kleinen Staat gegen eine größere Macht zu verteidigen" und: Mémoire sur la guerre défensive. In diesen Schriften sind die Grundsätze der allgemeinen Wehrpflicht niedergelegt. Graf Wilhelm führte die allgemeine Wehrpflicht in seinem Lande ein, und Scharnhorst hat sie dann nach seinem neuen Vaterlande Preußen übertragen.

Der oberste und durch die ganze preußische und jetzt deutsche Heeresverfassung durchgeführte Grundsatz ist derselbe, den schon Macchiavelli aufgestellt hatte: Jeder Bürger ist Soldat, ist also zum Dienste für das Vaterland in Krieg und Frieden verpflichtet. Die Schule zur Ausbildung für

Digitized by Google

den Krieg ist das Heer. Das heutige Heer braucht aber nicht nur Leute, die die Waffen führen, sondern auch solche, die die Unterbringung, Verpflegung und Bewegung der Heere besorgen. Es ist auch bekannt, daß sich der gebildete Mann leichter und schneller für die Anforderungen, die das Heerwesen im Kriege an ihn stellt, einüben läßt als der weniger gebildete. Da außerdem der Gebildete, um den höhern Bildungsgrad zu erreichen, für seinen Lebensberuf mehr Mittel aufgewendet hat als der Ungebildete, so ist es nicht mehr als billig, daß man ihn nur kürzere Zeit bei der Fahne hält. Daher stammt die Einrichtung des einjährigen Dienstes. Sie ist also nicht etwa ein Benefizium für die gebildeten Klassen, sondern nur eine Gegenleistung für die Aufwendungen, die diese schon zum Nutzen des Vaterlandes gemacht haben. Endlich verschafft die Einrichtung des Einjährigendienstes dem Vaterlande eine große Anzahl von ausgebildeten Soldaten, ohne daß ihm deren Dienstzeit auch nur einen Pfennig an Löhnung und Verpflegung kostet. Es ist aber ein Unterschied für einen Vater, ob er seinen Sohn zwei Jahre auf eigne Kosten dienen läßt oder nur ein Jahr. Aus all den angeführtrn Gründen scheint es mir, daß der Vorschlag, den Einjährigendienst ganz abzuschaffen und allgemeine zweijährige Dienstzeit einzuführen, falsch sei. Rußland z. B. hat das Prinzip richtig erfaßt, indem es die Dienstzeit nach den verschiednen Bildungsgraden der Dienstpflichtigen abstuft und durch einen Zusatz vom Jahre 1888 zu dem Gesetz über Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vom 13. Januar 1874 folgendes bestimmt: Die Dienstzeit im stehenden Heere beträgt 18 Jahre, davon bei der Fahne 5, in der Reserve 13 Jahre. Die Verkürzung der Dienstzeit, die den gebildeten Klassen der Bevölkerung zugestanden ist, steht im Verhältnis zu der Bildungsstufe, auf der sich die Dienstpflichtigen befinden, und ist größer oder kleiner, je nachdem der Diensteintritt freiwillig oder infolge der Aushebung, d. h. durch Teilnahme an der Losung geschieht. Demnach dienen:

a) Ausgehobne Mannschaften

| | bei der Fahne | in der Reserve |
|---|---|---|
| 1. Bildungsstufe . . . . | 2 Jahre | 16 Jahre |
| 2. „ . . . . | 3 „ | 15 „ |
| 3. „ . . . . | 4 „ | 14 „ |

b) Freiwillige

| | | |
|---|---|---|
| 1. „ . . . . | 1 „ | 13 „ |
| 2. „ . . . . | 2 „ | 12 „ |

Auf der ersten Bildungsstufe stehen die, die ein Abgangszeugnis von Lehranstalten erster und zweiter Klasse haben; auf der zweiten und dritten Bildungsstufe stehen von ausgehobnen Mannschaften die, die ein Zeugnis von einer Schule dritter und vierter Klasse haben, von Freiwilligen auf der zweiten Bildungsstufe die, die eine besondre Prüfung bestanden haben. Unter der ersten Klasse der Lehranstalten werden Universitäten und Hochschulen, unter der

Digitized by Google

zweiten Gymnasien und Realschulen, unter der dritten Stadt- und Kreisschulen, unter der vierten Klasse Volksschulen verstanden.

Als Preußen im Jahre 1807 die allgemeine Wehrpflicht einführte, bestanden noch eine Menge Vorrechte, die gänzlich vom Dienst befreiten. Die Hohenzollern hatten größern Städten, dem Adel, wohlhabenden, angesehenen Bürgern usw. Befreiung vom Militärdienst zugesichert, ja die Kantonnisten, d. h. die ausgehobnen Inländer, wurden während der Hauptarbeiten auf dem Lande beurlaubt, alles, um die Steuerkraft des Landes durch Hebung von Industrie und Landwirtschaft zu stärken. Diese Rechte konnten unmöglich ohne jede Gegenleistung aufgehoben werden. Deshalb führte man die einjährige Dienstzeit ein und knüpfte diese Vergünstigung an den Nachweis bestimmter Kenntnisse. Daß das „Berechtigungsunwesen," wie der Verfasser des frühern Aufsatzes sagt, unser Schulwesen hemme, ist doch kaum anzunehmen. Die Schule hat doch den Zweck, die Jugend denken zu lehren und für einen Beruf vorzubereiten. Wenn also möglichst viel junge Leute die Schulen nur besuchen, um es zum Einjährigen zu bringen, so ist das ihre Sache. Die Schule sollte sich dadurch in ihrem Unterrichtsgange nicht beeinflussen lassen. Es ist deshalb schwer verständlich, weshalb das „Berechtigungsunwesen" unser Schulwesen hemmen soll. Die einzige Möglichkeit, daß das Berechtigungswesen auf den Gang des Schulunterrichts einen Einfluß übt, könnte in der neuen Bestimmung liegen, die die Sekundaner am Schluß des Schuljahres nochmals einer besondern Prüfung unterwirft, anstatt daß man sich früher mit dem vom Lehrerkollegium ausgestellten Reifezeugnis für Obersekunda begnügte. Diese besondre Prüfung mag ja in manchen Schulen auf den Lehrgang einwirken. Nach meiner Meinung könnte die Prüfung wieder wegfallen; damit wäre die Unabhängigkeit der Schulen wieder hergestellt.

Was es aber den Leuten schaden soll, die den einjährigen Dienst erstreben, wenn sie Schulen besuchen oder durch Privatunterricht Kenntnisse sammeln, ist schwer verständlich. Daß die Einjährigenbildung keine allgemeine Bildung ist, wie eine abgeschlossene Gymnasial- oder Realschulbildung, darüber ist wohl niemand im Zweifel. Dennoch ist die Einjährigenbildung kein unverdauter Ballast. Der Verfasser hätte nur im Kriege 1870/71 das Erstaunen der Franzosen über das Auftreten unsrer Einjährigen, über ihre Sprach- und Landeskenntnisse sehen sollen. Welche Dienste haben die Einjährigen in dem Feldzuge als Ordonnanzen, als Gehilfen der quartiermachenden Offiziere, in den verschiednen Munitions- und Verpflegungskolonnen usw. geleistet, ihres überlegten, umsichtigen und tapfern Verhaltens in den Schlachten und Gefechten gar nicht zu gedenken! Ich rede hier von den Einjährigen, die nicht Reserveoffiziere waren oder wurden, sondern den Feldzug als Soldaten und Unteroffiziere mitmachten. Natürlich können nicht alle Einjährigen Reserveoffiziere werden, sie sind auch keineswegs ausschließlich dazu bestimmt. Auch die all-

Digitized by Google

gemeine zweijährige Dienstzeit würde daran nichts ändern. Wir würden durch diese Einrichtung nur sehr bald einen Rückgang in der allgemeinen Bildung unsrer Jugend zu verzeichnen haben. Denn weshalb sollte der Vater Geld für seinen Sohn aufwenden, wenn dieser dann trotz seiner Kenntnisse zwei Jahre dienen müßte, wie der Volksschüler?

Ohne Zweifel hat der Verfasser Recht, wenn er den Militärdienst als eine nützliche Unterbrechung der einseitigen geistigen Schulung unsrer Jugend ansieht. Aber deshalb ist noch keine allgemeine zweijährige Dienstzeit nötig. Die jetzige Art des Einjährigendienstes mit den verschiednen spätern Einziehungen zur Wiederholung und Befestigung des Gelernten dauert zusammen meist über zwei Jahre und wirkt insofern vorteilhafter, als sie die Unterbrechung der geistigen Arbeit mehrfach wiederholt; sie wirkt auf diese Weise kräftigender, als wenn der Militärdienst in zwei Jahren hinter einander abgemacht und die geistige Arbeit dann ununterbrochen weiter geführt würde. Man sehe doch nur unsre männliche Jugend an: welche kraftvollen Gestalten mit gleichmäßig ausgebildeten Körperformen sieht man da! Ein Vergleich mit gleichaltrigen Franzosen, wie wir sie jetzt blaß und ohne Haltung vielfach in unsern deutschen Städten einhergehen sehen, ja selbst ein Vergleich mit den „Söhnen Albions," die in allen möglichen Sportanzügen jetzt unsre öffentlichen Spielplätze beleben, fällt immer zu Gunsten unsrer Jugend aus.

Nach meiner Meinung haben wir jetzt vor allem darauf zu sehen, daß die zweijährige Dienstzeit, die nur bis zum 31. März 1899 gesetzlich festgelegt ist, auch nach diesem Zeitpunkt festgehalten wird und nicht wieder, wie schon einmal in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, der dreijährigen Dienstzeit weichen muß. Dazu ist es aber nötig, daß wir unsre Jugend möglichst gut vorbereitet ins Heer schicken, sodaß die zwei Dienstjahre auch ausreichen, um aus ihnen wirklich brauchbare Soldaten zu machen. Das konnten wir in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts nicht. Unsre Volksschulen waren noch nicht so weit gefördert, und von einer körperlichen Vorbildung für den Dienst im Heere war gar keine Rede, weil das Turnen in den Schulen aus politischen Gründen noch lange nicht allgemein eingeführt war. Jetzt ist das anders geworden. Das Turnen wird in den Volksschulen und in zahlreichen Vereinen planmäßig, wenn auch immer noch zu wenig betrieben. Die Rekruten bringen also eine nicht zu unterschätzende körperliche Vorbildung mit. Ich weiß aus eigner Erfahrung, und wie man mir sagt, hat sich das in neuerer Zeit noch gesteigert, daß bei der frühern Dispositionsbeurlaubung nach zwei Dienstjahren denen, die mit Vorbildung im Turnen ins Heer gekommen waren, durch Beurlaubung zur Disposition das dritte Dienstjahr meist erspart blieb. Wunderbarerweise turnen aber unsre Schulen noch nach einem andern Lehrgang als das Heer. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Einführung der militärischen Turnvorschriften mit ihren Kommando-

Digitized by Google

worten in unserm Schul- und Vereinsturnen die Ausbildung im Heere wesentlich fördern würde. Insbesondre könnten auch bei den Freiübungen, beim Marschieren, bei den Wendungen in dem bürgerlichen Schul- und Vereinsturnen dieselben Kommandoworte und Formationsveränderungen angewandt werden, die in den Vorschriften für das Heer bestehen. Wenn die Rekruten diese Kenntnisse mitbrächten, dann wäre ihnen die Strammheit und die genaue Ausführung, wie sie unter den Waffen verlangt werden muß, bald beigebracht. Die Zeit von zwei Jahren bei der Fahne würde dann umsomehr ausreichen, die Leute im Gebrauch der Waffen, im Schießen und im Felddienst auszubilden.

So sehr ich aber Turnen und Leibesübungen aller Art im Hinblick auf den Dienst im Heere befürworte, ebenso sehr muß ich mich gegen die sogenannten Schülerbataillone und vollends gegen Schießübungen der Jugend aussprechen. Die Schülerbataillone sind eine nutzlose Spielerei, bei der die Uniform die Hauptrolle ist. Frankreich hat deshalb seine Schülerbataillone vernünftigerweise wieder abgeschafft.

Dagegen könnte unser Vereinswesen, die Schützenvereine, die Kriegervereine ganz anders ausgenutzt werden, als wie es jetzt geschieht. Unsre Schützenvereine schießen mit Büchsen und Gewehren aller Art auf kleine Entfernungen, wie sie im Kriege kaum jemals vorkommen, um silberne Löffel und Becher. Eine Organisation dieser Vereine, bei der sie nötigenfalls in Zeiten der Gefahr, sei es auch nur innerhalb der Landesgrenzen, verwendet werden könnten, besteht nicht, eine gleichmäßige Bewaffnung, die einen steten Munitionsersatz sicherte, ist nicht vorhanden. Italien und die Schweiz suchen ihre Schützenvereine in dieser Richtung auszubilden. Man schießt dort vielfach mit Ordonnanzgewehren, d. h. mit solchen, die im Heere eingeführt sind, und der Staat giebt nur an solche Vereine Preise, die Militärgewehre führen und nach Zielen schießen, wie sie im Ernstfalle vorkommen. Es ist das um so eher möglich, als unsre heutigen Militärgewehre in allen Staaten mindestens so gut und so fein schießen, als die beste alte Standbüchse.

Ein weiteres Feld der Vereinsthätigkeit wäre die Pflege und der Transport von Kranken und Verwundeten. Wir haben ja solche Vereine, aber noch nicht in hinreichender Zahl und Organisation. Ihre Thätigkeit ist nicht zentralisirt genug. Schon im Frieden müßten unsre Vereine noch mehr unter zentraler Leitung provinzen- und städteweise gruppirt sein, sodaß mit dem Befehle zur Mobilmachung für das Heer auch die Sanitätskolonnen für Heimat und Feld, die bewaffneten Schützenvereine zur Unterstützung der Besatzungen fertig und wohl ausgerüstet zusammentreten könnten, jederzeit ihrer Verwendung gewärtig. An geeigneten Führern aller Grade kann es doch nicht fehlen bei der großen Zahl unsrer Offiziere a. D. und z. D., die im mobilen Heere bei weitem nicht alle Verwendung finden, in der Heimat aber dem Verbande gute Dienste leisten könnten.

Digitized by Google

Auch in andrer Beziehung ließen sich die Kräfte unsrer verabschiedeten Offiziere im Frieden besser verwerten, als es jetzt geschieht. Unsre ganze Militärschriftstellerei liegt augenblicklich fast allein in den Händen verabschiedeter Offiziere. Warum richtet man nicht Vorlesungen für Reserve- und Landwehroffiziere ein? Die zur Abhaltung solcher Vorlesungen bestimmten Offiziere müßten von den kriegswissenschaftlichen Vorträgen, die sie halten wollen, vorher Skizzen einreichen. Besichtigungen und Prüfungen durch höhere aktive oder auch inaktive Offiziere würden die zu erreichenden Ziele des Unterrichts sichern. Unsre Reserveoffiziere könnten aus solchen Vorträgen nur Nutzen ziehen, da die Zeit, wo sie in der Front Dienst thun, doch kaum für ihre Ausbildung ausreicht. Man muß bei dem Reserve- und Landwehroffizier stets im Auge haben, daß er nicht dazu da ist, Mannschaften auszubilden, wie der aktive Offizier, sondern daß er nur für den Krieg da ist. Sobald er also gelernt hat, einen Zug zu kommandiren und zu führen, sollte er mit den vielerlei Anforderungen des Kriegsdienstes auch außerhalb des unmittelbaren Gefechts vertraut gemacht werden. Dazu gehören z. B. die Arbeiten des Quartiermachens mit der Bereitstellung der Verpflegung für die zu erwartenden Mannschaften und Pferde. Gerade dazu kann man Reserve- und Landwehroffiziere, wegen der Geschäfts- und Menschenkenntnis, die sie in ihrem meist reifern Lebensalter mitbringen, auch wegen ihrer Sprachkenntnisse besser verwenden als Linienoffiziere. Diese Dienstleistungen lassen sich aber durch Vorträge, Aufgaben zur Unterbringung von Truppen, Kartenlesen u. dergl. nach Art unsrer Generalstabsreisen gründlich und faßlich im Frieden vorbereiten unter Leitung älterer inaktiver Offiziere. Dazu könnten Vorträge über Waffenlehre, Kriegsgeschichte, Maßregeln bei Munitionstransporten, Munitionsersatz im Gefechte usw. kommen, lauter Dinge, die sehr nötig sind, und wozu in der kurzen Zeit der jedesmaligen Dienstleistung wenig oder keine Gelegenheit ist.

Eine weitere Gelegenheit zur Verwendung inaktiver Offiziere, namentlich höherer, würde gegeben sein, wenn man ihnen die Aushebung von Ersatzmannschaften und die Remontirung übertrüge. Die höhern aktiven Offiziere, namentlich auch die Brigadekommandeure, sind durch Besichtigungen ihrer untergebnen Regimenter, Leitung taktischer Übungen usw. so stark in Anspruch genommen, daß ihnen und dem Dienst eine Entlastung nur von Vorteil sein könnte; unter den inaktiven Obersten und Generalen aber finden sich eine Menge, die die Rekrutirungs- und Remontirungsgeschäfte sehr gut besorgen könnten und gewiß auch gern besorgen würden. Reise- und Tagegelder würden ihnen genügende Entschädigung für solche Dienstleistungen sein. Der Dienst selbst aber würde dadurch gewinnen, daß diese Offiziere durch ihre zeitweilige Verwendung frischer blieben, und daß in den Ergebnissen ihrer Thätigkeit eine Grundlage zur Beurteilung gegeben wäre für Verwendung bei einer Mobilmachung, wo ja vielfach auf inaktive Offiziere aller Grade zurückgegriffen werden muß.

Digitized by Google

Alle die hier angestellten Betrachtungen und Vorschläge dürften in dem Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht liegen; die allgemeine Wehrpflicht würde erst dann im Sinne Scharnhorsts vollständig durchgeführt sein, wenn Jugenderziehung, Dienst bei der Fahne und vaterländische Vereinigungen nach dem Austritt aus dem Heere in eine planvolle Verbindung gebracht wären. Kein Volk würde imstande sein, uns zu überwinden, wenn wir unsre Kraft in der angedeuteten Weise sofort auf den Befehl zur Mobilmachung für Kampf, Ersatz des Abgangs, Pflege der Verwundeten und Kranken und Ordnung im Innern des Vaterlandes in kürzester Frist entwickeln könnten. C. v. H.

# Welterklärungsversuche

1

Solange ein Volk keine andre als seine eignen Glaubensmeinungen kennt und seine Priester oder einige seiner Priester die einzigen Denkenden unter ihm sind, solange fühlt sich der durchschnittliche Volksgenosse durch die Auskunft über die ersten und letzten Dinge, die ihm seine Religion gewährt, vollkommen befriedigt. Bei uns sorgen die Schulbildung, die Presse und der Weltverkehr dafür, daß jeder so ziemlich alle Glaubensmeinungen, die jemals in der Welt geherrscht haben, wenn auch meist nur sehr oberflächlich, kennen lernt, und da auch ein vielfacher Zwang zum Denken geübt wird, so ist fast jedermann ein wenig Philosoph, d. h. er versucht sich im Welterklären, oder er wählt wenigstens zwischen den Erklärungen, die ihm dargeboten werden, und modelt die erkorne nach seinem Geschmack und Bedürfnis. Romanleser pflegen aller vierzehn Tage oder vier Wochen eine andre Weltanschauung zu haben, nämlich jedesmal die des Romanhelden, mit dem sie sich gerade beschäftigen. Und wer nun schreiben kann und Zeit dazu hat, der bringt seine Religion oder Philosophie gern zu Papier und, wenn er einen Verleger findet, in die Öffentlichkeit. Findet eine solche gedruckte Weltweisheit Leser, so findet sie gewöhnlich auch einige Gläubige, denen sie genügt, wie sie dem Verfasser genügt hat. Bildet sich dieser ein, das Welträtsel gelöst zu haben, so ist das eine Illusion, die ihm Freude macht und niemandem schadet; unangenehm wird die Sache für ihn erst, wenn er sich einbildet, seine Lösung müsse aller Welt genügen, und die Menschheit müsse ihn als ihren Heiland begrüßen; denn dann wird er zwar nicht gekreuzigt, aber ausgelacht. Wir unsrerseits wissen es längst, daß es hienieden



Digitized by Google

keine Lösung des Welträtsels giebt noch geben kann, und sehen die Lösungsversuche, soweit wir sie verfolgen können, bloß daraufhin an, was sie an nützlichen, praktischen Wahrheiten und Ratschlägen, an unschädlichen Trost- und Beruhigungsmitteln oder an schädlichen Irrtümern enthalten. Aus den auf unserm Büchergestell lagernden Weltweisen greifen wir zu diesem Zweck für diesmal drei aufs Geratewohl heraus, zwei Deutsche und einen Franzosen und stellen zunächst den unbedeutendern der beiden Deutschen mit dem Franzosen zusammen. Nordheim*) war durch das Werk: Werden und Vergehen von Carus Sterne aus langen peinvollen Zweifeln erlöst worden und glaubte dann, von den Gedanken Krauses erleuchtet, „in der als gemein verschrieenen Natur die tiefste Lehre unsers Religionsstifters erfüllt“ zu sehen; den Zweiflern, die leiden, wie er gelitten hat, will er mit seinem Buche „den Ausweg aus dem verschlungnen Wirrsal des Glaubens und Wissens“ weisen. Da sein Buch ein Kompendium der modernen Kosmogonie, der Geologie, der Darwinischen Entwicklungslehre und der Kulturgeschichte enthält und ganz hübsch geschrieben ist, so kann es Leuten, die sich oberflächlich über diese Dinge unterrichten wollen, für diesen Zweck so gut empfohlen werden wie irgend ein andres nicht gerade klassisches Handbuch. Aber Zweiflern können wir es nicht empfehlen; sie würden vom Regen in die Traufe kommen; der Verfasser irrt sich, wenn er glaubt, daß das, was ihn befriedigt hat, auch geeignet sei, andre zu befriedigen. Funck-Brentano*) (den die Grenzbotenleser aus dem 23. Heft des Jahrgangs 1893 als den Verfasser eines guten Buches über Politik kennen) scheint stets ein gläubiger, doch nicht kirchlicher Christ geblieben zu sein und will durch sein Buch, das er seiner Tochter widmet, etwas dazu beitragen, daß die Moral, in der der eigentliche Sinn des Lebens liege, in den Herzen der Jugend aufs neue keime. Er entwickelt eine Menge hübsche Gedanken über den Unterschied der Geschlechter, über Kindererziehung und über soziale Fragen, von denen wir einige, z. B. denen über gewisse Ausschreitungen des heutigen Unterrichtswesens, schon in dem Buche über die Politik begegnet sind. Nordheim leugnet das Jenseits, Funck-Brentano hält es für die unentbehrliche Ergänzung des Diesseits. Von den Selbsttäuschungen Nordheims, die den Zweiflern, wenn sich ihm solche anvertrauen wollten, Täuschung und Enttäuschung bereiten würden, wollen wir nur zwei hervorheben.

Nordheim findet, nach Darwins Methode forschend, in der Natur das Gesetz, daß der Mensch keinen andern Zweck habe als die Erhaltung der Art. Indem er diesen Zweck mit Bewußtsein erfülle, sei und handle er moralisch. Mit der bewußten Erfüllung jenes Naturzwecks ist natürlich nicht bloß das

*) Die Erfüllung des Christentums auf Grundlage der Entwicklungslehre von P. Nordheim. Berlin, Bibliographisches Büreau, 1894. — L'homme et sa destinée par Th. Funck-Brentano, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, librairie Plon, 1895.

Digitized by Google

Kinderzeugen gemeint, sondern auch und mehr noch die Übung der Nächstenliebe und die Erfüllung aller sittlichen Pflichten, weil sittliches Verhalten Lebensbedingung für das Menschengeschlecht sei. In diesem sittlichen Verhalten nun soll der Mensch sein Glück finden, sodaß er der Hoffnung auf eine jenseitige Seligkeit nicht bedürfe. Was den Menschen unglücklich mache, das sei zumeist das Streben nach Gütern, deren Wert auf Einbildung beruhe. Der Weltzweck könne kein andrer sein, als die Erhaltung der Harmonie — sagen wir statt dessen des Gleichgewichts — aller Teile der Welt unter einander. In der Körperwelt erhalte sich das Gleichgewicht von selbst. Der Mensch müsse seine Vernunft gebrauchen, um sich mit seiner Umgebung im Gleichgewicht zu erhalten, und das geschehe eben, wenn er für die Erhaltung der Art lebe und darin seine Befriedigung finde. Indem er der Verwirklichung des Weltzwecks diene, beglücke er sich selbst.

Darauf ist zu erwidern, daß dem Menschen die Erhaltung seiner Art, oder irgend einer Art, an sich das gleichgiltigste von der Welt ist. Die Natur mag aus uns unbekannten Gründen Arten entstehen lassen, sie einige tausend Jahre lang erhalten und dann dem Untergang preisgeben — was geht das uns an? Was könnte uns daran liegen, wenn die Ungeheuer der Vorwelt erhalten geblieben wären? Im Gegenteil, es ist uns lieb, daß sie verschwunden sind, und wir werden auch den Wölfen keine Thräne nachweinen, wenn sie vollends verschwinden, obwohl wir solche Bestien in den zoologischen Gärten ganz gern einmal betrachten. Wir lieben die grüne Wiese, den Wald und den Blumengarten, aber ob sich die Pflanzenwelt aus drei Millionen oder bloß aus drei tausend Arten zusammensetzt, das interessirt doch nur die Botaniker. Mögen ein paar tausend Arten aussterben, wir Nichtbotaniker merken das gar nicht; wenn nur die Wiese grün bleibt und ein paar bunte Blumen darauf stehen, so sind wir schon zufrieden. Und liegt uns etwa soviel daran, daß die Mongolen oder die Neger oder die Russen oder die Polen erhalten bleiben? Um die edlern Rassen würde es uns leid thun, wenn sie ausstürben, und um die unedlern insoweit, als wir wünschen, daß einige Mannichfaltigkeit auf dieser immer langweiliger werdenden Erde erhalten bleiben möge; doch ist das schon ein ästhetischer Wunsch, von dem der Bauer wahrscheinlich nichts weiß. Gewiß würde sich jeder vor dem Gedanken entsetzen, allein auf der Welt zu sein, und insofern wünscht wohl jeder die Erhaltung des Menschengeschlechts. Aber da die Erfüllung dieses Wunsches durch das Walten des Naturtriebes in der Masse ohne die bewußte und absichtsvolle Mitwirkung der Denkenden gesichert ist, so kann das Bewußtsein, auch selbst etwas dazu beizutragen, nichts sonderlich erhebendes und beglückendes haben. Um so weniger, als ein denkender Mensch Zweifel daran hegt, ob es für die Mehrzahl ein Glück sei, zu leben. Beglückend würde das Wirken für die Erhaltung der Art nur dann sein, wenn wir wüßten, daß unsre Nachkommen glücklich sein würden. Natürlich fühlen

Digitized by Google

wir uns verpflichtet, für die zu sorgen, die einmal da sind, aber der Gedanke einer starken Vermehrung der Nachkommenschaft erfüllt uns weit mehr mit Besorgnis als mit Freude. Wir geben dem Verfasser zu, daß sich die Menschen viel unnütze Plage machen und eingebildete Leiden schaffen, und wir halten seine Erinnerung an ein Wort Luthers für sehr nützlich, der bei einem Blick auf seinen blühenden Garten einmal äußerte, wir sollten uns an solchem Paradies genügen lassen, wenn nur Sünde und Tod weg wären. Aber der Tod ist eben nicht weg, die Krankheit auch nicht, und außer der Sünde giebt es noch allerlei andres Elend; es giebt Millionen Menschen, die im Frühling wie in allen andern Jahreszeiten in dunkeln Löchern stecken und statt der Blumen nichts sehen als Schmutz und Lumpen. Solange also der Verfasser nicht für die Verwirklichung utopischer Träume sorgt und für die ärmere Mehrzahl der Menschen die äußern Bedingungen des Glücks herbeischafft, wird diese Mehrzahl des Trostes der Hoffnung auf ein jenseitiges Leben bedürfen, und der Gedanke an die Zukunft der zu erhaltenden Art wird die Denkenden mehr mit Kummer als mit Freude erfüllen. Geradezu Entsetzen aber flößt dieser Gedanke ein, wenn man dem auch von Nordheim verkündigten naturalistischen Glauben huldigt, wonach das Weltende für die Menschen durch allmähliches Erkalten des Erdballs herbeigeführt werden soll. Wer würde nicht wünschen, daß ein Weltbrand das ganze Menschengeschlecht gleichzeitig vernichtete, ehe ein Volk nach dem andern verhungert, bis zuletzt nur noch einige zu Eskimos verkümmerte Tropenbewohner auf ihre Hinrichtung durch Hunger und Kälte warten?

Eine zweite Selbsttäuschung besteht darin, daß der Verfasser seine naturalistische Weltansicht für das echte Christentum hält. Das erklärt sich einerseits aus der immer noch verbreiteten Ansicht, wonach Christus weiter nichts als ein vortrefflicher Morallehrer und ein Muster moralischen Lebenswandels gewesen sein soll, andrerseits aus dem tiefen Eindruck, den das Neue Testament im Gemüte derer, die es in der Jugend gläubig gelesen haben, auch dann hinterläßt, wenn sie später den Glauben verlieren; weil sie noch tiefe Ehrfurcht vor Christus empfinden, so glauben sie Christen zu sein. Nordheim betont sogar aufs stärkste, daß Christus sein Ideal, sein Vorbild sei, dem er nachzufolgen strebe. Die Nachfolge Christi ist ein Inventarienstück des Kirchenglaubens, das auch von vielen Gegnern der Kirche weitergeschleppt wird, obwohl nur Gedankenlosigkeit Christum als Vorbild für alle Menschen hinstellen kann. Aus dem Knabenalter Christi erfahren wir, daß er seinen Eltern gehorsam gewesen sei und ihnen wie andern Menschen Freude gemacht habe; von seinem weitern Leben bis zu seinem dreißigsten Jahre aber wissen wir — nichts. Und doch ist das gerade die Zeit seines Lebens, in der er ein Beispiel für uns sein könnte, wenn wir etwas davon wüßten, die Zeit, wo er wahrscheinlich als Handwerker im Haushalt seiner Eltern gelebt und Beziehungen zu Ver-

Digitized by Google

wandten, Nachbarn, Freunden und Kunden gehabt hat, wie sie eben bei gewöhnlichen Menschen vorkommen. Was aber hat er in der Zeit seines öffentlichen Wirkens, von der wir etwas wissen, gethan? Ledig bleiben, mit einer Schar von Jüngern und von frommen Weibern umherziehen, von milden Gaben leben, polizeilich nicht angemeldete Volksversammlungen abhalten, Wunder wirken, den Armen die frohe Botschaft verkündigen, daß sie Gottes Lieblinge und zum großen himmlischen Gastmahle berufen seien, die Angesehenen und die Obrigkeiten, die ihm nicht glaubten, öffentlich Heuchler, Schlangenbrut, Prophetenmörder und Kinder des Teufels schelten, vor Gericht sich als Sohn Gottes, Weltenrichter und König der Wahrheit vorstellen und den Richtern darüber hinaus kein Wort antworten, endlich als Verbrecher hingerichtet werden, ist das ein Vorbild für ehrsame königlich preußische oder königlich sächsische Unterthanen? Es ist richtig, manches an ihm kann auch von uns Unterthanen nachgeahmt werden. Man konnte ihm kein gemeines Laster oder Verbrechen nachsagen, aber das ist glücklicherweise nichts besondres, darin können uns auch viele Heiden und Juden zum Vorbilde dienen; er hat ein paar Stunden gelitten ohne zu klagen, aber viele vor und nach ihm haben Tage, Wochen, Jahre hindurch noch größere Qualen standhaft und geduldig ertragen; er war voll Güte, aber gerade die besondre Art und Weise, wie er seine Güte bewies, durch Wunderheilungen und wunderbare Speisungen und Tränkungen, kann von uns nicht nachgeahmt werden. Nein, darin, daß er unser Ideal wäre, liegt Jesu Bedeutung wahrhaftig nicht; niemand kann, niemand mag ihm ähnlich werden; sondern darin, daß er als Bote aus jener Welt erscheint, denen, die ihm glauben, die Gewißheit des jenseitigen Lebens einflößt („Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborne Sohn, der im Schoße des Vaters ist, der hat uns von ihm erzählt"), und daß er ihnen die Teilnahme an seinem eignen jenseitigen, ewigen Leben verheißt. Wer ihn als eingebornen Sohn Gottes und als Vermittler des ewigen Lebens nicht anerkennt, für den mag er immerhin eine interessante geschichtliche Erscheinung sein, mehr kann er ihm nicht sein, am wenigsten sein Ideal und der Begründer seiner Religion.

Es ist merkwürdig und vielleicht als eine natürliche Reaktion gegen die wilden Klassen- und Interessenkämpfe unsrer Zeit zu erklären, daß so viele naturalistische Morallehrer unter dem Namen Altruismus einen Grad der Selbstverleugnung fordern, der über den von Christus geforderten hinausgeht. Auch Nordheim fordert, daß man das eigne Wohl dem Wohl des Nächsten, der Gattung nachsetze. Der ursprüngliche Egoismus, schreibt er, „der Trieb, sich für die eigne Person jeden Vorteil zu sichern, findet seine Vollendung im Altruismus, in dem Bestreben, unter Aufgeben des eignen Ichs einem andern, seinem Nächsten die erreichbaren Vorteile zuzuwenden." Und er glaubt, daß das das Moralgesetz Christi sei, während die Kirche eine egoistische Moral lehre. Das ist aber leere Einbildung; die „egoistische" Moral der Kirche ist

Digitized by Google

aus dem Neuen Testament geschöpft. Christus verlangt nirgends, daß wir uns für den Nächsten aufopfern und unser Ich aufgeben sollen; er fordert nur, daß wir dem Nächsten nach Kräften wohlthun, und daß wir ihn „lieben wie uns selbst"; weder sollen wir das eigne Glück dem des Nächsten, noch des Nächsten Glück dem eignen opfern, sondern beides möglichst ins Gleichgewicht bringen, was ja oft recht schwer sein mag. Wenn der edle Mensch im Konflikt der Interessen sein Glück und sogar sein Leben dem des Nächsten opfert, so folgt er damit dem Zuge seines Herzens und dem Beispiel Christi, der sein Leben für die Brüder hingab — es ist das einer der Punkte, in denen Christus ein Vorbild für einzelne, niemals für alle werden kann —, aber geboten hat ihm das Christus nicht. Seine Jünger lobt er, weil sie alles verlassen haben, aber nicht aus Liebe zu den Brüdern, sondern aus Liebe zu ihm und um im Himmel hundertfältige Vergeltung für das Geopferte zu empfangen. Den von Gott mit außergewöhnlicher sittlicher Kraft ausgerüsteten Seelen rät er, ehelos zu bleiben, alle ihre Habe an die Armen zu verteilen und ihm nachzufolgen, aber wiederum nicht aus „Altruismus," sondern um des Himmelreichs, d. h. um der eignen Seligkeit willen. Und wenn er rät, sich lieber die Hand abhacken oder das Auge ausreißen zu lassen oder das leibliche Leben zu opfern, als einer Versuchung zu schwerer Sünde nachzugeben, so macht er auch hier wieder das eigne Wohl des Versuchten zum Beweggrunde: er soll so handeln, um dem höllischen Feuer zu entgehen. Christus fordert also nichts wider die Natur, die den Selbsterhaltungstrieb zum mächtigsten aller Triebe gemacht hat und auch in den Menschen machen mußte, wenn sie die Erhaltung des Menschengeschlechts wollte. Er hat daher auch nirgends die Sinnengenüsse für Illusion erklärt, obwohl er nach einer höhern Seligkeit zu streben mahnt. Nordheim geht nicht soweit wie die Pessimisten, aber er behauptet wenigstens, daß die meisten sinnlichen Genüsse nur auf Einbildung beruhten. Auch die feinste Cigarre schmecke nicht im Finstern, und selbst eine erprobte Weinzunge vermöge mit verbundnen Augen nicht mit Sicherheit roten von weißem Wein zu unterscheiden. Beides mag wahr sein, aber auch in der dichtesten Finsternis kann man Tinte und sogar auch schon Essig von gutem Wein ganz deutlich unterscheiden. Es stünde schlimm um die Blinden, wenn es anders wäre. Kein Sinnengenuß ist Illusion, so wenig wie irgend ein Schmerz; sind doch die Sinneswahrnehmungen, und zwar vorzugsweise die lebhaftesten, die mit Lust oder Unlust verbundnen, das einzige in der Welt, dessen Wirklichkeit uns unmittelbar gewiß ist. Illusionen sind nur gewisse Vorstellungen, die oft unberechtigterweise an die sinnlichen Genüsse geknüpft werden, z. B. daß es ein Genuß sei, in einem Monat fünfzehn Nächte durch zu tanzen, oder daß man den Genuß des Essens täglich sechs Stunden lang haben könne. Illusion ist es vor allem, wenn sich ein Mensch, der einmal über die Stufe der Tierheit hinaus ist, einbildet, daß er fortan noch in der Beschränkung auf Sinnengenuß

Digitized by Google

Befriedigung finden könne.*) Wie den Pferden, so kann man auch den Menschen ihr Schicksal an der Leibesgestalt ablesen. Man stelle auf die eine Seite einen Kommerzienrat und eine Metzgersgattin, und ihnen gegenüber einen Bergmann, einen Töpfergesellen und eine Waschfrau, sämtlich 55 Jahr alt, und man beantworte sich die zwei Fragen: Sind die Empfindungen Illusionen gewesen, die die Lebensvorgänge begleiteten, denen die beiden ersten ihre runden Formen, ihre glatte Haut, ihre blühende Farbe und ihre heitern Mienen, die drei auf der andern Seite das Gegenteil verdanken, und sind die mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen verbundnen animalischen Lebensvorgänge so ungeheuer gleichgiltig für das Wohl des Menschen und der Menschheit, wie die Verkünder erhabner Sittenlehren behaupten? Oder wird vielleicht der Verlust von Lebensglück durch Genieblitze aufgewogen, die der Drang der Not in Grubenarbeitern, Töpfergesellen und Waschweibern erzeugt? Oder durch edle sittliche Eigenschaften? Dieses wohl hie und da; insbesondre sind wir mit Chamisso geneigt, zu glauben, daß die durchschnittliche Waschfrau sittlich höher stehe als die durchschnittliche Metzgersgattin; öfter aber sind Stumpfsinn, Verbitterung, Neid und ein zänkisches, unverträgliches, zornmütiges Wesen die Folge.

Funck-Brentano, der bei weitem klarer und tiefer und dessen Lebensauffassung gesünder ist, erkennt an, daß es ein Wirken ohne Beziehung auf unser eignes Wohl nicht giebt, daß die Selbstliebe auf allen Stufen der Entwicklung des Menschen berechtigt bleibt, und daß die Nächstenliebe, z. B. in der Gestalt des religiösen und des patriotischen Fanatismus, nicht selten in eine verderbliche und verwerfliche Leidenschaft ausartet. Wenn er sich trotzdem aufs heftigste gegen die Anerkennung der Thatsache sträubt, daß auch die aufopferndste Nächstenliebe nur eine höhere Form der Selbstliebe ist, so darf man darauf weiter kein Gewicht legen, schon darum, weil er selbst einmal diese Polemik einen Streit um Worte nennt. Ganz verfehlt ist es, wenn er die von ihm behauptete wesentliche Verschiedenheit der Selbstsucht und der Aufopferung damit beweisen will, daß essen und aus Nächstenliebe hungern zwei ganz verschiedne Handlungen seien, die man unmöglich mit einander verwechseln könne. Essen und aus Geiz hungern sind ebenso verschieden von einander, und doch ist der Geizige, wie niemand bestreitet, nicht weniger selbstsüchtig als der Gourmand. Was verschieden ist, das sind nicht die Triebe, sondern die Personen. Der Trieb ist in allen derselbe Trieb der Selbsterhaltung und derselbe

*) Mit größerer Berechtigung als bei den sinnlichen kann man bei manchen geistigen Genüssen fragen, ob sie nicht reine Illusion seien, z. B. bei verschiednen Arten, den Ehrgeiz zu befriedigen: durch Erlangnng eines Ordens oder Titels, durch einen Rekord usw. Und wie steht es mit den Nordpolfahrern? Hat es einen vernünftigen Sinn, an eine Aufgabe, deren Lösung ganz gewiß praktisch und wahrscheinlich auch wissenschaftlich wertlos ist, sein Leben zu setzen und um ihretwillen unerhörte Beschwerden und Martern zu erdulden?

Digitized by Google

Drang nach Glückseligkeit; verschieden aber sind die Personen, von denen sich die einen vorzugsweise beim passiven Sinnengenuß, die andern bei der Arbeit (die man, wenn sie mit einer dem leiblichen Wohl förderlichen Körperanstrengung verbunden ist, als aktiven Sinnengenuß bezeichnen kann), noch andre in der Befriedigung des Ehrgeizes, wieder andre im Gedankenaustausch und die edelsten in der Aufopferung für den Nächsten glücklich fühlen.

Die Liebe und die Moralität faßt Funck-Brentano gesund auf, indem er lehrt, daß die Moralität weder aus wissenschaftlichen Untersuchungen gewonnen noch durch Unterricht übertragen werden könne, sondern daß sie nur im Leben, im Wechselverkehr der Familienglieder, der Freunde, der Berufs-, Gemeinde- und Volksgenossen erzeugt und nur durch das Leben, durch die Einbeziehung des jüngern Geschlechts in die thätige Ausübung aller Pflichten fortgepflanzt werde. Aber in zwei Stücken macht er der Altruismusmoral unsrer heutigen Entwicklungstheoretiker und Sozialmoralisten ungebührliche Zugeständnisse. Wie sie, läßt er die Sittlichkeit in der Nächstenliebe aufgehen, verkennt also, daß es mehrere von einander verschiedne und unabhängige sittliche Ideen giebt. Das Gerechtigkeitsgefühl fällt mit der Nächstenliebe oder dem Wohlwollen so wenig zusammen, daß der Liebreiche oft ungerecht und der gerechte Mann oft hart und lieblos ist. Und wer, ohne irgend welche Absicht dem Nächsten zu dienen, bloß um nicht der Fäulnis zu verfallen, unausgesetzt thätig ist und so die sittliche Idee der Vollkommenheit oder Fülle zu verwirklichen strebt, der ist, obwohl er vielleicht durch seine Thätigkeit manchen Mitmenschen verletzt und kränkt, in jener einen Beziehung zweifellos sittlicher als einer, der, wenn er es haben kann, auf dem Lotterbett liegen bleibt, ohne irgend jemand ein Leid zuzufügen. Das andre unberechtigte Zugeständnis besteht darin, daß er das Sittliche mit dem der Gesamtheit Nützlichen in eins setzt, ganz so wie Nordheim, der schreibt: Nützlich ist, was dem Einzelwesen, sittlich gut, was der Gesamtheit Nutzen bringt, und der Carneris Grundsatz, so zu leben, daß daraus die größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl von Menschen zu teil wird, als die Grundlage der Moral anerkennt. Funck geht von der Schwierigkeit aus, die Pascal mit den Worten hervorgehoben hatte: Trois degrés d'élévation du pôle renversent toute la jurisprudence. Un méridien décide de la vérité; en peu d'années de possession, les lois fondamentales changent; le droit a ses époques. Plaisante justice d'une rivière borne! Vérité en deçà des Pyrénées, erreur au delà! Pourquoi me tuez-vous? Eh quoi! Ne demeurez-vous pas de l'autre côté de l'eau? Mon ami, si vous demeuriez de ce côté, je serais un assassin; et cela serait injuste de vous tuer de la sorte; mais puisque vous demeurez de l'autre côté, je suis un brave, et cela est juste. Erleuchtet durch die vergessene Gegenschrift eines Freundes Pascals, Domat, den er über Montesquieu stellt, glaubt Funck, die Lösung der Schwierigkeit gefunden zu haben, die eben die ganz gewöhnliche

Digitized by Google

und allgemein bekannte Lösung der Zweckmoral ist. Die Gerechtigkeit erfordert die Aufrechterhaltung der Gesellschaftsordnung. Störe ich diese Ordnung durch einen Mord, so werde ich mit Recht als ein Mörder bestraft; stören aber die auf der andern Seite des Wassers die Ordnung durch einen Angriff, so erfülle ich eben durch Tötung der Angreifer meine Pflicht, die Gesellschaftsordnung aufrecht zu erhalten. Das heißt also verallgemeinert, die Moralität einer Handlung hängt davon ab, ob sie der menschlichen Gesellschaft nützt oder schadet. Diese Lösung der von Pascal hervorgehobnen Schwierigkeit ist aber aus zwei Gründen keine Lösung. Erstens behaupten in jedem Kriege beide Teile, der andre sei der Ruhestörer, und nur sehr selten liegt das Recht so deutlich auf der einen Seite wie im Jahre 1870. Dann aber: welche Ordnung, oder die Ordnung welcher Gesellschaft bin ich denn verpflichtet aufrecht zu erhalten? Ist es denn so gewiß, daß die Sache der Franzosen die Sache der Menschheit sei, wenn die Franzosen mit den Spaniern Händel bekommen? Warum soll sich nicht ein Franzose, der von dem guten Recht der Spanier überzeugt ist, mit diesen verbünden dürfen? Warum soll nicht der Mennonit sagen dürfen: nicht um die Gesellschaftsordnung handelt es sich in eurer Rauferei, sondern um Beute, ihr seid alle beide Räuber und Mörder; ich folge dem Gebot Christi und thue nicht mit? Und welcher von den Parteien in unserm Vaterlande muß ich mich anschließen, wenn ich die Gesellschaftsordnung aufrecht erhalten und das allgemeine Beste befördern will, den Agrariern, oder den Antisemiten, oder den Christlich-Sozialen, oder den Demokraten? Aber ganz abgesehen von den vielen verschiednen Ordnungen, die einander bekämpfen und es zum Begriff einer die ganze Menschheit umfassenden Gesellschaftsordnung und eines allgemeinen Menschheitswohls gar nicht kommen lassen, bleibt uns der Zusammenhang zwischen unsern Handlungen und dem Wohl der Menschen verborgen; wir vermögen die Wirkungen und Folgen unsrer Handlungen nicht vorauszusehen. Ist es doch eine bekannte und alltägliche Erfahrung, daß manchmal die edelsten Handlungen zum Schaden des Nächsten ausschlagen, und daß Eltern oft nicht einmal in dem, womit sie das Glück ihrer Kinder zu begründen gedenken, das Richtige treffen. Ohne Zweifel gehören die sittlichen Triebe mit zu den Kräften, die die Menschheit erhalten und fördern, aber ebenso unzweifelhaft sind sie nicht die einzigen solchen Kräfte, und es ist die Frage, ob, wenn dem Menschen außer der Nächstenliebe kein andrer Trieb eingepflanzt wäre, das Menschengeschlecht überhaupt noch vorhanden wäre. Gewiß steht es um eine Gesellschaft wohlwollender, gerechter und friedfertiger Menschen im allgemeinen besser als um ein Gezücht boshafter Haderkatzen, und wenn alle Menschen blutdürstige Tiger wären, so käme überhaupt keine Gesellschaftsordnung zu stande; auch dürfen wir wohl überzeugt sein, daß wir durch gute Handlungen im allgemeinen Nutzen stiften, durch böse Schaden anrichten; aber in keinem einzelnen Falle haben wir die Gewiß-



Digitized by Google

heit, daß unser pflichtgemäßes Handeln der Gesamtheit Vorteil bringen werde. Daraus folgt, daß es eine vom Weltzweck abgeleitete Moral gar nicht geben kann. Es giebt keine andre Moral als die Erfüllung unsrer Pflichten, die wir entweder durch Belehrung als Gebote Gottes kennen lernen oder in der Gestalt sittlicher Ideen durch unsre Vernunft inne werden. Wir sind moralisch, wenn wir unsre Pflichten erfüllen, gleichviel was daraus entsteht; wie Gott unsre Pflichterfüllung für die Verwirklichung des Weltzwecks verwenden will, das müssen wir ihm überlassen; weder kennen wir den Weltzweck genau, noch vermögen wir, wenn wir uns einbilden, ihn erkannt zu haben, die Wirkung unsrer Handlungen in Beziehung auf diesen vermeintlichen Weltzweck vorauszuberechnen. Wir müssen schon zufrieden sein, wenn bei unserm Wirken in unsrer nächsten Umgebung etwas Erfreuliches herauskommt, woraus wir die Hoffnung schöpfen können, daß unser Leben im ganzen mehr zum Gedeihen als zum Verderben der Menschheit beigetragen haben werde.

Der Zweck jedes Wesens, meint Funck, könne und müsse aus seiner „Struktur" erkannt werden; aus der Beschaffenheit des Menschen glaubt er nun schließen zu müssen: l'homme est fait pour s'élever à la science des choses et par elle, à la certitude de l'existence de Dieu. Tout le reste n'est que négation, illusion ou erreur. Und er bestimmt dann am Schlusse die zu erstrebende Erkenntnis Gottes noch näher dahin, daß der Mensch, von einem kindischen Gottesbegriffe ausgehend, Gott zuletzt begreife nicht bloß als die höchste Vernunft, mais comme l'amour infini, la perfection souveraine, l'idéal éternel qui échappe à son intelligence, mais vers lequel tendent et toute la puissance d'affection et tout le besoin de bonheur qu'il éprouve. Das stimmt sowohl mit Johannes 17, 3 als mit dem Katechismus, nur daß der Katechismus das Gewicht nicht so einseitig auf die Erkenntnis Gottes legt, sondern den Dienst Gottes durch Nächstenliebe ausdrücklich als die Wirkung hervorhebt, ohne die die bloße Erkenntnis unfruchtbar und wertlos sein würde. Außerdem aber weicht Funck noch darin vom Katechismus ab, daß er die Kulturentwicklung als den Weg zu dieser Gotteserkenntnis und zur Erlangung der Gewißheit des Daseins Gottes darstellt. Das ist sie aber nur bis auf Christus gewesen; seit dem erfreuen sich gerade die Einfältigen (Lukas 10, 21) der Gewißheit, daß Gott ist, und daß er der himmlische Vater, daß er die Liebe ist, während den Trägern der Kulturentwicklung sowohl das Dasein Gottes wie seine Natur mehr und mehr zweifelhaft wird.

Bei seiner christlichen Überzeugung kann Funck nicht Darwinist im gewöhnlichen Sinne sein. Das sind wir auch nicht, können aber die Art und Weise, wie Funck gegen den Darwinismus auftritt, nicht besonders glücklich finden; er bekämpft sehr lebhaft die Übertragung des Kampfes ums Dasein auf das Gebiet der menschlichen Gesellschaft und behauptet, hier gelte das entgegengesetzte Gesetz wie in der niedern Natur, nicht durch Kampf, sondern durch

Digitized by Google

das Einvernehmen (entente) der Menschen unter einander werde die Kultur erzeugt und gefördert. Ist es voreilig, die Geltung der darwinischen Grundsätze für die unterhalb des Menschen stehenden organischen Wesen zuzugeben — denn erwiesen ist sie noch nicht —, so ist es unbegreiflich, wie man die Notwendigkeit und die Bedeutung des Kampfes gerade für das Menschengeschlecht leugnen kann, die zu erkennen es Darwins gar nicht bedurft hat. Freilich kann der Mensch nichts ausrichten ohne das Einvernehmen mit andern Menschen. Aber zu einer entente cordiale aller Menschen ist es doch noch niemals gekommen und wird es wohl auch nie kommen. Der Zusammenschluß vollzieht sich immer nur gruppenweise, und je enger sich die Glieder einer Gruppe aneinanderschließen, desto feindlicher pflegt diese Gruppe andern Gruppen gegenüberzustehen. Gerade diese Zusammenschlüsse sind die Ursache immerwährender wütender Kämpfe, wie wir aus der Völkergeschichte wissen und an den Parteien, Klassen, Berufsständen, auch schon an Familien und Familienverbänden täglich sehen. Und wer möchte behaupten, daß die Kulturentwicklung auch ohne den geistigen Kampf zwischen Schulen und Sekten, ohne die wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfe und ohne Völkerkriege denkbar wäre? Wenn übrigens der Verfasser zuletzt zu dem Ergebnis kommt, daß Kampf und Harmonie, wie im Reiche der chemischen Elemente und der Bazillen so auch in dem der Menschen, nur verschiedne Ansichten derselben Sache seien, so bricht er damit seiner Polemik selbst die Spitze ab.

Es kommt öfter vor, daß Funck nach Franzosenart mit einem Feuerwerk geistreicher Einfälle und schöner Phrasen, in denen sich seine beaux sentiments offenbaren, eine Ansicht verteidigt, um dann schließlich die Berechtigung der entgegengesetzten einzugestehen. Ein besonders interessanter Fall ist folgender. Er greift aufs heftigste die Arbeitswerttheorie an und behauptet, das Gesetz von Angebot und Nachfrage müsse mit dem Gebote der Liebe zusammenfallen. „Vom ökonomischen Gesichtspunkte aus sind es die Bedürfnisse der Menschen, und nicht ihre [in den Waren steckende] Arbeit, was den Wert der Dinge bestimmt [die Kleinigkeit, daß diese Dinge hier eben nur als Waren in Betracht kommen, und daß das der ganzen Sache ein andres Gesicht giebt, übersieht er], und vom moralischen Gesichtspunkte aus sind es ihre affections, was die Natur und den Grad ihrer Bedürfnisse bestimmt.“ Für affection in diesem Zusammenhang giebt es keine Übersetzung, denn es stecken beide Grundbedeutungen des Wortes: Neigung und Leidenschaft, und noch der Begriff der Wertschätzung darin. Affektionswert kann man allenfalls mit Liebhaberwert übersetzen, aber Liebhaberei würde keine ganz angemessene Übersetzung für Affektion sein. Das Wort würde bei einem Briefmarkensammler passend sein, aber weder die Affektion eines echten Kunstfreundes richtig bezeichnen, der für ein wirkliches Kunstwerk einen sehr hohen Preis zahlt, noch die Narrheit einer Frau, die ein bestimmtes Kleid um jeden Preis haben will, nicht weil sie in den Gegenstand an sich ver-

Digitized by Google

narrt wäre, sondern weil sie damit alle ihre Freundinnen zu übertrumpfen gedenkt. Der Satz des Verfassers paßt bloß für die Luxusbedürfnisse. Auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arbeitswerkzeuge und Transportmittel, worin die Hauptmasse aller Waren besteht, läßt sich der Begriff des Affektionswerts nicht anwenden. Hier sind die Bedürfnisse eben wirkliche Bedürfnisse, mit der Natur und mit der sozialen Lage des Menschen gegeben und von seinem persönlichen Geschmack, von seinen persönlichen Wünschen oder Einbildungen unabhängig. Da wir hier die Sache nicht ergründen, sondern nur oberflächlich beleuchten wollen, so sehen wir von dem Umstande ab, daß die Grenze zwischen dem wirklichen und dem durch Affektion geschaffnen Luxusbedürfnis flüssig ist. Aus den Ausführungen der aufgestellten Behauptung bei Funck heben wir nur folgende Sätze heraus, die den Kern seiner Meinung enthalten. „Je mehr die Menschen bei ihren Tauschgeschäften jeder den Affektionen des andern Rechnung tragen, desto vollkommner wird ihr Einvernehmen, desto mehr wachsen ihre Hilfsmittel, desto besser geht ihr Fortschritt von statten; je weniger sie es thun, desto kraftloser wird ihr Einvernehmen, und desto tiefer sinken ihre Intelligenz und ihre Moral. . . . Vollkommner als in den Künsten und Wissenschaften, als in den Glaubenssätzen und Einrichtungen offenbart sich der geistige und sittliche Zustand der Völker in der Güterzirkulation. . . . Das Zirkulationsgesetz fällt mit dem Moralgesetz zusammen. Dieses Gesetz allein erklärt uns, wie ein armes Volk über alle Schwierigkeiten zu triumphiren und groß zu werden vermag von dem Augenblick an, wo die Menschen, aus denen es besteht, in allen ihren Beziehungen und besonders bei ihren Tauschgeschäften jeder auf die Affektionen des andern Rücksicht nehmen.“*) Ja, wenn nur dieser Augenblick nicht für unsre heutigen reichen Völker unwiderbringlich dahin wäre! Denken wir uns ein von der Welt abgeschlossenes Dorf auf der Stufe der Naturalwirtschaft, und einen Bauer darin, dem das Brotkorn ausgegangen ist. Kommt er zu einem Nachbar, der reichen Vorrat an Getreide hat, und bietet ihm eine Kuh an, so steht nichts im Wege, daß dieser ihm eine Getreidemenge giebt, die der Affektion des Bittenden zu seiner Kuh entspricht. Wenn ich aber heute im Wäscheladen Kragen kaufe, so mag ich zehnmal wissen, daß viel tausend Spinner, Weber und Nähterinnen im größten Elend leben, daß sie ihre eigne Arbeitskraft, die sie opfern, und die mit ihrer Gesundheit zusammenfällt, notwendigerweise viel höher schätzen müssen, als sie von ihren Unternehmern geschätzt wird, und daß sie eine große Affektion zu allerlei schönen Dingen haben, die sie gern kaufen möchten, aber ihres geringen Verdienstes wegen nicht kaufen können; ich mag das alles wissen und vor Begierde brennen,

*) Wird ein kleines armes Völkchen von einer Hungersnot heimgesucht, so verläßt man sich keineswegs auf das freie Spiel wohlwollender Berücksichtigung der Affektionen, sondern die Obrigkeit legt Beschlag auf die Vorräte und mißt jedem seinen täglichen Anteil zu; dadurch pflegt die Schwierigkeit überwunden zu werden.

Digitized by Google

diesen armen Leuten den gerechten Preis zu zahlen — ich kann es nicht. Wollte ich dem Kaufmann den doppelten Preis anbieten, so würde er mich als einen Narren auslachen, und nähme er das angebotne Geld, so müßte er es in seiner Tasche behalten oder an beliebige andre Leute verschenken, die mit der Herstellung seiner Waren nichts zu thun haben, denn er kann die in verschiednen Ländern zerstreuten Personen, die zur Anfertigung der Kragen zusammengewirkt haben, nicht ermitteln, und die Personen, die das Zeug zu diesen bestimmten Kragen gewirkt haben, können überhaupt nicht ermittelt werden. Bei der heutigen Produktions- und Güterumlaufsweise ist es also unmöglich, daß beim Tausch gerade der häufigsten und in größter Masse vorhandnen Waren der eine auf die Affektion des andern Rücksicht nähme; das ist nur in einzelnen Fällen möglich, die auf den Zustand der Gesellschaft im ganzen keinen Einfluß haben. Da bleiben also für die Wertbestimmung keine andern Kräfte übrig als auf der einen Seite das Bedürfnis, das meistens keine bloße Affektion ist, und auf der andern Seite die Produktions-, Verteilungs- und Transportkosten, in denen die Arbeitslöhne den größten Posten ausmachen. Daher läßt sich der Smith-Ricardo-Marxischen Theorie mit Moral nicht beikommen. Alle Niederträchtigkeit, meint Funck, nehme ihren Anfang von der Notwendigkeit, in die sich die Menschen versetzt finden, als Händler billig einzukaufen und teuer zu verkaufen, als Produzenten und Konsumenten aber teuer einzukaufen und billig zu verkaufen. Wohl wahr, aber indem er anerkennt, daß die Menschen dazu genötigt sind, muß er auch die Unmöglichkeit zugeben, diese Schwierigkeit, die aus den technischen Bedingungen des heutigen Wirtschaftslebens entspringt, durch sittliche Einwirkungen zu lösen.

Damit wollen wir weder die hohe sittliche Auffassung Funcks getadelt haben, noch den sittlichen Einwirkungen ihren Wert absprechen. Wir beklagen den heutigen Zustand ebenso wie Funck, und wir haben ihm schon bei Besprechung seiner „Politik“ beigestimmt in der Beurteilung eines Verhältnisses, das mit zur heutigen Tauschwirtschaft gehört, des rein geschäftlichen Verhältnisses zwischen Unternehmern und Arbeitern, das an die Stelle des frühern sittlichen und gemütlichen Verhältnisses zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen getreten ist, wobei vorausgesetzt wird, daß dieses zweite Verhältnis so sei, wie es sein kann und soll, wohl aber auch früher schon nicht durchweg gewesen ist und heute fast nirgends mehr ist. Also darin sind wir mit Funck einverstanden. Wir wollen nur auf die Stelle hinweisen, wo der sittliche Hebel angesetzt werden muß. Funck hat sie nicht nur nicht gezeigt, sondern durch seine Deklamationen gegen die herrschenden wirtschaftlichen Anschauungen verschleiert. An diesen Anschauungen ist nichts auszusetzen, denn daran läßt sich im heutigen Weltverkehr schlechterdings nichts ändern, daß jeder beim Warentausch so wohlfeil wie möglich einzukaufen und so teuer wie möglich zu verkaufen streben muß. Beim Tauschgeschäft selbst also läßt sich, abgesehen

Digitized by Google

von Betrügereien, die desto schwerer auszuführen und desto seltener sind, je stärker die Konkurrenz ist, der sittliche Hebel nicht ansetzen. Nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar kann die Moral den Übeln beikommen. Das Hauptübel besteht darin, daß, weil das Wirtschaftsleben durch eine Notwendigkeit bestimmt und gelenkt zu sein scheint, auf die der menschliche Wille keinen Einfluß hat, und weil die Lage der Menschen weniger von dem Verhalten des einzelnen Menschen dem einzelnen Menschen gegenüber als von Fernwirkungen unbekannter Mächte abhängt, das Gefühl der Verantwortung für die schwächern Glieder der Gesellschaft schwindet, während zugleich die heutigen sozialen Sitten und die Staatseinrichtungen dafür sorgen, daß der Zustand der untern Klassen den obern möglichst verborgen bleibt. Da haben wir nun politische Pastoren nötig — sie brauchen nicht ordinirt zu sein —, die die höhern Klassen mit der Lage der untern bekannt machen und ihnen unausgesetzt predigen: Ihr seid auch bei dem jetzigen Gange der Dinge für diese Lage verantwortlich. Nicht bloß in den Fällen — und sie sind immerhin noch sehr zahlreich —, wo noch der einzelne Mensch dem einzelnen Menschen gegenübersteht, und wo nicht nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage entschieden zu werden braucht, sondern nach Gerechtigkeit und Billigkeit und mit Nächstenliebe verfahren werden kann, z. B. bei der Behandlung der Dienstboten, der Tagelöhner in kleinern Wirtschaften oder bei Bezahlung der kleinen Handwerker; sondern auch in dem großen Gebiete, das wirklich von dem Gesetze des Spiels von Angebot und Nachfrage beherrscht wird, seid ihr verantwortlich! Die Herrschaft dieses Gesetzes muß nicht notwendig verderblich wirken; wo es Unheil anrichtet, da läßt sich dem Verderben durch Koalitionsfreiheit, Arbeiterschutz, Bodenbesitzreform, gesunde Bevölkerungspolitik und alle die andern Mittel begegnen, deren Anwendung von den politischen Pastoren empfohlen zu werden pflegt.

# Ernst Curtius

In dem hohen Alter von zweiundachtzig Jahren ist Ernst Curtius aus seinem an Erfolgen und an Ehren reichen Leben abgerufen worden. Seinem Wissen und seinen Interessen nach gehörte er noch zu den universellen Altertumsforschern, wie sie heute nicht mehr gebildet werden. Seit Böckhs und Welckers Tode war er ohne Frage der vielseitigste Vertreter des griechischen Altertums, wie Mommsen unbestritten für den ersten Kenner des römischen gilt. Er war nicht Philolog

Digitized by Google

in dem Sinne, daß er die Grammatik und die Kritik der Texte als etwas selbständiges betrieben hätte — die Sprache war für ihn das Mittel, das Altertum in allen seinen Lebensäußerungen historisch zu erfassen —, aber er hatte eine lebendige Kenntnis der griechischen Sprache und eine sichre Herrschaft über die Grammatik. Mit einer sehr guten Schulbildung ausgestattet, hatte er sich durch andauernde Belesenheit die Schriftsteller, auf die es ihm ankam: die Historiker, Plato und die Dichter wirklich vertraut gemacht. Er erfüllte später in Göttingen alle Obliegenheiten eines philologischen Professors. Aber sein Gesichtskreis war weiter, und als Ziel hatte er etwas andres im Auge, als die meisten seiner Fachgenossen.

Eine nicht gewöhnliche Führung seines äußern Lebens begünstigte die ganz eigenartige und persönliche Richtung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Einer vornehmen Lübecker Familie entsprossen, lernte er, zunächst als Erzieher in dem Hause des bekannten Philosophen Brandis, der dem König Otto als persönlicher Berater beigegeben war, Griechenland während eines vierjährigen Aufenthalts (1836 bis 1840) kennen. Die Eindrücke, die er dort gewann, wurden für sein ganzes Leben bestimmend. Zuletzt war er noch mit seinem Göttinger Lehrer Otfried Müller, der dann 1840 in Delphi starb, zusammengereist, und endlich kehrte er nach Deutschland zurück. 1843 habilitirte er sich in Berlin und wurde schon ein Jahr darnach außerordentlicher Professor. Zugleich siedelte er als Erzieher des nachmaligen Kaisers Friedrich in dessen damalige Residenz über. Nachdem er seinen hohen Zögling noch auf die rheinische Hochschule begleitet hatte, nahm er 1849 seine Vorlesungen an der Universität wieder auf, wurde 1856 nach Göttingen und 1868, nachdem im Jahre vorher der Archäolog Eduard Gerhard und bald darauf Böckh gestorben war, wieder nach Berlin berufen, diesmal als Professor der Archäologie und Direktor des Antiquariums der königlichen Museen.

Jetzt, wo jeder junge Archäolog seine Studien in Athen abzuschließen pflegt, wo sich eine Reise nach Griechenland so von selbst versteht, daß dabei die Frage, wer reist, vielfach als etwas ganz nebensächliches zurücktritt, kann man sich nicht leicht mehr vorstellen, eine wie tief greifende Bedeutung dieser lange Aufenthalt in Griechenland für Curtius haben mußte. Er las später als Professor in Göttingen ein Kolleg über Länder- und Völkerkunde, das allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben ist. Sie nahmen daraus einen weiten und lebendigen, auf Anschauung aller Art gegründeten Begriff von dem griechischen Altertum mit ins Leben hinaus, wie man ihn vielleicht auf keiner zweiten Universität in einer einzelnen Vorlesung übermittelt bekam. Curtius hatte eben für das Beobachten der Landesart in ihrem Zusammenhange mit der Geschichte eines Volkes eine natürliche Begabung, der er gern auch im täglichen Leben und in der Heimat nachzugehen pflegte. Zwei bedeutende Lehrer hatten diese Gabe gepflegt und gefördert: der Geograph Ritter und

Digitized by Google

Otfried Müller; besonders den zweiten nahm sich Curtius zum Vorbild. Seit 1851 erschien sein zweibändiges Werk über den Peloponnes, eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel, wie man sie bis dahin in Deutschland von keinem Lande der antiken Welt gehabt hatte. Darauf beschäftigten ihn Untersuchungen über die Topographie von Athen, die mit einem Kartenwerk (1868) vorläufig abgeschlossen wurden. Ein zweites folgte später (1878), als er diese Studien in viel größerm Umfange wieder aufgenommen hatte. Seine großen Verdienste um die Ermittlung des Thatsächlichen, die Veranlassung von Originalaufnahmen und die Beschaffung vieler neuen Abbildungen wurde von allen Seiten anerkannt. In Bezug auf seine Konstruktion des Einzelnen in der Topographie begegnete er vielfachem Widerspruch. Er wollte die Spuren des antiken Lebens auf dem von der modernen Kultur bedeckten Boden dem Leser nicht nur philologisch erklären, sondern ihm auch eine möglichst lebendige Vorstellung von dem Erklärten geben. In die großen Lücken einer äußerst mangelhaften Überlieferung mußte die nachschaffende Phantasie des Historikers Ersatzstücke einfügen, oder er mußte darauf verzichten, anschaulich zu schildern. Und dieser Verzicht erschien manchem seiner Beurteiler (wie die Menschen nun einmal sind, pflegt Homer zu sagen) als die wahre Aufgabe der Wissenschaft.

In die Zeit seiner glücklichen und außerordentlich erfolgreichen Göttinger Lehrthätigkeit gehört seine Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäronea in drei Bänden. Sie ist die erste nach den Quellen geschriebne griechische Geschichte eines Deutschen. In vielen Auflagen verbreitet, ist sie mit Recht ein sehr beliebtes, man darf sogar sagen: ein berühmtes Buch geworden. Sie gab aber auch den ersten Anlaß zu Angriffen, denen nun einmal kein bedeutender Mann entgeht. Der Vergleich mit Mommsens Römischer Geschichte, die in demselben Verlag erschien, war nahegelegt. Man vermißte bei Curtius die treffende Schilderung und die bezeichnende Sprache. Man fand die großen geschichtlichen Erscheinungen zu allgemein aufgefaßt und viele Einzelheiten nicht scharf genug aus den Quellen herausgearbeitet, und man vermißte namentlich die Schärfe in der Behandlung des Politischen. Man wies dafür auf das etwas ältere Werk des Engländers Grote hin. Bei diesem Vergleich vergaß man, welche Bedeutung gerade für diesen Teil der Geschichte die größere oder geringere Ausführlichkeit hat, die sich ein Schriftsteller nach dem Plane und Umfange des Ganzen gestatten kann. Die Überlieferung über die äußere und innere Politik der einzelnen griechischen Staaten in der klassischen Zeit ist sehr dürftig. Zu sichern Urteilen ist in zahlreichen Fällen gar nicht zu gelangen, weder den Handlungen der verschiednen Männer gegenüber, noch in Bezug auf den Verlauf und die Bedeutung bestimmter geschichtlicher Vorgänge. Der einzelne moderne Forscher wendet nun der innern Geschichte der griechischen Staaten während der Perserkriege oder der Politik des Perikles ein sehr verschieden bemessenes Interesse zu, es giebt auch ohne Zweifel verschiedne Be-

Digitized by Google

gabungen für die Erörterung politischer Dinge. Aber zweifellos ist, daß, wer, wie Grote und Duncker, über einen fünffachen Raum verfügt, wer ausführlich die Berichte der Alten ausschreiben und dann die eignen Bemerkungen anschließen kann, daß der einen gewaltigen Vorsprung hat vor dem, der, wie Curtius, alles das konzentriren muß. Im ersten Falle ergiebt schon die Umständlichkeit der Erzählung einen äußerlichen Ersatz für die verlangte gründliche Einsicht, für das „politische" Urteil; im zweiten wird die notwendige Kürze öfter, als es in Wirklichkeit der Fall ist, zu einer dem Anschein nach unrichtigen Formulirung führen. Damit soll nicht bestritten werden, daß Grote und Duncker, die bekanntlich Politiker waren, auch mehr Verständnis für die politischen Grundlagen einer Geschichtschreibung hatten, als Curtius. War denn nun aber mit diesem Standpunkte für die griechische Geschichte viel auszurichten? Es ist doch viel Selbsttäuschung dabei, wenn jetzt die jüngern Forscher durch die ganz entstellte, lückenhafte, späte Überlieferung hindurch so klar auf den Grund der „alten Geschichte" hinabzusehen meinen, daß sie sogar die wirtschaftlichen Verhältnisse des antiken Lebens mit der Sicherheit eines modernen Nationalökonomen ergründen wollen. Solche Darstellungen machen manchmal den Eindruck größter Anschaulichkeit uud — Sicherheit. Und dabei sind die Einzelnen nicht einmal über den Sinn der wichtigsten Maßregeln Solons unter einander einig oder darüber, was denn z. B. eigentlich Plinius mit den Worten: latifundia Italiam perdidere habe sagen wollen. Also das „Neue" ist hier vielfach sicher nicht das Richtige, und es ist im Grunde dasselbe Konstruiren, das man an Curtius in der attischen Topographie tadelte, und das er hier in der politischen Geschichtschreibung nicht mitmachen wollte oder — konnte, werden die andern sagen. Bei ihm ging doch dieses Verhalten zuletzt auf die sehr verständige Anschauung zurück, daß das Wichtigste und für uns Anziehendste an dem Hellenenvolke nicht diese zahlreichen kleinen Kriege und politischen Kämpfe sind, wonach Griechenland am Ende kaum ein größeres Interesse beanspruchen könnte, als die Schweizer Kantone zur Zeit Zwinglis oder der Sonderbundkämpfe, oder höchstens als die italienischen Stadtrepubliken im spätern Mittelalter. Die weltgeschichtliche Bedeutung Griechenlands liegt eben in dem ganzen geistigen Ertrag seines einstigen Lebens, in der hohen, durch Wort und Bild verbreiteten Kultur, und diese steht darum bei Curtius gebührend im Vordergrunde der Darstellung. Dem entspricht der ruhige Fluß der Betrachtung, die manchen Beurteilern farblos erschien, und die daraus sich ergebende Sprache. Diese pulsirt nicht so stark wie in Mommsens Schilderungen, sie ist mehr anschauend und betrachtend, der Sache angemessen und in ihrer Wirkung auf den Leser angenehm und edel. Diese Gabe des Ausdrucks, für die seine Festreden und Gelegenheitsschriften berühmt waren, hat sich Curtius bis in sein hohes Alter bewahrt. Noch eine seiner letzten Reden zu Kaisers Geburtstag: Architektur und Plastik (1892), ist ein Muster von seiner klaren, treffenden,



Digitized by Google

höchst originellen Art, verwickelte wissenschaftliche Gedankenreihen auszudrücken, eine Fähigkeit, um die ihn viele zu beneiden Ursache haben!

Bald nach seiner Übersiedlung nach Berlin mehrten sich die litterarischen Angriffe, manche waren mehr sachlich gehalten, manche in bitterm und gehässigem Ton, und die Art, wie allmählich jüngere Fachgenossen daran teilnahmen, zeigte, daß in der Ausdehnung des Kreises eine gewisse Methode lag. Ihm mußte die Berufung nach Berlin bei seinem vielseitigen Interesse und bei seinen mannichfaltigen, bis in die höchsten Kreise hinaufreichenden Beziehungen außerordentlich erwünscht sein. Wenn man aber an seine bedeutende Göttinger Lehrthätigkeit und an die Griechische Geschichte dachte, die durch neue Auflagen einer immer vollkommnern Gestaltung entgegenzuführen war, so mochte man seinen Übergang in die neue Stellung wohl bedauern. Denn die Stellung an der Universität und am Museum war für einen Archäologen zugeschnitten, und ein Archäolog in dem Sinne, wie sich allmählich diese Disziplin als Spezialität auszuwachsen begonnen hatte, war Curtius nicht. Die Einzelarbeit, deren Hauptwert in der exakten Anwendung einer immer mehr sich ausbildenden spezifischen Methode lag, konnten viele andre auch machen. Und mancher dachte vielleicht auch, er gehöre besser dahin, von wo Curtius nun doch einmal nicht wieder zu verdrängen war. Seine Stärke, worin ihm keiner gleichkam, bestand darin, Land und Volk, Geschichte und Kunsterzeugnis als Teile eines Ganzen zu erfassen und lebendig darzustellen. Wenn er dagegen nun zahlreiche Abhandlungen über archäologische Gegenstände schrieb und seinen Fachgenossen zeigte, daß er ihnen auch auf dieses Gebiet zu folgen vermochte, so hatten doch die einstigen Schüler und Freunde aus der Göttinger Zeit dabei den Eindruck, daß es nun wohl mit der idealen Vollendung der Griechischen Geschichte gute Weile haben würde.

Denn seit dem Anfange der siebziger Jahre beschäftigte ihn außerdem schon die dritte große Aufgabe seines Lebens, die Wiederentdeckung von Olympia. Den Erfolg seines Unternehmens kennt jeder Gebildete, und der berühmte Verfasser der Griechischen Geschichte ist dadurch auch zu einem volkstümlichen Manne geworden. Von ihm war die Anregung ausgegangen, er wußte mit unablässigem Eifer die Mittel dafür flüssig zu machen, er suchte in persönlicher Teilnahme und mit seinen wissenschaftlichen Gedanken das Werk zu fördern, bis es vom Staate übernommen und gesichert, auf Hilfsarbeiter verteilt und zuletzt auf den ordnungsmäßigen Weg einer großen, vornehmen litterarischen Publikation geleitet worden war. Das große Verdienst, dieses ungeheure wissenschaftliche Material beschafft zu haben, gebührt ihm allein.

Aber es war für ihn keine ganz ungemischte Freude. Der künstlerische Ertrag von Olympia hat bekanntlich den nicht voreingenommnen Kennern einige Enttäuschung bereitet. Man hatte auf einen zweiten Phidias gehofft, auf einen womöglich noch schönern Figurenschmuck, als der des Parthenon war, und

Digitized by Google

nun? — Auch wissenschaftlich wollte es zunächst nicht recht gelingen, sich diesen Minderwert verständlich zu machen. Die historische Verarbeitung führte zu mancherlei Mißverständnissen und Reibereien, und gern wurde bei solchem Anlaß die elegante, moderne, pathetische Pergamenerkunst gegen Olympia hämisch als Trumpf ausgespielt. Wir haben keinen Anlaß, diesen Gegensätzen, die sich in Äußerungen der allerverschiedensten Art jahrelang fortgesetzt haben, weiter nachzugehen. Ihre Erwähnung aber gehört mit zu dem Leben des Mannes, der uns beschäftigt. Er selbst benahm sich dabei musterhaft und großartig. Er that zunächst das, was in allen Dingen die Hauptsache ist, er arbeitete, als ob ihn nichts bekümmerte, ruhig und emsig weiter. Er veröffentlichte zahlreiche archäologische und historische Untersuchungen und Abhandlungen, gab den zweiten Atlas von Athen heraus, arbeitete für Olympia, las Akademieabhandlungen und hielt Festreden, förderte das Kartenwerk für attische Landesaufnahme und schrieb ein abschließendes Buch über athenische Topographie. Auf Angriffe jeglicher Art that er das beste, was ein geistig vornehmer Mann thun kann: er schwieg. Was seiner Ansicht nach zu berichtigen war, hob er in einer neuen Auflage oder sonst bei einer passenden Gelegenheit hervor. Selten deutete eine Gegenbemerkung auf den Anlaß der Berichtigung hin, niemals wurde der Leser durch eine Geschichte der betreffenden Streitfrage in der jetzt so beliebten Weise auf den langen, unerquicklichen Weg der Polemik zurückgeführt. Manche seiner Gegner mag es verdrossen haben, wenn ihrem Protest auf diese Weise nicht die gehörige Ehre geschah. Aber es so zu machen und nicht anders lag einmal in seiner Natur. Was gut ist, pflegte er zu sagen, wird bleiben; wenn das Werk von Schlacken gereinigt wird, so kann das nur nützlich sein. Damit kehrte er zu seiner Arbeit zurück.

Er hatte die glückliche Gabe, sich mit jedem Unangenehmen schnell abzufinden. Es schien dann für ihn nicht mehr vorhanden zu sein. Er freute sich über alles Schöne und sah auch manches schöner, als es den andern erschien. Das Unangenehme bedauerte er, aber er wollte mit seinen Eindrücken nicht daran festgehalten werden. Kam z. B. jemand in der Unterhaltung, ohne es zu wissen, auf eine ihm unsympathische Persönlichkeit, so glitt er darüber hinweg. Suchte der andre dann ausdrücklich eine Äußerung hervorzurufen, so konnte er es wohl erleben, daß die klaren, hellblauen Augen plötzlich eine Richtung in die Weite nahmen und der schöne, edle Kopf gar nichts mehr zu hören schien.

Wenn Zeus, der Olympier, dem zahlreichen Volke der Arbeiter an seinem irdischen Nachlaß ihres Schweißes Lohn nicht immer mit gerechten Händen zuzuwägen scheint, so hat dagegen der nachgeborne Hellene (wie man Curtius oft genannt hat) den Segen seines christlichen Gottes, auf den er fest vertraute, die Anerkennung und die Liebe des deutschen Volkes und die Gunst der Höchsten dieser Erde reichlich an sich erfahren. Während seine

Digitized by Google

kleinen und größern Gegner mehr oder weniger den einfachen Weg andrer Menschenkinder gingen, wuchs sein wissenschaftlicher Ruhm in den achtundzwanzig Jahren seines Berliner Lebens immer mehr. Seine vergriffnen ältern Bücher wurden mit hohen Preisen bezahlt. Jeder Anlaß und jeder neue Gedenktag brachte ihm neue Ehren und äußere Auszeichnungen, bis zu den höchsten, die möglich sind. Selten ist einem Gelehrten so viel Glanz und Ehre zu teil geworden. Aber bei seiner äußern Vornehmheit blieb er einfach und schlicht. Er blieb der Lehrer, der Professor und der durch seine hohe Bildung ausgezeichnete Mann.

Sein äußeres Wesen und seine geistige Bildung ruhten auf der Grundlage einer harmonisch entwickelten Persönlichkeit. Das oft gebrauchte Wort Vielseitigkeit reicht für ihn nicht aus. Wie er allem, was er schrieb und sprach, eine gute Form zu geben wußte, so stand auch sein ganzes äußeres Thun unter dem Einklange einer angenehmen und wohlthuenden, vornehmen Erscheinung. Aber sein Auftreten war ohne jede Geziertheit, sein ganzes Wesen durch und durch natürlich. So gehörte er z. B. nicht zu den sogenannten guten Unterhaltern. Er pflegte zusammenhängend nicht viel zu sprechen, aber was er sprach, waren Äußerungen, die aus einer tiefen, innerlichen Anschauung kamen, in die sich der andre Teil bald hineinfand. Wenn die meisten Menschen neben ihrem Berufe noch eine besondre Lieblingsbeschäftigung haben, so schien bei ihm an deren Stelle ein allgemeines, großes, alle seine Lebensgewohnheiten durchziehendes Bedürfnis nach menschlicher Geselligkeit zu stehen. Was andre ermüdet hätte, war ihm Lebensluft und Stärkung zu neuer Arbeit. Was er an Gesellschaftsverkehr leisten konnte, grenzt ans unglaubliche. Seine körperliche Kraft war nicht zu erschöpfen. Er hatte sich aber auch durch Übungen aller Art, durch Reiten und Fechten auf Stoß und Hieb, durch Turnen und Hanteln seinen Körper frisch zu erhalten gesucht bis ins hohe Alter. Sein höchstes Ziel war, in sich den Menschen allseitig auszubilden, und um sich in der Außenwelt suchte er wiederum überall das Menschliche und wußte es mit sicherm Blicke zu finden. Alles philiströse (er gebrauchte das Wort gern) war ihm in der Seele zuwider. Was er in seinem wissenschaftlichen Leben an sich hatte: daß eine Art von Intuition das Grübeln und Ergründen überwog, und das Andeuten das Beweisen, das gab seiner ganzen Persönlichkeit eine große Anziehung. Und darin liegt der Schlüssel zu dem Geheimnis, daß er den Vornehmsten und den Anspruchsvollsten ebenso genügte und gefiel, wie den Einfachsten und den Bescheidensten, wenn sie mit ihm zusammengeführt wurden.

Daß die Freundschaft in eines solchen Mannes Leben eine große Stelle einnahm, läßt sich denken. Wie fein wußte er unter den hunderten, mit denen er in Berührung kam, vom jüngsten Studenten bis zum höchsten Würdenträger der Welt, die Menschen zu erkennen und zu sondern. Die besten blieben

Digitized by Google

dann seine Freunde. Sie könnten für seinen eignen Wert zeugen, wenn es nötig wäre. Treitschke war jünger als er, politisch energischer gerichtet, streithaft und auch sonst sehr verschieden von Curtius. Beide Männer waren aber eins in der Liebe zum Wahren und zum Schönen. Sie standen einander seit vielen Jahren innerlich sehr nahe. Nun sind sie, der Greis und der Mann in der Vollkraft seiner Jahre, getrennt durch kurze Frist hinübergegangen in das unbekannte Land, beide in dem festen Glauben, daß ihr Leben wohl für die hier zurückgebliebnen Angehörigen, aber nicht für sie selbst ein Ende gefunden hat. Wer wird nicht um sie trauern, wer sich nicht mit uns freuen, daß wir sie gehabt haben!

# Zur Litteraturgeschichte

2

Die deutsche Litteraturgeschichte in der Schule gehört zu den Kampfgegenständen, über die sich die streitenden Lehrer nicht zu einigen wissen. Während von der einen Seite die zum Teil berechtigte Anklage erschallt, daß die üblich gewordnen Übersichten der deutschen Litteraturgeschichte das Hirn der Schüler mit Namen und Titeln füllten, mit denen sich kein lebendiger Eindruck verbinde, zu frühreifen und kecken Urteilen Anlaß gäben und alle lebendige Teilnahme an den poetischen Schöpfungen der Nationallitteratur im Keime zerstörten, auch daß dem viel wichtigern Lesen klassischer Werke kostbare Zeit entzogen werde, wird auf der andern Seite, wo man die Litteraturgeschichte der Schule erhalten möchte, geltend gemacht, daß die Entwicklung gezeigt und gegeben werden müsse, da sonst der Schüler am Schluß seiner Lernzeit der deutschen Litteratur, dem köstlichsten Vermächtnis der Vorfahren, dem höchsten Gute der Nation, verständnislos gegenüberstehe. Es wird immer auf die persönliche Erfassung, die Art des Betriebs ankommen, ob die Litteraturgeschichte im Gymnasium und in der „höhern" Mädchenschule zum Segen oder zum Nachteil gereicht, ob sie den geschichtlichen Sinn neben dem ästhetischen entwickelt oder den ästhetischen gefährdet, ob sie Genußfreudigkeit weckt oder ertötet. In diesem Sinne sagt Gotthold Klee mit Recht: „Ein Primaner, der beim Verlassen des Gymnasiums, nachdem er Nibelungen und Walther, Lessing, Goethe und Schiller gelesen und hoffentlich lieben gelernt hat, diese großen Erscheinungen nicht auch in ihrem historischen Zusammenhang einigermaßen zu begreifen und zu würdigen wüßte, der keine Ahnung von dem Entwicklungsgange der deutschen

Digitized by Google

Dichtung hätte, wäre in meinen Augen ein bedauernswerter, von der Schule betrogner oder der Schule unwürdiger Tropf." Und weil es so ist, so liegt allerdings Nutzen oder Nachteil des Litteraturunterrichts wesentlich in der Hand des Lehrers, aber gleichgiltig ist es unter keinen Umständen, welches Handbuch, welcher Grundriß oder Abriß der deutschen Litteraturgeschichte dem Unterricht zu Grunde gelegt wird. Die besondre Schwierigkeit hängt hier mit dem Widerspruch der Forderungen zusammen. Es ist leicht gesagt, daß es das Beste und Zweckmäßigste sei, in einem Grundriß nur die großen und bleibenden Gestalten und Schöpfungen der Litteratur aneinanderzureihen; die Entwicklung ist eben nicht überall an die großen Namen gebunden, die Vertreter der Übergänge dürfen nicht fehlen, und die rechte Auswahl bleibt eine Frage der Einsicht, des Taktes und der umfassendsten Sachkenntnis. Knappste Begrenzung ohne klaffende Lücken muß jeder für die Schule und für den unmittelbaren Unterrichtszweck bestimmte Grundriß der deutschen Litteraturgeschichte zeigen.

Ein vortreffliches Buch, das warm empfohlen werden kann, sind die neuen Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte von Professor Dr. Gotthold Klee.*) Nachdem wir das kleine, nur 180 Seiten zählende Buch mit einer Reihe verbreiteter und gepriesener Handbücher und Grundrisse verglichen haben, gestehen wir, daß wir nirgends die Bedingungen einer guten Übersicht der deutschen Litteraturgeschichte für den Schulzweck besser erfüllt, bei aller strengen Sachlichkeit soviel geistvolle Schärfe und umfassende Belesenheit vereinigt gefunden haben wie hier. In der Behandlung jeder Einzelheit, selbst wo sie schlicht mit einigen Worten gegeben wird, verrät sich eine große und mit Eindrücken reich gesättigte Litteraturanschauung, in der Auswahl und Gruppirung der Dichter und Schriftsteller, durch die sich die Entwicklung vollzogen hat, und an denen sie nachgewiesen wird, zeigt sich eine sichere Beherrschung des weitschichtigen Stoffs und eine glückliche Hand. Der Verfasser bleibt sich überall bewußt, daß die kurzen Sätze, in denen er den Gang der Entwicklung darstellt und sein Urteil abgiebt, schwer ins Gewicht fallen, daß sie keiner Zweideutigkeit oder Unklarheit Raum lassen dürfen, daß sie, je kürzer sie sind, sich um so tiefer dem Gedächtnis der Schüler einprägen und für viele die unbewußte Grundlage ihrer spätern, vermeintlich selbständigen Urteile bilden werden. Das Gefühl der Verantwortlichkeit des Lehrers verbindet sich in diesen „Grundzügen" mit der klaren Bestimmtheit des wissenschaftlichen Litterarhistorikers, bis auf die Paragraphen, die die jüngste Litteratur behandeln, erscheint das Ganze gleichmäßig brauchbar und unmittelbar eindringlich. Die

*) Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Professor Dr. Gotthold Klee, Oberlehrer am Gymnasium zu Bautzen. Dresden, Georg Bondi, 1895.

Digitized by Google

neue Behandlung des Stoffes tritt in einen gewissen Gegensatz zu der Mehrzahl der vorhandnen Grundrisse und namentlich zu der weitverbreiteten, bereits zu 27 Auflagen gediehenen übersichtlichen „Geschichte der Nationallitteratur“ von H. Kluge. Im Gegensatz zu dieser, in der die Anführung der einschlägigen Litteratur und die Inhaltsangabe der einzelnen Werke einen breiten Raum einnimmt, hat Klee sowohl auf die Aufzählung der benutzten und der für jeden einzelnen Abschnitt vorhandnen Litteratur, als auf die breitern Inhaltsangaben epischer und dramatischer Werke verzichtet. Daß die Litteraturangaben vor dem Mitschleppen alter Irrtümer so wenig wie vor empfindlichen Lücken schützen, zeigen gewisse Seiten bei Kluge, auf denen z. B. noch immer der „Stolbergsche Kammersekretär“ Schnabel der Verfasser der „Insel Felsenburg“ ist, und Christian Reuter, der Verfasser des „Schelmufsky,“ trotz der Forschungen Zarnckes ganz fehlt; daß die Inhaltsangaben bisweilen Unbestimmtheit des Urteils nicht hindern, zeigen bei Kluge Sätze wie der über die beiden letzten Volksbücher des sechzehnten Jahrhunderts: „Während das Buch von Faust die Verkehrtheit des Wunderglaubens anschaulich macht, stellt das Buch vom ewigen Juden den Fluch des Unglaubens dar.“ Von Mängeln dieser Art sind, soviel wir gesehen haben, die Kleeschen „Grundzüge“ vollständig frei, die ganze Art des Verfassers duldet nichts halbes, schwankendes, er strebt in einfachster Weise nach der thatsächlichen Zuverlässigkeit wie nach der Bestimmtheit des Ausdrucks. Man vergleiche, wie sich Kluge und Klee zur Nibelungenfrage stellen. Bei Kluge heißt es: „Nach Lachmann und seiner Schule kann von einem Dichter unsers Liedes nicht die Rede sein, höchstens von einem letzten Ordner, der die einzelnen unabhängig von einander entstandnen Volkslieder notdürftig zusammengefügt und zu dem uns vorliegenden Ganzen verbunden hat. Nach Holtzmann, Zarncke, Bartsch und ihren Anhängern ist das Epos das Werk eines Dichters; dafür spricht, daß das Gedicht jene künstlerische Einheit besitzt, wie sie nur der Geist eines wahren Dichters herzustellen vermag. Auch Uhland nahm zwar nicht einen Dichter der Sage, wohl aber einen Dichter des Liedes an.“ Die Scheidung Uhlands von Holtzmann, Zarncke usw. kann hier sehr leicht die Vorstellung erwecken, daß die letztgenannten an einen Dichter der Sage geglaubt hätten, was ihnen und natürlich auch Kluge nicht eingefallen ist. Bei Klee heißt es: „Wieviel von allem Schönen dem Dichter selbst, und wieviel davon der in Liedern bereits vorliegenden Sagengestalt angehört, läßt sich freilich im einzelnen nicht nachweisen. Daß aber ersterm nicht etwa nur der Rang eines geschickten Ordners, sondern der eines großen Dichters zugestanden werden muß, läßt sich erkennen, wenn man mit dem Nibelungenliede den Bericht der Thidrekssage vergleicht, der die wenig spätere niederdeutsche Überlieferung treu nach den Liedern darbietet: obwohl der sehr geschickt erzählende Sagaschreiber (z. B. über Siegfrieds Kindheit) besser unterrichtet ist, bleibt er doch an Wirkung tief unter

Digitized by Google

dem Dichter, weil dieser die belebende Fülle der Poesie eben zum großen Teil nicht aus seinen Quellen, sondern aus seinem eignen Dichterherzen nahm und dazu die Kunst und Kraft besaß, ein einheitliches Ganzes von festem Gefüge zu schaffen." Hier und überall kommt es dem Ausdruck wie der folgerichtigen Darstellung Klees zu gute, daß er das Gesetz und die Thatsachen der innern Entwicklung so fest vor Augen hat, daß er an keiner einzigen Stelle dem bloßen Einschalten und Einflicken verfällt. Natürlich ist es ja kein Unglück, wenn in Kluges Grundriß der alte Seume hinter Immermann, Platen und Heinrich Heine kommt, mit der biedern Motivirung: „Eine nichts weniger als romantische Natur war auch J. G. Seume," oder wenn Hölderlin zur schwäbischen Dichterschule gezählt wird, mit der captatio benevolentiae „zwar außerhalb dieses Kreises, aber doch mit seinen schwäbischen Landsleuten in einem gewissen Zusammenhange steht ein älterer Dichter" usw. Gewisse Litterarhistoriker nehmen sich eben nach einem treffenden Wort G. Roethes die kleine Freiheit, den dritten punischen Krieg vor dem ersten zu erzählen. Aber Klee hat den Vorzug, daß er sich diese und ähnliche Freiheiten nicht nimmt, sondern so in den geistigen Voraussetzungen und Kräften jeder Periode lebt, daß die Erscheinungen vor den Augen gleichsam emporwachsen. Mustergiltig sind in dieser Beziehung die §§ 50 bis 56, wo die öde Zeit des dreißigjährigen Krieges, die Gelehrtenpoesie, sowie die Vorboten der nationalen Poesie behandelt werden, und wo das Urteil des Verfassers die innern Antriebe wie die unterscheidenden Vorzüge der einzelnen Talente vollkommen heraushebt, ohne in den modischen Unsinn nachträglicher Heiligsprechung des Lohensteinianismus zu verfallen. Was Klees „Grundzüge" ferner auszeichnet, ist die klare und feste Darstellung der neuern Litteratur nach dem Niedergang der Romantik. Daß diese der Überproduktion und der ästhetischen Anarchie der Gegenwart immer näher gerückte Dichter- und Schriftstellermasse wie jedem Litterarhistoriker besonders den Verfassern kurzer Übersichten schwer aufliegt, ist natürlich. Jeder hilft sich da am Ende, wie er kann, nur ist nicht viel geholfen, wenn man, wie es Kluge in seinem § 65 thut (nachdem er glücklich die „Österreichischen Dichter," von Grillparzer bis zu Anzengruber und zur Ebner-Eschenbach von den andern abgeschieden hat), unterschiedslos einige fünfzig verstorbne und lebende, ältere und jüngere Dichter als „andre Dichter der neuern Zeit" nacheinander aufzählt, wobei nicht nur Annette von Droste-Hülshoff zwischen Kinkel und Geibel, der noch im vorigen Jahrhundert geborne, lange vor 1830 aufgetretne Wilibald Alexis zwischen Wilhelm Jordan und Theodor Fontane zu stehen kommt und der Veteran Karl von Holtei unter den „Dichtern der Gegenwart" erscheint, sondern sich auch eine auffällige Bevorzugung bloßer Modeberühmtheiten und Tagesnamen zeigt. Man vergleiche die kargen Notizen, die Dichtern wie Otto Ludwig, Theodor Storm, Gottfried Keller, wie Jeremias Gotthelf oder Wilhelm Raabe gegenüber Martin Greif, Otto Weddigen,

Digitized by Google

Georg Ebers, Felix Dahn, Julius Wolff usw. gewidmet sind. Ganz anders, den Thatsachen entsprechend, klärend und überzeugend, gliedert sich der massenhafte Stoff in Klees Darstellung, obwohl sie viel knapper ist. Er unterscheidet die Nachwirkungen der klassischen Dichtung und der Romantik, die Mischung in den eklektischen Talenten der Epigonenzeit, er hebt die Vorläufer der realistischen Dichtung heraus, er ordnet das junge Deutschland, die politischen Dichter und die Tendenzdichter des vierten und fünften Jahrzehnt unsers Jahrhunderts dem gemeinsamen Grundzug des politisch-religiösen Liberalismus unter, er setzt Hebbel und Otto Ludwig in ihr Recht als die ersten und bedeutendsten modernen Dichter, er verfolgt die realistische Entwicklung von Freytag bis Anzengruber mit sicherm Blick, er überblickt den innern Zug der Litteratur bis zum jüngsten Naturalismus, verwahrt sich kräftig gegen die öde Auslandnachahmerei, gegen die aufgeblasene Sensationslust und zersetzende Gemütlosigkeit wie gegen die Unreife und Unklarheit der jüngsten Schule, aber er sucht auch in dieser Gährung die entwicklungsfähigen Keime zu erkennen. Vor allem trennt er in seinen kurzen Andeutungen über den Entwicklungsgang der deutschen Dichtung seit 1870 die selbständige und künstlerisch strebende Dichtung von der bloßen Mode- und Unterhaltungslitteratur. Daß man auch bei Klee einzelne Namen (wie Adolf Wilbrandt, J. V. Widmann, Arthur Fitger u. a.) vermißt, ist unwesentlich, es kommt für den nächsten Zweck nicht auf Vollständigkeit des Namen- und Titelregisters an, sondern auf Weckung und Erhaltung des Gefühls bei der Jugend, daß es neben der akademischen Erstarrung eine Entwicklung, neben dem Niedergang einen Aufschwung giebt.

Auch in Bezug auf Plastik und Schärfe des Stils überragen Klees „Grundzüge" die vielverbreiteten Vorgänger und namentlich Kluges Handbuch, das Sätze wie „Einige seiner Idyllen dichtete Voß in niedersächsischer Sprache und gab so Anregung zur Benutzung des Dialekts, wie dies Hebbel, Usteri, in neuester Zeit Klaus Groth, Fritz Reuter u. a. gethan haben," durch siebenundzwanzig Auflagen trägt. Der Stil ist zwar bei solcher Gruppirung und Übersicht nicht die Hauptsache, doch ist es gut, wenn die Jungen auch hier mustergiltigen Satzbau und die klare Bestimmtheit des Ausdrucks finden, die aus der klaren Bestimmtheit der Anschauung und des Urteils hervorgeht.

Klees Buch wird seinen Weg machen und den verdienten Eingang in die Schulen finden, denn der Verfasser ist der Mann dazu, bei spätern Auflagen alle Vorzüge seiner Arbeit noch zu steigern und sie auf der Höhe der wissenschaftlichen Sicherheit und des pädagogischen Takts zu erhalten, die er im ersten Anlauf erreicht hat.



Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Duellfrage. Vor kurzem haben sich wieder zwei junge Artillerieoffiziere auf dem Schießplatze bei Jüterbogk geschossen. Einer ist geblieben. Die Ursache soll, wie die Zeitungsnachrichten sagen, ein Wortwechsel bei Tische gewesen sein. Ich bin kein Gegner des Zweikampfs. Leider sind unsre gesellschaftlichen Verhältnisse noch derart, daß der Zweikampf nicht zu entbehren ist. Jedenfalls läßt er sich nicht durch einen Reichstagsbeschluß, auch schwerlich durch einen einfachen Befehl aus der Welt schaffen. Wäre das der Fall, so hätten wir schon längst keine Zweikämpfe mehr. Schon Gustav Adolf bedrohte den Zweikampf in seinem Heere mit dem Tode und hat, so viel ich weiß, diese Drohung auch wahr gemacht. Die preußischen Könige haben stets dem Zweikampf entgegengewirkt, aber unterdrücken haben sie ihn nicht können. Der bekannte Feldmarschall v. Natzmer, der Stiefvater des Grafen Zinzendorf, des Begründers der Herrnhutergemeinde, ein durchaus frommer Mann, erwiderte einst dem König Friedrich Wilhelm I. auf dessen Frage, ob er sich zu einem Zweikampfe herbeilassen würde: „Wenn der Gegner bei mir den Christen zu Hause findet, schlage ich mich nicht; findet er aber den Natzmer zu Hause, so soll ihn der Teufel holen.“ Damit ist nach meiner Meinung der richtige Standpunkt gegenüber dem Duell auch heute noch bezeichnet. Alle Gewaltmittel gegen den Zweikampf helfen so lange nichts, als unsre Erziehung in der Schule und im Heere nicht zu einem Verkehr der Menschen unter einander führt, der persönliche Beleidigungen ausschließt, oder ihre Sühne auf einem andern, allgemein als völlig ausreichend erkannten Wege ermöglicht. Wir haben ja allerdings schon jetzt den gerichtlichen Weg. Der ist nur leider deshalb vielfach unbrauchbar, weil meistens der Beleidigte nachzuweisen hat, daß er zu der ihm zugefügten Beleidigung keinerlei Anlaß gegeben habe, während vielmehr der Beleidiger nachweisen sollte, wie er dazu gekommen ist, beleidigende Worte oder Handlungen zu gebrauchen. Außerdem trägt das öffentliche Gerichtsverfahren dazu bei, daß man den gerichtlichen Weg vermeidet, weil dabei Verhältnisse vor aller Welt verhandelt werden, die nicht in die Öffentlichkeit gehören. Im Heere und auch in einzelnen Berufskreisen des bürgerlichen Lebens bestehen Ehrengerichte, die, wenigstens im Heere, den Zweck verfolgen, Ehrenhändel durch genaue Untersuchung zu schlichten und unnötige Duelle zu verhindern. Solche Verhandlungen bleiben in dem bestimmten Kreise, für den der Ehrenrat oder das Ehrengericht bestimmt ist, und die Entscheidungen sind derart, daß sie auch von allen Beteiligten als vollständige Erledigung angesehen werden. Diese vollständige Erledigung wird auf dem gewöhnlichen gerichtlichen Wege leider nicht immer erzielt. Die Gegensätze verschärfen sich öfter sogar noch, weil die öffentliche Verhandlung die beiden Gegner in durchaus nicht wünschenswerter Weise der Beurteilung der Welt preisgiebt.

Außerdem liegt es — Gott sei Dank! sage ich — noch in unsrer Natur, daß wir das persönliche Eintreten des Mannes für seine Ehre in unserm innersten Gefühle doch am höchsten schätzen. Dieses mannhafte Wesen haben wir nötig, solange die Lehre Christi noch nicht völlig durchgedrungen ist. Ich bin, im Gegensatz zu dem bekannten Duellartikel im Militärwochenblatte, durchaus der Ansicht, daß sich das Duell nicht mit Christi Lehren verträgt. Aber wir stehen eben immer noch auf dem Standpunkte des alten Natzmer: der Gegner findet, wenn er mit seiner Forderung kommt, den Christen meistenteils nicht zu Hause. Wäre es anders, dann müßten wir die Lehren der Mennoniten annehmen und uns auch dem Kriegs-

Digitized by Google

dienste gänzlich versagen. Das ist aber noch auf lange Zeit hinaus eine vollständige Unmöglichkeit.

Wenn wir aber auch dem Duell nicht ganz und gar entsagen können, so haben wir doch die Mittel, es so umzugestalten, daß sein Ausgang mehr in die Geschicklichkeit der Kämpfenden gelegt, als dem Zufall überlassen wird. Ich bin dafür, dem Pistolenduell mit aller Macht entgegenzutreten und das Ausfechten des Duells mit blanken Waffen als Regel aufzustellen. Hat man das amerikanische Duell eindämmen können, so wird das bei dem Pistolenduell wohl auch möglich sein. Denn auch der beste Pistolenschütze ist wohl in der Lage, seinen Gegner niederzuschießen, aber die Kugel seines Gegners pariren, das kann er nicht. Ebenso wenig vermag er Brief und Siegel drauf zu geben, daß er nur den Arm oder das Bein des Gegners trifft, selbst wenn er die redlichste Absicht hat, den Gegner nur kampfunfähig zu machen, aber nicht zu töten. Mir ist ein Fall bekannt, wo der eine Duellant neben seinen Gegner in die Erde zielte, in der bestimmten Absicht, ihn nicht zu treffen. Die Bedingungen lauteten: Zielen und dann mit abgewandtem Gesicht schießen. Durch die Wendung des Kopfes bekam aber der Arm eine etwas veränderte Richtung, und der Gegner stürzte, mitten durchs Herz getroffen, zusammen. Das war auf der Forstakademie in Tharandt, vor vielen Jahren.

Wird dagegen mit blanken Waffen gefochten, so können Kraft, Geschicklichkeit, Geistesgegenwart, lauter Eigenschaften, die dem Mann in allen Lebenslagen von Nutzen sind, zu ihrem Rechte gelangen. Der Mann muß sich von Jugend auf üben, Arm und Auge richtig zu gebrauchen. Ich bin deshalb auch nicht gegen die Mensuren auf der Universität. Sie sind Turniere und stählen die so notwendige Entschlußfähigkeit des Mannes. Kaiser Wilhelm I. hat sich oft gegen die Pistolenduelle, auch gegen Duelle überhaupt ausgesprochen und immer darauf hingewiesen, daß, wo ein Duell durchaus unvermeidlich erscheine, es mit der blanken Waffe ausgefochten werden solle. Leider wird in der Armee selbst zu wenig gefochten. Es ist wohl Fechtunterricht auf den Kriegsschulen. Aber dann hört das Fechten auf, und deshalb greift man, sobald es zum Duell kommt, sofort zur Pistole. Zum Glück sind ja gerade im Heer die Duelle außerordentlich selten. Wie kommt das? Durch die gute Erziehung, die die Kameradschaft in den Offizierkorps bietet, und durch die nicht zu unterschätzende Wirksamkeit des Ehrenrats.

Nach meiner Ansicht läßt sich also dem Duell nur dadurch entgegenarbeiten, daß man vor allem das Pistolenduell verbietet, unter Strafe stellt und die Strafe, die Gesetz und Verordnung darüber verhängt, auch vollständig verbüßen läßt. Ferner sollten alle Stände, denen eine gewisse Interessengemeinschaft eigen ist, das Verhalten ihrer Mitglieder ähnlich überwachen, wie es in den Offizierkorps geschieht. Ehrenräte und, wenn es sein muß, Ehrengerichte sollten es im allgemeinen als ihre Hauptaufgabe betrachten, Steitigkeiten zu schlichten uud endgiltig beizulegen. Das Fechten mit der blanken Waffe aber sollte man fortgesetzt üben, um nötigen Falls auch mit der eignen Person eintreten zu können. C. v. H.

Die Maturitätsprüfung und die Apotheker. Im Apothekerstande machen sich seit einiger Zeit Bestrebungen nach einer Änderung der bestehenden Verhältnisse bemerklich. Die Spannung, mit der man noch vor kurzem einer Regelung des Konzessionswesens durch die pharmazeutische Sachverständigenkommission entgegensah, hat einem andern Interesse Platz gemacht. Die Vor- und Ausbildungsfrage erregt die Gemüter, der Hauptpunkt dabei ist, daß die Maturitätsprüfung gefordert werden soll.

Digitized by Google

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Apothekerstand einer der gesegnetsten sei, einer der wenigen, die noch nicht überfüllt seien, und allerdings übersteigt ja hier das Angebot die Nachfrage noch nicht so wie in andern Berufen; besonders in den letzten Jahren scheint der Zuzug etwas nachgelassen zu haben. Aber wenn man erwägt, daß ein großer Teil der Gehilfenstellen ganz ungenügend bezahlt wird, nur einige wenige eine wirkliche Existenz bieten, und das Ziel des jungen Apothekers doch immer das ist, sich selbständig zu machen, so kann man bei der Frage nach der Überfüllung nur den Stand der Besitzenden in Rechnung ziehen; und da übersteigt allerdings das Angebot die Nachfrage bedeutend. Dieser Überfluß enthält aber eine Menge minderwertiger Leute, Existenzen, die zur Pharmazie nur aus geistigem Unvermögen gegangen sind oder aus Unlust, die Schule bis zur Reifeprüfung durchzumachen. Warum soll man also nicht durch gesteigerte Anforderungen diesen Überfluß zurückdämmen gerade bei einem Stande, wo Pflichtbewußtsein und sittliche Reife Hauptbedingungen sind?

Es gab eine Zeit, wo der Apotheker eine wissenschaftliche Autorität war. In kleinen Städten mag er es jetzt noch sein. Im ganzen gilt aber der Apothekerstand als unterstes Anhängsel der Wissenschaft, und daran ist im Grunde der Apotheker selbst schuld. Während sich die Wissenschaften, die sich in seinem Berufe vereinigen, die Chemie, die Botanik und die Heilkunde unter der Führung großer Geister mächtig weiter entwickelten, blieb er ruhig hinter seinem Rezeptirtische sitzen und braute Tränkchen und bereitete Salben und Pflästerchen wie zuvor. Als er endlich daranging, das Versäumte nachzuholen, war es zu spät, denn inzwischen waren ganz neue Wissenschaften entstanden, das Mikroskop und die analytische Wage bahnten ganz neue Wege. Harn-, Wasser- und Nahrungsmittelanalyse, ferner die Bakteriologie, das alles sind Gebiete, die dem Apotheker nicht so fremd sein sollten, wie sie es sind; die Naturwissenschaften stehen aber nie still, immer neue Gebiete werden erschlossen. Man denke nur an die Serumtherapie!

So kommt es, daß der Apotheker für die bedeutendsten Fortschritte auf dem Gebiete der Therapie kein Verständnis mehr hat, daß er immer mehr auf die Stufe eines Handlangers herabsinkt. So kommt es aber auch, daß der Apotheker den Anforderungen des Staats, des Arztes und bis zu einem gewissen Grade selbst des Publikums nicht mehr gerecht werden kann.

Ist denn das aber bei seiner jetzigen Ausbildung möglich? Nach sechsjährigem Gymnasialbesuch, währenddessen er sich mit lateinischer und griechischer Grammatik beschäftigt hat und außer einigen schülerhaften Kenntnissen in der Botanik nichts für seinen künftigen Stand verwertbares gelernt hat, tritt er in eine Lehre, wo er entweder unter Aufsicht seines Lehrherrn oder auch ein paar Stunden in der Woche unter Anleitung eines Lehrers seine theoretische Ausbildung mit Hilfe dicker, stoffüberladner und unverständlich geschriebner Wälzer selbst besorgt. Bei der meist sehr kurz bemessenen Zeit für diesen wissenschaftlichen Unterricht kommt er über eine oberflächliche Allgemeinbildung und ein mechanisches Einpauken der beim Examen geforderten Einzelheiten nicht hinaus. Mancher faßt nun den festen Vorsatz, während seiner Gehilfenjahre, wenn er über mehr freie Zeit verfügen wird, seine Kenntnisse zu erweitern, die Lücken auszufüllen. Aber dazu kommt es in den seltensten Fällen. Nach drei ganzen Jahren rein praktischer Thätigkeit geht dann der Apothekergehilfe zum Studium über, ausgerüstet mit den abgeblaßten, ungeordneten Kenntnissen aus seiner Lehrzeit. Nach vier Semestern angestrengten Arbeitens, das sich bei den minder begabten wieder bis zum stumpfsinnigen Auswendiglernen steigert, besteht er endlich das Examen, und damit ist seine Ausbildung beendet.

Digitized by Google

Jedermann wird zugeben, daß es auf diese Weise nicht möglich ist, sich das anzueignen, was der heutige Apotheker eigentlich wissen müßte. Diese Art der Ausbildung führt zum geistigen Bankrott des Apothekerstandes.

Das ist ja nun aber gerade das, was einige wollen. Natürlich sprechen sie es nicht offen aus, aber ihre Bestrebungen gehen dahin, den Apotheker in einen bloßen Kaufmann zu verwandeln, also in das gerade Gegenteil der Maturitätseiferer. Dabei sieht man, daß die Ausbildungsfrage eigentlich mit der Konzessionsfrage Hand in Hand geht. Wenigstens decken sich bei beiden die Extreme. Hier freie Niederlassung mit Umwandlung zum völligen konkurrenzfähigen Kaufmann unter Aufgebung des wissenschaftlichen Besitztums. Dort Verstaatlichung mit völliger Konkurrenzlosigkeit, mit starker staatlicher Kontrolle, darum auch erhöhten Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit und gründlicherer, zweckmäßigerer Ausbildung.

Wenden wir uns zunächst zum ersten Falle. Denken wir uns den Apotheker noch weniger ausgebildet, als er jetzt schon ist, so wäre die nächste Folge, daß er kein Urteil mehr über die von ihm gelieferten Waren hätte, daß er für gute und reine Arzneien keine Gewähr mehr böte. Die Quelle seines Rates würde infolge seiner geringen Kenntnisse noch spärlicher fließen. In den Augen des Publikums würde er entschieden sinken. Zweitens aber würde er der Konkurrenz zugänglich sein. Die Droguisten erreichen mit jedem Jahre mehr Zugeständnisse, und wenn eben die letzte wissenschaftliche Fähigkeit des Apothekers wegfällt, was soll dann den Arzt hindern, seine Kunden zum Droguisten zu schicken und sich dort die einfachen Medikamente zu holen, auf die ja die Rezeptur immer mehr beschränkt wird? Dann müßte der Apotheker, um seine Kunden zu behalten, billiger und billiger verkaufen, bis er schließlich eins mit dem Droguisten geworden wäre, d. h. der Apothekerstand verschwände überhaupt „von der Bildfläche."

Die Gegner der Maturitätsprüfung dehnen aber ihre Folgerungen nach der entgegengesetzten Seite aus. Sie befürchten, daß der Apotheker über seiner „Gelehrsamkeit" den Kaufmann ganz vergessen würde. Wäre denn das aber ein so großes Unglück? Könnte es etwas schaden, wenn von den vielen reichen Leuten, die es im Apothekerstande giebt, ein paar dem Erwerbe entsagten und ihre Kräfte in den Dienst ihres Standes und ihrer Wissenschaft stellten? Hätten sie das längst gethan, es stünde jetzt nicht so um die Pharmazie. Recht haben ja die Gegner der Maturitätsprüfung, wenn sie behaupten, daß es dem großen Haufen ganz gleich ist, ob der Apotheker sechs oder zwei oder ein Jahr studirt hat, und daß er doch beim Droguisten kaufen werde, was er dort um ein paar Pfennige billiger haben kann. Aber das ist doch jetzt schon der Fall, und von dem Publikum, das nur nach dem Pfennig kauft, kann der Apotheker überhaupt nicht leben. Es handelt sich nicht darum, ob der Apotheker ein paar Pfennige mehr oder weniger einnehmen soll, sondern ob die Pharmazie endlich das Recht erlangen soll, an den Kulturaufgaben der Menschheit mitzuarbeiten. Wer hieran noch zweifeln kann, der kann nicht auf das Wohl des Standes bedacht sein.

„Erlösen wir die Pharmazie aus den unwürdigen Banden der Halbbildung!" Und damit kämen wir denn zu dem zweiten und wichtigsten Punkte. Wenn die Reifeprüfung für den Apothekerstand zur Bedingung gemacht würde, erhielte schon die ganze Laufbahn ein andres Aussehen. Sie würde nicht mehr eine Zufluchtstätte für solche sein, bei denen es „nicht langte," sie würde ein wirklicher wissenschaftlicher Beruf werden, anziehend sogar für den in neunjähriger geistiger Thätigkeit ermüdeten Schüler wegen seiner praktischen Abwechslung, anziehend auch wegen der Aussicht auf eine schnelle Selbständigkeit und Erwerbsfähigkeit im Vergleich mit

Digitized by Google

andern Berufsarten. An die Schule schlösse sich sofort das Universitätsstudium an, das freilich auf sieben Semester ausgedehnt werden müßte. Während des Studiums müßte dem Pharmazeuten natürlich Gelegenheit geboten sein, in eigens dazu errichteten Offizinen wöchentlich einige Stunden thätig zu sein, um sich die Praxis der Rezeptur und die übrigen Handgriffe anzueignen. Nach der Ablegung der Staatsprüfung träte er dann als fertig ausgebildeter Apotheker in seinen Beruf ein. Um allen Ansprüchen gerecht zu werden, könnte man ja auf das Studium noch ein kurzes Praktikum folgen lassen, wie es jetzt vor dem Studium in der Dauer von drei Jahren gefordert wird. Dann würden sich folgende Vorzüge in der Aus- und Vorbildung des Apothekers vereinigen. Erstens würde durch das Maturitätsexamen der Apothekerstand auf eine Höhe mit dem des Arztes usw. gehoben, er würde nach außenhin gewinnen. Zweitens würden sich viel mehr junge Leute aus Lust und Liebe diesem Berufe zuwenden als bisher; wir würden also einen strebsamern und leistungsfähigern Nachwuchs bekommen. Es würde ferner die Ausbildung nicht zerrissen, sondern dem Apotheker Gelegenheit geboten werden, sich in seinem Fache gründlich auszubilden. Er würde auch selbst eine höhere Meinung von seinem Stande bekommen und seinen Namen mit gleichem Stolze führen wie andre studirte Leute, er würde aber auch viel mehr in seinem Fache leisten können und seinen Stand dadurch im wahren Sinne des Wortes „heben."

Wir sind weit entfernt zu glauben, daß diese Bestrebungen nun Hals über Kopf verwirklicht werden müßten, vielmehr scheint das bei der an leitender Stelle herrschenden Interesselosigkeit für die Reformideen der Apotheker sogar ausgeschlossen. Dennoch halten wir es für angebracht, an dieser Stelle einmal auf sie hinzuweisen und ihre Berechtigung denen darzuthun, die über dergleichen von vornherein den Stab zu brechen pflegen.

## Litteratur

Zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte. Ludwig von Maurer hat vor 43 Jahren in einem klassischen Buche, das er bescheidentlich eine Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt nannte, den Grund gelegt zu unsrer heutigen Kenntnis dieser Dinge. Dieses Buch beschreibt die Anfänge der Landeskultur bei den Deutschen, die Dorf- und Hofanlage, die Verteilung der Feldmark, die Rechte und Pflichten der Dorf- und Markgenossen und die spätern Veränderungen der alten Markverfassung so trefflich und giebt eine so vollständige Erklärung der im alten Gemeindeleben vorkommenden Ausdrücke, daß es so bald nicht durch spätere, wenn auch noch so gute Arbeiten überflüssig gemacht werden wird. Eine neue Ausgabe war daher ein nützliches Unternehmen; Heinrich Cunow hat eine solche (in der Ersten Wiener Volksbuchhandlung, Ignaz Brand, Wien, 1896) veranstaltet und mit einer Einleitung versehen, die in einem kurzen Überblick über die spätern Forschungen die Punkte angiebt, in denen Maurers Ansichten berichtigt worden sind. „Der Fortschritt Maurers über seine Vorgänger hinaus zeigt sich besonders in seiner Auffassung der Entstehung und der wirtschaftlichen Bedeutung der ältesten gentilgenossenschaftlichen Organisation der Markverbände. Während in den frühern Werken allgemein

Digitized by Google

die Ansicht vertreten wird, die Markgenossenschaften seien erst im Mittelalter nach und nach aus dem Zusammenschluß der von den ersten germanischen Ansiedlern ganz nach Belieben angelegten Einzelhöfe entstanden, tritt Maurer im Anschluß an Hanssen, Schlegel, Olufsen mit Entschiedenheit dafür ein, daß die Mark auf die ersten Ansiedlungen der germanischen Stämme zurückzuführen sei." D. h. also, das Ansiedlungswerk war bei den Germanen wie bei allen übrigen Völkern nicht Privatsache einzelner, sondern Stammesangelegenheit; sie erfolgte geschlechterweise, das besetzte Territorium war Eigentum der Geschlechtsgenossenschaft, seine Verteiluug und Bewirtschaftung sowie die Wohnungsanlage wurde von der ganzen Genossenschaft bestimmt und geleitet. Nach Maurers Zeit haben das die Forschungen Morgans besonders klar gemacht. „Heute wissen wir, daß überall auf der Erde die ältesten territorialgenossenschaftlichen Organisationen auf geschlechterrechtlicher Verfassung beruhen." Für die Peruaner hat das der Herausgeber, Cunow, in einer besondern Schrift nachgewiesen.*) Als den Hauptirrtum Maurers bezeichnet er dessen Auffassung der Hundertschaft als einer „bloß kriegerischen Abteilung." Zwar erkannte Maurer, daß sie mit der Markverfassung zusammenhänge, aber erst Thudichum und Lamprecht haben nachgewiesen, daß die Hundertschaft nichts andres ist als die Geschlechts- oder Markengenossenschaft selbst. Als einen Irrtum von untergeordneter Bedeutung hebt Cunow hervor, daß Maurer die Kampe oder Gewannen mit den Zelgen oder Öschen gleichsetzt; diese beiden Ausdrücke bezeichnen in Süddeutschland die wirtschaftliche Einteilung in drei oder vier Felder nach dem Drei- oder Vierfelderssystem. Kampe oder Gewannen (das Hinzugewonnene) sind, wie Lamprecht in seinem Werke: Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter gezeigt hat, die durch neue Rodungen der Ackerfläche hinzugefügten Streifen, in deren jedem jeder Markgenosse seinen Anteil bekam, sodaß jeder sowohl in den nähern wie in den entferntern Streifen Ackerflecke hatte. Mit der Bewirtschaftungsart hängt diese Verteilungsart gar nicht zusammen. „Bei einer Einteilung der Feldmark in zehn oder zwölf Gewannen kann die Dreifelderwirtschaft, bei einer Einteilung in zwanzig, dreißig Gewannen die Zweifelderwirtschaft angewendet werden."

Die Weltordnung von Otto Bütow, Ingenieur. Zweiter Band: Die soziale Frage. Braunschweig, Albert Limbach, 1896

Das Buch macht den Eindruck des Überspannten, Überschwänglichen, Mystischen und ist voller Symbolik. Es beruht auf dem von Anfang bis zu Ende durchgeführten Gegensatze von Sonne und Erde, Himmel und Hölle, Berg und Thal, Süd und Nord, Weib und Mann. In einer Zeit, wo der Okkultismus blüht und die Mystik von neuem auflebt, wird es dem Verfasser an Lesern und Verehrern nicht fehlen, und weil sein Buch einer Zeitströmung angehört, so wollen wir zu deren Charakteristik ein paar Proben daraus mitteilen. „Die Wissenschaft verirrte sich in ihrem Drange nach Erkenntnis stetig mehr in die Rockfalten der Natur, zer-

*) Die soziale Verfassung des Inkareichs. Eine Untersuchung des altperuanischen Agrarkommunismus. Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1896. Darnach hat diese Agrarverfassung schon lange vor der Unterjochung der peruanischen Stämme durch die Inkas bestanden. In der Beurteilung des Inkareiches, dessen Verfassung so sehr überschätzt worden ist, kommt Cunow ungefähr zu demselben Ergebnis wie Friedrich Ratzel, der in Petermanns Mitteilungen, Heft 5 dieses Jahres, schreibt: „Wenn wir sagen, das Reich der Inka umfaßte auf der Stufe kriegerischer Ausbreitung, die es bei der Ankunft des Pizarro erstiegen hatte, noch nicht soviel Raum wie das römische zur Zeit des Augustus, so müssen wir hinzufügen: es war nichts als ein lockres Bündel von zusammeneroberten Tributärstaaten, ohne festen oder alten Zusammenhang, kaum eine Generation alt und bereits im Zerbröckeln, noch ehe die Spanier es wie ein Kartenhaus umwarfen."

Digitized by Google

schnitt mit dem scharfen Messer der Forschung die Gewandung der Allmutter und pochte mit dem Hammer der Industrie an das Herz der Erde, um Einlaß zu erzwingen und das Geheimnis der Tiefe zu enträtseln. Doch soviel das Messer auch schnitt und der Hammer auch pochte, die Allmutter blieb stumm wie das Grab, wie eine verstoßene Gottheit, welche sich durch Schweigen an denen rächt, die im Glaubenswahn sich von ihr wandten. Und furchtbar wurde diese Rache, doch unerbittlich gerecht, wie nur eine strafende Gottheit sie ersinnen kann. Indem nämlich die Wissenschaft zur Natur zurückkehrte und in der Tiefe der Erde den Stein der Weisen suchte, erschloß sie die geheimen Schätze derselben. Und da die Wissenschaft selbst nicht irdische, sondern geistige Schätze zu sammeln strebte, so bemächtigten sich Gewerbe und Handel der irdischen, um sie der Menschheit nutzbar zu machen. Und nun begann die Strafe. Je mehr die christliche Menschheit der Wissenschaft in die Tiefe folgte, je mehr Kohlen und Eisen sie aus dem Reiche der Hölle heraufschaffte, um sie durch Arbeit in Gold zu verwandeln, desto härter wurde die Strafe, welche sie erlitt. Die Kohlen lieferten das Feuer, mittelst dessen das Eisen zu einem stetig wachsenden Kreuze geschmiedet wurde, welches die Christenheit tragen mußte — gleich ihrem Vorbilde nach Golgatha, der Schädelstätte des Weltgerichts." (S. 64.) „Je mehr das Reich des Weibes, das himmlische Jenseits zum geistigen Phantom wurde, desto mehr ward auch das Weib aus seinem Reiche verdrängt und dadurch ihm die Gelegenheit entzogen, seine Natur zu offenbaren. Das Christentum verurteilte das Weib zum Schweigen in der Kirche. Da das Evangelium zu gunsten des weiblich-englischen Wesens das männlich-teuflische bekämpfte, so war auch die daraus hervorgegangne christliche Kultur in erster Linie an das männliche Geschlecht gerichtet, um dasselbe von dem kriegerischen Handwerk abzulenken und für die friedliche Arbeit zu gewinnen." (S. 121—122.) „Das Alte Testament enthält die religiösen Gedanken der semitischen Hebräer, also nordische[?] Erkenntnis, die zwar unter dem südischen Einfluß mannichfach geändert und ergänzt wurde, im ganzen jedoch die Grundzüge semitisch-arkadischer[?] Urkultur bewahrte. Das Neue Testament hingegen läßt die südische Weltanschauung erkennen, welche von Indien her nach Palästina gelangte, dort mit der nordisch-hebräischen sich vermählte und das Christentum gebar. Als Kind des Südens enthielt das Christentum auch die Liebesfülle seiner Heimat, und als Sproß des Judentums zugleich die Geistesklarheit des Nordens. Sein südlicher Charakter brachte es jedoch in kulturlichen Gegensatz zum nordischen Mosaismus, der es daher zum Kreuzestode verurteilte." (S. 185.) „Die entartete Kirche kehrte das Christentum allmählich um, indem sie die Erzpolitik verherrlichte, die Lichtreligion verdammte. Diese Wandlung der Gottheit schuf auch die Doppelzüngigkeit der christlichen Kultur, aus deren Bausteinen die Himmelsburg [im Gedankenkreise des Verfassers müßte es doch heißen Höllenburg] des Kapitalismus errichtet wurde." (S. 280.) „Immer wenn die Kultur, sei sie Bramahnentum, Mosaismus, Philosophie, Militarismus, Papsttum oder dergleichen, bis zur Unmenschlichkeit entartet war, stand die Menschennatur auf und zertrümmerte das Götzenbild der Kultur." (S. 290.) Der Schluß lautet: „Dort wo die beiden Hälften der Menschheit sich kreuzten, wo schwarze und weiße Rassenkultur sich vermählten, ebendort wird auch das Morgenrot des Jüngsten Tages anbrechen: im Weltenbrande der Götterdämmerung." Wenn wir den Verfasser recht verstehen, sind seine Engel als „südische" Wesen schwarz und seine Teufel weiß.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Landwirt und Spekulant

Der stärkste Gegensatz, so wird gesagt, seien Landwirt und Spekulant. Mit der Berufsthätigkeit des Landmanns hänge seine Abneigung gegen das Spekuliren notwendig zusammen; er verschmähe es und halte es für unehrenhaft, auf so leichte Art Geld zu verdienen. Die landwirtschaftliche Berufsthätigkeit soll nun einmal das Muster aller Erwerbsthätigkeit sein. Als mühevoll und verhältnismäßig gering lohnend, der bescheidnen Denkweise des Landmanns entsprechend, wird sie gegenübergestellt dem hastigen Jagen nach Erwerb, das für den Kaufmann bezeichnend sein soll. Besonders wo sich dieser mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen befaßt, wird ihm scharf aufgepaßt, werden allerlei unehrliche Künste gewittert, deren er sich schuldig machen soll. Denn bei diesem Handel ist es ja immer der arme Landmann, der zu wenig, und der böse Kaufmann, der zu viel erhält. Darum kann es bei diesem Handel nicht mit rechten Dingen zugehen. Nein, es kann nicht mit rechten Dingen zugehen, daß das Getreide billig ist, solange es der Landmann in den Händen hat, und teurer wird, wenn er es an den Händler abgegeben hat. Man könnte zwar einwenden, daß mit dem „Schwinden“ des Getreides, den Kosten des Lagerplatzes, der mit dem Lagern verbundnen Arbeit, dem Kapitalverlust, dem Risiko immer eine gewisse Verteuerung zusammenhänge, daß übrigens ein Steigen der Preise in der Zeit, wo der Landmann sein Getreide abgegeben hat, gar nicht ausnahmslose Regel sei, daß, wenn das so wäre, der Landmann in der Zurückhaltung des Getreides ein sehr einfaches Mittel hätte, sich gegen den ihm drohenden Verlust zu schützen. Der agrarischen Agitation paßt es nicht, so naheliegende Einwände zu beachten. Es bleibt dabei, daß der Händler ein Schwindler ist. Und die Waffe, die er gegen den Landmann schwingt, und gegen die sich dieser nicht zu wehren versteht, heißt Spekulation.



Digitized by Google

Nun haben sich wohl die meisten bisher unter Spekulation etwas andres gedacht, als was bei diesen Anklagen darunter verstanden wird. Ein Spekulant, wurde angenommen, sei jemand, der eine außer ihm liegende Macht, die Preisbewegung, dazu zu benutzen suche, sich einen Gewinn zu verschaffen, für den aber die Möglichkeit des Erfolgs nur dann gegeben sei, wenn sich seine Berechnungen als richtig erweisen, der daher seinen Scharfsinn anstrengen müsse, ein richtiges, zutreffendes Urteil über den voraussichtlichen Gang der Preisbewegung zu gewinnen, der aber dennoch gegen Mißerfolge nicht geschützt sei, weil eine sichre Vorausberechnung unmöglich sei. Aber solche Anschauungen sind veraltet. Heute ist der Spekulant ein Mensch, der selbst den Gang der Preisbewegung bestimmen und willkürlich lenken, darum auch stets seine Anordnungen so treffen kann, daß ihm jede Preisschwankung zum Vorteil ausschlägt.

Es liegt auf der Hand, wie leicht und lohnend dadurch die Spekulation geworden, welche Macht zu raschem und müheloſem Erwerben ungemessener Reichtümer dem einzelnen Spekulanten damit verliehen ist. Aber wie segensreich könnte auch, richtig angewandt, diese Macht wirken! In einer Zeit außergewöhnlicher Teuerung z. B., die doch selbst nach agrarischen Begriffen volkswirtschaftlich nachteilig ist, könnten nur beliebige Mengen „Papierweizen“ an die Börse geworfen werden, dadurch würde ein solcher Preisdruck erzeugt werden, daß die hohen Preise verschwinden würden und damit die Not beseitigt wäre. Und umgekehrt muß es doch möglich sein, bei richtiger Handhabung dieser Macht die „ruinösen“ niedrigen Getreidepreise zu beseitigen und normale Getreidepreise herzustellen, damit sich der arme Bauer wieder satt essen kann.

Darum darf man den Agrariern auch keinen Vorwurf daraus machen, daß sie eine Macht in die Hände zu bekommen suchen, die sie als unsittlich und verwerflich bezeichnen, daß sie sich befassen wollen mit dem, wogegen der Landmann eine tiefe Abneigung hegt, und worauf er sich ganz und gar nicht verstehen soll. Ob die Spekulation verwerflich oder berechtigt ist, hängt ja gänzlich davon ab, wem der Gewinn zufließt. Ihn an die richtige Stelle zu leiten, das ist eben die Aufgabe, die durch die vorzunehmenden „Wirtschaftsreformen“ gelöst werden soll.

Darum war es auch ganz verfehlt und überflüssig, daß von der Spekulation des Herrn v. Plötz solches Geschrei gemacht wurde. Herr v. Plötz hat nur in der Praxis im einzelnen Falle auszuführen gesucht, was das agrarische Programm im großen ausführen will. Die Spekulation des Herrn v. Plötz ließ sich schon genügend damit entschuldigen, daß sie nur ganz klein war, und daß der damit verbundne nützliche Zweck der Informirung nur durch eigne Beteiligung an der Spekulation genügend erreicht werden konnte. Aber selbst wenn diese Enschuldigungsgründe nicht zutreffend wären, so bedürfte es

Digitized by Google

doch keiner besondern Rechtfertigung für eine Spekulation, die dazu dienen sollte, einem der Edelsten im Volke, einem der vor allem Notleidenden, einen Gewinn zu verschaffen. Daß die Agrarier mit zweierlei Maß messen, daß nach ihrer Auffassung so manches zu Gunsten des Landmannsstandes erlaubt ist, was zu Gunsten andrer Berufsstände nicht erlaubt ist, wissen wir längst. Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, daß in dem Plötzschen Falle der Grundsatz verfochten wird: „Eines schickt sich nicht für alle." Wenn auch einige Anhänger der Agrarpartei geglaubt haben, Herrn v. Plötz tadeln zu müssen, da er die Sache doch etwas zu schlimm gemacht habe, so fehlt ihnen eben der Mut der Folgerichtigkeit. Es ist selbstverständlich, daß der Gegner der agrarischen Bestrebungen solche Grundsätze nicht gut heißt. Aber man muß dann den Geist des agrarischen Programms für alle Ausschreitungen verantwortlich machen; diesem Programm hat Herr v. Plötz lediglich entsprochen.

Ja, es ist etwas schönes um die Spekulation der Notleidenden; aber die Voraussetzung ist, daß sie auch erfolgreich sei. Eine Spekulation, die mißlingen kann, darf zu Gunsten der Notleidenden nicht vorgenommen werden, da sie ihre Lage verschlechtern könnte. Für den gewöhnlichen Menschenverstand ist zwar der Begriff der Unsicherheit von dem der Spekulation nicht zu trennen. Aber ganz anders sieht das agrarische Ideal einer Spekulation aus, wie sie zu Gunsten der Landwirtschaft in Gang gesetzt werden muß. Die mächtige, des Erfolgs sichre Spekulation soll dem Handelsstande, dem sie jetzt zur Verfügung steht, entwunden und durch die Vermittlung des Staats auf den Landmannsstand übertragen werden. Herr v. Plötz, der es als gewissenhafter Volksvertreter für seine Pflicht hielt, sich über das Wesen der Getreidespekulation genau zu unterrichten, hat, wahrscheinlich durch eignen Schaden klug geworden, bei dieser „Informirung" herausgefunden, daß die Spekulation in ihrem heutigen Zustande ihrer hohen Aufgabe nur mangelhaft entspricht. Und sie ist nicht bloß mangelhaft; sie ist unsittlich und verwerflich, erstens, weil sie dem Kaufmann, diesem Schmarotzer unter den Berufsständen, die Möglichkeit bietet, Geld zu verdienen, und zwar viel mehr Geld, als ihm zukommt, zweitens, weil sie dem notleidenden Großgrundbesitzer nicht die unbedingte Sicherheit des Erfolgs gewährt, deren er bei seiner traurigen Lage bedarf, und worauf er einen gerechten Anspruch hat. Das muß anders werden, darum muß der Staat auf den Plan treten, muß mit seiner gewaltigen Macht die böse volksfeindliche Baissespekulation erdrücken und der wohlthätigen Haussespekulation den Sieg verschaffen. Was das kostet, darauf kommt es gar nicht an. Für einen solchen Zweck ist kein Opfer zu groß.

Der Ruhlandsche Vorschlag der Reichsspekulation, der ohne Zweifel die volle Zustimmung des Herrn v. Plötz hat, ist die Krönung des Unsinns, aber der Unsinn steckt in dem ganzen agrarischen Programm; die gesamten Bestrebungen der Agrarier kranken an denselben falschen Vorstellungen, die bei

Digitized by Google

diesen Vorschlägen in so auffälliger Weise hervortreten. Denn was anders ist der Grundgedanke der agrarischen Bestrebungen, als das Verlangen, daß die Möglichkeit des Mißerfolgs aus den landwirtschaftlichen Unternehmungen ausgemerzt werde? Wenn sich der Landmann bei seinen Unternehmungen verrechnet hat, so soll ihm der Staat zu Hilfe kommen und ihn herausreißen. Das wird nicht erst heute verlangt; das ist seit Jahren verlangt worden. Auch ist dem Landmann bei seinen Unternehmungen das Spekuliren nicht so fremd, seine Abneigung dagegen nicht so groß, wie man nach unsrer Schilderung annehmen sollte. Es gab eine Zeit, wo in der Landwirtschaft recht stark spekulirt wurde, und zwar beschränkte man sich dabei nicht auf eine gewisse Anzahl von Säcken Getreide; man spekulirte mit der ganzen Habe, mit Haus und Hof. Gegen diese im weitesten Umfange betriebne Spekulation ist ja die Spekulation des Herrn v. Plötz nur „ganz klein“ und bescheiden. Spekulation war es, wenn Landbesitze gekauft wurden in der Erwartung, daß nach wenigen Jahren ein vorteilhafter Wiederverkauf möglich sein werde. Und diese Spekulation war oft recht gewagt. Denn nicht die Einträglichkeit der Grundstücke an und für sich bildete den Wertmesser, nach dem der Kaufpreis bemessen wurde, sondern nur die Erwartung eines weitern Steigens der Landpreise, die sich auf die Erfahrung gründete, daß die Landpreise Jahrzehnte hindurch gestiegen waren, erhöhte den thatsächlich für die Güter bezahlten Preis. Ein eingebildeter Wert, ein Spekulationswert, trat an die Stelle des wirklichen Wertes der Landgüter. Viel zu teuer! so lautete das Urteil namentlich älterer und erfahrner Landleute fast bei jedem neuen Ankauf. Aber der Käufer, mit dem fröhlichen Mut der Jugend ausgestattet, glaubte das Kopfschütteln bedächtiger Nachbarn verachten zu können. Denn er befand sich, wurde behauptet, gewissermaßen in einer Zwangslage. Er mußte, wenn er sich ankaufen wollte, den üblichen Preis zahlen, wenn dieser auch zu hoch sein mochte. Aber wenn auch an Verzinsung des Kaufobjekts nicht zu denken war, was hatte das zu sagen, solange der Käufer darauf rechnen konnte, daß er, wenn er des Betriebs müde wäre und ihn zu wenig lohnend fände, nach wenigen Jahren einen Abnehmer finden und dazu noch einen Gewinn machen werde? Hatte er dann einige Jahre die Leiden der Landwirtschaft gekostet und in üblicher Weise über diese Leiden geächzt und gestöhnt, vielleicht auch bei der Wirtschaft etwas Kapital zugesetzt, so war er bei einem günstigen Wiederverkauf doch noch „schön heraus.“ Damals wurde nicht geschrieen, und es war auch kein Anlaß zum Schreien. Wenn auch über die Schwierigkeiten des Betriebes und die geringe Einträglichkeit der Grundstücke geklagt wurde, dachte man doch nicht daran, den Ruf nach Staatshilfe zu erheben. Käufer und Verkäufer waren gleichmäßig zufrieden. Der Verkäufer konnte, wenn er eine längere Reihe von Jahren gewirtschaftet hatte, den ganzen Gewinn, den ihm das fortgesetzte Steigen der Landpreise verschaffte, einstreichen und sich als

Digitized by Google

wohlhabender Rentner zurückziehen. Oder selbst wenn er nur kürzere Zeit Besitzer gewesen war, bot sich ihm doch die Möglichkeit, bei einem gewagten Unternehmen wenigstens schadlos davonzukommen und im günstigen Falle noch etwas zu verdienen.

Ist es wahr, daß der Landmann von Hause aus zur Spekulation wenig Anlage habe, so ist wenigstens gewiß, daß er sich leicht in einen Spekulanten verwandelt, wenn es die Verhältnisse gerade so mit sich bringen. Daß ein Landmann, nachdem er den eignen Besitz vorteilhaft veräußert hat, in die Gewohnheit des Landhandels verfällt und sich allmählich zum Güterschlächter ausbildet, mag eine Ausnahme sein. Aber die geschilderten Vorgänge, die sich nicht etwa nur in den Kreisen des Großgrundbesitzes, sondern fast noch mehr in denen des bäuerlichen Besitzes abgespielt haben, sind mit Recht als Überspekulation bezeichnet worden. Daß der Landmann einen durch Wertsteigerung seines Besitzes ihm erwachsenen Gewinn gern mitnimmt, wer wollte ihm das verübeln? Nur sollte dann auch zugegeben werden, daß zwischen den Berufsständen, ihrer Denkweise und ihren Gewohnheiten nach nicht eine solche Scheidewand vorhanden ist, wie behauptet wird. Wenn der Landmann gern möglichst rasch und viel verdienen will, so braucht das nicht strenger beurteilt zu werden, aber es darf auch nicht milder beurteilt werden, als wenn die Vertreter andrer Berufsstände dasselbe Bestreben zeigen. Wenn das Jagen nach raschem und müheloſem Gewinn eine bedenkliche Seite hat — und wer möchte das bestreiten —, so kann man nicht sagen, daß von dem Landmannsstande die darin liegende Gefahr glücklich vermieden worden sei. Das rasche Steigen der Bodenpreise hat vielfach ungünstig auf den Landmannsstand eingewirkt. Der Luxus wurde gefördert; auch war es nicht gut, daß die hohen Preise so oft zum Verkauf reizten und öfterer Besitzwechsel eintrat. Wird der Grund und Boden als Spekulationsgegenstand betrachtet, so leidet darunter leicht der Betrieb. Wer beständig nach dem Käufer aussieht, hat meistens nicht die Liebe zu der Wirtschaft, wie der seßhaft seinen Besitz als Familiengut betrachtende Landmann.

Vor allem aber, daß der wagehalsig Spekulirende im Falle des Mißlingens seinen eignen Verlust zu tragen hat, sollte billigerweise für landwirtschaftliche Unternehmungen nicht weniger gelten als für irgend welche andern. Aber hier wird ja von agrarischer Seite verlangt, daß mit dem Landmannsstand um seiner hohen wirtschaftlichen Bedeutung willen eine Ausnahme gemacht werde. Die glücklich Spekulirenden streichen ihren Gewinn ein, den unglücklich Spekulirenden aber wird Anwartschaft auf die Hilfe des Staates erteilt. Als auf die Hausse in Grundstücken der von den Vorsichtigen lange prophezeite unvermeidliche Rückschlag folgte, wenn auch nicht in Form eines plötzlichen „Krachs," so doch als ein Stocken des Landhandels, und dann ein allmähliches Herabsinken der Preise von ihrer Höhe, als die Spekulanten ein-

Digitized by Google

sahen, daß sie, anstatt den gehofften Gewinn zu finden, alle Mühseligkeiten des Betriebes geduldig auf sich nehmen und dann noch von Jahr zu Jahr „abschreiben" mußten, da fing das Geschrei an über die erbarmungswürdige Lage des trefflichsten aller Berufsstände. Und wer bescheiden auf die Ursachen der Not hinzuweisen wagt, wer sagt, es sei bei den Ankäufen oft nicht mit der nötigen Vorsicht verfahren worden, und auch der Landmann könne doch nicht von der Verantwortlichkeit für die eignen Unternehmungen entbunden werden, der — ist ein Feind der Landwirtschaft.

Seitdem bei uns die Agrarier die Herrschaft führen, werden einfache und selbstverständliche Wahrheiten nicht mehr anerkannt. Die Spekulation aus dem wirtschaftlichen Leben ganz verbannen wollen, das hieße einen Hauptantrieb der Erwerbsthätigkeit hinwegnehmen. Wenn aber Ausschreitungen der Spekulation verwerflich sind, ja, wie könnte dann der Leichtsinn der Spekulation besser gefördert werden, als wenn dem Staate die Verantwortlichkeit für das Mißlingen von Spekulationen aufgebürdet wird, als wenn dem Spekulanten für das Mißlingen seines Unternehmens eine Entschädigung bewilligt und damit dem unvorsichtig Spekulirenden die Strafe abgenommen wird, die ihn gerechterweise trifft? Welche Spekulation ist sittlich besser berechtigt und vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus wertvoller, die, für die keine Beihilfe begehrt wird, die auf dem Boden der Gleichberechtigung um den Gewinn kämpfen will, oder die, zu deren Gunsten der ganz unerhörte Anspruch erhoben wird, daß der Staat mit seiner Macht auf ihre Seite trete, jede Gefahr des Mißerfolges von ihr abwehre? Heute kann bei Landankäufen nicht, wie früher, auf fortgesetztes Steigen der natürlichen Konjunkturen gerechnet werden. Wohl aber kann eine andre Spekulation, die Spekulation auf Staatshilfe, bei Ankäufen eine Rolle spielen und dazu verführen, die nötige Vorsicht außer Acht zu lassen. Die Vorstellung, daß der Staat verpflichtet sei, dem Unternehmer Betriebszuschüsse in der einen oder andern Form zu geben, kann nur unheilvoll einwirken auf die Vertreter des Gewerbes, dem man dadurch zu dienen glaubt. Diese Spekulation wird sich früher oder später als trügerisch erweisen, denn kommen wird und muß eine Zeit, wo die Nachgiebigkeit der Gesetzgebung durch die Unmöglichkeit der Befriedigung dieser sich immer mehr steigernden Forderungen eine Grenze findet, wo man sich auch im Volke dieser Bestrebungen kräftiger zu erwehren beginnt. Dann wird auch das Messen mit zweierlei Maß aufhören. Man wird einsehen, daß es eine Ungerechtigkeit ist, die Gewinnsucht der einen als Verbrechen zu stempeln, während gleichzeitig verlangt wird, daß der Staat die Gewinnsucht der andern durch seine Hilfe und auf Kosten der Ärmern befriedige.

Digitized by Google

# Der Ausbau des Arbeiterschutzes

Als der deutsche Reichstag die Einsetzung der Reichskommission für Arbeiterstatistik beschloß, hatte man im Sinne, eine Einrichtung zu schaffen, die zur Beurteilung sozialer Zustände das notwendige statistische Material liefern sollte. Kein Mensch witterte eine Gefahr hinter dieser statistischen Kommission. Inzwischen hat sie aber ihre Aufgabe mit außerordentlichem Ernst und anerkennenswertem Eifer angefaßt, und die Ergebnisse der Arbeiten, mit denen sie hervorgetreten ist, machen plötzlich die Gemüter stutzig, die hinter jeder sozialpolitischen Maßnahme den Weg zum Zukunftsstaate wittern. Man hatte also nichts eiligeres zu thun, als am 7. Mai im preußischen Abgeordnetenhause eine Interpellation zu stellen, in der die Regierung ernstlich befragt wurde, wie sie sich zu dem gefährlichen Treiben der Kommission stelle, die sozialistisch rettungslos verseucht sei, in der man ferner mit männlichem, der Situation angemessenem Ernst unverhohlen seine Verwunderung aussprach, daß sich aus einem unter allgemeinem Beifall gebornen und einst so normal beanlagten Kinde ein solcher Wechselbalg entwickelt habe, dem man unter den übrigen, an der Mutterbrust der Verfassungsmäßigkeit großgepäppelten gesitteten Kindern fürderhin ohne dringende Gefahr keinen Platz lassen dürfe. Und männiglich, was sich staat- oder vielmehr „staats"erhaltend nennt, klatschte Beifall.

Auf den Vorwurf der sozialistischen Durchseuchung der Reichskommission für Arbeiterstatistik, „die unter dem Einfluß eines Sozialdemokraten und eines der Sozialdemokratie affiliirten Professors steht," hat der frühere Leiter der Kommission, der Kurator der Universität Bonn, Dr. von Rottenburg in Nr. 321 der Nationalzeitung eine deutliche Antwort erteilt, die uns der Mühe überhebt, auf diesen Teil der förmlich erhobnen Anklage einzugehen. Dagegen hat er auf die sachlichen Einwände gegen die Arbeiten der Kommission wenig oder nichts erwidert, und diese bleiben daher noch zu untersuchen. Unsre sozialpolitische Gesetzgebung hat, beginnend mit der Regelung der Arbeitsverhältnisse der „weiblichen und jugendlichen" Arbeiter in den Fabriken, allmählich die ganze Industrie umsponnen mit einem, wenn auch im einzelnen vielleicht noch mangelhaften, so doch dem einheitlichen Grundgedanken nach großartigen sozial-

Digitized by Google

reformatorischen Gesetzgebungswerke. Die Thatsache, daß auch auf andern Gebieten des Erwerbslebens ähnliche Mißstände herrschen, wie in der Industrie, legte den Gedanken nahe, die Grundsätze dieser Gesetzgebung auch auf sie anzuwenden; es bedarf dazu, sobald erwiesen ist, daß in einem Gewerbe die Gesundheit der Arbeiter durch überlange Arbeitszeit geschädigt wird, nur einer Verordnung des Bundesrats auf Grund von § 120e der Reichsgewerbeordnung. Und so hat denn die Reichskommission für Arbeiterstatistik zuerst die Arbeitsverhältnisse im Bäckereigewerbe zum Gegenstande sehr zeitgemäßer Untersuchungen und Gesetzesvorschläge gemacht und hat vor kurzem dasselbe gegenüber den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen im Handelsgewerbe gethan. Die Verordnung, die zum Schutze der Arbeiter im Bäckereigewerbe und — auch der Konsumenten von Bäckereiwaren vom Bundesrate erlassen wurde, enthält folgende wichtige Bestimmungen:

Die Arbeitsschicht jedes Gehilfen darf die Dauer von zwölf Stunden oder, falls die Arbeit durch eine Pause von mindestens einer Stunde unterbrochen wird, einschließlich dieser Pause die Dauer von dreizehn Stunden nicht überschreiten. Die Zahl der Arbeitsschichten darf für jeden Gehilfen wöchentlich nicht mehr als sieben betragen.

Außerhalb der zulässigen Arbeitsschichten dürfen die Gehilfen nur zu gelegentlichen Dienstleistungen und höchstens eine halbe Stunde lang bei der Herstellung des Vorteiges, im übrigen aber nicht bei der Herstellung von Waren verwendet werden.

Zwischen je zwei Arbeitsschichten muß den Gehilfen eine ununterbrochne Ruhe von mindestens acht Stunden gewährt werden.

Auf die Beschäftigung von Lehrlingen finden die vorstehenden Bestimmungen unter der Bedingung Anwendung, daß sich die zulässige Dauer der Arbeitsschicht und die zu gewährende Ruhezeit um eben diese Zeiträume verlängern.

Es folgen dann noch Bestimmungen über die Ausnahmen, die gewährt werden dürfen, über die Form der Bekanntmachung der Verordnung an die Arbeiter, über die Sonntagsruhe usw. In Kraft getreten ist die Verordnung am 1. Juli 1896.

Wenn jemals eine sozialpolitische Verordnung durch ein erdrückendes Thatsachenmaterial gestützt worden ist, so war es diese. Es ist bekannt, daß in keinem Gewerbebetrieb eine solche geradezu berufsmäßige Unsauberkeit herrscht wie im Bäckereibetriebe, und daß nirgends eine solche Ausnutzung der Arbeitskraft bis zur Erschöpfung gäng und gäbe ist wie in der Backstube, ein Zustand, der nur durch eine Verkürzung der Arbeitszeit in den Betrieben dauernd gebessert werden kann. Um so unbegreiflicher ist es, daß gerade diese Verordnung zum Gegenstand einer Interpellation im preußischen Landtage gemacht wurde, daß man gerade in Anknüpfung an sie zu einer Verurteilung unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung kommen konnte. Bekanntlich hat sich die konservative Partei von dem Mißlingen des ersten Vorstoßes nicht abschrecken lassen, sondern

Digitized by Google

geradezu den Antrag eingebracht, die Regierung möge im Bundesrate dahin wirken, daß die Verordnung nicht in Kraft trete. Die Debatte darüber, die sehr lehrreich für die Erkenntnis der — Unkenntnis der konservativen Sozialpolitiker war (sie mußten sich von dem Herrn Handelsminister allerhand bittere Wahrheiten sagen lassen), führte thatsächlich zur Annahme des Antrags. Dennoch wird der Antrag keine praktische Bedeutung erlangen, da Herr von Berlepsch schon vor Beginn der Diskussion erklärt hatte, die Regierung werde einem solchen Beschlusse nicht Folge leisten.

Anders liegen die Dinge bei dem Gesetzentwurfe, den die Reichskommission vor kurzem zur Regelung der Verhältnisse der Angestellten in kaufmännischen Geschäften dem Bundesrate überreicht hat. Das allgemeine Erstaunen und die Entrüstung über die Kühnheit, auch die offnen Ladengeschäfte „unter Polizeiaufsicht" zu stellen, wie der beliebte Ausdruck lautet, könnte die Vermutung erregen, daß es sich hier um etwas neues, noch nie dagewesenes handle. Das ist keineswegs der Fall. Dr. von Rottenburg hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß man sich in England schon seit längerer Zeit mit der Frage eingehend beschäftigt, wie den Angestellten in Ladengeschäften eine kürzere Arbeitszeit verschafft werden könne; das Bedürfnis dafür ist allseitig anerkannt. Aber auch in Deutschland ist die Frage schon mindestens seit 1892, wo vom Ministerium für Handel und Gewerbe Erhebungen über die Arbeitsverhältnisse im Handelsgewerbe angestellt wurden, auf der Tagesordnung, und 1895 hat der „Zentralverband deutscher Kaufleute," der sich fast nur aus Detailhändlern zusammensetzt, auf seiner Generalversammlung in Koblenz den Beschluß gefaßt: „Die Generalversammlung des Zentralverbandes deutscher Kaufleute spricht sich dafür aus, daß der Schluß der Geschäftszeit gesetzlich geregelt, die Feststellung der Ladenschlußstunde abends aber den Lokalbehörden nach Anhörung der Beteiligten und nach Maßgabe des Ortsbedürfnisses überlassen werde." Eine Sache, die grundsätzlich von den Detailhändlern selbst anerkannt wird, kann nicht so ungeheuerlich sein.

Was enthält nun die Vorlage der Reichskommission? Der Entwurf hat drei Abschnitte, im ersten ist von dem Arbeitsverhältnis der Angestellten, im andern von ihrem Dienstverhältnis und im dritten von der „Konkurrenzklausel" die Rede. Nach § 1, I müssen offne Verkaufsstellen während der Zeit von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens für das Publikum geschlossen sein, mit der weitern Beschränkung, daß durch die Landeszentralbehörde für ihren Bezirk oder einzelne Teile allgemein oder für gewisse Zweige des Handelsgewerbes angeordnet werden kann, daß die offnen Verkaufsstellen erst von einer spätern Stunde als 5 Uhr morgens an geöffnet werden dürfen oder auch früher als 8 Uhr abends geschlossen werden müssen. Dieselbe Befugnis hat der Bundesrat für das Gebiet des Reichs oder einzelne Teile. Selbstverständlich mußte infolge dieser Maßnahmen in § 2 für diese Zeit der Ruhe des Geschäftsbetriebes der



Digitized by Google

Gewerbebetrieb im Umherziehen, soweit er unter § 55 Abs. 1 Ziffer 1 und 2 der Gewerbeordnung fällt, sowie der Gewerbebetrieb der in § 42b der Gewerbeordnung bezeichneten Personen verboten werden. Doch können die untern Verwaltungsbehörden Ausnahmen zulassen. Auch die „selbstthätigen Verkaufsapparate" sind in dieser Zeit außer Thätigkeit zu setzen.

Länger als bis 8 Uhr abends, aber höchstens bis 10 Uhr dürfen die Verkaufsstellen für das Publikum geöffnet sein an den letzten 14 Tagen vor Weihnachten und an Tagen, für die zur Befriedigung eines bei Festen und sonstigen besondern Gelegenheiten hervortretenden Bedürfnisses die untere Verwaltungsbehörde Ausnahmen gestattet; diese Ausnahmen dürfen aber die Zahl von 16 Tagen im Jahre nicht überschreiten.

Die beim Ladenschluß schon anwesenden Kunden dürfen in der nächsten halben Stunde noch bedient werden. Außer der Zeit, wo die Verkaufsstellen für das Publikum geöffnet sind, dürfen Handlungsgehilfen, Lehrlinge und Geschäftsdiener nicht zur Arbeit für das Geschäft herangezogen werden. Nur zur Ausführung der Arbeiten, die vor Öffnung und nach Schluß der Verkaufsstelle zur Aufrechterhaltung des Geschäftsbetriebes vorgenommen werden müssen, darf der Geschäftsinhaber die Geschäftsdiener heranziehen. Doch müssen ihnen 9 Stunden ununterbrochne Ruhe bleiben.

Zur Hauptmahlzeit ist dem Personal eine Pause von mindestens anderthalb Stunden zu gewähren, wenn das Mittagessen nicht vom Prinzipal gewährt wird.

Weiter sorgt der Gesetzentwurf für hygienische und Sicherheitsmaßregeln gegen Gefahren, für Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit und giebt dem Bundesrate die Befugnis, Vorschriften darüber zu erlassen, welche Anforderungen die Laden-, Arbeits- und Lagerräume, Maschinen und Gerätschaften zu erfüllen haben. Dieselbe Befugnis haben, wenn der Bundesrat keinen Gebrauch davon macht, die Landeszentralbehörden usw.

Der zweite Teil des Gesetzentwurfs befaßt sich mit dem Dienstverhältnis zwischen dem Inhaber einer Verkaufsstelle und dem Handlungspersonal. Das Dienstverhältnis der Gehilfen zum Prinzipal soll von jedem Teil mit Ablauf jedes Kalendervierteljahres nach sechswöchentlicher Kündigung aufgehoben werden können. Durch Vertrag kann eine kürzere oder längere Kündigungsfrist bedungen werden, die auf beiden Seiten von gleicher Dauer sein muß, doch darf sie nicht weniger als einen Kalendermonat betragen. Eine unklare Bestimmung enthält § 6 des zweiten Teils, der lautet: „Nach erfolgter(!) Kündigung bis zur Erlangung(!) einer neuen Stelle ist den Handlungsgehilfen und Lehrlingen die erforderliche Zeit zu gewähren, um(!) sich um eine neue Stellung bewerben zu können."*) Die Absicht dieses Paragraphen mag ganz löblich sein; aber

*) Der Entwurf scheint in einem recht netten Deutsch abgefaßt zu sein. D. R.

Digitized by Google

was geschieht, wenn der Prinzipal die erforderliche Zeit nicht gewährt? Ist er dann verpflichtet, den Angestellten weiter zu beschäftigen oder Schadenersatz zu leisten? Wer entscheidet überhaupt, ob die „erforderliche Zeit" gewährt worden ist oder nicht? Aus dieser Bestimmung kann sich ein Rattenkönig von Prozessen entwickeln, deren Entscheidung sehr schwer sein wird. Jeder gutdenkende und -handelnde Kaufmann wird einem Angestellten, der ihm oder dem er gekündigt hat, schon jetzt keinen Stein in den Weg legen, wenn er sein weiteres Fortkommen sucht; Chikaneuren gegenüber aber wird die Bestimmung wirkungslos bleiben.

Der dritte Teil des Gesetzentwurfs beschäftigt sich mit der „Konkurrenzklausel." Eine Verabredung zwischen Prinzipal und Angestellten, nach der es diesen verboten ist, nach Auflösung des Dienstverhältnisses in ein andres Geschäft einzutreten oder ein solches selbständig zu begründen, ist unter folgenden Voraussetzungen rechtswirksam: 1. Das Verbot darf höchstens für ein Jahr festgesetzt werden vom Austritt aus dem Geschäft an. 2. Verboten werden darf nur der Eintritt in ein Geschäft gleicher Art oder die Begründung eines solchen innerhalb einer Entfernung von einem Kilometer von der Betriebsstätte des vertragschließenden Geschäftsinhabers aus. 3. Die Konventionalstrafe darf den doppelten Jahresgehalt des betreffenden Angestellten nicht überschreiten. Hat der Geschäftsinhaber ohne Grund gekündigt oder durch vertragswidriges Verhalten seinem Gehilfen Grund zur Auflösung des Dienstverhältnisses gegeben, so fallen alle aus den oben genannten Festsetzungen her fließenden Ansprüche weg.

Man wird zugeben, daß der Arbeit der Reichskommission durchaus nicht Genüge gethan wird, wenn man sich auf die Bestimmung des Achtuhrschlusses der offnen Ladengeschäfte beschränkt. Der Entwurf sorgt für eine Reihe von Maßregeln, die die hygienischen und Sicherheitsverhältnisse im kaufmännischen Geschäft ordnen und Gefahren für die Sittlichkeit beseitigen sollen. Das ist an sich ganz löblich, nur befremdet es, daß sich die Kommission ein Gebiet sozialer Fürsorge hat entgehen lassen, wo Abhilfe dringen notthut, die Fürsorge für die dem Personal außer den Geschäftsstunden zugewiesenen Aufenthaltsorte, die Wohn- und Schlafräume. Es dürfte nur sehr wenige kaufmännische Geschäfte geben, die, wenn das Personal im Hause wohnt, für menschenwürdige Räume ihrer Angestellten sorgen, und die Schlafstellen sind ebenfalls meist von schlechter Beschaffenheit. Man redet so viel von der Vergnügungssucht der jungen Leute, von dem häufigen Wirtshausbesuch, aber man bedenkt nicht, daß bei dem Mangel eines Raumes, wo er sich in seinen Mußestunden behaglich fühlen könnte, dem jungen Kaufmann von vornherein die Lust benommen wird, sich daheim mit einem guten Buche zu beschäftigen; es ist ganz natürlich, daß er dem ungemütlichen Aufenthalt im Hause zu entfliehen sucht, also in die Kneipe nicht ohne Schuld seines Lehrherrn gerät, der

Digitized by Google

die Hände überm Kopf zusammenschlägt ob der unbegreiflichen Liederlichkeit der heutigen Jugend.

Der Zwangsschluß aller Ladengeschäfte um 8 Uhr abends ist nicht der Zweck des Gesetzes, sondern das Mittel, wodurch ein bestimmter Erfolg im Interesse der Angestellten erreicht werden soll. Doch ist es allerdings sehr zweifelhaft, ob dieses Mittel richtig ist. Ein einheitlicher Abendschluß ist in Ladengeschäften nicht so einfach durchführbar, wie in der Industrie der Fabrikschluß, ohne Härten oder eine große Menge von Ausnahmen aber gar nicht, denn der Verkehr des Publikums im Laden macht den Verkäufer von der Neigung des Käufers abhängig, seine Einkäufe zu einer bestimmten Zeit zu machen, ebenso von der nach Jahreszeit und andern Umständen größern oder kleinern Dringlichkeit der Nachfrage. Es ist bekannt, daß es in jedem Geschäft gewisse Tageszeiten und Jahreszeiten giebt, wo der Geschäftsgang besonders stark ist, und es würde da sicher zu Unzuträglichkeiten führen, wenn der Strom des kaufenden Publikums durch gesetzliche Bestimmungen mit dem Glockenschlage abgeschnitten werden sollte.

In der öffentlichen Besprechung des Gegenstandes ist eine große Zahl von Gründen angeführt worden, die die Durchführung des Achtuhrladenschlusses als unzulässig beweisen sollen, und es wird dabei natürlich mit großen Übertreibungen gearbeitet. Der bedenklichste Angriffspunkt scheint uns der zu sein, daß von den Bestimmungen über den Ladenschluß auch solche Geschäfte betroffen werden, die ohne Personal arbeiten, wenn man auch hier in Betracht ziehen muß, daß die materielle Schädigung nicht so groß ist. Der Zwang aber, der auf das Streben nach Erhaltung und Verbesserung der wirtschaftlichen Lage gerade der kleinsten Gewerbtreibenden ausgeübt wird, muß auch dem ungerecht und volkswirtschaftlich verkehrt erscheinen, der sonst nicht geneigt ist, sich durch die Phrase von der Polizeiaufsicht fangen zu lassen.

Gegen den Achtuhrschluß richtet sich also die Opposition gegen die Vorschläge der Reichskommission mit Recht. Die Kommission hatte ihn auch ursprünglich gar nicht beabsichtigt. Erst auf das Drängen der großen kaufmännischen Verbände hin wurde er mit aufgenommen. Von den neun größten Verbänden der Kaufmannschaft, mit mehr als 200000 Mitgliedern, unter denen die Geschäftsherren stark vertreten sind, erklärten sich acht bedingungslos für den Achtuhrladenschluß. Das große Geschrei von den „sozialistisch durchseuchten Anhängern der grauen Theorie" zeigt also weiter nichts, als daß die gesamte deutsche Tagespresse beinahe die Vorschläge der Kommission und ihre Begründung gar nicht studirt hat, aber trotzdem lustig kritisirt.

Die Kaufleute betonen, daß der Ladenschluß um acht Uhr den Gehilfen und Lehrlingen zu viel freie Zeit gebe, die sie noch mehr, als es schon jetzt infolge der Sonntagsruhe geschehe, an den Kneipenbesuch gewöhnen und, da die Mittel, die ihnen hierzu zu Gebote stehen, knapp sind, zur Unredlichkeit

Digitized by Google

verführen werde. Diese Befürchtung zeugt zunächst von einem gewissen Schwächegefühl des Kaufmannsstandes. Ist es begründet, daß das Personal, aus dem die zukünftigen Geschäftsherren hervorgehen sollen, an dessen Gedeihen also der Kaufmannsstand das größte Interesse hat, sittlich so wenig fest ist, dann liegt doch darin zugleich ein schwerer Vorwurf gegen die Kaufleute als Stand und gegen jeden einzelnen, der einen Lehrling ausbildet: der Vorwurf, daß die Prinzipale die Erziehung der ihnen anvertrauten jungen Leute vernachlässigen. Leider ist dieser Vorwurf nicht unberechtigt. Mit der Gewerbefreiheit ist manche alte Gewohnheit gefallen, und manche Schranke mußte fallen, aber eines brauchte nicht mit unterzugehen, das patriarchalische Verhältnis zwischen den Angestellten eines Geschäfts und ihrem Geschäftsherrn, das Pflichtgefühl auf der einen wie auf der andern Seite. Wenn sich aber solche bedrohliche Zeichen verspüren lassen, wie Hang zur Unredlichkeit, so ist das richtige Mittel dagegen doch nicht das, den jungen Leuten ganz die Gelegenheit zur Erholung zu nehmen, sondern sie ordentlich zu erziehen.

Die Absicht, die Angestellten des Handelsstandes auch gegen Gefahren, die der Gesundheit und Sittlichkeit drohen, zu schützen, ist sehr löblich. Eine andre Frage ist es, ob eine solche Absicht sinngemäß durch sondergesetzliche Bestimmungen erreicht werden kann. Da über die Durchführung dieser Bestimmungen eine Aufsicht walten muß, und da diese Aufsicht am zweckmäßigsten vom Gewerbeinspektor ausgeübt werden würde, so ist sofort klar, daß dieses Sondergesetz überflüssig ist und die ganze Frage mit einem Federstriche geregelt wäre, wenn der Gesetzgeber das Handelsgewerbe ohne weiteres unter die Gewerbeinspektion stellte; dann kämen sofort die §§ 120a bis 120e der Reichsgewerbeordnung vom 1. Mai 1892 in Anwendung. Dort heißt es: „Die Gewerbeunternehmer sind verpflichtet, die Arbeitsräume, Betriebsvorrichtungen, Maschinen und Gerätschaften so einzurichten, daß die Arbeiter gegen Gefahren für Leben und Gesundheit soweit geschützt sind, wie es die Natur des Betriebes gestattet.“ Damit wäre nur die Wohnungsfrage noch nicht berührt. Freilich wäre diese Einbeziehung des Handelsgewerbes nicht ohne weiteres möglich, da nach den Schlußbestimmungen der Reichsgewerbeordnung die §§ 120a ff. auf Gehilfen und Lehrlinge in Handelsgeschäften keine Anwendung finden. Es besteht aber hier eben eine Lücke in der Gewerbegesetzgebung, die so ausgefüllt werden muß, daß Sondergesetze vermieden werden können.

Ebensowenig aber, wie Bestimmungen über Schutz der Angestellten gegen Lebensgefahren und sittliche Gefahren in den Gesetzentwurf gehören, ebensowenig gehören die Festsetzungen in Titel II und III hinein, die von dem Dienstverhältnis und der Konkurrenzklausel handeln. Es würde zu völliger Verwirrung führen, wenn man zwei Fragen, die in das Handelsgesetzbuch gehören, mit Hilfe eines Sondergesetzes erledigen wollte.

So löblich also die Grundgedanken des Gesetzentwurfs sind, und so sehr

Digitized by Google

eine Entlastung der Angestellten im Handelsstande zu wünschen ist, so wenig kann man sich doch mit dem Gesetzentwurfe einverstanden erklären, nicht weil uns seine Ausführung ins sozialistische Fahrwasser bringen würde, sondern weil er unbrauchbar ist. Übrigens richtet die Reichskommission ihre Vorschläge an eine falsche Stelle. Der Bundesrat kann diese Bestimmungen nicht etwa so wie die über den Arbeitstag im Bäckereigewerbe auf dem Verordnungswege auf Grund von § 120c, Absatz II in Kraft setzen, denn dieser Paragraph findet eben auf das Handelsgewerbe keine Anwendung. Will man also trotz aller sachlichen Bedenken doch den Versuch machen, die Arbeits- und Dienstverhältnisse der Angestellten in kaufmännischen Geschäften nach den Vorschlägen der Reichskommission zu regeln, so muß man eine Gesetzvorlage vor den Reichstag bringen.

# Welterklärungsversuche

## 2

In Tiefe und Gründlichkeit, Scharfsinn und Folgerichtigkeit des Denkens kann sich weder Funck-Brentano noch Nordheim mit dem in Südrußland gebornen, in Genf lebenden Spir messen. Erfolge hat er bis jetzt nicht zu verzeichnen; das mag zum Teil an dem abstoßenden Endergebnis seiner Forschungsarbeit liegen. Nicht eine gesteigerte Nachfrage nach seinen Schriften hat ihn veranlaßt, sie aufs neue herauszugeben,*) sondern der Wunsch, seine Philosophie in der besten Form, die er ihr zu geben vermochte, auf die Nachwelt zu bringen. Von seinen erkenntnistheoretischen Arbeiten, die den Kern der vier Bände bilden, darf man ohne Übertreibung sagen, daß sie die Untersuchungen Humes,**)

*) I. und II. Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Erster Band: Die Norm des Denkens. Zweiter Band: Die Welt der Erfahrung. Dritte revidirte Auflage. III. Moralität und Religion. Dritte Auflage. Recht und Unrecht. Zweite Auflage. IV. Philosophische Essays. Stuttgart, Paul Neff.

**) Für das Studium Humes ist zu empfehlen: David Hume, Traktat über die menschliche Natur. Erster Teil. Über den Verstand. Übersetzt von E. Köttgen. Die Übersetzung überarbeitet und mit Anmerkungen und einem Register versehen von [hat!] Theodor Lipps, Professor der Philosophie in München. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1895. — Das Register enthält nicht bloß Wörter und Namen, sondern auch Erklärungen, die die Anmerkungen ergänzen.

Digitized by Google

Kants, Herbarts, Schopenhauers zum Abschluß bringen und die Hauptergebnisse in schlichtem, verständlichem Deutsch darbieten; ebenso befriedigen seine Untersuchungen des Wesens der Moral, des Rechts und der Religion im einzelnen in hohem Grade. Was wir aber entschieden ablehnen müssen, ist die Zusammenfassung aller dieser schätzbaren Einzelheiten in einer Zentralidee, deren Verkündigung er bescheidnerweise das Hauptereignis des neunzehnten Jahrhunderts nennt. Als Bescheidenheit bezeichnet er das selbst, denn nicht bescheiden, meint er, sondern unbescheiden wäre es, aus Rücksicht auf den eignen Ruf den Satz, daß $2 \times 2 = 4$ ist, für unwahr oder die Ergebnisse der Spirschen Philosophie nicht für das Höchste zu erklären. Wir versuchen, hier einen Abriß der Weltansicht Spirs zu geben, und knüpfen einige kritische Bemerkungen daran.

Die Körperwelt ist nichts andres, als die Gesamtheit unsrer Wahrnehmungen. Diese Wahrnehmungen sind wirklich; aber außer diesen Wahrnehmungen ist nichts vorhanden. Wenn wir eine Körperwelt und einen Raum außer uns annehmen, die Körper für Substanzen halten, so täuschen wir uns. Dagegen ist die Zeit keineswegs, wie der durch die gewöhnliche Zusammenstellung von Zeit und Raum irregeführte Kant angenommen hat, eine bloße Form unsrer Anschauung, sondern die Veränderungen folgen wirklich auf einander. Der Materialismus ist Unsinn. Unsre Vorstellungen können nicht Gehirnprodukte sein, „denn erstens existiren die Körper, also auch das Gehirn, gar nicht in der Wirklichkeit; und zweitens, wenn auch die Atome des Gehirns wirklich existirten, so könnten sie doch durch ihr eignes physikalisches Wesen keinen Einfluß auf unser inneres Leben haben, wie sie ja sowohl vor ihrem Eintritt in den Leib als auch nach ihrem Austritt keinen haben“ (II, 215). „Ob die Reproduktion der Vorstellungen Antezedentien [besser wäre: entsprechende, entweder verursachende oder begleitende Parallelvorgänge] im Gehirn hat oder nicht, ist uns gleichgiltig, da die Gesetze der Reproduktion in den Vorstellungen selbst begründet sind. Diese Gesetze zu erforschen ist das einzige, was wissenschaftliches Interesse hat, und dazu brauchen wir das Gehirn nicht in Betracht zu ziehen. Nur pathologische Zustände des Intellekts müssen notwendig im Zusammenhang mit den Zuständen des Gehirns studirt werden“ (II, 255). Daher ist auch die Entwicklungstheorie unhaltbar, soweit sie die Entstehung des Menschen aus dem Wurme bloß durch mechanische Veränderungen, wie Anpassung u. dergl., behauptet. „Denn man häufe noch so viele Millionen Jahre auf einander, so ist es doch von vornherein klar, daß diese unmöglich etwas aus nichts haben machen können. Wenn nicht in dem Schwamm oder Polyp selbst, so muß doch in dem Prinzip [in dem Wesen!], das Schwämme und Polypen geschaffen hat, von Anfang an etwas“ dem Inhalt des menschlichen Bewußtseins verwandtes gelegen haben (IV, 96). In einer Welt, die, wie sich der Naturalismus oder Evolutionismus vorstellt, rein

Digitized by Google

durch mechanische Veränderungen zustande käme, könnte von Moralität und Rechtsordnung keine Rede sein, denn der Prüfstein des Moralischen ist eben der Widerstand der vernünftigen Wesen gegen die mechanischen Mächte (IV, 44ff.).

Was Kant das Ding an sich genannt hat, das ist nichts andres als die Substanz. Die Körperwelt, d. h. die Gesamtheit unsrer Wahrnehmungen, die wir irrtümlich für eine außer uns vorhandne Körperwelt halten, nennen die Philosophen Erscheinung; aber nicht, weil in ihnen die Substanz erschiene, sondern weil die Körper uns erscheinen, ist diese Bezeichnung berechtigt. Wohl erscheint das allein Seiende in der schlechten Wirklichkeit, aber nicht so, wie es an sich ist, und das ist so gut, wie wenn es gar nicht erschiene (I, 336—337). Auch unser Ich, das wir infolge der großen, die Erfahrungswelt beherrschenden Täuschung ebenfalls für etwas wahrhaft Seiendes, für eine Substanz halten, ist keine (II, 204—206). Wie sich die Körper in lauter Beziehungen auflösen, sodaß bei ihrer wissenschaftlichen Zergliederung von ihnen nichts übrig bleibt, so ist auch unser Ich ein Zusammenfluß von Einwirkungen der Außenwelt. (II, 206—208. Daß es zuerst keine Außenwelt und dann kein wirkliches Ich geben soll, daß einmal die Außenwelt das Erzeugnis des Ich und dann wieder das Ich das Erzeugnis der Außenwelt sein soll, ist ein Widerspruch, den wir bloß anmerken, ohne dabei zu verweilen.) Das Ich ist ein bloßes Geschehen, ein Prozeß (I, 291 und III, 135). „Vergeblich suche ich nach dem geringsten konkreten Inhalt, von dem ich sagen könnte: das bin ich, nichts derartiges ist vorhanden. Ich kann allerdings Lust und Unlust empfinden und scheine somit etwas reales zu sein. Aber Lust und Unlust bilden nicht mein Ich, denn es giebt Zeiten, wo ich weder Lust noch Unlust fühle und dennoch existire. Einen konkreten Inhalt finde ich bloß in Farben, Tönen, Gerüchen, Geschmäcken, kurz, bloß in dem, was nicht mir, sondern der Außenwelt angehört. Wäre dieser mir fremde Inhalt ganz abwesend und auch die Erinnerung daran aus meinem Gedächtnis entfernt, so würde ich mich in völlige Leere auflösen, in nichts verschwinden. Es ist also klar, daß ich überhaupt kein realer Gegenstand, sondern eine bloße Form, eine Art Phantom bin. Wohl sind meine innern Zustände: Gefühle, Wünsche, Gedanken, etwas reales; aber ich selbst, die einheitliche und beharrliche Persönlichkeit, die diese Zustände besitzen soll, ich existire nur durch eine Vorstellung, die jeden Augenblick neu erzeugt wird. Mein Wesen und Leben ist gleichsam ein Strom verschiedenartiger Erscheinungen und Zustände, der durch eine naturnotwendige Täuschung sich selbst als ein einfacher, konkreter, zu allen Zeiten sich gleich bleibender Gegenstand erscheint" (IV, 181—182). Ein lebendes Wesen — heißt es ein paar Seiten weiter — „hat nichts ihm wahrhaft eignes, als seine Gefühle von Lust und Unlust, oder vielmehr es besteht aus ihnen." Was die Vorstellungen betrifft, so haben die ja keinen eignen Inhalt; fehlten die Gefühle, so würden die mit Intelligenz begabten Wesen nichts sein, als tote Spiegel von einem Stück

Digitized by Google

Außenwelt, ein Gedanke, den auch Lotze ausgeführt hat, mit besondrer Betonung des Umstandes, daß es die Empfindung, nicht die Vorstellung ist, was die lebendigen Wesen zu wirklich lebendigen, zu bewußten Wesen macht. Was den von den Pessimisten behaupteten illusionären Charakter der Lustgefühle anbetrifft, so meint Spir, daß die Unlustgefühle keine Illusion seien, den Lustgefühlen aber wenigstens Illusion beigemischt sei.

Erst aus den Unlustgefühlen entspringt das Wollen, das ursprünglich nichts andres ist als das Streben nach Aufhebung des unlustigen Zustandes; der Wille kann also nicht, wie Schopenhauer gemeint hat, das Ursprüngliche oder gar der Weltschöpfer sein (II, 229). Die Unlustgefühle sind die einzigen lebendigen Quellen von Veränderungen. „Nichts in der Welt enthält eine innere Notwendigkeit von Veränderungen, außer den Gefühlen von Schmerz und Unlust“ (I, 224). Wenn sich jedes Wesen in seiner Lage vollkommen wohl fühlte, so gäbe es nicht einen einzigen Anlaß zur Veränderung in der Welt der bewußten Wesen. Der Schmerz, den alle lebenden Wesen los zu werden streben, ist nun offenbar etwas, was nicht sein soll. Das Bewußtsein des Nichtseinsollenden erzeugt aber die Vorstellung des Seinsollenden und unsre Sehnsucht darnach, d. h. die Religion.

Der Gegenstand der Religion, das Unbedingte, Normale, das Ideal, Gott kann aber unmöglich der Urheber dieser schlechten Wirklichkeit sein. „Das Grundgesetz, die Norm unsers Denkens, ist der Begriff, den wir von dem Unbedingten, von der Substanz haben. Das ist der Begriff eines Gegenstandes, der ein wahrhaft eignes Wesen besitzt und mit sich selbst identisch ist, d. h. keine Vereinigung des Verschiednen enthält. Das Bedingte entspricht dieser Norm nicht; es hat eine abnorme Beschaffenheit.“ Die vier Grundzüge dieser Beschaffenheit sind: „1. Die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit; 2. die Bedingtheit [Abhängigkeit] der empirischen Objekte; 3. die Täuschung, auf der die Welt der Erfahrung durchgängig beruht; 4. das unmittelbare Gefühl der Abnormität und Unvollkommenheit als Schmerz“ (I, 406 bis 411). In welchem Verhältnis steht nun das Bedingte zum Unbedingten? Es kann weder ein Teil, noch eine Vorstellung, noch eine Wirkung von ihm sein; so wenig die Wahrheit den Trug gebären kann, so wenig kann Gott diese Welt geschaffen haben. Nur der Träger oder die Substanz des Bedingten ist das Unbedingte (I, 297 bis 301). Wenn die Religion in der Erhebung über diese gemeine Wirklichkeit besteht, so kann der Gegenstand der Religion unmöglich der Urheber dieser gemeinen Wirklichkeit sein (III, 123 bis 129). „Was kann empörender sein als die Annahme, daß ein Gott diese auf Täuschung beruhende und leidensvolle Welt absichtlich geschaffen, dem Menschen hinterlistig auf jedem Schritte Fallstricke gelegt habe, die ihn in Irrtum führen, um ihn desto mehr mit Übeln zu überhäufen? Diese Annahme ist, genau besehen, die ärgste Blasphemie gegen die Gottheit und noch schlimmer als die atheistische



Digitized by Google

Leugnung. Denn diese verletzt nicht auf gleiche Weise unsern moralischen und religiösen Sinn. Sehr löblich ist darum das Bestreben der christlichen Dogmatik, die abnorme Beschaffenheit der Welt aus einem Sündenfall abzuleiten, wiewohl die Annahme eines Sündenfalls selbst ganz unhaltbar ist. Das Abnorme ist eben keiner Erklärung fähig" (IV, 77). „Die wahre Religion, heißt es III, 144, setzt als ihre theoretische Grundlage [arme Menschheit!] die kritische Philosophie voraus, die von dem Begriff des eignen unbedingten Wesens der Dinge, als dem obersten Denkgesetz ausgeht. Wie für das religiöse und moralische Gefühl Gott nicht der Grund oder die Ursache des Ungöttlichen und Verwerflichen, des Übels und des Bösen in der Welt sein kann, so kann auch für die kritische Philosophie das normale Wesen der Dinge, das »Ding an sich,« nicht der Grund oder die Ursache der Elemente der Natur sein, die ihm fremd sind, also eine Abnormität darstellen. Aber außer dem Wesen der Dinge giebt es selbstverständlich nichts wirkliches, was den Grund dieser Elemente enthalten könnte. Diese haben also gar keinen Grund; ihr Vorhandensein ist schlechthin unbegreiflich und unerklärlich." Wäre das Unbedingte der Weltschöpfer, so würde auch das Böse in ihm wurzeln, und es gäbe keinen Unterschied zwischen Gut und Böse (III, 116 bis 117). Der Irrtum der Religionsstifter ist daraus entstanden, daß sie meinten, das Unbedingte mit allen in der Welt vorkommenden Vollkommenheiten ausstatten, ihm also auch die Macht im höchsten Grade verleihen zu müssen; so haben sie ihm alle menschlichen Eigenschaften beigelegt und den Menschen das Ebenbild Gottes genannt. Folgerichtig müßten sie Gott auch (wie es ja übrigens wirklich in einigen Religionen geschehen ist) mit Hörnern und Schweif ausstatten, weil die zur Vollkommenheit des Rindes gehören, das doch auch ein Teil der Welt ist. Nicht ähnlich ist der Mensch Gott, sondern verwandt; das eine fordert durchaus nicht notwendig das andre. Indem der Mensch die Natur als das Nichtseinsollende erkennt, offenbart sich in ihm sein wahres Wesen; dieses sein wahres, höheres Wesen, das als das Moralische in ihm das Physische verurteilt, ist eben das Göttliche, ist Gott selbst, und daher kann Gott nicht physische Eigenschaften haben wie die Macht. Die bestehenden Religionen pflegen allesamt den Kultus der Macht statt den Kultus des Guten, und das Ideal ihrer Religiosität ist das Schaf. Daß sogar die höhere Natur des Menschen mit sich selbst in Widerspruch, die Religion mit der Wissenschaft in Streit geraten ist, muß man als das allergrößte Unglück beklagen. Man hat bis jetzt immer nur die Grausamkeit der Unduldsamkeit gebrandmarkt, aber ihre ungeheuerliche Unsittlichkeit nicht beachtet, die darin besteht, daß sie den Wahrheitssinn vernichtet, indem sie die edelsten Geister hindert, ihrem Forschungstriebe zu folgen und das Gefundne aufrichtig auszusprechen. Solange man Gott für den Allmächtigen und für den Schöpfer hält, ist es unmöglich, ihn als den Guten und Heiligen anzuerkennen; alle Theodiceen sind kläglich miß-

Digitized by Google

raten; einen Plan herauszufinden, der den Weltschöpfer rechtfertigte, ist unmöglich. „Nichts kann trauriger und entsetzlicher sein als die Geschichte der Menschheit.“ Auch geht es nicht an, sich damit herauszureden, daß Gott unerforschlich und seine Wege unergründlich seien. Ich darf wohl zugestehen, daß ich das Übel in der Welt nicht zu erklären vermag, denn das Übel ist eine Thatsache, aber ich darf nicht sagen: wie die Weisheit und Güte des Weltschöpfers mit dem Übel zu vereinbaren sei, ist unerklärlich, denn daß der Weltschöpfer die Weisheit und Güte, oder daß die ewige Güte der Weltschöpfer sei, das ist keine Thatsache, sondern eine willkürliche Annahme. (Diese Sätze finden sich an so vielen Stellen zerstreut, daß es nicht möglich ist, sie alle anzugeben.) Nicht der Entstehungsgrund der Welt ist das Unbedingte, sondern die Norm für das menschliche Denken, Wollen und Handeln (I, 414); Gott ist das Gute. Die zwei Artikel von Spirs Religion lauten: „1. Es giebt einen Gott, ein höchstes, vollkommnes Wesen, an dem auch wir Teil haben, mit dem wir innerlich verwandt sind. Gott ist das wahrhaft eigne, das normale Wesen der Dinge, dem die Vielheit und die Individualität der empirischen Objekte und deren physische Beschaffenheit fremd ist. 2. Wer das Gute um des Guten willen, d. h. aus reiner Hingebung an Gott als das Ideal, als die normale Natur der Dinge thut, der nähert sich Gott und arbeitet für die Ewigkeit. Was über diese zwei Artikel hinausgeht, ist vom Übel“ (IV, 200). Weil das Individuelle der Natur angehört, Gott also kein Einzelwesen sein kann, so kann er auch kein Bewußtsein haben, denn eben das Bewußtsein scheidet die Individuen von einander. Das Verhältnis des Menschen zu Gott klar zu machen, ist Spir nicht gelungen. Da nach IV, 51 Gott außerhalb der Welt ist, so müßte er auch außerhalb des Menschen sein, der ja zur Welt gehört; dann aber sind wieder wir selbst Gott. Von Aristoteles, heißt es IV, 78, „wurde die Ansicht ausgesprochen, daß Gott der selbst unbewegte Beweger sei, der alles an sich zieht. So unhaltbar dies als eine Erklärung physikalischer Thatsachen ist, so zutreffend ist es in Hinsicht der moralischen Thatsachen. In der That bewegt uns Gott, ohne zu wirken, durch sein bloßes Dasein. Denn Gott ist unsre eigne höhere Natur. Das eigentlich bewegende ist allerdings nicht Gott, sondern die innere Unhaltbarkeit unsers abnormen empirischen Wesens, die uns über unsre Individualität hinaus drängt; aber die Richtung der Bewegung ist durch Gott bestimmt“ (IV, 78). Wenn wir selbst Gott sind, so kann von einer Bewegung in der Richtung auf ihn nicht wohl die Rede sein, sondern nur von der Abstreifung des Ungöttlichen. Spir erinnert an Platos Eros; er hätte noch an die Schlußterzine der Göttlichen Komödie erinnern können:

Ma già volgeva il mio disiro e'l velle,
Si come rota ch'egualmente è mossa,
L'amor che move il sole e l'altre stelle.

Digitized by Google

Mit dem Vorstehenden ist schon der Kern von Spirs Sittenlehre gegeben. Da das Ziel des menschlichen Strebens die Aufhebung der Individualität ist, so ist also diese das Grundböse und der Egoismus die eigentliche Sünde. Das wäre nun an sich nichts andres, als der durch die Positivisten und verwandte Sekten in Mode gebrachte Altruismus, aber in der Begründung und Ausführung, die viel Wahres und Beherzigenswertes enthält, ist Spir originell. Auf eine vollständige Darstellung müssen wir verzichten; wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß er die Ansichten Epikurs und der Stoa, der Utilitarier und Kants zu versöhnen sucht. Ohne Zweifel bestehe die Sittlichkeit in der Behauptung der höhern Natur des Menschen gegen die niedern Begierden, andrerseits aber sei ohne Rücksicht auf Lust oder Unlust gar keine Sittlichkeit denkbar. „Moralität und Immoralität, Recht und Unrecht haben keinen Sinn ohne Lust und Unlust der fühlenden Wesen. Wenn man sich hypothetisch eine Gemeinde selbstbewußter Wesen denkt, die keiner Lust und Unlust fähig, also reine Intelligenzen wären, so wird sofort klar, daß es in den Verhältnissen dieser Wesen keine Frage nach Moralität, Recht und Unrecht geben könnte, aus dem einfachen Grunde, weil für solche Wesen alle Handlungen vollkommen gleichgiltig sein würden. Eine gute Handlung, durch die kein fühlendes Wesen etwas gewinnen, keinem weder ein Leid vermindert, noch eine positive Befriedigung verschafft werden soll, ist ein offenbarer Widerspruch. Und ein Unrecht, durch das kein fühlendes Wesen beeinträchtigt, keinem ein Leid angethan oder eine berechtigte Befriedigung entzogen wird, kurz über das sich niemand zu beklagen hat, ist ebenfalls ein offenbarer Widerspruch. Will man diese Ansicht Utilitarismus nennen, so muß man gestehen, daß in diesem Punkte Utilitarismus und gesunder Menschenverstand von einander gar nicht zu unterscheiden sind. Denn Gesetze aufzustellen, deren Befolgung niemandem nützen und deren Übertretung niemandem schaden kann, wäre das müssigste aller Geschäfte. Auf die Dignität moralischer Gesetze würden sie vollends keinen Anspruch machen dürfen“ (III, 7). Vortrefflich sind die Abschnitte über das Gewissen, über die Freiheit und die Verantwortlichkeit und über die Strafe. Auch die Rechtsphilosophie müssen wir für sehr beachtenswert erklären, obgleich wir in einem wesentlichen Punkte nicht mit Spir übereinstimmen. Recht und Gerechtigkeit identifizirend, läßt er die Gerechtigkeit in der Selbstsucht wurzeln und außerhalb der Sittlichkeit stehen. Wir unterscheiden das Recht, das mit der Gerechtigkeit meistens nicht viel zu schaffen hat, von der Gerechtigkeit und zählen diese zu den sittlichen Ideen.

Die Frage nach dem Sinn und Endzweck des Daseins beantwortet Spir (IV, 197) mit den Worten: „Wirklichen Sinn und Wert kann das gegenwärtige Leben weder bei dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit noch bei der naturalistischen Ansicht, daß der Mensch ein bloßes Naturprodukt sei, haben, sondern bloß durch die Einsicht, daß der Mensch dazu bestimmt ist, in

Digitized by Google

dieser Welt des abnormen Daseins das Göttliche zur Geltung zu bringen, und daß die Menschen selbst zwar vergänglich sind, aber ihr Dasein und Wirken dennoch unvergängliche Folgen haben wird, auch wenn der ganze Erdball einst in Stücke gehen sollte." Auf keinen Fall habe der Mensch einem außer ihm liegenden Zweck, als Werkzeug einer höhern Macht, zu dienen, daher habe er auch von keiner solchen Macht Leitung und Unterstützung zu erwarten, sondern er sei ganz auf sich selbst angewiesen. Der Wunsch, sein bedeutungsloses Ich in alle Ewigkeit zu erhalten, sei ein ganz unverständiger Egoismus; die wahre Unsterblichkeit bestehe darin, daß alle Menschen, die für das Göttliche gewonnen würden, eine unvergängliche Einheit ausmachten. Das Göttliche gehe nicht unter, was in der Welt dem Ideal gewonnen sei, bleibe als unvergänglicher Gewinn. Spir hofft trotz des bisher dieser Hoffnung nicht besonders günstigen Verlaufs der Geschichte auf eine sittliche Erneuerung der Menschheit; sollte die freilich nicht möglich sein, „dann, meint er III, 284, braucht die Menschheit gar nicht weiter fortzuvegetiren, ihr Dasein hat dann weder einen Zweck noch einen Wert."

Es ist Spir so gegangen, wie vielen andern bedeutenden Philosophen: durch radikale Anwendung seines Scharfsinns ist er ins Absurde geraten. Den Sinn des Kritizismus, den er bis auf seine allerletzten Folgerungen durchgeführt hat, verkennt er. Indem die Naturphilosophie die Entdeckung machte, daß die Eigenschaften der Körper nichts andres sind als unsre eignen Sinneswahrnehmungen, wurde sie genötigt, kleinste Teile der Körperwelt anzunehmen, die durch ihre Bewegungen, Gruppirungen und Umgruppirungen unsre Sinneswahrnehmungen hervorbringen oder, wenn wir die Seele für das eigentlich hervorbringende ansehen, dieser zur Hervorbringung den Anstoß geben. Diese atomistische Hypothese nun hat die moderne Naturwissenschaft, zunächst die Chemie, dann die mechanische Wärmelehre, die Optik und die Elektrotechnik möglich gemacht. Das ist die eine Wirkung jener Kritik des menschlichen Erkenntnisvermögens, die Locke und Hume eingeleitet, Kant, Herbart, Schopenhauer und Spir vollendet haben. Das heißt, Spirs Leistung besteht nur darin, daß er die äußersten theoretischen Folgerungen gezogen hat, nachdem der praktische Zweck des Kritizismus, die Begründung der modernen Chemie und Physik durch Lavoisier, Dalton, Berzelius, Robert Mayer, Helmholtz, Dubois-Reymond längst erfüllt war. Die zweite Wirkung des Kritizismus besteht darin, daß die verständigen unter den Philosophen die Unbegreiflichkeit der Welt klar erkennen und sich mit ihren Erklärungsversuchen auf die Ableitung der Erscheinungen von einander beschränken, an die Ergründung des Geheimnisses des Daseins aber ihre Kräfte nicht mehr verschwenden; wenn die Menschheit in Zukunft nicht mehr die Narrheit begeht, sich zur Verteidigung oder Verbreitung solcher Erklärungsversuche in Kriege zu stürzen, so hat sie das zu einem guten Teil dem Kritizismus zu danken. Wenn nun Spir den

Digitized by Google

Sinnenschein, der durch die von der Physik vorausgesetzten Bewegungen eigenschaftsloser Atome erzeugt wird (daß auch diese Atome nur hypothetische Wesen sind, versteht sich von selbst), für eine Täuschung erklärt, durch die sich der unbekannte Urheber der Natur einer Unwahrhaftigkeit schuldig mache, wenn er darum die Natur abnorm nennt und daraus folgert, der Urheber der Natur könne nicht das sittliche Gute, könne nicht Gott sein, so ist das eine Absurdität. Lasse ich mir durch eine Laterna magica Menschen und Kamele an die Wand werfen, so ist das keine unsittliche Täuschung, denn ich will gar nicht wirkliche lebendige Menschen und Kamele an der Wand haben, sondern bloß das, was ich wirklich daran sehe, das farbige Bild dieser Wesen. Und wenn Gott wollte, daß die Menschenseelen durch Sinneswahrnehmungen mit einem Inhalt gefüllt und mittels ihrer Sinneswahrnehmungen einander gegenseitig wahrzunehmen und auf einander einzuwirken in den Stand gesetzt würden, wenn er auf diese Weise geistigen Wesen einen Quell des Lebens erschließen und einen Schauplatz des Wirkens begründen wollte, und wenn diese Absicht auf keine andre Weise erreicht werden konnte, als durch den Sinnenschein, so ist doch dieser Sinnenschein wahrhaftig keine Täuschung. Wir Menschen sind wirklich, die Sinneswahrnehmungen und die aus ihrer Verbindung hervorgehenden Gedanken sind wirklich, die dadurch bewirkten Empfindungen, Entschließungen und Handlungen sind wirklich, in alledem liegt keine Täuschung. Daß die Maschinerie, die dieses Wirkliche hervorbringt, anders beschaffen ist, als sie sich der wissenschaftlich nicht gebildete Mensch vorstellt, das kann doch auch noch keine Täuschung genannt werden. Mit gleichem Recht könnte man die Dampfmaschine eine Täuschung nennen, weil der Wilde, der von der bewegenden Kraft des Dampfes keine Vorstellung hat, die Maschine für ein lebendiges Wesen hält. Es kann umsoweniger von Täuschung die Rede sein, als auch der wissenschaftlich Gebildete keineswegs das Geheimnis der Maschinerie selbst, sondern nur die Gesetze zu ergründen vermag, nach denen sie arbeitet, was ihn in den Stand setzt, sich einzelne Teile der großen Naturmaschinerie dienstbar zu machen. Besonders Helmholtz und Lotze haben es sehr schön klar gemacht, warum wir uns durch die Aufdeckung der rein subjektiven Natur unsrer Sinneswahrnehmungen an der Wirklichkeit, dem Wert, dem Gebrauch und Genuß der Dinge nicht dürfen irre machen lassen, und daß es Unsinn wäre, wenn wir uns den Kopf wegreißen wollten, weil wir nicht wissen, wie es unser Herrgott anfängt, uns einen Erdboden vorzuzaubern, auf dem wir stehen, und farbige Blumen, die wir sehen, und Früchte, die wir genießen. Wäre es nicht Wahnsinn, wenn wir den Appetit auf Kirschen verlieren wollten, weil wir erfahren haben, daß sie nur Komplexe eigenschaftsloser Atome sind? Und könnte uns der Erdboden sichrer tragen, als er uns trägt, wenn er nicht der wäre, den uns die moderne Physik kennen lehrt, sondern das, wofür ihn der gemeine Mann hält? Um dem Schöpfer einen Vorwurf daraus machen

Digitized by Google

zu können, daß er uns das Leben und Wirken und Genießen gerade auf diese Weise ermöglicht hat, müßten wir doch erst eine bessere Weise gefunden haben, die das nicht enthielte, was man, wenn man durchaus will, eine Täuschung nennen mag.

Nicht ganz so leicht ist das andre Bedenken gegen die Gleichsetzung des Schöpfers mit dem höchsten moralischen Gut im sittlichen Sinn als bloße Absurdität abzuweisen; hat doch die Frage: Wie kann der gute und heilige Gott Urheber des Übels sein, oder woher kann es stammen, wenn es nicht aus Gott stammt? von alten Zeiten her die Denkenden gequält und einerseits zum manichäischen Dualismus, andrerseits zum Pessimismus geführt. Zuzugeben ist, daß keine der Theodicеen, die von wohlmeinenden Männern ersonnen worden sind, befriedigt, und daß auch der Teufel und die Erbsünde nur Beschwichtigungsmittel für kindliche Gemüter sind. Wenn ein Augustinus, ein Calvin einen Gott, der ihrer Ansicht nach die Mehrzahl der Menschen zu dem einzigen Zweck geschaffen hat, in ihren ewigen Qualen seine Gerechtigkeit zu verherrlichen, für den Allgütigen und Allheiligen zu halten vermögen, so weiß man nicht, ob man in diesen großen Männern einen geistigen oder einen sittlichen Mangel annehmen soll. Es scheint, daß der Übermacht des „Milieu“ auch die größten Geister bis zu einem gewissen Grade erliegen, sodaß ihnen auch das Unvernünftigste, wenn es sich einmal unbestrittne Geltung errungen hat, vernünftig erscheint. Also darin geben wir Spir Recht, daß es unerklärlich ist, wie der gütige Gott eine mit Übeln erfüllte Welt schaffen konnte, aber wir bestreiten, daß es darum logisch geboten sei, dem Wesen, das die sittliche Norm in sich enthält, die Weltschöpfung abzusprechen. Es ist reine Willkür, wenn Spir behauptet, bei der Ausrede, die Sache sei unerklärlich, dürfe man nicht stehen bleiben, man müsse zur Leugnung des unbegreiflichen Zusammenhangs fortschreiten. Da dieses ganze Dasein ein unlösbares Rätsel ist, warum soll man da gerade diesen Glauben, der sich aus so vielen Gründen empfiehlt, deswegen verwerfen, weil er unbegreifliches enthält? Stellen wir einmal folgende Hypothese auf — alle solche Hypothesen können ja nur kindisches Gestammel sein, weil wir dem Unerforschten gegenüber alle zeitlebens unmündige Kinder bleiben, aber es giebt doch Kinder, die ein wenig reifer und vorwitziger als die Kirchkinder sind, und denen die für diese zurecht gemachten Beruhigungsmittel gar zu kindlich vorkommen. Denken wir uns also, daß Gott bewußte Einzelwesen habe schaffen wollen, die Lust und Unlust empfinden, daß er aber nicht unbedingt frei und allmächtig, sondern an gewisse in ihm selber liegende und uns natürlich unbegreifliche Gesetze gebunden sei. Das eine dieser Gesetze offenbart sich uns in der Natur. Wir sehen da, daß organisches Leben nur bei einem gewissen Wärmegrade möglich ist, und wir wüßten nicht, wie die Wärme und das Licht, das wenigstens für die höhern Organismen notwendig ist, auf andre Weise erzeugt und mit den übrigen Lebensbedingungen

Digitized by Google

vereinigt werden könnten, als durch eine Sonne, die einen sie in großer Entfernung umkreisenden Planeten bestrahlt. Wir sehen ferner nicht, durch welche andre Einrichtung eine bessere Verteilung der Wärme auf unsrer Erde hätte erreicht werden können, als durch die schiefe Stellung der Erdachse, und wie bei dieser nach den Jahreszeiten wechselnden Verteilungsart die Temperaturwechsel, die Stürme, der Wechsel von Sonnenbrand und Regengüssen vermieden werden könnten. Aus dem Klima aber stammt neben vielfachem Segen auch ein großer Teil der irdischen Übel, wie Hungersnöte und Überschwemmungen, und daß die Menschen in den warmen Gegenden manchmal verschmachten, in den kalten nicht selten verkümmern, während in unsern Gegenden des veränderlichen Niederschlages neben der Lungenentzündung und dem Gliederreißen Husten, Schnupfen, Heiserkeit und Leibweh dafür sorgen, daß die Tragik des Lebens mit einem Zusatze von Komik gewürzt werde. Das ist ja alles recht schlimm, um so schlimmer, je schlimmer man es nimmt, aber ehe wir herausbekommen haben, wie dieses Schlimme vermieden werden könnte, dürfen wir unserm Herrgott keinen Vorwurf daraus machen, daß er die Welt lieber so als gar nicht geschaffen hat. Höchstens dann wäre der Vorwurf berechtigt, wenn die Mehrheit der Menschen die Bilanz des Lebens für negativ erklärte; das muß aber wohl nicht der Fall sein, sonst würde doch die Mehrheit durch Selbstmord enden; die meisten ziehen es aber vor, fortzuhusten, fortzuächzen, zu krächzen und zu schnupfen oder zu jammern. Spir freilich erklärt auch die Furcht vor dem Tode, die vom Selbstmord abhält, für eine von der Natur erzeugte Selbsttäuschung. Daß er sich bei alledem weder für einen Pessimisten, noch für einen Buddhisten hält, sondern gegen deren Lebensansicht polemisirt, darf man wohl für eine der seltsamsten Selbsttäuschungen erklären. War nun das physische Leben der Menschen ohne Übel nicht möglich, so noch weniger das sittliche, weil es eben die physischen Übel sind, die zu aller Thätigkeit, daher auch zur Entfaltung des höhern sittlichen Lebens zwingen, und weil das sittlich Gute gar nicht denkbar wäre, ja gar keinen Sinn hätte, wenn sein Gegensatz, das Böse, unmöglich oder unbekannt wäre; die Menschen würden dann nur in demselben Sinne gut sein wie die Fruchtbäume, als reine Naturwesen. Da wir uns also eine anders eingerichtete Welt gar nicht vorstellen können, so ist die Annahme erlaubt, daß keine andre möglich, und daß Gott nicht im gebräuchlichen Sinne des Wortes allmächtig und frei sei, daß er also höchstens die Wahl gehabt habe, ob er gar keine bewußten Geschöpfe ins Dasein rufen wollte, oder solche, die sich ihr bescheiden Teil von Glück mit Ungemach erkaufen müssen, und bis jetzt hat die Mehrzahl der Menschen seiner Entscheidung Recht gegeben.

Übrigens haben wir uns mit unserm Bekenntnis, daß wir die Ratschlüsse Gottes nicht verstehen, durchaus nicht zu schämen gegenüber den Unbegreiflichkeiten, die uns Spir zumutet. Wir sollen ein Unbedingtes glauben, von dem das Bedingte, die wirkliche Welt, nicht die Wirkung, sondern nur die Er-

Digitized by Google

scheinung ist, aber eine Erscheinung, die das Wesen des Unbedingten nicht enthüllt, sondern eitel Lug und Trug ist, während doch das Unbedingte nicht lügen und betrügen kann, sondern die ewige Wahrheit ist. Wir sollen ein Unbedingtes glauben, das nicht Macht, sondern bloß Norm ist, und die Menschenseelen, die selber das in Individuen zersplitterte Unbedingte sind, sollen die Norm zur Geltung bringen in dieser abnormen physischen Welt. Wie können sie das, wenn das Normale keine Macht hat? Wenn alle Schöpfermacht bei dem unbekannten und unerkennbaren Wesen ruht, das die Gott todfeindliche Welt erschaffen und dem Unbedingten einen trügerischen Schein aufgezwungen hat, wodurch dieses sich selbst zu betrügen gezwungen ist, da es doch sonst nirgends vorhanden ist, als in den betrognen Menschenseelen? Und sind es nicht ganz leere Redensarten, wenn von einer Fortdauer des Göttlichen über den Untergang unsers Planeten hinaus geredet wird, da doch die Menschen, die einzigen Träger des Göttlichen in der Welt, längst vernichtet sein müssen, wenn unser Planet untergeht? Und was bleibt von Gott übrig, wenn der Zweck des Menschendaseins erfüllt, das sittliche Ideal verwirklicht wird durch Aufhebung der Individualität? Ist die Körperwelt ein Nichts, so wäre ein unbewußter Geist ein Nichts in zweiter Potenz; wenn irgend ein Wort eines Philosophen wahr ist, so ist es das Wort Lotzes, daß nichts in der Welt wirklich sei als der bewußte Geist. Giebt es keinen bewußten Geist außer dem Menschengeiste, so giebt es auch keinen Gott; wird aber der Menschengeist Gott genannt, so hört Gott mit dem letzten Menschen auf zu sein. Die Annahme einer unbewußten Fortdauer des in den Menschen lebenden Geistes hat keinen Sinn; niemand vermag sich darunter etwas zu denken.

In der Sittenlehre fällt Spirs Auffassung insoweit mit unsrer zusammen, als er die Sittlichkeit in der Behauptung des eignen wahren, höhern Wesens des Menschen sieht. „Die Pflicht gegen das Ganze fällt für uns mit der Pflicht gegen uns selbst, mit unserm eignen höchsten Interesse, zusammen“ (IV, 80). Wir nennen diese Selbstbehauptung mit Herbart die Verwirklichung der sittlichen Ideen, und da es eben mehrere sittliche Ideen giebt, nicht bloß die eine des Wohlwollens oder der Liebe, so folgt daraus, wie schon im ersten Aschnitt dieses Aufsatzes hervorgehoben wurde, daß die Sittlichkeit keineswegs in der Nächstenliebe oder dem Altruismus aufgeht. Spir verfällt aber trotz seiner richtigen Grundbestimmung der Sittlichkeit in diesen heutigen Modefehler und verwickelt sich dadurch in einen unlösbaren Widerspruch. Die Selbstbehauptung der sittlichen Persönlichkeit schlägt in die Verleugnung des Egoismus um, deren höchster Grad die Aufhebung der Individualität ist. Nun soll aber das sittliche Handeln das Wohl des Nächsten, also die Erhaltung der Individualität zum Zweck haben. Während also die sittliche Gesinnung die Aufhebung der Individualität fordert, besteht das sittliche Handeln in der Förderung des Einzeldaseins — ein offenbarer Unsinn.



Digitized by Google

Mag auch die Zahl der neuen Schattirungen der alten Lebensansichten ins Unendliche wachsen, die alten drei Grundansichten bleiben doch bestehen, und alle neuen Philosophien sind nur Variationen davon. Entweder man hält mit dem Alten Testament und mit den Hellenen das Leben für ein Gut, wofür man der Gottheit Dank schuldig sei, und man glaubt, daß die Übel dieses Lebens durch Liebe, Gerechtigkeit und verständige Einrichtungen teils beseitigt, teils bis zur Erträglichkeit gemildert werden können. Oder man hält mit den Indern die Welt für unverbesserlich schlecht und das Leben für ein Unglück. Oder man nimmt die vom Christentum dargebotne mittlere Ansicht an, wonach das Leben zwar ein Gut, aber ein für die meisten Menschen der Ergänzung durch den Glauben an ein Jenseits bedürftiges Gut ist. Als Grundlage für das Handeln sind nur die erste und die dritte Ansicht zu brauchen; mit dem Pessimismus läßt sich nichts anfangen, und wer ihm verfallen ist, für den ist es gleichgiltig, ob er durch Temperament, durch persönliches Unglück oder durch das Klima dazu gekommen ist, oder ob er sich auf dem mühseligen Umwege über die kritische Philosophie bis in diese wasser- und vegetationslose Wüste durchgeschlagen hat, um darin zu verschmachten.

# Die Alten und die Jungen

### Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart

Von Adolf Bartels

1

Berthold Litzmann sagt in seinem Buche „Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart“ (Hamburg, Leopold Voß): „Eine Geschichte der Litteratur der Gegenwart ist für den, der diese Aufgabe in ihrem ganzen Ernst und in ihrem ganzen Umfang erfaßt, ein Unding, eine Unmöglichkeit. Ebenso wenig wie ich mit meinen Händen die gleitenden Wellen greifen und in Formen zwingen kann, ebenso unmöglich ist es für einen, der noch mitten in einer litterarischen Bewegung steht, für eine systematische Darstellung die abgrenzenden Linien zu ziehen, die abrundenden Formen zu gestalten, die abschließenden Urteile zu fällen, die man von einem als Geschichte der Litteratur eines bestimmten Zeitraums sich ankündigenden Unternehmen erwarten und fordern darf. Wer Litteraturgeschichte schreibt oder vorträgt, muß in seinem

Digitized by Google

Innern ein klares, in sich abgeschlossenes Bild der Ereignisse und Persönlichkeiten tragen, die er behandelt. Er muß sich vor allen Dingen bei jeder einzelnen Erscheinung die Frage vorlegen und scharf und genau beantworten können: Was verdankt sie ihren Vorgängern, was ihrer eignen Individualität, was der allgemeinen Strömung ihrer Zeit, und schließlich und vor allem: wie ist ihre Wirkung auf die Nachwelt? Es liegt also auf der Hand, daß ein solches abschließendes Urteil nur über Zeiten und Persönlichkeiten gefällt werden kann, die sich ganz oder doch in der Hauptsache ausgelebt haben, d. h. deren Ideale bereits verwirklicht und von nachfolgenden Geschlechtern nur weiter ausgebaut worden sind."

Ich halte diese Behauptungen für anfechtbar. Schafft man sich allerdings eine ideale Geschichtsdarstellung, in der alles endgiltig abgeschlossen ist, und nimmt von ihr die Maßstäbe, dann wird eine Litteraturgeschichte der Gegenwart als ein Unding erscheinen. Aber wo wäre je eine endgiltige Geschichte, sei es eine politische oder sonst eine, geschrieben worden? Das Wort *πάντα ῥεῖ* gilt nicht bloß von den Dingen, sondern auch von den Urteilen über die Dinge, ein für alle Zeit feststehendes, unangreifbares Urteil läßt sich nur selten fällen; denn unser geschichtliches Wissen von Ereignissen wie von Persönlichkeiten bleibt ewig lückenhaft, und je bedeutender ein Mensch gewesen ist, um so eher sind verschiedne Auffassungen seines Wesens möglich. Die hohe Aufgabe der Geschichte, lebendige Menschen hinzustellen, läßt sich eben nicht aktenmäßig lösen. Eher vielleicht kommt einer geschichtlichen Gestalt die persönliche Anschauung des Mitlebenden bei, wie dieser auch den eigentümlichen Glanz und Duft der Ereignisse besser faßt als ein Nachlebender; der Nachlebende kann ohne zeitgenössische Berichte, und wären sie auch voll geschichtlicher Irrtümer, wenig machen. So hat Lessing im Grunde nicht Unrecht, wenn er sagt, daß jeder Geschichtschreiber nur die Geschichte seiner eignen Zeit schreiben könne; schreibt er die einer andern, so wird er auch damit wieder nur einen Beitrag zur Geschichte der seinigen liefern. Was aber für die allgemeine Geschichte gilt — und daß es gilt, beweisen die großen Geschichtschreiber des Altertums und nicht wenige der Neuzeit —, gilt natürlich auch für die Litteraturgeschichte, ja für sie noch in höherm Grade; denn sie ist so glücklich, eine Wissenschaft zu sein, die nur mit Dokumenten, eben den Werken der Dichter und Schriftsteller arbeitet. Daß für die neuere Litteraturgeschichtschreibung diese Werke oft viel weniger wichtig erscheinen als die auszugrabenden Nachrichten über das Leben der Dichter und das sonstige Drum und Dran, braucht uns hier nicht zu kümmern.

Meiner Ansicht nach ist also eine Geschichte der Litteratur der Gegenwart möglich. Mag man die litterarische Bewegung immerhin mit einem Strom vergleichen wie die geschichtliche selbst, deren Spiegelbild sie ist, ihr ganzer Verlauf ist doch durch Bücher und Schriften festgelegt, ja es steht nichts

Digitized by Google

im Wege, die geistige Bewegung selbst als das Sekundäre, die Bücher, zumal wenn sie künstlerische Werke sind, als das Primäre, als Thaten anzunehmen, von denen die Bewegung ausgeht, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß auch die künstlerische oder geistige That wieder aus natürlichen Bedingungen hervorwächst. Aber diese Bedingungen liegen ja, sobald das Werk daist, nicht in der Gegenwart, sondern schon in der Vergangenheit, und wir können daher die Frage: Was verdankt eine Erscheinung ihren Vorgängern, was ihrer eignen Individualität? in der Regel sofort beantworten, wenn wir nur die Vergangenheit gründlich kennen. Schwieriger erscheint schon die Beantwortung der Frage: Was verdankt sie der allgemeinen Strömung der Zeit? Ich nehme aber an, daß eine bedeutendere Persönlichkeit — und eine solche muß der Litteraturgeschichtschreiber, jeder Geschichtschreiber sein, die Methode thut es nicht — auch über die vorherrschende Strömung der Zeit, selbst über die Nebenströmungen eine aus der genauen Kenntnis der Vergangenheit und eigner Anschauungskraft (Intuition) gewonnene verhältnismäßig richtige Anschauung haben kann, die denen, die Späterlebende gewinnen können, mindestens gleichwertig ist. Sind die Litteraturwerke zum Teil Niederschlag der Zeitströmungen, so ermöglichen sie eben dem scharfen, klaren, vor allem dem „intuitiven" Geiste auch das Verständnis seiner Zeit, und die Vergleichung einer größern Anzahl von Werken wird dann bald klar herausstellen, was persönliches, was Zeitgut ist. Die Frage endlich, wie die Wirkung der Erscheinungen auf die Nachwelt ist, scheint mir keineswegs die wichtigste zu sein. Zunächst hat wie jeder Mensch, auch der Dichter und Schriftsteller seiner Zeit zu leben, und die Wirkung, die er auf seine Zeit übt, und die sich im allgemeinen feststellen läßt, ist für den Geschichtschreiber unmittelbar maßgebend; nur wenige Persönlichkeiten wirken ja auch über ihre Zeit hinaus. Ich halte es aber auch nicht für unmöglich, daß der Litteraturgeschichtschreiber seiner Zeit diese Persönlichkeiten und die wahrhaft bedeutenden Werke erkennt und ihre Wirkung auf die Nachwelt richtig bemißt. Ganz zweifellos hat es zu jeder Zeit Menschen gegeben, die sich durch den Erfolg nicht blenden ließen, das Echte und Bleibende, wenn nicht auf Grund ihrer ästhetischen und Verstandesbildung, so doch instinktiv erkannten, und zu diesen muß freilich der Litteraturgeschichtschreiber gehören, mit der großen Menge der Unberufnen kann man nicht rechnen.

Kurz und gut, es ist, wenn man die Erkenntnis der Unvollkommenheit alles Menschlichen im allgemeinen und aller wissenschaftlichen Leistungen im besondern auch dem Litteraturgeschichtschreiber zu gute kommen läßt, wohl eine Litteraturgeschichte der Gegenwart möglich, die planvoll verfährt, abgrenzende Linien zieht, abrundende Formen gestaltet, abschließende Urteile fällt so gut wie ein Werk, das hundert Jahre später kommt. Nur muß man natürlich nicht das Jahr, wo man gerade lebt, als Gegenwart auffassen, sondern den Spielraum etwa eines Menschenalters gestatten, und ferner für das objektiv-

Digitized by Google

geschichtliche Material, das die Zeit nach und nach zusammenträgt, gelegentlich mit kräftig-subjektiver Meinungsäußerung und Farbengebung vorlieb nehmen. Die sind nicht wissenschaftlich, wird man sagen; vielleicht nicht, aber sie nehmen sehr oft das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung voraus, und mit der Zeit werden sie ja auch geschichtliches Material.

Im übrigen glaube ich, daß wir nach und nach eine Reihe von Gesetzen des geistigen Lebens entdecken werden, die dem Litteraturgeschichtschreiber der Gegenwart sein Werk bedeutend erleichtern. Schon früher einmal habe ich an dieser Stelle auf die Gesetzmäßigkeit aufmerksam gemacht, mit der z. B. in unsrer deutschen Litteratur jedes Menschenalter eine Art Sturm und Drang wiederkehrt, und ich hatte später das Vergnügen, meine Ausführungen über diesen Punkt fast wörtlich in dem Vortrage eines nicht unbekannten Litteraturhistorikers wiederzufinden. (Vielleicht hat aber jemand vor mir die Entdeckung gemacht, obgleich die Auffassung der Münchner als Stürmer und Dränger nicht so nahe liegt.) Ich bin überzeugt, daß man noch zu ganz andern, geradezu auffallenden Ergebnissen gelangen würde, wenn man vor allem die Zahlen der Litteraturgeschichte einmal gründlich durcharbeitete. So ist es z. B. wohl kaum ganz zufällig, daß das Jahr 1813 Hebbel, Ludwig und Wagner, das Jahr 1815 Geibel, Kinkel, Schack und Gerok, das Jahr 1819 Keller, Groth, Fontane, Jordan und Bodenstedt, das Jahr 1830 Heyse und Hamerling hervorbrachte. Ohne in Zahlenmystik zu verfallen, würde ein tieferblickender Litterarhistoriker in dem einfachen Neben- und Nacheinander der Dichter wie auch in dem Erscheinen ihrer Werke Gesetze des geistigen Lebens finden, die den Materialismus Buckles, der ja auch seine Berechtigung hat, glücklich nach der idealistischen Seite ergänzten. Ebenso würde eine genaue Vergleichung der einzelnen Nationallitteraturen und ihrer verschiednen Perioden sehr fruchtbar sein. Auf alle Fälle wären für die Litteratur der Gegenwart eine größere Übersichtlichkeit und tieferes Verständnis zu gewinnen. Die Hauptsache bleibt freilich immer, daß der Litteraturgeschichtschreiber den „Blick" für die Eigenart der Erscheinungen hat; auch auf dem Gebiete der Litteratur giebt es Typen, vielleicht nicht einmal sehr zahlreiche, die immer wiederkehren und selten bloß durch eine Persönlichkeit vertreten sind; hat man eine klare Anschauung von ihnen, dann ordnen sich die Einzelnen von selbst zu Gruppen, und es entsteht, ohne daß man die beliebten äußerlichen Klassifizirungen vorzunehmen braucht, ein übersichtliches Bild der Gesamtlitteratur, in das man alle neu auftauchenden Erscheinungen, die äußerst seltnen homines sui generis, für die überhaupt immer ein besondrer Platz dasein muß, ausgenommen, zwanglos einfügen kann. Aber jener „Blick" ist eben auch nicht allzu häufig, noch seltner verbindet er sich mit einer gründlichen Kenntnis der Vergangenheit und einer unbeirrbaren Aufmerksamkeit auf alles neue. Möglich ist eine Litteraturgeschichte der Gegenwart, gewiß — aber wer ist in der glücklichen

Digitized by Google

Lage, ihr sein ganzes Leben widmen zu können, wer ohne den Ehrgeiz, seine Gaben anders, äußerlich ersprießlicher zu verwenden? Man müßte in der That ganz in der Litteratur seiner Zeit leben, wenn man ein Werk schreiben wollte, das ihr getreues Spiegelbild sein sollte. Durch die Fülle der Erscheinungen erdrückt zu werden, brauchte man zwar nicht zu fürchten, wesentliches und unwesentliches zu unterscheiden fällt bei einiger Übung nicht schwer, und wenn man nicht allzu schnell nach Ergebnissen drängt, kommen sie nach und nach von selber; aber freilich, Dank würde man von niemand haben, und auf äußern Erfolg müßte man verzichten, die Dichter und Schriftsteller würden der Mehrzahl nach grollen und hassen, und die zünftigen Litteraturgeschichtschreiber von ihrem „Kollegen" wenig wissen wollen. So giebts gewiß in Deutschland den einen und den andern, der eine wirkliche, unabhängige Geschichte der Gegenwart schreiben könnte, aber er läßt es bleiben.*)

Was ich in nachfolgendem gebe, ist nur ein Versuch zur Orientirung über die neuere und neueste deutsche Dichtung, weiter nichts. Ich habe nie die Muße gefunden, die moderne Litteratur so gründlich zu studiren, wie es ihr Geschichtschreiber müßte; nur einige neue Gesichtspunkte der Gruppirung, einer natürlichen Gruppirung glaube ich entdeckt zu haben, die weitern Kreisen, die sich ein Herz für die Litteratur bewahrt haben, aber durch das scheinbare Chaos abgestoßen werden, vielleicht bequem sind und dem wirklichen Geschichtschreiber die Arbeit erleichtern.

2

Die deutschen Litteraturgeschichtschreiber lieben es, wenigstens bei der Litteraturgeschichte unsers Jahrhunderts, die politisch epochemachenden Jahre auch zu litteraturgeschichtlichen Abschnitten zu verwenden. So sehen wir die politisch wichtigen Jahre 1830, 1848, 1870 und 1890, dies als das Jahr des Rücktritts Bismarcks, auch als die Anfänge neuer litteraturgeschichtlicher Perioden hingestellt. Nun hängen politisches und litterarisches Leben ja gewiß zusammen, wie alle Gebiete menschlicher Bethätigung, aber die alte Annahme, daß eine Zeit politischen Aufschwungs auch stets eine des litterarischen, eine Zeit des politischen Verfalls auch eine des litterarischen sei, ist doch nicht zu halten, wie es die Geschichte unsrer klassischen Dichtung und die der Blütezeiten der italienischen und spanischen Dichtung hinreichend klar darthun. Noch viel weniger kann man eine Bedeutung einzelner großer politischer Ereignisse für

*) Nach Vollendung dieses Aufsatzes ist mir die „Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart" von Eugen Wolff (Leipzig, S. Hirzel, 1896) zugegangen. Daß sie nicht die Geschichte der Litteratur der Gegenwart ist, beweist schon die unglückliche Einteilung des Stoffs nach den Gattungen der Poesie in „Drama und Theater," „Epos, Roman und Novelle," „Lyrik und Didaktik" und „Kritik," die eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung von vornherein unmöglich macht und zu einer „papiernen" Auffassung aller Erscheinungen führt.

Digitized by Google

die Litteratur nachweisen. In unserm Jahrhundert wird man zwar die Jahre 1830 und 1890 als litterarisch epochemachend festzuhalten haben, aber nicht oder doch nur zum Teil in Verbindung mit der Politik: in ihnen treten Sturm- und Drangbewegungen, die sich aber schon vorher angekündigt hatten, für die breitern Volkskreise ans Tageslicht — vom Jahre 1740 an haben wir eben aller dreißig Jahre den Sturm und Drang, und in unserm Jahrhundert sind also 1800, 1830, 1860, 1890 die betreffenden Jahre, freilich nur als runde Zahlen. 1848 und 1870 haben im Grunde gar keine litterarische Bedeutung. Wie ich hier gleich hervorheben will, ist es keineswegs gesagt daß eine Sturm- und Drangbewegung immer die gesamte Litteratur durchdringe und das Wesentliche und Beste der zeitgenössischen Dichtung bedeute, standen doch im Jahre 1800 Goethe und Schiller neben der Romantik, 1830 Uhland, Rückert, Grillparzer, Platen und Immermann neben dem jungen Deutschland, 1860 Hebbel, Ludwig, Mörike, Keller und Freytag neben den Münchnern. Der Sturm und Drang geht immer von der Jugend aus und zeigt an, daß ein neues Geschlecht den Schauplatz betritt. Daß dieses Geschlecht den litterarischen oder gar den künstlerischen Fortschritt bringt, ist nicht immer sicher, obwohl es doch in der Regel etwas neues in die Litteratur hineinträgt; aber stets befinden sich die vom Sturm und Drang ergriffnen Jungen in heftigem Gegensatz zu den Alten und vertreten in Kunst und Leben die der bisher herrschenden entgegengesetzte Richtung. Auch für das Gebiet der Litteratur scheinen Revolutionen eine Notwendigkeit zu sein; denn so gewiß es ist, daß die sich vordrängende Jugend für alles, was sie erstrebt, Anknüpfungen bei den Alten fände, ebenso gewiß übersieht sie das regelmäßig, holt sich entweder ihre Vorbilder aus fremden Litteraturen oder glaubt gar, die Kunst von vorn beginnen zu müssen und zu können. Nach und nach, je mehr sich wirkliche Talente hervorthun und entwickeln, kommt dann der Sturm zur Ruhe, und das Berechtigte der Bewegung kommt in reifen Gestaltungen zur Erscheinung, oft erst, wenn die ersten Stürmer und Dränger längst dahin sind. Gerade der Sturm und Drang macht es vielfach schwer, litterarische Entwicklungen klar zu überblicken; denn nur zu leicht vergißt man, von dem Trubel irre geleitet, was reife Geister vor ihm geleistet haben, ja man ist unter Umständen sogar geneigt, das Gährende und Überschäumende des Sturmes und Dranges für Kraft und Weite, die ihm folgende Abklärung und Bestimmtheit für Schwäche und Enge zu halten.

Mit welchem Jahre unsre neuere Dichtung beginnt, das ist eine Frage, auf die je nach denen, die antworten, sehr verschiedne Antworten erfolgen können. Es hat etwas für sich, sie mit dem Jahre 1830 anzufangen, nicht gerade mit dem jungen Deutschland, das heute längst überwunden ist, wenn auch das jüngste Deutschland einige seiner Dummheiten wiederholt hat, aber mit Heine, der immer noch fortwirkt und im guten und bösen als der erste

Digitized by Google

unsrer modernen Dichter bezeichnet werden darf. Nach der landläufigen Auffassung haben wir dann von 1830 bis 1848 eine revolutionäre und von 1848 an eine reaktionäre Poesie, die erst in den achtziger Jahren wieder von einer neuen revolutionären abgelöst wird. Aber diese Auffassung ist ganz einseitig, politisch-doktrinär. Namentlich thut man der Zeit nach 1850 bitter Unrecht, wenn man sie einfach als Reaktionsperiode faßt, in der eine gesunde, starke Poesie gar nicht habe aufkommen können. Gerade diese vielgeschmähte Reaktionszeit birgt einen neuen Aufschwung der deutschen Dichtung, der freilich nicht von Bestand war, aber doch eine Reihe bedeutender Dichter und vorzüglicher Werke hervortreten ließ, deren Wirkungen noch heute, trotz alles neuen Sturmes und Dranges fast unvermindert fortdauern. Die Wurzeln dieses Aufschwungs liegen zum Teil in der Zeit vor 1848, ja einzelne der bedeutendsten Dichter waren vor diesem Jahre sogar schon berühmt geworden, das Ende kann man um das Jahr 1865 setzen, ohne daß darum die Laufbahn der hervorragendsten Dichter um diese Zeit jäh abbräche. Als „rundes Jahr," als das Jahr der Höhe möchte ich 1860 hinstellen und der ganzen Periode beinahe den Ehrennamen eines silbernen Zeitalters der deutschen Dichtung, dem goldnen klassischen gegenüber, erteilen.

Die eigentümliche Größe dieser Zeit erkennt man schon äußerlich an der großen Anzahl der bedeutenden Dichter, die damals zusammenlebten. Man kann sie, wenn man will, mit einem schönen klaren Herbst vergleichen, wo dann die Periode der klassischen und romantischen Dichtung die goldne Sommerzeit bedeuten würde. In das sechste Jahrzehnt unsers Jahrhunderts treten von ältern Dichtern ein: als Veteranen Ernst Moritz Arndt und Tieck, ferner Leopold Schefer und sein Gönner Fürst Pückler-Muskau, der „Verstorbne," dann Kerner, Uhland, Eichendorff, Rückert, Zedlitz, Grillparzer, Sealsfield, Jeremias Gotthelf, Willibald Alexis, Hoffmann von Fallersleben, Holtei, Scherenberg, Heine, sämtlich der Geburt nach noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörig. Aus dem ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts stammten: Egon Ebert, Bauernfeld, Simrock, Mosen, Mörike, Stifter, Grün, Halm, Laube, Vischer, Freiligrath, Melchior Meyr, Reuter; aus dem zweiten: Gutzkow, Auerbach, Hebbel, Ludwig, Wagner, Dingelstedt, Geibel, Kinkel, Schack, Gerok, Freytag, Prutz, Storm, Karl Beck, Herwegh, Klaus Groth, Jordan, Bodenstedt, Keller, Fontane, Hermann Lingg. Als nach 1820 geboren und zum Teil erst in den fünfziger Jahren, einige noch später hervortretend wären zu nennen: Putlitz, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Max Waldau, Gottschall, Redwitz, Brachvogel, Riehl, Roquette, K. F. Meyer, Scheffel, Frenzel, Grosse, August Becker, Spielhagen, Heyse, Hamerling, Marie von Ebner-Eschenbach. Von den nach 1830 gebornen mögen endlich noch Wilhelm Raabe, Wichert, Nissel, Lindner, Dahn, Rittershaus, Wilhelm Hertz und Adolf Stern genannt werden, als die jüngern, deren Anfänge noch vor 1860 fallen. Nicht allen

Digitized by Google

den Genannten, deren Zahl natürlich noch bedeutend zu vermehren wäre, kann man die Unsterblichkeit versprechen, aber alle zusammen ergeben doch das glänzende Bild einer litterarischen Kulturperiode, wie sie Deutschland vorher nie gehabt hat. Fehlen auch alles überragende Größen wie Goethe und Schiller, so sind doch einige „partielle" Genies und ungewöhnlich viel große Talente vorhanden, und es giebt kein Gebiet der Dichtung, das nicht hervorragende Vertreter aufwiese. Selbst die niedre, die Unterhaltungslitteratur war in diesen Tagen besser als jemals in Deutschland vertreten.

So leuchtet ohne weiteres ein, daß die Auffassung der fünfziger Jahre als Reaktionsperiode, in der alle Dichtung schwächlich, mark- und mutlos gewesen sei, nicht haltbar ist. Man kann, wenn man will, eine große Anzahl von Werken mit „Amaranth" und „Was sich der Wald erzählt" an der Spitze zusammenstellen, die, besonders wenn man die Titel der vor 1848 erschienenen politischen Gedichtsammlungen dagegen hält, einen merkwürdig zahmen Charakter der ganzen Periode zu beweisen scheinen, und man hat das wirklich gethan; aber das ist Spiegelfechterei, die Redwitzsche katholisirende Spätromantik und die ihr im protestantischen Norddeutschland entsprechende Wald- und Blumenpoesie waren im Nu überwunden, waren überhaupt nur eine Mode, keine litterarische Richtung. Will man mit einem Schlagwort die ganze Litteratur der Zeit kennzeichnen, so muß man nicht das politische Schlagwort „Reaktion" wählen, sondern das ästhetische „Rückkehr zur Kunst," das, wenn ich nicht irre, Adolf Stern zuerst angewandt hat. Man muß auch nicht die neue Zeit mit dem Jahre 1848 oder 1850 beginnen, sondern die Anfänge der ihr entsprechenden Kunst in die vierziger Jahre zurückverfolgen, und da hat man dann als die Hauptvertreter einer Dichtung, die der Tendenzpoesie, dem jungen Deutschland wie der politischen Lyrik gegenübertreten, einerseits Hebbel und die aufkommenden Realisten, wie Jeremias Gotthelf, Meinhold, Willibald Alexis, auch Stifter und Auerbach (wenn man nicht gar bis zu Immermanns „Oberhof" zurückgehen will), andrerseits Geibel und die nach und nach hervortretenden Neuromantiker und klassizistischen Eklektiker. Einige Jahreszahlen mögen das belegen: 1840 erschienen Geibels „Gedichte" und Alexis „Roland von Berlin," 1841 Hebbels „Judith" und Gotthelfs „Uli der Knecht," 1843 Meinholds „Bernsteinhexe," Auerbachs erste Dorfgeschichten und Kinkels „Gedichte," 1844 Hebbels „Maria Magdalena" und Stifters erste „Studien," 1846 Kinkels „Otto der Schütz." In diesen Werken sind die Richtungen der deutschen Poesie von 1850 an durchaus vorgebildet. Es ist aber noch eine dritte Richtung zu erwähnen: die aus dem jungen Deutschland hervorwachsende, an deren Spitze Gutzkow mit seinen großen Zeitromanen steht, und der Dichter wie Bauernfeld, seiner Art nach, und Gustav Freytag in seinen Anfängen („Die Valentine," 1847) angehören. Auch diese Richtung kehrt zur Kunst zurück, wenn auch die Mehrzahl der zu ihr zu zählenden jüngern Dichter, Hartmann,



Digitized by Google

Meißner, Waldau, Gottschall usw., die alten freiheitlichen Ideale darum nicht aufgeben und gelegentlich in das jungdeutsche Geistreichthun und das revolutionäre deklamatorische Pathos zurückfallen. Ganz rein lassen sich die drei Richtungen nicht scheiden, mehr oder minder kommen sie alle zuletzt zum Realismus, der aber nur bei einigen Dichtern als ausgeprägte Wirklichkeitsdichtung, meist als sogenannter poetischer Realismus auftritt. Der Sturm und Drang der Jugend beginnt dann in Norddeutschland und wird von dort nach München getragen. Er ist der harmloseste, den wir je gehabt haben, mehr einer der Form als des Inhalts, aber er führt zur Gründung einer großen Schule, der Münchner, die 1861 mit dem ersten „Münchner Dichterbuch" stattlich vor die Öffentlichkeit tritt und ihren innern Zusammenhang so gut wahrt, daß noch zwei Jahrzehnte später, 1882, ein neues Dichterbuch erscheinen konnte.

Es bleibt noch übrig, einen Blick auf die sozialen Zustände Deutschlands zu werfen, unter denen sich diese neue Litteratur entwickelte. Bedeuten die politischen Ereignisse für die Litteratur im allgemeinen sehr wenig, so haben die sozialen Verhältnisse um so größere Bedeutung. Die fünfziger und die ersten sechziger Jahre sind nun, mögen sie auch politisch zunächst eine Reaktionszeit sein, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus eine Zeit gewaltigen Aufschwungs, in ihnen erhält das heutige Deutschland durch die Ausbildung der modernen Verkehrsmittel und die allgemeine Verbreitung der Industrie seine Physiognomie, das liberale Bürgertum wird die herrschende Klasse in Deutschland, und der Nationalwohlstand schwillt unter kapitalistischen Formen gewaltig an. Will man einen Vergleich, so kann man an das Frankreich Louis Philipps in den dreißiger Jahren erinnern; genau wie dieses, das Frankreich der Bourgeoisie, sah auch das neue Deutschland der Bourgeoisie eine bedeutende Entwicklung von Kunst und Wissenschaft. Im ganzen waren die fünfziger und sechziger Jahre, so viel man auch an ihnen aussetzen mag, keine üble Zeit; noch war, wie die Auswüchse des Kapitalismus, die durch sie hervorgerufne soziale Bewegung erst in ihren Anfängen da, das Lebensbehagen im allgemeinen noch nicht gestört, man fing an, mit dem wachsenden Wohlstand überall in Deutschland auch an den Schmuck des Daseins zu denken, bildende Kunst und Kunstgewerbe begannen wieder eine Rolle zu spielen, die Litteratur war zwar ein wenig im tiefern Interesse der Nation zurückgetreten, konnte aber dafür durch die damals zuerst hervortretenden billigen Klassikerausgaben und durch die Entwicklung der Presse, vor allem der Unterhaltungsblätter (Westermanns Monatshefte, begründet 1846, Gartenlaube 1852, Über Land und Meer 1858, Daheim 1864), immer weitere Kreise gewinnen. Geistig stand die Zeit im Zeichen des politischen und religiösen Liberalismus, der in der Entwicklung der Naturwissenschaft den festen Grund gefunden zu haben glaubte, aber der große Bruch zwischen dem alten und dem neuen Deutschland war noch nicht eingetreten, man war noch idealistisch gesinnt,

Digitized by Google

fühlte sich noch eins mit dem Humanismus und Kosmopolitismus der klassischen Periode, unbeschadet der nationalen Hoffnungen, die die Einigung Deutschlands bevorstehen sahen. Es war im ganzen, wenn man das gesamte Volksleben ins Auge faßt, keine leidenschaftlich aufgeregte, geistig bewegte Zeit, es war sozusagen der Abend einer Kultur, aber ein schöner, frischer, kühler Abend, der einen neuen schönen Tag zu verheißen schien. Der Dichtung pflegen solche Zeiten günstig zu sein, und so fehlt es denn der deutschen dieser Zeit auch nicht an Größe und Bedeutung. Erst um die Mitte der sechziger Jahre, mit der vollen Ausbildung des Kapitalismus, dem Aufkommen des Materialismus und dem Anschwellen der politischen Erregung gehen ihr diese verloren.

(Fortsetzung folgt)

# Musculus

Wenn mich meine Geschäfte nach der Großstadt führen, so bringe ich gern ein halbes Stündchen bei einem Glase Bier und einer Cigarre im Wartesaal des Bahnhofs zu. Das großstädtische Reisepublikum ist zwar im allgemeinen nicht gerade interessant, aber mitunter bemerkt man doch einige schnurrige Käuze drunter.

So fielen mir neulich gleich beim Eintreten zwei Männer auf, die am Schänktisch standen, sich eifrig unterhielten und Kognak dazu tranken. Eben klingelte der Portier und rief mit heiserer Stimme den fälligen Zug aus. Eine Menge Reisender drängte sich nach dem Ausgange, ich mußte eine Weile stehen bleiben und konnte die beiden aus nächster Nähe betrachten. Der eine war ein untersetzter, ziemlich beleibter Mann mit vollem, blassem Gesicht und beweglichen, dunkeln Augen, die hinter einem Kneifer mit schwarzer Horneinfassung hervorstachen. Über der Nasenwurzel hatte er zwei senkrechte Falten und darunter eine wagerechte, was zusammen die Figur eines umgekehrten griechischen $\pi$ ergab und nach meiner Erfahrung das Kennzeichen solcher Männer ist, die noch ganz andre Dinge auf den Kopf zu stellen geneigt sind als griechische Buchstaben. Der andre war ziemlich lang und hager, hatte graues Haar, und sein von unzähligen beweglichen Fältchen durchfurchtes Gesicht hatte einen gutmütig-schalkhaften Ausdruck.

Sie hatten ihr Gespräch unterbrochen und beobachteten die Reisenden, die in ununterbrochnem Strom an ihnen vorbeifluteten. Da streifte eine fein gekleidete Dame mit dem unförmig aufgeblähten Ärmel ihres Jackets den Dicken an der Schulter. Er zuckte zurück wie einer, der an einen Mehlsack angestoßen ist, richtete in komischer Entrüstung die Augen nach der Decke und seufzte: O Musculus! Dann sahen sich beide an und lachten.

Der Raum leerte sich nach und nach, ich ging nach meiner gewohnten Ecke und machte mirs dort bequem. Dabei summte mir das eben gehörte Wort in den Ohren. Was meinte er wohl damit? Die Hausmaus, mus musculus? Oder irgend einen Muskel? Richtig, jetzt fiel mirs ein: Musculus hieß ja der Hofprediger Kurfürst Joachims II. von Brandenburg, der sich durch seine erbitterte Feindschaft

Digitized by Google

gegen die damals herrschende Mode der unmäßig weiten Pluderhosen einen Namen gemacht hat, den Namen eines Narren, der gegen eine herrschende Zeitströmung kämpft. Zwischen diesem Herrn und den Ballonärmeln jener Dame lag die Gedankenverbindung allerdings nahe genug.

Es war allmählich im Wartesaal wieder ruhig geworden, und die beiden hatten ihre Unterhaltung wieder aufgenommen. Da sie sich dabei keinen Zwang anthaten, so konnte ich alles verstehen und hörte ihnen zu.

Was man mit Musculus anfangen würde, wenn er jetzt lebte, sagte der Hagere, das ist eine Frage für sich; im übrigen liegt die Sache wahrscheinlich viel einfacher, als Sie denken. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen hat eben einen schlechten Geschmack, und das spricht sich natürlich auch in der Kleidung aus. Kommt nun eine solche unsinnige Mode auf, wie die Ballonärmel, so wird sie von der Masse gedankenlos nachgeahmt, und die paar vernünftigen Frauen müssen mitthun, weil sie sonst als Närrinnen gelten und ihre Stellung in der Gesellschaft gefährden würden.

Der Dicke — ich taufte ihn im Stillen Musculus — lächelte. Wie natürlich Sie das herausbringen! sagte er. Als ob Sie nicht recht gut wüßten, daß es in dieser Hinsicht gar keine vernünftigen Frauen giebt. Man muß nur in der Unterhaltung mit ihnen vorsichtig sein und seine wahre Meinung über die Mode verschleiern, was sehr schwer ist, denn der Instinkt der Weiber geht über alle Begriffe. Forscht man sie aber geschickt aus, so sagen alle, die Mode sei nur in ihrer Übertreibung häßlich, in mäßigen Grenzen aber sei sie schön, mache eine hübsche Figur und dergleichen. Merken sie dagegen etwas von unsrer wahren Ansicht, so flunkern sie, geben uns Recht, bedauern, daß sie aus Gesellschaftsrücksichten die Sache mitmachen müßten, und was dergleichen mehr ist.

Der Hagere nippte nachdenklich an seinem Glase und ließ die Fältchen seines Gesichts spielen. Meine, entgegnete er, hat mir seinerzeit erklärt, die Tournüre mache eine schöne Figur und eine schlanke Taille, obgleich sie ganz genau wußte, wie ich über das Ding dachte.

Musculus lächelte. Passons là-dessus! Aber bitte, sagen Sie mir doch, wie entsteht eigentlich die Mode?

Die wird von den feinen Schneidern gemacht oder von den großen Modegeschäften oder von gewissen Damen. Was weiß ich davon, wer die Mode beherrscht!

Musculus setzte ihm den Zeigefinger auf einen Rockknopf. Gut! Aber worin besteht denn das Geheimnis jeder Herrscherkunst? Darin, daß einer das, was die Masse haben will, möglichst frühzeitig herausmerkt und zu seinem Vorteil verwertet. Der Tribut und die sklavische Verehrung, die großen Herrschernaturen dargebracht werden, sind weiter nichts als die Dankbarkeit einer Menge, die viel zu dumm ist, als daß sie erkennen könnte, was sie selber will. Und das Geld, das die Leute in die Modemagazine schleppen, ist auch nichts andres. Eine Mode machen! Ich möchte wohl sehen, wohin ein Geschäft käme, das jetzt enge Ärmel einführen wollte! Und wenn Musculus — ja, was glauben Sie wohl, daß man mit diesem Manne machen würde, wenn er jetzt lebte und gegen die Ballonärmel losginge?

Der Hagere rieb sich die Hände. Ich bin doch neugierig, wie Sie sich das denken!

Ganz einfach, fuhr Musculus mit großem Ernste fort, man würde ihn wie alle, die auf öffentliche Mißstände hinweisen und dadurch unbequem werden, als Sozialdemokraten verschreien. Lachen Sie nicht, Sie können so etwas noch erleben. Irgend ein gutgesinntes Blatt würde sich darüber etwa so vernehmen lassen: „Die alles Maß überschreitende Agitation, welche der Hofprediger Musculus gegen gewisse

Digitized by Google

jetzt sehr beliebte Damenmoden betreibt, nötigt uns, aus der bislang beobachteten Reserve herauszutreten und zu dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen, um so mehr, als eine reinliche Scheidung zwischen den Ordnungsparteien einerseits und Herrn Musculus und seinen Hintermännern andrerseits zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden ist. Wir verkennen keineswegs, daß auf dem Gebiete des Bekleidungswesens hie und da vorübergehende Mißstände sich herausgebildet haben können; wohin aber soll es führen, wenn eine verwerfliche, vor keinem Mittel zurückscheuende Verhetzung das Ansehen derjenigen Stände, welche durch Besitz und Bildung hervorragen und recht eigentlich zu den staatserhaltenden gehören, fort und fort planvoll untergräbt, wenn eine kleine, aber mächtige Kamarilla das Gedeihen der deutschen Textilindustrie schädigt und die Damen der gebildeten Klassen dem öffentlichen Hohne preisgiebt? Erst gestern lasen wir in einem der Musculusschen Richtung nahestehenden Blatt eine Notiz des Inhalts, gegenüber den Ballonärmeln und Glockenröcken seien die Trachten der anläßlich der Gewerbeausstellung in Berlin anwesenden Massaiweiber idealschön zu nennen! Jeder unbefangen denkende wird zugeben, daß dieses demagogische Treiben mit Notwendigkeit dahin führen muß, die verschiednen Bevölkerungsklassen gegen einander aufzuhetzen, und so eifrig auch Herr Musculus bemüht ist, die Umsturzpartei von seinen Rockschößen abzuschütteln, so wird er doch dem Vorwurf nicht entgehen, daß er mit seiner wüsten Agitation nur die Geschäfte der Sozialdemokratie besorge."

Nach dieser mit großer Geläufigkeit vorgebrachten Zeitungstirade schwieg Musculus und trank mit pfiffiger Miene seinen Kognak aus. Der andre zog den Kopf zwischen die Schultern und schüttelte sich. Dann sagte er: Das leuchtet mir ein. Aber Scherz beiseite, Sie kennen doch die jetzt allgemein anerkannte Ansicht über das soziale Motiv der Mode? Hiernach entspringt die Mode dem Bestreben der herrschenden Stände, sich äußerlich vor der Masse auszuzeichnen. Da nun das Wesen der Schönheit in Ebenmaß und Harmonie besteht, das Ebenmäßige und Harmonische aber nicht auffallend ist, so muß die Mode zum Bizarren und Häßlichen greifen, wenn sie ihren Zweck erreichen will. Die allgemeine Verbreitung der Moden aber erklärt sich daraus, daß es die Menge den herrschenden Ständen gleichthun will, weshalb diese auch immer neue Moden erfinden müssen. Was sagen Sie dazu?

Daß das eine aschgraue Professorentheorie ist, erwiderte Musculus gelassen. Wie lange haben wir nun schon die Ballonärmel? Ich denke, vier Jahre. Und wie haben sie sich in dieser Zeit verbreitet! Heute tragen sie schon die Gänsemädchen, die den Kuhmägden unterthan sind. Da müßten doch die herrschenden Stände schon längst eine neue Narrheit ausgedistelt haben. Und haben Sie gelesen, was die Zeitungen über die neuen Moden geschrieben haben? Alles beim alten. Nein, die Sache muß tiefer liegen.

Ich denke, sagte der Hagere bedächtig und rieb sich das Kinn, wir bestellen uns noch einen Kognak, sonst kriegen wir das Ding heute nicht raus. Und nachdem das geschehen war, fuhr er fort: Ich könnte manches einwenden; zum Beispiel, daß vier oder auch zehn Jahre im Leben einer Gattung nur eine sehr kurze Zeit sind. Ferner, daß sich der Geschmack mit der Zeit auch an die Ausgeburten des tollsten Ungeschmacks gewöhnt und nach und nach zurückgebildet werden muß, wie denn auch die Ballonärmel nicht mit einemmal aufgekommen, sondern aus kleinen Anfängen organisch herausgewachsen sind. Aber Sie sind vor allen Dingen verpflichtet, ihre eigne Theorie zu entwickeln.

So? entgegnete Musculus. Nachdem Sie, um mich zu reizen, mit Ihrer

Digitized by Google

Meinung so lange zurückgehalten haben? Aber ich will großmütig sein. Sie mögen im allgemeinen Recht haben; wie aber das Häßliche in die Mode hineinkommt, das erklären Sie nicht. Es könnte wohl auch etwas an sich gar nicht häßliches auffallend wirken. So habe ich von einem Negerstamm gelesen, bei dem sich die Freigebornen die Haut rot anstreichen; warum verbreiten sich bei unsern Damen rote Kleider oder überhaupt auffallende Farben so wenig? Auch häßlichen Farbenzusammenstellungen, die ja auch auffällig sein würden, begegnet man merkwürdig selten, überhaupt ist der Geschmack, was die Farben betrifft, verhältnismäßig gut entwickelt und trägt den Gesetzen der Schönheit so weit Rechnung, als man in dieser unvollkommnen Welt billigerweise verlangen kann. Und dem gegenüber immer und immer wieder diese Ausschreitungen in der Form, wie wir sie schaudernd erlebt haben, vom Reifrock an bis zum Reverspolster und zu den Ballonärmeln! Wie erklären Sie das?

Die alten Frauen dürfen keine bunten Farben tragen, entgegnete der andre. Außerdem sind schreiende und unharmonisch zusammengestellte Farben Merkmale der Volks- und Bauerntrachten und daher für den Geschmack der obern Stände gemein und häßlich.

Als ob viele Volkstrachten nicht auch in der Form häßlich wären und den Körper beengten oder verunstalteten! rief Musculus. Denken Sie nur an die Altenburger, die Schwälmer, die Dachauer Tracht. Warum beißen denn unsre Damen gerade hierin keinen feinen Geschmack heraus? Es hilft nichts, wir müssen da etwas tiefer in die Volksseele hinabsteigen. Jede Einrichtung, die so allgemein ist, hat etwas für den Kampf ums Dasein zu bedeuten, und um so mehr, je mehr sie der Vernunft und der Schönheit zu widersprechen scheint. Exempla sunt odiosa. Und das Häßliche in der Mode ist die Waffe, womit das Weib für seine soziale Befreiung kämpft. Mit den Farben ist nicht viel zu machen, da ja keine Farbe an sich häßlich ist; so führt das weibliche Geschlecht in seinen scheußlichen Kleider- und Hutformen seinen Unterdrückern, den Männern, immer und immer wieder die Mahnung vor Augen: Seht her, hier stolziren wir in einem Aufzuge, der einer längst überwundnen Kulturstufe entspricht, weil das Weib unter dem Zwang einer unwürdigen Knechtschaft nicht zur Entfaltung eines geläuterten Geschmacks kommen und die ihm von der Natur zugewiesene Aufgabe, die Pflege des Schönen, nicht erfüllen kann. Welch eine ungeheure Demonstration, diese Hunderttausende von Modedamen, die Tag für Tag, Jahr für Jahr durch die Straßen ziehen! Das wirkt ganz anders, als wenn die Damen in Berlin zusammenkommen und gegen das bürgerliche Gesetzbuch losgehen. Und die Ballonärmel sind jetzt die Banner dieser Riesenprozession, und der Morgenwind der Freiheit schwellt sie!

Musculus machte dazu ein so verzwicktes Gesicht, daß nicht zu erkennen war, ob er die Sache ernst meinte. Der andre schwieg, wie es schien, etwas verblüfft. Nach einer Weile aber sagte er: Und die Gigerltracht der Männer?

Die Antwort darauf hörte ich nicht; sie verhallte unter der Klingel des Portiers, der den fälligen Zug ausrief, denselben, mit dem ich in die Heimat zurückkehren mußte. Bei einem letzten Blick in den Wartesaal sah ich das Paar noch ruhig am Schänktisch stehen.

So weiß ich denn leider bis heute noch nicht, ob eine Frage, die für dieses zu Ende gehende Jahrhundert nicht ohne Bedeutung ist, zwischen dem zweiten und dritten Kognak ihre Lösung gefunden hat. Ich benutzte aber wenigstens die Heimfahrt, das Gehörte so wortgetreu als möglich aufzuschreiben.

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Interessenpolitiker, wie sie sein sollen. Es macht immer einen angenehmen Eindruck, wenn jemand aufrichtig ist, nicht bloß im Privatleben, sondern auch in der Politik. In einer Zeit, wo sich die Selbstsucht hinter schönen Phrasen zu verstecken pflegt, wirkt es erfrischend, wenn in einem Programm, wie in dem der amerikanischen Silbermänner, gerade heraus gesagt wird: Ihr (im Osten) habt das Geld, und wir (im Westen) können es brauchen, oder ihr (Engländer) habt das Geld, und wir (Amerikaner) können es brauchen. Darum gebt es her. Wir als eure Schuldner haben das Mittel in den Händen, einen Teil euers Reichtums uns zuzuwenden. Wir ziehen euch einen bestimmten Teil euers Guthabens ab, und die Geldverschlechterung soll uns dazu dienen, diesem Verfahren einen Anschein von Gesetzlichkeit zu geben. Sie gewährt uns die Möglichkeit, euch in schlechterer Münze zurückzuzahlen, was ihr uns in guter geliehen habt.

Dies Programm entspricht den Grundsätzen und Bestrebungen, die anderswo Mittelstandspolitik genannt werden. Es ist der Sozialismus, nicht der Armen, sondern der produktiven Stände, derer, die sich vor der ihnen drohenden Verarmung rechtzeitig zu schützen suchen und zu diesem Zweck eine nützliche Wohlstandsverschiebung herbeizuführen streben. Die Besitzlosen werden durch die Geldverschlechterung sehr geschädigt. Aber die Besitzenden, die zugleich Schuldner sind, werden, so hoffen sie wenigstens, die Gewinnenden sein. Sie können den Gläubiger um einen Teil seines Guthabens beschwindeln. Sie können zugleich, soweit sie Unternehmer und Arbeitgeber sind, durch Ausgeben minderwertiger Zahlungsmittel Arbeitslohn ersparen.

Gegen solche Beraubungspolitik sind zwar eben so schwere Bedenken geltend zu machen, wie gegen den kommunistischen Vorschlag des „Aufteilens," der ja eigentlich sogar von den Sozialisten nicht mehr ernsthaft gemacht wird. Das Kapital seiner Rechte berauben wollen, das heißt für den, der auf die Hilfe des Kapitals angewiesen ist, den Ast absägen, auf dem er sitzt. Das Kapital ist weder des Arbeiters noch der produktiven Stände böser Feind, sondern ihr Helfer. Aber die Bedingung, unter der diese Hilfe gewährt wird, unter der Kapital verliehen wird oder Kapitalanlagen gegründet werden und damit Arbeitsgelegenheit verschafft wird, ist das Vertrauen. Wird das erschüttert, so hat der Geldsuchende darunter zu leiden. Darum ist weder ein internationaler Beutezug empfehlenswert, noch ein solcher, der die Beraubung der Geldleute im Inlande zum Ziele hat. Es liegt im allgemeinen Interesse aller Bewohner eines Landes, daß der Kredit des Landes erhalten bleibe, daß es ehrlich seine Verpflichtungen erfülle. Und im Inlande muß schon die ausgesprochne Absicht der Beraubung, wenn gleichzeitig die Befürchtung entsteht, daß die Gesetzgebung in die Hände dieser Beutepolitiker geraten könne, die Wirkung haben, die Geldmänner vorsichtig und mißtrauisch zu machen und die Bedingungen der Gelderlangung zu erschweren.

Daß die Goldwährung die Bedingung der Sicherheit aller wirtschaftlichen Verhältnisse und des wirtschaftlichen Gedeihens ist, das könnte, das sollte man nachgerade in Amerika wissen. Der Silberschwindel ist dort toll genug getrieben worden, und man sollte meinen, daß die daraus entstandnen Schwierigkeiten allen ernsthaften Politikern die Augen geöffnet hätten. So weit, wie sie möchten, haben es zwar auch dort die Silberfreunde bisher nicht gebracht, aber die Möglichkeit, daß sie in Zukunft ihr Ziel erreichen könnten, scheint nicht ausgeschlossen zu sein. Trotz

Digitized by Google

der übeln Erfahrungen, die mit dem Hochschutzzollsystem sowie mit den Silbertollheiten gemacht worden sind, ist man dort vor den Ausschreitungen der Interessenpolitiker jetzt weniger gesichert, als je vorher. Das ist ein abschreckendes Bild davon, wohin das rücksichtslose Geltendmachen von Sonderinteressen und das Suchen nach wirtschaftlichen Heilmitteln führt. Auch in den Vereinigten Staaten hat es bessere Zeiten gegeben, Zeiten, wo ideale Bestrebungen zur Geltung gelangen konnten, und wo man nach einer ehrlichen Politik Verlangen trug. Die Sklavenbefreiung wurde gegen die Politik der materiellen Interessen durchgesetzt, und als dann die republikanische Partei, die den Kampf gegen die Sklaverei geführt hatte, ihren Idealismus preisgab und zu einer Partei der Beutejäger und Interessenpolitiker entartete, wandten sich die Besten der Demokratie zu, suchten bei ihr Schutz gegen Ausbeutung der Gesamtheit durch einzelne und erwarteten von ihr Förderung der allgemeinen Interessen. Cleveland wurde als der ehrliche, besonnene Politiker gewählt. Er hat aber, besonders das letztemal, den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht entsprochen. Das mag ja teils an Fehlern seiner Politik liegen. Andrerseits aber herrscht heute nur zu sehr die Neigung, die Gesetzgebung für alles verantwortlich zu machen, die Abstellung wirtschaftlicher Unzuträglichkeiten, die in allgemeinen Verhältnissen ihre Ursache haben, von ihr zu erwarten. Wie unsre Agrarier die Handelspolitik Caprivis verleumdet haben, so hat man auch in Amerika ungünstige Wirkungen der Herabsetzung der Zölle herauszudeuten gesucht, und der Boden ist wieder bereitet für eine Rückkehr zu hochschutzzöllnerischen Bestrebungen. Ist nun die republikanische Partei als Trägerin dieser Bestrebungen bekannt, so hat sich doch auch mit der demokratischen Partei eine Wandlung vollzogen. Heute stehen die beiden großen Parteien unter dem Zeichen der Interessenpolitik, wenn sie auch in verschiedner Form auftreten mag. Wie die Republikaner für Hochschutzzoll, treten die Demokraten für Doppelwährung ein. Clevelands Person bot doch wenigstens eine Gewähr gegen die ärgsten Ausschreitungen, die heute vermißt wird. Er war überzeugter Anhänger der Goldwährung, wie er von der Schädlichkeit hoher Schutzzölle überzeugt war. Mac Kinley aber, der Mann mit dem Napoleonskopf, mit dem staatsmännischen Aussehen und der ernsten, gebietenden Miene, scheint nichts von den Herrschergaben und von der Charakterfestigkeit zu haben, die sein Aussehen anzudeuten scheint. Er ist der echte Vertreter des Amerikanertums, ein Spielball in der Hand der Beutepolitiker. Die höchste Würde im Staate zu erlangen ist sein Bemühen, und zu diesem Zweck ist ihm jedes Mittel recht. Politische Grundsätze, die er nur spärlich zu haben scheint, werden nach Bedarf in das Programm eingestellt, je nachdem man glaubt, sie für den Stimmenfang nicht entbehren zu können. Als sich der schlaue Yankee mit einigen vieldeutigen, unklaren Redensarten um die Hauptfrage, die Währungsfrage, herumzudrücken suchte, nur damit die Maschen des Netzes genügend weit blieben, da mußte dem „großen Schweiger“ erst das Geständnis abgepreßt werden, daß er ein Anhänger der Goldwährung sei; aber dies erzwungne Zugeständnis an die Goldfreunde, das nur aus dem Grunde gegeben wurde, weil sonst ein großer Teil der Partei abgebröckelt wäre, hat natürlich nicht den Wert einer festbegründeten persönlichen Überzeugung. Und ein Mann von so schwankenden politischen Grundsätzen wird für den höchsten Vertrauensposten im Staate ausersehen! Denn der demokratischen Partei gegenüber ist die Kandidatur Mac Kinleys immerhin noch als das kleinere Übel anzusehen.

Da ist der „Generaladjutant“ des Gewaltigen und Oberst der Drahtzieher noch eher geeignet, Sympathien zu erwecken. Dieser Mann, der den für andre Sterbliche schwer verständlichen Ehrgeiz hat, „Präsidentenmacher“ zu sein, der

Digitized by Google

seinen ganzen Stolz in das Gelingen seines Werkes setzt, der in der freigebigsten Weise seine reichen Mittel für den Zweck der Durchbringung seines Freundes opfert, hat doch wenigstens einen gewissen Idealismus, wenn wir ihm auch keinen Wert für die politischen Geschicke des Landes beilegen können.

Die ganze Bewegung macht den Eindruck politischer Unreife. Kurzsichtige Selbstsucht, die kein Bedenken trägt, mit den Geschicken des Landes zu spielen, wenn nur eigne Vorteile für einzelne dabei herauszuschlagen sind, ist der vorherrschende Zug. Wenn bei uns vielfach über einen Niedergang des politischen Lebens geklagt worden ist, so ist auch dort, wo das politische Leben bisher schon nicht sehr hoch stand, ein solcher Rückgang bemerkbar. Und das ist hauptsächlich dem Vordringen des Verlangens nach gesetzgeberischen Heilmitteln zuzuschreiben. Ob man diese in der einen oder andern Weise sucht, hängt ja ganz davon ab, worin gerade der einzelne Berufsstand seinen Vorteil sieht. Bimetallistische und hochschutzzöllnerische Bestrebungen, bei uns von einunderselben Parteirichtung vertreten, sind drüben getrennt und sogar einander entgegengesetzt, weil die Landwirtschaft im eignen Interesse den Schutzzoll bekämpft, dagegen die Geldverschlechterung fordert. Das würde freilich kein Hindernis sein, daß es in dem wechselvollen politischen Leben der Vereinigten Staaten zu einem Bündnis zwischen diesen Gegnern käme, wobei jeder sein Teil von der Gesetzgebung verlangte. Schien es doch eine Zeit lang, als ob die republikanische Partei für den Bimetallismus eintreten wolle, und es fehlte wohl auch thatsächlich wenig daran, daß sie es gethan hätte. Und wenn es nicht so schlimm werden sollte, wie die Pessimisten befürchten, so wird das voraussichtlich weniger dem Obsiegen des Gerechtigkeitsgefühls zuzuschreiben seien, als dem Umstande, daß wichtige materielle Interessen mit der Goldwährung verknüpft sind. Daß es bisher gelang, die Stürme auf die Goldwährung abzuschlagen, läßt wenigstens der Hoffnung Raum, daß auch ferner die Bäume der Bimetallisten nicht in den Himmel wachsen werden. Wie aber auch der Verlauf der Bewegung sein mag, wir sollten daraus lernen, wie nicht Politik gemacht werden darf.

Preiswillkür? Wenn auf dem Markt ein Käufer den Schutz der Polizei begehrte gegen die „Rache“ eines Händlers, der, weil er aus irgend einem Grunde ihm übelgesinnt sei, kein Geschäft mit ihm machen wolle, oder wenn er über zu hohe Preise klagte und verlangte, daß der Händler gezwungen werde, zu einem normalen, von dem Käufer für auskömmlich gehaltenen Preise ihm seine Ware abzulassen, so würde man diesen Käufer auslachen; vielleicht auch würde sein geistiger Zustand untersucht werden. Ebenso würde es einem Verkäufer ergehen, der, wenn er seine Ware auf den Markt bringt, mit dem ihm gebotenen Preise nicht zufrieden, über eine böswillige Verschwörung der Käufer gegen ihn klagte, durch die er um den ihm zukommenden Preis betrogen und zu unvorteilhaftem Verkauf gezwungen werde.

Man hat bisher angenommen, daß alle, die sich mit dem Handel befassen, jede Gelegenheit ergreifen, ein Geschäft zu machen, daß sie, um ein solches Geschäft zustande zu bringen, auch dem Käufer und dem Verkäufer gleichmäßig die Bedingungen so günstig stellen werden, wie es mit ihrem eignen Interesse nur irgendwie vereinbar ist. Und sollte ein Händler dieser Voraussetzung nicht entsprechen, so bietet doch die große Zahl der Handeltreibenden genügenden Schutz dagegen, daß sich der Käufer oder Verkäufer einem willkürlichen Machtgebot, wodurch die Preise zu seinen Ungunsten festgesetzt werden, fügen müßte. Wer beim



Digitized by Google

Einkauf in einem Laden findet, daß ihm zu hohe Preise abgefordert werden, der wird nicht den Schutz der Obrigkeit gegen die Verteuerung anrufen, sondern er wird sich einen Laden suchen, wo er die Waren zu einem annehmbaren Preis erhält.

Aber das wird anders werden, wenn wir glauben wollen, was jetzt alle Tage in agrarischen Blättern zu lesen steht. Die Agrarier, die unerschrocken alles Unrecht ans Licht ziehen, die sich ein hohes Verdienst durch Bereicherung der volkswirtschaftlichen Kenntnisse des Volkes erwerben, haben gründliche und gewissenhafte Untersuchungen angestellt, wodurch ein überraschendes Licht geworfen wird auf die Art, wie sich Kauf und Verkauf im Handel und Verkehr vollziehen. Den Agrariern wird es zu verdanken sein, wenn künftig, dieser Aufklärung sich bedienend, Käufer und Verkäufer besser imstande sein werden, sich der Tyrannei des Handels zu entziehen. Denn was für den Getreidehandel gilt, das gilt wohl nicht weniger für das ganze Gebiet des Handels. Wer künftig für seine Ware nicht den Preis erhalten kann, den er fordern zu dürfen meint, oder wer nicht zu dem Preise einkaufen kann, für den er seiner Ansicht nach seine Verbrauchsgegenstände bekommen müßte, der wird sich höhern Orts beschweren können. Wie alle diese Wünsche zu befriedigen sind, wie das so beklagte „Unrecht" gesühnt werden soll, das ist freilich schwer einzusehen. Denn der Käufer findet leicht, daß er zu viel ausgeben muß, der Verkäufer, daß er nicht genug erhält.

Der Reichstag, der noch immer den agrarischen Bestrebungen zu wenig Aufmerksamkeit schenkt, hat es nicht der Mühe wert gehalten, den Antrag Arnim noch in letzter Stunde zu prüfen. Was aber so versäumt worden ist, wird von der agrarischen Presse nachgeholt. Es wird für dringend notwendig erklärt, daß die Preisfestsetzungen der Börse besser überwacht werden, denn auf dem Gebiete des Getreidehandels, so wird uns gesagt, herrscht eine unerhörte Willkür. Der Bauer erhält für sein Getreide nicht genug. Der Getreidekäufer in der Provinz, der Müller, muß zu viel zahlen. Ein Blatt, das unter allen die scharfsinnigsten Betrachtungen anzustellen pflegt, hat herausgefunden, daß der ganze gegenwärtige Preisdruck von einem Racheakt der Börse gegen die Landwirtschaft herrühre. Die Börse ist durch das Verbot des Terminhandels gekränkt und will nun keine Geschäfte machen. Darunter muß der arme Landmann leiden.

Nach agrarischer Ansicht ist die Preisnotirung ein Gebot, das die Preisbildung bestimmen kann. Und diese ihr verliehene Macht wird von der Börse schmählich mißbraucht. Andre freilich meinen, daß die Preisnotirung die bescheidnere Aufgabe habe, die Preisbewegung, auf die sie keinen Einfluß hat, zu verzeichnen. Sie meinen ferner, es sei unvermeidlich, daß bei größrer Entfernung von den Mittelpunkten des Handels die thatsächlich gezahlten Preise nicht mit den am Mittelpunkt verzeichneten übereinstimmen können. Die Entfernung, die Kosten des Transports usw. bewirken, daß der Käufer, der auf diesem Wege seinen Bedarf beziehen will, mehr ausgeben muß, der Verkäufer weniger erhält.

An einem kleinen Orte, wo nur wenige Geschäfte bestehen, ist im allgemeinen viel eher zu besorgen, daß der Käufer teurer einkaufen muß, der Verkäufer weniger erhält, als in der Großstadt mit ihrer starken Konkurrenz. Je mehr sich der Verkehr hebt und dem Verkehr neue Bahnen eröffnet werden, je leichter der Handel überall hin bringen kann, desto weniger ist Preiswillkür zu befürchten. Es ist mit dem Getreidehandel nicht anders, als mit dem Handel überhaupt. Die Agrarier suchen in blinder Wut den Handel zu vernichten, und sie klagen dann, wenn ihnen ihr Vorhaben teilweise gelungen ist, über Preiswillkür. Sie haben den

Digitized by Google

Terminhandel verboten, und wenn dann der Handel schleppend wird, dann klagen sie über „Gaunerei“ der Händler.

Wenn die Agrarier doch endlich sagten, was sie wollen. Es muß ein Gesetz erlassen werden, das besagt: „So und so viel soll jede Tonne Korn kosten, die der Händler vom Getreideproduzenten bezieht, und so und so viel jede Tonne, die der Müller vom Kaufmann bezieht; und der Händler, der sich nicht nach dieser Preisbestimmung richtet, wird bestraft. Die Preisfestsetzung muß Sachverständigen übertragen werden, die über die Bedürfnisse der Lebenshaltung des Großgrundbesitzers genau unterrichtet sind und hiernach gewissenhaft den auskömmlichen Preis bemessen. Von denselben Sachverständigen muß dann auch dem Händler sein bescheiden Teil zugemessen werden.“ Die Sache ist wichtig genug, daß man zur Herstellung eines solchen Gesetzes den Reichstag einberuft. Es darf nicht länger geduldet werden, daß das Rechtsgefühl des Volks beständig schwere Kränkungen erleidet. Ob ein solches Gesetz helfen wird, ist ja fraglich. Aber es muß doch „versucht“ werden, damit endlich die Agrarier nicht mehr die Gesetzgebung der Lässigkeit beschuldigen können.

Die Pester Millenniumsausstellung — so berichtet uns ein Besucher — ist unstreitig großartig in der Anlage und bietet allerlei Interessantes; aber auch viel „Tingeltangel“ an cachirten Bauwerken und andern Theaterdekorationen u. dergl. m. Ohne solche Kirmesbeigaben scheint heutzutage keine Ausstellung mehr denkbar zu sein, mag sie nun die Kulturgeschichte, die Kunst oder die Industrie als Aushängeschild benutzen. Die Lebenspreise sollen zu Anfang ganz ausstellungsmäßig gewesen sein, doch scheinen die Wirte und Vermieter bald das Unzweckmäßige dieser Methode der Ausbeutung erkannt zu haben, da jeder „Reingefallne“ weitere Kreise warnte. Die Fahrgelegenheiten sind jetzt sogar äußerst wohlfeil. Die Belehrung ist freilich den Fremden dadurch sehr erschwert, daß Aufschriften und Nachweise nur magyarisch abgefaßt sind. Ein Deutscher, der sich eine Mitteilung bei einer Porzellanfabrik sorgfältig kopirt hatte, erfuhr, daß sie bedeute: Ne touchez pas les objets. Auf die Frage nach dem Grunde solcher Einsprachigkeit, die doch dem Ausstellungszwecke nicht förderlich sein könne, erklärte ein Kernmagyar (von dem behauptet wird, er könne mit jedem Ausländer „in seiner Muttersprache“ sprechen, nämlich mit jüdischem Accent): der Welt im allgemeinen und besonders den deutschen, slawischen und walachischen Bewohnern Ungarns müsse bewiesen werden, daß das Magyarische zu den großen Kultursprachen zähle, die jeder Gebildete beherrschen müsse. Dabei kam noch wichtigeres zu Tage. Deutsch-österreichische Fabrikunternehmungen, die in Budapest Niederlagen halten, sind mit sanfter Gewalt genötigt worden, in Ungarn Zweigniederlassungen einzurichten und dann das beste, was sie überhaupt fabriziren, als Erzeugnisse solcher ungarischen Filialen auszustellen. Ein guter Teil der bosnischen Abteilung soll aus — Kairo geliefert worden sein! Daß man in „Judapest“ die Kunst, Sand in die Augen zu streuen, aus dem Grunde verstehe, ist schon oft gesagt worden. Und wozu nun dies alles? Der ungeheure Aufwand für das Unternehmen, die auch von Magyaren zugegebne Wahrscheinlichkeit eines übermäßigen Defizits legen die Vermutung nahe, daß ein politischer Zweck im Hintergrunde liege. Die Erneuerung des sogenannten Ausgleichs steht bevor, in Österreich wird energisch eine Änderung der durch Beust vermittelten Bestimmung über die Beitragsleistung der beiden Reichshälften zu den gemeinsamen Ausgaben (70 : 30 Prozent) gefordert, Ungarn aber behauptet, daß es zwar reich genug sei, sich den Luxus einer Millenniumsausstellung zu erlauben,

Digitized by Google

doch viel zu arm, um mehr als ein Drittel zu den gemeinsamen Lasten beizusteuern; im Gegenteil, die Quote müsse herabgesetzt werden. Die rührigste Partei im Lande schreit nach Unabhängigkeit. Kossuth, dessen Sohn sich jetzt aufspielt und spottweise Erbpräsident der ungarischen Republik genannt wird, dachte bekanntlich schon einmal daran, einen russischen Großfürsten zum König zu machen, das Beispiel der orientalisch-slawischen Nachbarn stärkt ohne Zweifel die Großmachtsgelüste. So darf man gespannt sein, was die nächsten Jahre bringen werden.

# Litteratur

Weiteres zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte. Ein Engländer, dessen Buch soeben in deutscher Übersetzung erschienen ist (Englische Wirtschaftsgeschichte. Eine Einleitung in die Entwicklung von Wirtschaftsleben und Wirtschaftslehre von W. J. Ashley, M. A., Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Harwarduniversität. Autorisirte Übersetzung von Robert Oppenheim. I. Das Mittelalter. Leipzig, Duncker und Humblot, 1896), steht der in Deutschland herrschenden Marktheorie kritisch gegenüber. Er neigt der Ansicht des Fustel de Coulanges zu, nach der die Grundherrschaften nicht durch mißbräuchliche Verwandlung der obrigkeitlichen Gewalt in Besitzrecht und der freien Bauern in Hörige entstanden sein, sondern auf die Römerzeit zurückgehen sollen. So hat ja auch unser Nitzsch die Städte, die nach Maurer Ansiedlungen freier Markgenossen sind, aus Frohnhöfen hervorgehen lassen. Beide Schulen werden Recht haben für verschiedne Zeiten und Gegenden (insbesondre auch Nitzsch und Maurer für verschiedne Städte), denn derselbe Vorgang hat in verschiednen Gegenden zu verschiednen Zeiten gespielt und hat sich in mancher Gegend mehrere mal wiederholt. Die Deutschen des westlichen Germaniens sind unter dem Einfluß zuerst der Römerherrschaft, dann der Feudalverfassung aus Freien zu Hörigen herabgesunken, in der zweiten Hälfte des Mittelalters frei geworden, dann bei dessen Ausgange mit Hilfe des römischen Rechts und durch die blutige Unterdrückung ihres Aufstandes aufs neue geknechtet worden, bis ihnen das neunzehnte Jahrhundert wieder die Freiheit brachte. In Ostelbien hat sich der Wandel bis jetzt erst einmal, oder wenn man will, anderthalbmal vollzogen; die freien deutschen Ansiedler sind vom sechzehnten Jahrhundert ab geknechtet und im neunzehnten wieder frei geworden. Ashley beginnt seine Geschichte mit dem elften Jahrhundert, weil man von den Zuständen der ältern Zeit nichts genaues wisse, und da trifft er denn natürlich überall Grundherren und nur ausnahmsweise Freisassen. In England saßen ja eben, von der Römerzeit anzufangen, drei bis vier Schichten von Eroberern über einander, die ersten Ansiedler deutscher Abstammung, die Angelsachsen, fanden schon Herrschafts- und Dienstverhältnisse vor und begründeten selbst welche, während die in die deutschen Urwälder einwandernden Germanen ganz oder nahezu menschenleere Gebiete vorfanden und die ihrem Kulturstande angemessene Markverfassung rein durchführen konnten. Solche Zustände also, wie sie Cäsar und Tacitus in Germanien beobachteten, haben in England seit dem Beginne der historischen Zeit niemals bestehen können.

Digitized by Google

In seiner Geschichte der Städteverfassung bemerkt Maurer einmal, das Zunftwesen sei doch überall, wo es Handwerker gebe, dasselbe, von China bis Frankreich. Diese Gleichartigkeit der gesellschaftlichen Bildungen auf einer gewissen Entwicklungsstufe ist nun, wie gesagt, auch für die den Gewerben vorhergehende Gentilverfassung der Völker nachgewiesen, und an den Resten der sogenannten Naturvölker, die auf jener Stufe stehen geblieben sind, kann man sie heute noch beobachten. Auf einer etwas höhern Stufe stehen die meisten Negervölker, und deren Dorfanlagen und Dorfbefestigungen zeigen nun wieder eine überraschende Ähnlichkeit mit den altdeutschen Dörfern, wie sie Maurer beschreibt, und mit den italienischen Dörfern des Mittelalters, die auch befestigt waren. Das alles macht den Eindruck eines der menschlichen Willkür entrückten pflanzenähnlichen Wachstums. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Thatsache, daß die mittelalterlichen Völker Europas trotz ihrer großen Verschiedenheiten unter einander und ihrer ewigen Feindschaften und Kriege doch ziemlich gleichzeitig vom Ackerbau zu Gewerbe und Handel und von der Naturalwirtschaft zur Geld- und Kreditwirtschaft fortgeschritten sind. „Nach einer Periode, schreibt Ashley in der Vorrede, in der die Gelehrten der verschiednen europäischen Länder sich auf die eigenartige Entwicklung der Geschichte ihres Landes etwas zugute thaten, gelangt man jetzt allmählich zu der Einsicht, daß die soziale und wirtschaftliche Entwicklung im Mittelalter sich in dem größern Teile des westlichen Europas auf wesentlich ähnlichen Bahnen bewegt hat.“ Und heute sehen wir, wie die kleinen Donaustaaten, wie Rußland und Japan in die westeuropäische Industrie-, Geld-, Kredit- und Schuldenwirtschaft verwickelt werden, und wahrscheinlich wird auch dem großen Reiche der Mitte, das jetzt seine bezopften Vertreter entsendet, unsre Zustände zu erforschen, unsre Kanonen zu kaufen und sich von uns im Kriegführen und Schuldenmachen unterrichten zu lassen, nichts übrig bleiben, als seine altmodischen Zöpfe mit unsern modernen zu vertauschen. Aber die stärkere Differenzirung der höhern Organisationsformen bleibt doch auch bei diesem vornehmsten aller Gewächse, der menschlichen Gesellschaft, nicht aus. Der für uns wichtigste der Unterschiede scheint uns durch den Gegensatz von England und Deutschland dargestellt zu werden. England ist reiner Industrie-, Handels- und Kolonialstaat, sein Bauernstand vollständig verschwunden. Daß es in England weder Bauern noch Dörfer in unserm Sinne mehr giebt, merkt auch Ashley an. Übereinstimmend mit den Beschreibungen, die Rogers und der (von Karl Marx zitirte) Dr. Hunter entwerfen, sagt er Seite 36: „Es ist lehrreich, das Dorf von damals [das mittelalterliche, wie wir es in den meisten Gegenden Süd-, West- und Mitteldeutschlands, Gott sei Dank, noch haben] mit dem von heute zu vergleichen. In einer Hinsicht möchte es scheinen, als ob eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden vorhanden sei. Damals, wie auch heute gewöhnlich, bestand das Dorf aus einer einzigen Straße, mit einer Häuserreihe zu beiden Seiten. Heutzutage sind die Bewohner der Dorfstraße die Arbeiter; daneben ein oder zwei Dorfhandwerker — wie Schneider, Sattler, Schmied und Schuhflicker — und endlich ein paar Krämer und Schänkwirte. Die Pächter wohnen auf Einzelhöfen, die nicht an der Dorfstraße, sondern inmitten ihres Pachtlandes liegen. Damals wohnten alle, die dem Boden ihren Unterhalt abgewannen, dicht bei einander,“ d. h. also, damals bestand das Dorf aus Bauern. Heute befindet sich der Bauernacker einer Anzahl von Dörfern samt dem Dominialacker der ehemaligen Grundherren dieser Dörfer im Besitz eines großen Landlords, der die Dominien, wie wir das heute nennen, an Landwirte verpachtet hat, die im Range unsrer deutschen Domänen- und Rittergutspächter stehen; zwischen diesen und den Landarbeitern giebt es keine soziale

Digitized by Google

Übergangsschicht. Diese Verwandlung ist um so merkwürdiger, da England länger als Deutschland und Frankreich, bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein, ein reiner Agrikulturstaat geblieben war, in dem, nebenbei bemerkt, die Gutsbesitzer den nach Monopolen und Privilegien gierigen Städtern gegenüber, so gut es gehen wollte, die Handelsfreiheit verteidigten (Ashley, S. 104). Aber es ist klar, daß die Vernichtung des Bauernstandes die Vorbedingung der industriellen und kolonialen Größe Englands gewesen ist, weil nur auf diese Weise in einer Zeit, wo England noch nicht übervölkert war, die für die gewaltige industrielle Entwicklung erforderliche Arbeiterzahl, die Bemannung der Flotte und der für die Koloniengründung nötige Auswandrerstrom beschafft werden konnte, und weil die Erzeugnisse der englischen Industrie keine Abnehmer finden würden, wenn sie nicht mit Lebensmitteln bezahlt werden könnten. Will man aber diese Umwälzung für einen Fortschritt erklären und daraus folgern, daß alle Nationen, zunächst Deutschland und Frankreich, denselben Fortschritt machen müßten, so liegt es auf der Hand, daß dieser Fortschritt unausführbar ist. Denn Voraussetzung eines Industriestaats sind Agrarstaaten, die ihm seine Industrieerzeugnisse abnehmen und mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen bezahlen; in dem Maße aber, als sich die bisherigen Agrarstaaten selbst auf Industrie verlegen, wird nicht allein die Entstehung neuer reiner Industriestaaten unmöglich, sondern auch der Fortbestand der auf Handel und Industrie gegründeten englischen Weltmacht in Frage gestellt. Demnach ist von der heutigen allgemeinen Überspannung der industriellen Thätigkeit eher eine schreckliche Katastrophe zu befürchten als eine gesunde Fortentwicklung zu hoffen, und es wäre ein Frevel, sie künstlich und gewaltsam fördern zu wollen.

Nur das erste Kapitel von Ashleys Buch ist den ländlichen Verhältnissen gewidmet. Das zweite behandelt die Kaufmanns- und Handwerkergilden, das dritte die wirtschaftlichen Theorien und die Gesetzgebung des Mittelalters. Im Litteraturverzeichnis zum zweiten Kapitel ist uns aufgefallen, daß unter den angeführten deutschen Autoren gerade die drei wichtigsten fehlen: Wilda, Gierke und Karl Hegel; das dritte enthält eine interessante und eingehende Würdigung der wirtschaftlichen Grundsätze des Neuen Testaments, der Kirchenväter, der Scholastiker und des kanonischen Rechts und eine gründliche Untersuchung der Berechtigung des Zinses. Im ersten Kapitel wird natürlich auch der den Grenzbotenlesern bekannte Thorold Rogers oft angeführt; wir wollen daher bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß soeben bei J. H. W. Dietz in Stuttgart eine gute Übersetzung seiner Six Centuries of Work and Wages von Max Pannwitz (revidirt von Karl Kautsky) unter dem Titel: Die Geschichte der englischen Arbeit erschienen ist.

Von rechter Verdeutschung des Evangeliums. Ein Ausblick am Ende des Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Georg Schnedermann, a. o. Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig, A. Deichert, 1896

Vor einiger Zeit wurde in einem Artikel der Grenzboten die Besorgnis ausgesprochen, daß aus der übertriebnen Wertschätzung gewisser vielumstrittner Glaubenssätze, die sich in dem Streit um das Apostolikum in streng kirchlichen Kreisen gezeigt habe, schließlich eine große Verwirrung in dem noch kirchlich gebliebnen Volke entstehen werde. Die Gemeinde müsse „zu einem reinern, tiefern Verständnis, was wesentlich an unserm Glauben ist, was nicht, zu einer reifern Auffassung von unsrer Stellung zur Bibel, zu einem geschichtlich klarern Verständnis ihres Inhalts“ geführt werden. Damit aber die kirchlichen Behörden solche Bestrebungen förderten, müsse diese Forderung von unsrer konservativen, „gläubigen,“ positiven Geistlichkeit

Digitized by Google

selbst erhoben werden. Den Beweis dafür, daß das nicht unmöglich sei, fand der Verfasser in den Thesen des Professor Schnebermann, die kurz vorher im Sächsischen Kirchen- und Schulblatt veröffentlicht worden waren. Durch die vorliegende Schrift wird die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt.

Schnebermann gehört zu den Vertretern der „positiven" Theologie. Daß er das sein will, zeigt schon der Umstand, daß er seine Schrift Luthardt gewidmet hat. Er wendet sich daher auch in dieser Schrift ganz besonders an die konservativen kirchlichen Kreise. Alles, was ihm schon seit langen Jahren auf dem Herzen liegt, und was er in zahlreichen Schriften und Vorträgen an einzelnen Lehrstücken geltend gemacht hat, faßt er hier in dem Begriff der rechten Verdeutschung des Evangeliums zusammen. Dieses Wort ist geeignet, gerade in unsrer Zeit den Gedanken des Verfassers die Beachtung zu verschaffen, die sie verdienen. „Dieselbe Beweguug, die etwa der Alldeutsche Verband auf dem Gebiete des politischen Lebens, der deutsche Sprachverein im Bereiche der deutschen Sprache darstellt, dieselbe Bewegung wird eine gewisse Berechtigung auch auf dem Gebiete der Religion und des kirchlichen Lebens haben." Freilich soll diese Verdeutschung des Evangeliums nicht nur fremdartige Worte der Kirchensprache in deutsche verwandeln, die ganze Lehrweise der Kirche soll deutsch werden. „Von dem einen Gott und Herrn deutsch denken und ihn auf deutsch lieben, das möchten wir Deutschen." Den Anfang dazu hat schon Luther gemacht. Aber er hat nur den römischen Sauerteig ausgefegt. In unserm Jahrhundert ist weiter gearbeitet worden. Mit Erfolg ist im letzten Viertel des Jahrhunderts ein griechischer Einfluß bei unsern kirchlichen Lehren nachgewiesen worden, und endlich hat man — Schnebermann selbst hat das unermüdlich gethan — auf einen fremdartigen jüdisch-israelitischen Einschlag des Evangeliums hingewiesen. Die sichern Ergebnisse der Wissenschaft dürfen aber nicht länger mehr der Gemeinde vorenthalten werden. Zwei Hauptpunkte sind es nun, wo nach Schnebermanns Ansicht unsre Glaubensanschauung deutscher werden muß: die Bibel und Christus. Gegenüber einem undeutschen und unlutherischen Bibelgötzendienst, der, eigentlich jüdisch-pharisäischen Ursprungs, jetzt meist englisches oder schweizerisches Gepräge trägt, fordert der Verfasser, daß man die Bibel vor allem gründlicher erforsche und geschichtlich als „Zeugnis und Erzeugnis der Urgeschichte der christlichen Kirche" verstehen lerne. Gegenüber der wohlgemeinten, aber oft sehr unklaren und weichlich sentimentalen Vergötterung Christi, bei der der Vater durch den Sohn gewissermaßen verdrängt wird, fordert er ein eingehenderes geschichtliches Verständnis für die eigentliche Bedeutung der Person und des Werkes Christi. Bibel und Christus haben für uns nur deshalb so hohen Wert, weil sie uns die rechte Gemeinschaft mit dem einen lebendigen Gott vermitteln. An dieser rechten Verdeutschung des Evangeliums sollen die kirchlich konservativen Kreise mitarbeiten und in Kirche, Schule und Haus dahin wirken, daß die christlichen Lehren von fremdartigen Zusätzen befreit, von ihrer geschichtlichen Grundlage aus tiefer erfaßt und, in ehrlicher männlicher Überzeugung wurzelnd, zum wirklichem innern Besitztum des deutschen Volkes werden.

Es sind „fromme Wünsche," die der Verfasser ausspricht. Aus frommer Gesinnung, das fühlt man überall heraus, sind sie erwachsen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß man an einzelnen Sätzen des Verfassers Anstoß nehmen kann. Aber daß die Grundgedanken Schnebermanns in unsrer Zeit große Berechtigung haben, daß er in vielen Punkten den Nagel auf den Kopf trifft, daß seine Wünsche in den Kreisen, an die er sich wendet, ernste Beachtung verdienen, wird jeder anerkennen müssen, der den immer größer werdenden Riß zwischen der alt-

Digitized by Google

hergebrachten kirchlichen Lehrweise unsrer positiven Geistlichkeit und unserm modernen Denken schmerzlich empfunden hat, der einmal ernstlich über die Ursachen der immer größer werdenden Entkirchlichung unsers Volkes nachgedacht hat. Möchten die Gedanken des Verfassers nicht bloß fromme Wünsche bleiben! K.

Das Evangelium der Armen. Ein Jahrgang Predigten von Bernhard Dörries, Pfarrer in einer Vorstadt Hannovers. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896

Diese Predigtsammlung dem Leserkreise der Grenzboten zu empfehlen, bewegt mich keineswegs allein die Thatsache, daß hier ein Mann redet, der für die religiöse Rede an größere Kreise ungewöhnlich begabt ist und Geist und Gemüt in gleicher Weise anzuregen versteht. Ich möchte es auch deshalb thun, weil er mit wärmster Glaubenshingebung an Jesus und seine Heilsbotschaft das Streben verbindet, für unsre Zeit und ihre Bedürfnisse zu sprechen, ganz ohne Rücksicht auf theologischen Streit, aber auch ohne irgend einer religiösen Frage der Gegenwart auszuweichen oder irgend eine lebendige Strömung unsrer Tage hochmütig und richtend abzulehnen.

Die Predigten bieten das „Evangelium der Armen" nicht etwa in dem Sinne sozialistischer Reden — sie suchen die große wirtschaftliche Frage weder auf, noch gehen sie ihr aus dem Wege —, noch weniger in dem Sinne, daß sie für höher Gebildete zu einfach gehalten wären. Sie folgen dem richtigen Grundsatze, daß für die „Armen" das Beste und geistig Anregendste gerade gut genug ist. Aber sie bieten das Evangelium so, wie es im Anfange von Jesus dargereicht worden ist, als ein liebevolles Werben um die Herzen der Geringen, das den Zweck hat, sie sittlich zu adeln und in Gott reich und selig zu machen. Dieser Ton klingt neben der begeisterten Liebe zu Jesus aus jeder dieser Reden, die den ganzen Umfang der Kämpfe, Sorgen, Zweifel und Sünden der Gegenwart umspannen. Manchen Theologen wird die ungewohnte Behandlung religiöser Fragen und das Übergehen hergebrachter Ausdrücke und Formeln befremden — der Verfasser, so fern er von theologischem Streite ist, redet als überzeugter Schüler der neuern Theologie. Aber der gebildete Laie wird sich nirgends theologisch abgestoßen fühlen, sondern überall den warmen Oden lebendiger und wahrhaftiger Frömmigkeit spüren.

H. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Die schlechte Wirtschaft in der Arbeiterversicherung

Der österreichische Ministerpräsident als Leiter des Ministeriums des Innern hat kürzlich den dem Reichsrate mitgeteilten Bericht über die „Gebahrung und die Ergebnisse der Unfallstatistik der Arbeiterunfallversicherungsanstalten im Jahre 1894“ veröffentlicht. Wir erhalten hier von amtlicher Stelle ein sehr ungünstiges Bild. Der „Gebahrungsabgang,“ wie der österreichische Ausdruck lautet, d. h. der durch die Einnahmen ungedeckte Teil der Ausgaben, belief sich im ganzen auf 72331 Gulden im Jahre 1892, auf 550552 Gulden im Jahre 1893 und auf 972801 Gulden im Jahre 1894. Sieht man die einzelnen Versicherungsanstalten an, so wird das Bild noch ungünstiger. Bei der Anstalt in Wien ist 1894 der „unbedeckte Bilanzabgang“ gegen 1893 gestiegen von 724358 auf 1232526 Gulden, bei der Anstalt in Salzburg von 63268 auf 111124 Gulden, bei der Anstalt in Graz von 34771 auf 68727 Gulden, und bei der Anstalt in Triest von 4108 auf 31652 Gulden. Bei der Anstalt in Prag verblieb nach Aufzehrung ihrer „Spezialreserve“ noch ein Bilanzabgang von 166883, bei der in Lemberg von 93716 Gulden, und bei der Anstalt in Brünn verminderte sich die Spezialreserve von 128708 auf 85155 Gulden. Es vermochte also, wie der Bericht des Ministers selbst sagt, keine der territorialen Versicherungsanstalten im Jahre 1894 durch ihre Einnahme den vollen Jahresbedarf aufzubringen, und am Schluß des Jahres war bei allen Anstalten, mit Ausnahme der in Brünn, ein Teil des Deckungskapitals ungedeckt. Diese Zahlen allein begründen ja noch nicht den Vorwurf schlechter Wirtschaft, wohl aber erscheint ein solcher Vorwurf gerechtfertigt, wenn man die Gründe erfährt, auf die der Minister die ungünstige Lage der Versicherungsanstalten zurückführt. Es ist das erstens die andauernde beträchtliche



Digitized by Google

Zunahme der Zahl der Unfälle und zweitens sind es, wie der Bericht sagt, gewisse Mängel des Gesetzes, die es den Versicherungsanstalten unmöglich machten, eine ausreichende Kontrolle darüber zu üben, ob thatsächlich alle ihnen gebührenden und zur Deckung der Lasten notwendigen Beiträge abgeführt würden, und die zur Verschlechterung der Lage der Anstalten um so mehr beitrügen, als gewissenlose Betriebsunternehmer bereits eine gewisse Erfahrung darin gesammelt hätten, auf welche Weise es möglich sei, die Anstalten zu hintergehen, ohne eine Entdeckung fürchten zu müssen. Was die Zunahme der Unfälle anlangt, so kommt hinzu, daß diese nach der Ansicht des Ministers zum Teil wenigstens auf die ungenügende Fürsorge für die Unfallverhütung in den Betrieben zurückzuführen ist; sagt doch der Bericht ausdrücklich, daß auf dem Gebiete der Unfallverhütung nur ein energisches Eingreifen des Staats den erwünschten Zustand werde herbeiführen können. Die Mängel in der Umlage und der Einziehung der Versicherungsbeiträge der Unternehmer und die ungenügende Sorge für die Unfallverhütung durch die Unternehmer — darin findet der Vorwurf schlechter Wirtschaft in der österreichischen Arbeiterunfallversicherung seine Begründung, mit um so großem Recht, als man gerade in dieser Beziehung in den Einrichtungen der deutschen Unfallversicherung ein bewährtes Muster vor Augen hat. Indem es der Gesetzgeber in Deutschland verstanden hat, die zur Zahlung der Versicherungsbeiträge verpflichteten unmittelbar mit ihrem Geldbeutel an der ausgiebigen Heranziehung ihrer Kollegen zu den Deckungskosten, je nach der Gefährlichkeit und dem Umfang ihrer Betriebe, und ebenso unmittelbar an der Fürsorge für die Unfallverhütung zu interessiren, und indem er dieses Interesse einer wohlberechtigten Selbstverwaltung der Unternehmer zu Grunde gelegt hat, hat er den „erwünschten Zustand" herbeigeführt, den man in Österreich in durchaus verkehrter Weise nur durch ein neues „energisches Eingreifen des Staates" herbeiführen zu können glaubt.

Diese Mißstände in der österreichischen Arbeiterunfallversicherung haben ein ganz besondres Interesse bei der Beurteilung des niemals ganz verstummten, neuerdings aber endlich auch von staatlicher Seite wenigstens im Prinzip anerkannten Verlangens nach einer Reform der deutschen Arbeiterversicherung in ihrer Gesamtheit. Die Gegner dieser Reform haben nämlich unausgesetzt und nur zu lange mit bestem Erfolge die österreichischen Mißstände als Trumpf ausgespielt, sobald nur an die sogenannte Selbstverwaltung der Unfallversicherungsberufsgenossenschaften und die genossenschaftliche Organisation der Unfallversicherung überhaupt gerührt werden sollte. Im Gegensatz zu Österreich zielen die Reformbestrebungen in Deutschland nicht etwa bloß auf die Unfallversicherung ab, sondern ihr Ziel ist die Vereinfachung der ganzen Arbeiterversicherung durch eine zusammenfassende Neuorganisation der drei Zweige: der Krankenversicherung, der Unfallversicherung und der Invalidi-

Digitized by Google

täts- und Altersversicherung. Ohne die Zusammenfassung dieser zusammenhängenden drei Zweige der Arbeiterversicherung geraten wir auch in Deutschland in ungesunde und unhaltbare Zustände, in eine Vergeudung von Nationalvermögen, wie wir sie uns unter keinen Umständen erlauben können. Das ist, und zwar schon jetzt, die schlechte Wirtschaft in der Arbeiterversicherung bei uns, deren Abstellung man nicht nach österreichischem Muster auf die lange Bank schieben sollte. Natürlich ist die Zusammenfassung der deutschen Arbeiterversicherung nicht möglich, ohne daß die bisherige Organisation auch der Unfallversicherung wesentlich geändert und namentlich ihrer Selbständigkeit in sehr wesentlichen Beziehungen entkleidet wird.

Ganz besonders nötig ist es, wenn eine bessere Wirtschaft in der deutschen Arbeiterversicherung herbeigeführt werden soll, daß die rein berufsgenossenschaftliche Organisation der Unfallversicherung zu Gunsten einer territorialen Verwaltung aufgegeben wird, die deshalb keineswegs eines genossenschaftlichen Charakters ganz beraubt zu werden braucht. Ferner ist es unerläßlich, daß in der neu zu schaffenden territorialen Verwaltung, ähnlich wie es schon jetzt in der Zentralstelle des Reichsversicherungsamts und in den Anstalten der Invaliditäts- und Altersversicherung der Fall ist, zusammen mit den sogenannten Interessenten ein vom Staate sachgemäß vorgebildetes und ihm allein verantwortliches, von den Interessenten unabhängiges Beamtentum zur leitenden und entscheidenden Thätigkeit berufen wird. In den Unfallberufsgenossenschaften, wie sie jetzt organisirt sind, nehmen weder unmittelbare noch mittelbare Staatsbeamte an der eigentlichen Verwaltung teil, sondern es herrscht eine angeblich ideale Selbstverwaltung, in der unter den ehrenamtlich thätigen erwählten Vorständen der Berufsgenossenschaften nur sozusagen Privatangestellte, sei es als Büreaubeamte, als Vertrauensärzte oder als Revisionsingenieure, berufsmäßig und gegen Bezahlung arbeiten.

Wer die Einseitigkeit, Oberflächlichkeit und, offen gesagt, Narrheit kennt, mit der sich die Leute durch das Schlagwort „Selbstverwaltung" blenden lassen, ohne sich um den Begriff auch nur zu kümmern, der wird verstehen, mit welchem Eifer, mit welcher Überlegenheit und mit welchem Erfolg die Freunde der heutigen Unfallberufsgenossenschaften auf den Mißerfolg in Österreich hinwiesen. Da habt ihr ja die gewünschten territorialen Anstalten unter staatlicher Verwaltung — so sagten und schrieben sie unaufhörlich —, sie können, dank der büreaukratischen Wirtschaft natürlich nur mit wachsendem Defizit arbeiten. An der reinen, unverfälschten Selbstverwaltung lassen wir nicht rütteln! Dabei übersah man freilich die Kleinigkeit, daß in dieser idealen Selbstverwaltung nicht nur die Thätigkeit der ehrenamtlichen Vorstände, sondern auch die der bezahlten Büreaubeamten, Ärzte und Revisionsingenieure

Digitized by Google

allein von den Arbeitgebern abhängt, während die Interessen, deren Wahrung der Zweck der ganzen Einrichtung ist und die den Gegenstand dieser sogenannten Selbstverwaltung bilden, die der Arbeiter sind. Wer zahlt, soll verwalten — das klingt recht schön; aber wenn das, was gezahlt wird, lediglich zur Deckung der rechtlich wohlbegründeten Ansprüche eines Fremden, ja einer andern Partei dient, wie es hier der Fall ist, dann gewinnt die Sache ein andres Gesicht, dann wird die gepriesene ideale Selbstverwaltung in Wirklichkeit eine Verwaltung fremder, ja entgegengesetzter Interessen. Und man soll doch auch nicht vergessen, daß die Arbeiterunfallversicherung zum guten Teil nichts andres ist, als eine Ablösung der alten allgemein rechtlichen Haftpflicht des Unternehmers gegenüber dem Arbeiter.

Daß solch eine verkehrte Selbstverwaltung nicht dazu angethan ist, den sozialen Frieden zu fördern, liegt auf der Hand, und das Ergebnis unsrer Arbeiterunfallversicherung im Rahmen der ganzen Arbeiterversicherung hat das hinreichend bestätigt. Trotzdem haben wir die Selbstverwaltung in unsrer Unfallversicherung den Österreichern als Muster hingestellt im Gegensatz zu einem energischern Eingreifen des Staats, aber eben nur in Bezug auf ganz bestimmte Verwaltungszwecke. Die Selbstverwaltung ist vorzüglich am Platze, soweit es sich um die Umlegung und Beitreibung der an die verunglückten Arbeiter zu zahlenden Summen im Kreise der Unternehmer handelt, sie ist auch zweckmäßig mit zu verwenden auf dem Gebiete der Unfallverhütung. Hier wird sie vor schlechter Wirtschaft schützen. Aber nicht am Platze ist die Selbstverwaltung, d. h. die Verwaltung durch die Unternehmer, sobald sie über diese Grenzen hinausgreift, sobald sie sich namentlich auf die Behandlung der zur Entschädigung berechtigten Gegenpartei, der Arbeiter, erstreckt. Ganz besonders verkehrt ist das neuerdings mit so reklamehaftem Selbstlob von Organen der Unfallberufsgenossenschaften gerühmte Bestreben dieser Arbeitgeberverbände, durch eigne ärztliche Behandlung, womöglich in besondern von ihnen gegründeten, erhaltnen und vor allem von ihnen allein verwalteten Heilanstalten auf eine bessere Wirtschaft, d. h. auf die Herabdrückung der zu zahlenden Unfallinvalidenpensionen, hinzuwirken. Wir verkennen gewiß nicht, daß es die beste Fürsorge für den verunglückten Arbeiter ist, ihm durch sorgfältige ärztliche Behandlung einen möglichst hohen Grad von Arbeitsfähigkeit wiederzugeben. Wir wissen, daß in den Kreisen der Arbeiter nur zu häufig das Bestreben vorwaltet, durch Simulation, ja durch mangelhafte Heilung der Unfallschäden bequeme und hohe Invalidenpensionen herauszuschlagen. Wir beklagen dieses durch die sozialdemokratischen Hetzereien eher vermehrte als verminderte, jedenfalls niemals von sozialdemokratischer Seite bekämpfte niedrige Anstandsniveau der deutschen Arbeiterschaft tief. Aber einen größern Mangel an staatsmännischer Befähigung könnte das heutige Geschlecht gar nicht verraten, als wenn man in den

Digitized by Google

leitenden Kreisen blind wäre gegen die Gefahr des Mißbrauchs jener Behandlung der verunglückten Arbeiter in reinen Arbeitgeberanstalten. Die Arbeiter haben ein gutes Recht, vor dieser Gefahr geschützt zu werden, aber nicht durch die Rädelsführer der Sozialdemokratie, sondern durch den über allen sich widerstreitenden Interessen stehenden Staat. Auch darauf sei hier hingewiesen, was der Vorsitzende des Schiedsgerichts für die badische landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft, Regierungsrat Wiener, etwa vor einem Jahre in der Zeitschrift für die badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege in einem Aufsatz „Zur Reform der Unfallversicherung" treffend mit folgenden Worten gekennzeichnet hat: „Daß man auch in den Kreisen der Großindustrie von dem Organismus der Berufsgenossenschaften nicht mehr durchaus befriedigt ist, wird zwar öffentlich — namentlich in den Versammlungen der Geschäftsleiter — nicht zugegeben, aber in vertraulichen Mitteilungen nicht in Abrede gestellt. Die Illusion, daß die Genossenschaft von einsichtigen und opferwilligen Fachgenossen selbst verwaltet werden könne, hat man längst abgelegt. Die immer größer werdende Geschäftslast hat mit wenigen anerkennenswerten Ausnahmen selbst die besten allmählich zurückgeschreckt, und die natürliche Entwicklung hat dazu geführt, daß berufsmäßige Geschäftsführer die Verwaltung der Berufsgenossenschaften und ihrer Sektionen, nicht selten die von mehreren Berufsgenossenschaften gleichzeitig, besorgen." Es ist ganz falsch, die Selbstverwaltung so ohne weiteres als Gegensatz hinzustellen zu der viel verschrieenen Büreaukratie. Sie erzeugt unter Umständen eine eigne Büreaukratie, eine Schreiberwirtschaft schlimmster Art, ohne die doch unbestreitbaren Bürgschaften eines vom Staate vorgebildeten und ihm verantwortlichen Beamtentums. Es ist zwar im Gegensatze zu den Ausführungen Wieners anzuerkennen, daß sich gerade in neuerer Zeit eine Menge sehr befähigter und eifriger reicher Geschäftsleute um die ehrenamtliche Leitung von Berufsgenossenschaften beworben hat, auch Herren aus jüdischen Kreisen. Aber selbst von einem Standpunkte aus, der den landläufigen Antisemitismus zurückweist, wird man die Besorgnis mancher begreiflich finden, daß bei der Übernahme der großen Arbeitslast der Vorstandschaft einer Berufsgenossenschaft vielfach das ehrgeizige Streben nach einer äußerlich hervorragenden und gewissermaßen herrschenden Stellung die Triebfeder ist, und daß dann auch leicht die Verwaltungsthätigkeit zu einer vielleicht sehr fleißigen und geschickten, aber doch mehr dem äußerlichen persönlichen Erfolg dienenden Wirtschaft wird, als zu einem wirklich aufopferungsvollen Dienst für den großen sozialen Zweck der Arbeiterversicherung. Vielleicht ist es schon in einem gewissen Grade auf die Wirkung dieses sozusagen kaufmännischen Privatehrgeizes zurückzuführen, daß sich die Vorstände der Berufsgenossenschaften trotz aller Mühe, die sie zuweilen von ihrem Amte haben, bisher gegen die gebotne Zusammenfassung der drei Zweige der Arbeiterversicherung und die damit verbundne Störung ihrer Herrschaftsstellung

Digitized by Google

meist ablehnend verhalten haben. Das muß endlich einmal offen ausgesprochen werden, gerade weil man es anzuerkennen hat, daß in der Frage der Gesamtarbeiterversicherung und ihrer Reform rechtskundige Theoretiker und Praktiker jüdischer Herkunft sich große Verdienste erworben haben, und zwar auch in dem bisher sehr undankbaren Kampfe gegen die Unantastbarkeit der berufsgenossenschaftlichen Selbstverwaltung.

Daß in den Unfallberufsgenossenschaften insofern schlecht gewirtschaftet werde, daß man die Verwaltungskosten unnötig und übermäßig hoch anschwellen lasse, haben wir niemals recht geglaubt. Die an der Spitze stehenden Geschäftsleute sind doch wohl zu geschäftserfahren und zu klug, als daß sie durch eine schlechte Wirtschaft in dieser Richtung ihren Ruhm gefährden sollten. Die hohen Verwaltungskosten haben ebenso wie die ganze schlechte Wirtschaft in der Organisation selbst, in der Organisation der Unfallversicherung wie in der der Gesamtarbeiterversicherung, ihren Grund.

Wie diese mangelhafte Organisation beschaffen ist, das schildert wieder besonders gut Regierungsrat Wiener in dem angeführten Aufsatze. Man habe, schreibt er, eine Organisation zu stande gebracht, die an Unübersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse. Die land- und forstwirtschaftlichen Betriebe seien in 48 landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften, die industriellen und gewerblichen Betriebe in 64 Fachberufsgenossenschaften eingeteilt, dazu kämen noch 13 Versicherungsanstalten der Baugewerksberufsgenossenschaften für die Versicherung der Regiebauten und 343 Ausführungsbehörden für die Reichs-, Staats- und Kommunalbetriebe. Die Bezirke dieser Organe der Unfallversicherung fielen nur ausnahmsweise mit denen der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten und vollends mit denen der Organe der Krankenkassen zusammen. Manche Berufsgenossenschaften umfaßten das ganze Reich, andre nur einen Teil, die meisten seien in Sektionen gegliedert, einzelne entbehrten der Sektionsbildung. Und trotz dieser großen Zahl von „Versicherungsträgern" sei es doch nicht gelungen, alle sachlich zusammengehörigen Berufszweige jeweilig in eine Berufsgenossenschaft zu vereinigen. Wie sollten sich die untern Verwaltungs- und Polizeibehörden, und vollends die Unternehmer und die Arbeiter in diesem Wirrwarr von Versicherungsorganen zurecht finden? Sei es da zu verwundern, daß die den untern Verwaltungsbehörden eingereichten Betriebsanmeldungen und ebenso die an die Ortspolizeibehörden erstatteten Unfallanzeigen mitunter wochen- ja monatelang umherirrten, bis sie an die richtige Adresse gelangten? Angesichts dieser Zustände tritt Wiener entschieden dafür ein, daß mit dem berufsgenossenschaftlichen Prinzip gebrochen und für eine territoriale Organisation Raum geschaffen werde und daß die bisher getrennten Apparate der drei Zweige der gesamten Arbeiterversicherung angemessen zusammengefaßt werden. Es ist hier nicht unsre Absicht, auf die Einzelheiten der Vorschläge für diese zusammenfassende Reform, wie sie auch von dem ver-

Digitized by Google

dienstvollen Bearbeiter dieser Frage, dem Vorsitzenden der Berliner Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt, Dr. Freund, in der Hauptsache befürwortet wird, näher einzugehen. Gerade dem Geschäftsmann muß es in die Augen springen, daß eine solche Vielfältigkeit der mehr oder weniger selbständigen Apparate, die durch die Organe der Invaliditäts- und Altersversicherung und der Krankenkassen noch weiter vervielfältigt wird, ganz abgesehen von dem mangelhaften Arbeitsergebnis, vor allem viel zu teuer arbeitet und Millionen jährlich zwecklos vergeudet.

Es ist sehr erfreulich, daß jetzt auch in den Arbeitgeberkreisen das Gefühl für diese Vergeudung von Nationalvermögen lebendiger zu werden scheint. In dem Jahresbericht der pfälzischen Handelskammer in Ludwigshafen am Rhein für 1895 heißt es: „In allen Kreisen des pfälzischen Gewerbestandes und der pfälzischen Industrie wird einmütig gewünscht, daß die jetzige Organisation der Unfallversicherungsgenossenschaften nach Berufen aufgegeben werde und dafür territoriale Unfallversicherungsgenossenschaften geschaffen würden, die für einen bestimmten Bezirk, in Baiern für je einen Regierungsbezirk, alle zu versichernden Personen zu umfassen hätten. Man glaubt, daß hierdurch am ehesten die wünschenswerte Vereinfachung nicht nur in der Organisation der Berufsgenossenschaften, sondern überhaupt der gesamten deutschen sozialen Gesetzgebung erreicht werden würde, weil jeder einzelne Fall genauer untersucht und die Entschädigungen gerechter bemessen werden, auch die Beteiligten bessern Einblick in die Verhandlungen erhalten und nötigenfalls persönlich zugezogen werden könnten, ganz abgesehen davon, daß die Verwaltungskosten wesentlich vermindert werden würden." Allgemein sei die Ansicht verbreitet, heißt es an einer andern Stelle, daß die Arbeiterversicherungsgesetze in ihrer jetzigen Form ihren Zweck nicht vollkommen erfüllten und daß eine gründliche Umgestaltung und Reorganisation des Versicherungswesens eintreten müsse, deren Hauptziel eine Verringerung der Verwaltungskosten durch Vereinfachung der Organisation und Zusammenlegung der verschiednen Versicherungsarten und eine wesentlich höhere Leistung an die versicherten Arbeiter sein müßte. Die Kammer hat deshalb eine eingehende Umfrage über die Wirkungen der Versicherungsgesetzgebung und die erwünschten Abänderungen an die ihr zugehörigen Gewerbtreibenden gerichtet und will auf Grund der so gewonnenen Unterlage praktische Vorschläge zur Reform ausarbeiten.

Leider ist der pfälzische Bericht ein weißer Sperling unter der Masse von Papier, die von den deutschen Handels- und Gewerbekammern auch für 1895 wieder mit Druckerschwärze versehen worden ist. Was die doch wahrlich jetzt oben anstehenden sozialen Verhältnisse im allgemeinen und die Sozialversicherung im besondern anlangt, ist leider an Öde des Inhalts in diesen Berichten seit Jahren das menschenmögliche geleistet worden. Aber die Not wird auch die Herren, die in den Berufsgenossenschaften wie in den Handelskammern so

Digitized by Google

herrlich „unter sich" und mit sich zufrieden sind, beten lehren, wenn erst in der Mehrheit der Arbeitgeber die Erkenntnis Platz greift, daß es heller Unsinn ist, wenn ein pfälzischer Unternehmer, wie er seiner Handels und Gewerbekammer angezeigt hat, für die Arbeiterunfallversicherung allein den dreifachen Betrag der gesamten Staatssteuer jährlich zahlen muß, ohne daß dadurch der Zweck, die berechtigten Entschädigungsansprüche vollständig zu erfüllen, erreicht wird.

Wir haben vorhin schon für einen andern Zweck die Einrichtung besonderer Heilanstalten durch die Berufsgenossenschaften für deren besondre Krankenpflege angeführt. Auch rücksichtlich der Vergeudung des Nationalvermögens können wir auf dieses gesonderte Vorgehen in den drei Versicherungszweigen hinweisen. Alle drei haben es vorwiegend zuerst mit Krankheitsfällen und ihrer Heilung zu thun, alle drei haben das gleiche Interesse an verständiger Sorge für die Wiederherstellung der Kranken und an dem Kampfe gegen die Simulation. Ist es da nicht geradezu widersinnig, für diesen Zweck kostspielige getrennte Einrichtungen zu treffen, vollends neben den Millionen und aber Millionen, die von den Gemeinden und weitern Kommunalverbänden für denselben Zweck und in der Hauptsache für dieselbe Bevölkerungsklasse jährlich aufgewendet werden? Wenn hier eine vernünftige Einheitlichkeit in den Bestrebungen herrschte, so könnte mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht nur ein enges Netz von Gemeinde-, Bezirks- und Kreiskranken- und Rekonvaleszentenhäusern über ganz Deutschland geschaffen werden, sondern auch von Alters-, Invaliden- und Siechenhäusern, die bei richtiger Verwaltung unter Zuziehung von Vertretern der arbeitenden Klasse bald genug der Stolz der deutschen Arbeiterschaft werden könnten. Und das, ohne daß dadurch die bisher auch arg verzettelten Experimente, die Kapitalien der Arbeiterversicherungsanstalten für den Bau von Arbeiterwohnungen fruchtbar zu machen, ausgeschlossen würden.

Die vor einigen Monaten in Berlin zunächst freilich ergebnislos abgehaltenen Beratungen über die Abänderung der Arbeiterversicherungsgesetze haben, obwohl das von manchen Organen der Unfallberufsgenossenschaften bis zum letzten Augenblick „auf Grund zuverlässigster Information" geleugnet wurde, gezeigt, daß man auch in den obersten und am meisten dabei interessirten Staatsbeamtenkreisen zu der Überzeugung gekommen ist, daß eine Vereinfachung der Arbeiterversicherung durch eine zweckmäßige Zusammenfassung der drei zur Zeit getrennt organisirten Versicherungszweige notwendig ist. Leider scheint man sich im Reichsamt des Innern noch zu nichts entschließen zu können, sondern den Weg der Flickarbeit an den getrennten Gebäuden weiter fortsetzen zu wollen. Es ist doch auch gar zu hart, der Selbstverherrlichung in den Berufsgenossenschaften ein Ende machen zu sollen! Aber die schlechte Wirt-

Digitized by Google

schaft in unsrer Arbeiterversicherung kann durch diese genossenschaftliche Verherrlichung nicht mehr weggeleugnet und noch weniger weggeschafft werden, am allerwenigsten mit der unerhörten und doch oft gehörten Behauptung, daß es eine Pflicht der Pietät gegen Kaiser Wilhelm I. sei, die Berufsgenossenschaften nicht antasten zu lassen, weil in dem Wortlaut der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 von der „Zusammenfassung des Volkslebens in der Form konzentrirter Verbände" gesprochen ist. Uns erscheint diese Behauptung eine arge Impietät gegenüber dem Andenken an diesen großen und doch so bescheidnen Monarchen und Staatsmann zu sein, gegen die wir ebenso protestiren müssen wie gegen die Einflüsse, die, wie es scheint, neuerdings gewissen staatswissenschaftlichen Lehrmeinungen des Papstes in der Zunftfrage auf gewichtige Kreise der zur Gesetzgebung berufnen Vertreter des deutschen Volkes beigelegt werden sollen. Die genossenschaftliche Berufsorganisation und die Selbstverwaltung sind in unsrer egoistischen Zeit mit großer Vorsicht zu gebrauchen, damit sie nicht dem Egoismus selbst dienstbar werden. Nur wo diese Gefahr ausgeschlossen ist, darf man sie verwenden, dann allerdings als eine gute, unersetzliche Sache. Das gilt auch für die Arbeiterversicherung.

Zum Schluß ist noch einem Einwand zu begegnen, der mit besonderm Erfolg gegen das Verlangen nach einer baldigen durchgreifenden und zusammenfassenden Reform der Arbeiterversicherung erhoben zu werden pflegt. Die Gesetzgebungsmaschine hat in den letzten Jahrzehnten übereifrig gearbeitet, namentlich auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete. Wir halten den Wunsch für sehr gerechtfertigt, daß den vielen neugeschaffnen Einrichtungen Zeit gelassen werde, sich einzuleben, daß dem Volke nicht durch immer neue gesetzgeberische Versuche das Vertrauen und das Verständnis für die großen sozialen Reformen in unserm Staatsleben unmöglich gemacht werde. Aber dieses Verlangen nach Ruhe wird zur gedankenlosen Phrase, wo es sich darum handelt, drei ihrem Wesen und Zweck nach zusammengehörige Einrichtungen, die nur aus äußerlichen Ursachen getrennt aufgebaut worden sind, und deren getrennter weiterer Ausbau die fach- und zweckgemäße Zusammenfassung von Jahr zu Jahr mehr erschwert, endlich unter ein Dach zu bringen. Die Vereinfachung und Verbilligung der Gesamtarbeiterversicherung, im Interesse namentlich einer größern Leistung für die Versicherten bei gleichem Aufwand von Nationalvermögen, das ist keine Reform, mit der man warten darf, bis immer weitere Millionen unnütz ausgegeben sind und das Vertrauen zu der segensreichen sozialen Wirkung des großen Werks immer weiter erschüttert ist. Thatsächlich wird man denn auch im Reichsamt des Innern durch die Rücksicht auf die in der sozialen Gesetzgebung erwünschte Ruhe wohl am wenigsten gehindert, mit der Zusammenfassung der Arbeiterversicherung Ernst zu machen. Es ist nur die Rücksicht auf die Berufsgenossenschaften und ihre Verfechter, die



Digitized by Google

immer wieder zum Flickwerk zwingt. Und die Herren von den Berufsgenossenschaften wissen diese Rücksichtnahme vollständig zu schätzen. Sie wollen die Herren bleiben in ihrem besondern Hause, mag dadurch der Zweck, den Kaiser Wilhelm I. mit der deutschen Sozialversicherung erstrebt hat, noch so sehr darunter leiden. Und das ist doch in der That schlechte Wirtschaft.

# Zur Konvertirungsfrage

In den Tageszeitungen wird die Frage der Konvertirung der deutschen Reichs- und Staatsanleihen jetzt wieder lebhaft besprochen. Die hämische Bemerkung, mit der seiner Zeit die Vossische Zeitung bei Gelegenheit des Antrags der Wirtschaftlichen Vereinigung des Reichstags die Begründung des Antragstellers begleitet hat, daß nämlich der Zinsfuß für Hypotheken dem der Staatspapiere folgen und so dem Grundbesitz eine große Erleichterung seiner Lasten zu teil werden würde, erscheint auch vom Standpunkte dieses Blattes aus vollkommen unberechtigt und muß auch von dem gebrandmarkt werden, der die agitatorische Art, mit der der Bund der Landwirte seine Ziele verfolgt, ernstlich bekämpft. Gerade in der Frage der Konvertirung kann sich der eifrigste Anhänger manchesterlicher Anschauungen mit dem Agrarier zusammenfinden; oder soll das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte nur dann nicht unbeeinflußt bleiben, wenn es zu Gunsten des Grundbesitzes wirkt?

Gleichviel, ob man vom liberalen Standpunkte aus die Aufgaben des Staats möglichst eng faßt und ihm neben dem Schutze nach außen nur die Sicherung freier Bahn für die wirtschaftliche Thätigkeit der Bürger als Aufgabe zuweist und ihm nur dort die Berechtigung zu wirklichem Eingreifen in die Freiheit des einzelnen zugesteht und von ihm fordert, wo es das höhere Interesse der Allgemeinheit verlangt, oder wo anzunehmen ist, daß die Mehrheit der Bevölkerung das eigne Interesse verkennt — es sei nur an den Schulzwang, den Impfzwang, die Sonntagsruhe, an die Beschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit, an die Ungiltigkeit gewisser Verträge, an das Verbot der Spielbanken und ähnliches erinnert —, oder ob man die Aufgabe des Staats weiter faßt und geradezu die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen von ihm fordert: von beiden Standpunkten aus ist jedes künstliche Hochhalten des Zinsfußes, ja die öffentlichen Anleihen überhaupt als dauernde Ein-

Digitized by Google

richtung, nicht als vorübergehender Behelf in Zeiten der Not, entschieden zu verwerfen. Wenn die fortgeschritten liberalen Parteien die Unterstützung bekämpfen, die der Staat der Landwirtschaft und manchen Gewerben in Form eines Schutzzolles oder in Form einer allerdings künstlichen Art der Branntweinbesteuerung oder endlich als Ausfuhrprämie auf Zucker usw. gewährt, so läßt sich das damit begründen, daß in diesen Zuwendungen eine Unterstützung einzelner Gruppen der Bevölkerung auf Kosten aller andern liegt. Aber ganz ebenso steht es mit dem üblichen Zinsfuß. Wenn die Hoffnungen, die alle Menschenfreunde in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts an den Aufschwung der Technik, an die so ungeheuer erleichterte Herstellung von Gebrauchsgütern und die so sehr verbesserte Ausnutzung der von der Natur gelieferten Kräfte und Stoffe geknüpft haben, nicht in erwünschtem Maße in Erfüllung gegangen sind, wenn vielmehr behauptet wird — ob mit Recht, ist gleichgiltig —, daß sich die allgemeine Lage verschlechtert habe, daß mindestens die Unzufriedenheit der Bevölkerung gewachsen sei, und wenn diese behauptete Verschlechterung der Lage und diese Unzufriedenheit dem Kapitalismus zugeschrieben wird, so dürfte das, was an dieser Unzufriedenheit berechtigt ist, zum guten Teil der riesigen Zunahme der fest verzinslichen Staats- und Kommunalpapiere seit jener Zeit zuzuschreiben sein. Der Leihwert des Kapitals, das heißt die Zugänglichkeit der Produktionsmittel für die, die sie wirtschaftlich verwenden, ist nicht in dem Maße gesunken, wie er vermöge der erleichterten Kapitalbildung hätte sinken müssen, wenn dem Kapitel nicht so mächtige Unterstützung von außen zu Hilfe gekommen wäre. Und wenn man auch die öffentlichen Anleihen mit praktischen Gründen mag verteidigen können, ihre Verzinsung mit einem Satze, der über die durch die Marktlage unbedingt gebotne Höhe hinausgeht, ist, auch vom liberalen Standpunkte aus, weit weniger berechtigt als gesetzliche Maßnahmen, die eine Erhöhung der Bodenrente zum Zweck haben; und vom gegensätzlichen Stanpunkte aus ließe sich selbst die Sicherung eines niedrigsten Arbeitslohnes eher verteidigen als die Hochhaltung des Zinsfußes. Auch der kleinste Rentner, der Lohnarbeiter, der ein Sparkassenbuch über ein paar hundert Mark hat, ist stark gegenüber dem, der keinen solchen Besitz hat. Er kann, wenn sich die Gelegenheit bietet, aus der Klasse der Lohnarbeiter in die der Unternehmer übergehen und hat so wenigstens die Möglichkeit, allmählich in die Klasse der wirklich Starken aufzusteigen. Eine ältere Novelle von Kretzer schildert diesen Gang, den man übrigens in der Großstadt oft genug zu beobachten Gelegenheit hat, in sehr anschaulicher Weise. Der Beamte, der nebenbei Kapitalvermögen hat, ist seinem gleich kenntnisreichen und gleich tüchtigen Kollegen gegenüber auch dann in großem Vorteil, wenn ihm sein Kapital nur sehr bescheidne oder gar keine Zinsen bringt; denn er ist in der Lage, wenn sich die Gelegenheit bietet, seine Kenntnisse und seine Arbeitskraft auf wirtschaftlichem Gebiete auszunutzen und so einen Ertrag aus ihnen zu ziehen, den

Digitized by Google

der Staat niemals bieten kann. Die kleinen wie die großen Kapitalisten sind wirtschaftlich stark, natürlich relativ, auch wenn der Ertrag des Kapitals noch so gering ist.

Volkswirtschaftlich ist aber ein künstliches Hochhalten des Zinsfußes sicher von Nachteil. Die Herstellung von Gebrauchsgütern, sowie ihre Umwandlung in festes Kapital ist natürlich um so größer, je billiger das Geld, je niedriger der Zinsfuß ist. Die Unternehmer aller Art, in Landwirtschaft und Industrie, in Handel und Verkehr, werden als solche im ganzen um so größere Gewinne erzielen, je weniger Zins das in ihrem Unternehmen angelegte Kapital beansprucht. Es ist dabei gleichgiltig, ob sie mit eignem oder fremden Kapital arbeiten; was sie als Kapitalisten verlieren, gewinnen sie als Unternehmer, wenn sich vermöge des billigen Zinsfußes der wirtschaftliche Verkehr belebt und dadurch der Unternehmergewinn im ganzen steigt. Die Übermacht der kapitalreichen Länder solchen gegenüber, die durch hohen Zinsfuß belastet sind, trotz der niedrigern Arbeitslöhne und der häufig leichtern Zugänglichkeit der Rohmaterialien, beweist unmittelbar die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung eines niedrigen Zinsfußes. Je niedriger der Zinsfuß ist, desto leichter findet sich das Kapital für Vervollkommnungen und für neue Unternehmungen. Ein Bahnbau, der bei einem bestimmten Stande des Zinsfußes als zu wenig aussichtsreich unterbleibt, wird bei einem niedrigern Stande für rentabel genug gehalten, um unternommen zu werden. Für wirklich schnelle Beförderungsmittel, die viele Schwierigkeiten, wie z. B. die, mit denen Berlin zu kämpfen hat, mit einem Schlage beseitigen würden, in Form von Untergrund- oder Hochbahnen, würde das Kapital reichlich fließen, wenn das zu erwartende Erträgnis die hohen Anlagekosten hinreichend verzinste, hinreichend, d. h. so weit, daß sich außer den üblichen Zinsen noch das Risiko solcher Unternehmungen bezahlt machen würde. Die Höhe des üblichen Zinsfußes ist also in erster Linie hierfür entscheidend. Wenn das für landwirtschaftliche Verbesserungen notwendige Kapital zu hinlänglich niedrigem Zinsfuße zu haben wäre, so wäre damit für die Volkswirtschaft so viel gewonnen, daß die Klagen in der Landwirtschaft und im Handwerk verstummen müßten.

Es wird nun eingewandt, daß volkswirtschaftlich die Ansammlung großer Kapitalien in einzelnen Händen von Nutzen sei, und daß demnach der Schutz des Kapitals als solchen mit Rücksicht auf die Volkswirtschaft notwendig sei. Das ist vollkommen richtig, und es ist anzuerkennen, daß eine etwaige Ausgleichung der Vermögensverhältnisse auf die Volkswirtschaft nachteilig einwirken, die Kultur zurückschrauben würde. Aber diese Thatsache beweist nichts gegen den Nutzen eines niedrigen Zinfußes. Große Kapitalien werden nicht sowohl durch Aufhäufung von Zinsen, als durch wirtschaftliche Thätigkeit angesammelt; eine Durchmusterung der bekanntesten reichen Leute zeigt, daß ihr Reichtum meist erst wenige Generationen alt, wenn nicht erst von dem jetzigen Besitzer

Digitized by Google

erworben ist. Ein niedriger Zinsfuß ist eher ein Anreiz zu größerer Kapitalansammlung, weil doch das Ziel jeder Ansammlung die Sicherstellung der Zukunft, der eignen wie der der Nachkommenschaft ist, und dieses Ziel bei niedrigerm Zinsfuß nur durch eine größere Kapitalansammlung erreicht wird.

Noch größer endlich erscheint der Nutzen eines niedrigen Zinsfußes in sozialer Hinsicht. Wenn als Ziel der sozialen Arbeit die Hebung der Lage der wirtschaftlich Schwachen hinzustellen ist, so ist als wesentliches Mittel zur Erreichung dieses Zieles ein niedriger Zinsfuß zu betrachten. Da bei einem gegebnen Stande der Technik unter Voraussetzung einer bestimmten angewandten Kapitalmenge von einer bestimmten Menge Arbeit eine ganz bestimmte Menge von Gütern produzirt wird, so kann die Lage der arbeitenden Klassen zu einer bestimmten Zeit allein von der Art der Verteilung dieser Güter unter die, die an ihrer Produktion beteiligt sind, abhängen. Aber sowohl die Bodenrente wie der relative Unternehmergewinn steigt und fällt, wie eine eingehendere Überlegung zeigt, mit dem Zinsfuße, wenn auch nicht in gleichem Verhältnis; es muß also der Arbeitslohn, der noch übrigbleibende Teilnehmer an der Produktion, steigen, wenn der Zinsfuß fällt, und fallen, wenn der Zinsfuß steigt. Dabei ist es natürlich gleichgiltig, ob die Steigerung des Arbeitslohns dem Arbeiter in Form einer Erhöhung des baren Lohns oder einer Verbilligung der Lebensbedürfnisse zu gute kommt. Und wie viel man auch auf den verschiedensten Gebieten durch große oder kleine Mittel zu Gunsten der Arbeiter versuchen mag, der Kern der Aufgabe kann immer nur der sein, den Anteil der Arbeiter an dem Ertrage der Arbeit zu erhöhen.

Das Angeführte würde allerdings ebenso sehr, wie für eine Konvertirung der Anleihen, wenn sie durchführbar ist, gegen die öffentlichen Anleihen überhaupt sprechen. Nun, es ist wohl nicht zu leugnen, daß die riesige Höhe, die die öffentlichen Schulden in allen Kulturländern erreicht haben, für einen großen Teil der heute herrschenden wirklichen und vermeintlichen Mißstände verantwortlich zu machen ist. Durch die Sicherheit, die der Staat seinen Gläubigern für die Verzinsung ihres Kapitals bietet, giebt er dem Kapital im wirtschaftlichen Kampfe einen Halt, der ihm zu einer unberechtigten Übermacht verhilft. Nicht die kapitalistische Produktionsweise als solche schädigt die arbeitenden Klassen, sondern nur die Unterstützung, die dem Kapital in seinem Kampfe mit den andern wirtschaftlichen Kräften geboten wird. Wie man aber auch zu dieser Frage stehen mag, infolge des vielleicht etwas schnellen Überganges von der Natural- zur Geldwirtschaft sind die öffentlichen Schulden einmal vorhanden, und der Staat und die Gemeinden haben sich zum Büttel gemacht, der dem Kapitalisten seinen Zins und sein Kapital von den Schuldnern einzieht. Das Unrecht, das hierin der großen Masse der Bürgerschaft gegenüber liegt, kann aber einigermaßen gemildert werden, wenn der Staat seinen regulirenden Einfluß, den er durch seine großen Zinsverpflichtungen auf den Gang des

Digitized by Google

Geldmarktes ausübt, in der Richtung verwendet, daß er mit allen Mitteln ein Herabgehen des Zinsfußes anstrebt.

Es erscheint demnach vom politischen, vom volkswirtschaftlichen wie vom sozialen Standpunkt aus nicht berechtigt, auf eine Steigung des Zinsfußes über seine durch den Stand der Volkswirtschaft geforderte Höhe hinzuwirken. Vielmehr kann in der Angelegenheit der Konvertirung, auch wenn man ganz absieht von dem, was mit den ersparten Zinsen für die allgemeine Wohlfahrt geleistet werden könnte, allein die Frage entscheidend sein, ob sie durchführbar ist, mit andern Worten, welcher Zinsfuß dem augenblicklichen Stande der Volkswirtschaft entspricht. Ist aber die Konvertirung durchführbar, so muß sie ausgeführt werden, ohne Rücksicht auf die Einbußen, die Rentner, Witwen, Waisen und milde Stiftungen erleiden. Die Zahl der eigentlichen Rentner, die von ihren Zinsen leben, ist gering, die meisten sind zugleich Unternehmer, Beamte, Arbeiter, und diese gewinnen durch eine allgemeine Erniedrigung des Zinsfußes auf der einen Seite mehr, als sie auf der andern verlieren. Die reinen Rentner aber, Witwen und Waisen, die von den Zinsen ihres Kapitals leben müssen, tragen auch nicht den ganzen Zinsverlust, da sie in den verbilligten Lebensbedürfnissen teilweise Ersatz finden; im übrigen rollt das Rad der wirtschaftlichen Entwicklung grausam über sie hinweg, auch trotz des Eingreifens der öffentlichen Gewalt zu ihren Gunsten, und eine viel größere Zahl von Witwen und Waisen, alle die, die auch den verkleinerten Zinsgenuß nicht haben, sind noch in weit schlimmerer Lage. Die milden Stiftungen endlich können sich um so eher mit einer Schmälerung ihrer Einnahmen zufrieden geben, als ja der Umfang ihrer Aufgaben um so kleiner wird, je mehr sich der allgemeine Wohlstand hebt. Die milden Stiftungen selbst mögen durch das Sinken des Zinsfußes geschädigt werden, ihre Ziele werden dadurch gefördert. L. L.

# Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

(Fortsetzung)

Während der Streit zwischen Rat und Universität noch schwebte, wurde Röper in eine neue Untersuchung verwickelt. Am 14. November 1788 wurde bei der Bücherkommission angezeigt, daß „ein Academicus und Antiquar" namens Kantner, der seinen Stand in einer Hausflur auf der Petersstraße habe, eine „Scartecke" verkaufe, die nicht geduldet werden könne. Das Buch hieß: Porträts nach dem Leben gezeichnet. Erster Band. Berlin und Leipzig, 1789. Auf

Digitized by Google

dem Titelblatt war ein Kupferstich: ein Faun wirft einen Knüttel unter ein Rudel Hunde; darunter die Unterschrift: „Der sich getroffen fühlt, schreit."

Das Bändchen enthält folgende sechs Gemäldebeschreibungen: 1. Zwei weibliche Porträts. 2. Ein Bigamist. 3. Eine männliche Figur. 4. Mann und Weib. 5. Ein Priester. 6. Ein Jüngling. Zwei Leute, so wird angenommen, Eugenius und Pamphilus, stehen vor den Gemälden und unterhalten sich darüber; doch führt Pamphilus das Wort, Eugenius wirft nur manchmal einen Satz dazwischen, damit ein Dialog zustande zu kommen scheint. Auch sonst ist die beabsichtigte Form ungeschickt behandelt: aus der kurzen Beschreibung eines Bildes verfällt der Verfasser gewöhnlich schon nach wenigen Zeilen in eine lange Lebensbeschreibung des Dargestellten. Am besten ist sie noch in dem ersten Stück festgehalten, wo in eine ziemlich ausführliche Bildbeschreibung biographische Züge der dargestellten Frau mehr vermutungsweise eingeflochten sind. Da wird erst ausführlich ihr Gesicht geschildert — „die Miene und der Anstand, mit dem sich der Kopf zu erheben sucht, verrät einen niedrigen und pöbelhaften Stolz" —, dann die Tracht: „dem Anschein nach hat der Künstler die lächerlichste von den neuen Moden gewählt. Betrachte nur den über alles Verhältnis großen Hut. Er ist von weißem Flor und blau untergeschlagen. Der Kopf hat eine Gestalt, die ich mit nichts vergleichen kann als mit einem Brauzober, wenn er umgekehrt wird." Dann heißt es weiter: „Die Geschichte dieses Porträts habe ich mir jederzeit so gedacht. Die niedrige Miene zeigt mir deutlich, daß die Dame von ganz gemeiner Herkunft und ohne alle Erziehung ist. Ihre Ältern aber haben sich ein ziemliches Vermögen erworben — in großen Städten kann man das, und wenn man auch nur Bier schenkt — und haben sodann ihre Tochter zu einer Mamsell herausstaffirt. An die Bildung ihres Verstandes haben die guten Leute nicht gedacht, und das gute Mädchen ebenfalls nicht. Sie hat zwar verschiedene Romane gelesen, aber auch nur darum, weil ihre Freundin sie las, und ihr auch überdies der Stand einer Mamsell das Romanlesen mit sich zu bringen schien. Endlich, da sie die Mamsell einige Jahre gemacht hatte, fand sich jemand aus einer höhern Klasse und machte sie zur Dame. Der gute Mann — wir wollen annehmen, es war ein Offizier — sahe, daß es mit dem Schifflein seiner Hoffnungen auf die Neige ginge, und leitete es in diesen Nothafen, wo es übrigens sicher liegt. Er bekam eine ansehnliche Summe Geldes, und die Mamsell den Namen einer gnädigen Frau."

Obwohl sich der Verfasser in der Vorrede umständlich dagegen verwahrt, daß er „irgend einen lebenden Menschen habe pasquilliren wollen," und erklärt, daß er jeden „mit Lächeln von sich weisen werde," der sich etwa getroffen fühlen und ihn deshalb zur Rede setzen wollte, hatte er doch mehr oder weniger kenntlich Personen aus der Leipziger Gesellschaft geschildert. Wahrscheinlich konnte man, wie beim „Goldfitz Suseka," die Leute, die er ab-

Digitized by Google

gezeichnet hatte, mit Händen greifen. Was im „Goldfitz“ an einem Einzelnen gewagt worden war, das wurde nun hier in Masse geboten, wenn auch skizzenhafter. Der Priester war sicherlich ein Leipziger Geistlicher, die männliche Figur ein Mitglied der „französischen Kolonie,“ der Jüngling irgend ein Thunichtgut aus einer Kaufmannsfamilie. Aber die Geschilderten waren so klug, zu schweigen, wenigstens die meisten.

Da der Antiquar Kantner, der die Schrift verkauft hatte, ein Academicus war wie Röper, so setzte sich der Bücherinspektor mit dem Rektor der Universität in Verbindung, verfügte sich mit dem Pedell an Kantners Stand und nahm 13 Exemplare weg, worauf der weitere Verkauf des Buches untersagt wurde. Nach ein paar Tagen aber wurde Kantner aufs Rathaus bestellt und nun sagte er aus, er habe diese Schrift nur in Kommission, er verkaufe sie im Auftrage — des Studiosus Röper. Röper habe die Schrift aus Berlin bekommen. Bei der Verabredung sei nur von einem „Journal“ die Rede gewesen; er, der Verkäufer, habe die Schrift weder gelesen, noch wisse er irgend etwas über ihren Verfasser, Zensor oder Drucker.

Darauf ging der Bücherinspektor nebst drei Beamten des Universitätsgerichts in Röpers Wohnung (in einem Hintergebäude auf der Peterstraße), wo Röper mit seiner Schwester zusammen eine Stube bewohnte; die Mutter war vor kurzem gestorben. Da Röper nach Aussage der Schwester wieder „verreist“ war, so wurde die Haussuchung verschoben. Als man aber drei Tage später wiederkam und die Wohnung verschlossen fand, ließ man sie in Gegenwart von Zeugen öffnen, ebenso alle Behältnisse, durchsuchte alles, fand aber nichts als einige wertlose Papiere. Am folgenden Tage aber kam eine Frau aus der „Goldnen Hand“ auf der Nicolaistraße aufs Rathaus und zeigte an, gestern Abend habe die Schwester des Studenten Röper ein Paket Papiere zu ihr gebracht und dabei „sehr kläglich gethan.“ Es wurde sofort in die Wohnung der Frau geschickt, und da fanden sich nicht nur ein, sondern zwei Pakete vor, „eins in einer rothstreifichten Kopfkissenzüche,“ und in den beiden Paketen war eine große Anzahl von Exemplaren der „Porträts,“ des „Goldfitz Susefa“ und die ganze Studentenbibliothek Röpers. Unter den mit aufgefundnen Papieren aber war ein Brief des Buchdruckers Schmidt in Delitzsch, worin dieser mitteilt, Bürgermeister Barreidt in Delitzsch habe „das Manuskript nebst Geld“ zurückgeschickt und sagen lassen, daß er es nicht vidimiren könne, ehe sich der Verfasser genannt habe; der Verfasser möge also nur seinen Namen auf das Manuskript setzen, damit der Druck nicht aufgehalten werde. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß hier das Manuskript der „Porträts“ gemeint war.

Am folgenden Tage wurde Röpers Schwester vernommen. Sie entwarf ein ganz trauriges Bild. Seit dem Tode der Mutter wohnten die beiden Geschwister bei einem Schneider in Aftermiete. Die einundzwanzigjährige Schwester ernährte sich durch Nähen und mußte ihren Bruder mit ernähren, da er so gut

Digitized by Google

wie nichts verdiente. Dabei behandelte er sie schlecht: wenn sie ihm zugeredet habe, „daß er eine Information [eine Hauslehrerstelle] annehmen und sich bemühen solle, daß was aus ihm werde," habe er, „was um ihn herumgelegen, nach ihr geworfen, sie sogar geschlagen und sich beständig mit ihr gezanket." Sie räumte ein, die beiden Pakete, die bei der Haussuchung in der Holzkammer unter dem Holze gelegen hätten und deshalb nicht entdeckt worden wären, heimlich fortgeschafft zu haben, und zwar im Auftrag ihres Bruders. Bei seiner Abreise habe er zu ihr gesagt: „Luder, wenn du sie nicht fortgeschaffet hast, wenn ich wiederkomme, so sollst du sehen, was du gemacht hast!"

Die Bücherkommission wandte sich nun an den Rat zu Delitzsch und erhielt die Auskunft, daß in der That der Delitzscher Buchdrucker Schmidt die „Porträts" in 500 Exemplaren gedruckt habe; er habe zwar den Druck schon begonnen, ehe die Zensur erteilt worden sei, doch habe der Bürgermeister von Delitzsch nachträglich die Zensur erteilt, nachdem sich der Verfasser genannt habe: dies war der Student der Theologie Johann Gottlob Schulze in Leipzig, derselbe, der 1784 eine Beschreibung der Stadt Leipzig herausgegeben hatte (mit einem Nachtrag von 1787), wie Röper der Sohn eines Leipziger Handwerkers, eines Sammetmachers. Schulzes Brief wurde im Original mit nach Leipzig geschickt, ebenso ein Teil des Manuskripts.

Kaum waren aber diese Nachrichten da, so lief (am 29. November) doch noch eine Beschwerde ein von jemand, der sich durch die „Porträts" beleidigt fühlte: der Sousleutnant Berggold vom Reitzensteinschen Infanterieregiment zeigte an, daß in der ersten Nummer des Buches: „Zwei weibliche Porträts" „allem Anschein nach die Ehre von ihm und seiner Frau aufs schändlichste verunglimpft worden sei." Die ganze Stadt behaupte, daß er und seine Frau gemeint seien. Kein andrer Offizier als er habe eine Bürgerstochter zur Frau, deren Vater eine Bierbrauerei habe. Die Sache hatte ihre Richtigkeit, der Sousleutnant Berggold war seit dem Juli mit der Tochter des Herrn Troitsch verheiratet, „eines begüterten Bürgers, welcher in seinem brauberechtigten Hause im Brühle allhier die Nahrung des Bierbrauens mit glücklichem Erfolge treibet und an hiesige Bürger gutes, trinkbares Bier, sowohl einzeln als in größern oder kleinern Gefäßen käuflich zu verlassen pfleget."

Nun wurde der Student Schulze vorgefordert. Er gestand ein, daß er der Verfasser der „Porträts" sei, auch seinem Freunde Röper schon das Manuskript zu vier weitern Heften übergeben habe. Daß er in dem ersten Stück den Leutnant Berggold und dessen Frau habe schildern wollen, leugnete er; er habe Berggold gar nicht gekannt, als er die Schrift geschrieben, sei auch damals gar nicht in Leipzig, sondern in Dahlen gewesen. Er habe nur allgemeine Thorheiten verspotten wollen, und darunter rechne er auch „ungleiche Heiraten." Mit Röper sei er von Jugend auf und schon seit sechzehn oder siebzehn Jahren bekannt; ein paar Jahre habe Röper sogar bei ihm gewohnt.



Digitized by Google

Vom „Goldfitz," nach dem er auch gefragt wurde, wollte er nichts wissen; er habe wohl früher das Manuskript bei Röper gesehen, es sei aber nicht von Röpers Hand gewesen, Röper könne auch so etwas gar nicht schreiben.

Da Berggold nun beim Universitätsgericht gegen Schulze Klage führte, so hielt es dieser doch für geraten, einen Entschuldigungsbrief an den Beleidigten zu schreiben, worin er bedauerte, daß schmähsüchtige Menschen das Bild auf ihn und seine „verehrungswürdige Gattin" gedeutet hätten. Aber Berggold ließ sich nicht begütigen. Er ließ sich von einem Advokaten eine Eingabe an die Bücherkommission machen, worin er das Unwahrscheinliche von Schulzes Ausrede darlegte, im einzelnen die Stellen nachwies, aus denen unzweifelhaft hervorgehe, daß er und seine Frau gemeint seien, und schließlich den Antrag stellte, den Verfasser nachdrücklich zu bestrafen und „das Pasquill selbst durch die Hand des Scharfrichters verbrennen zu lassen."

Der Rat berichtete darauf an die Regierung, die Regierung verlangte Verurteilung des Schuldigen, die Sache kam an den Leipziger Schöppenstuhl, und dieser verurteilte Schulze im Februar 1789 zur Abbitte vor Gericht und zu acht Wochen Gefängnis. Am 16. März wurde ihm das Urteil verkündigt.

Vier Wochen später reichte Schulze eine höchst launig geschriebne Verteidigungsschrift ein, die ihm ein Advokat Kürtzel in Leipzig aufgesetzt hatte, und die die Beschwerde Berggolds ins Komische zu ziehen sucht. Da heißt es:

Unmöglich wird Herr Denunciant behaupten oder nur glauben können, daß er der einzige Officier in der ganzen Welt oder auch nur in Sachsen sei, der eine begüterte Bürgers- und Bierbrauerstochter zum Weibe genommen. Ja Friedrich der Große selbst hat zu verschiedenen malen zur Beruhigung und zum Wohl verdienstvoller Officiers schöner Töchter reiche Eltern, ebenfalls Bürger und Bierbrauer, durch Maßregeln sogar gezwungen, den Consens zur Ehe der Töchter zu ertheilen. Und nach Geschmack ein ehrlich Bürgermädchen von guten Mitteln zu heirathen, verringert wohl nicht die Würde eines Officiers bürgerlichen Standes, und wird man diesen Fall nicht nach Hunderten zählen können? Also müßten sich alle Hunderte getroffen finden, und alle Hunderte würden gleich ihm das Recht haben, Beschwerde zu führen. Welch eine Menge von Anklagen! — Der einfältige Geschmack unserer Damen oder vielmehr der Putzmacherinnen, die unsre Damen diese lächerliche Tracht, an Hüten von russischen Fuhrknechten abgelehnt, als schön bereden wollen, verdient eine weit auffallendere Schilderung als mit umgekehrten Bier- oder Wasserzobern zu vergleichen; und welche Ähnlichkeit findet sich nicht? Und durch diesen Vergleich, wenn er schimpflich wäre, müßten wohl alle Damen sich beleidigt finden und auf unsern Maler schaarenweise losgehen, aber — welch ein Aufstand! . . . O tretet auf, ihr durch Zärtlichkeit und durch eheliche Verbindung mit würdigen Martis-Söhnen bürgerlichen, ja — adelichen Standes und durch andere verdienstvolle Männer glücklich gewordene Bürgerstöchter! Mädchen, tretet auf, vom Landmanne entsprossen, tretet auf, Besitzerinnen der Rittergüter, deren Väter durch Gose- und Braunbierschank euch in Stand gesetzt, das zu sein, was ihr mit Ehren seid, und vertheidigt zur Ehre der Wahrheit und zu eurer Ehre die Unschuld des Malers, dessen Gegenstand ihr nie waret, und er doch in seinen Zügen euch geähnelt! Beweiset durch freies Geständniß häufige Fälle dieser

Digitized by Google

Art und benehmet das Vorurteil eurer Mitschwester, der Madame Berggold; sagt selbst, daß ihr würdige Officiers zu Gatten habet!

Er führt dann aus, daß ein Vergleich des Gemäldes mit dem angeblichen Original gerade zeige, daß Frau Berggold nicht gemeint sein könne.

Das Gemälde soll eine gemeine Herkunft und Mangel der Erziehung ausdrücken. Aber welch eine Beleidigung, wenn man angesehenen, im besten Ruf stehenden Bürgern oder auch nur der Bürgerschaft zu Leipzig Niedrigkeit beimessen will! Warum Niedrigkeit? Einen Leipziger Bürger adelt die Würde des alten Roms und der Stolz von London.... Das fingirte Bild zeiget Stupidität mit Stolz vermischt, und pöbelhaften Stolz. Man findet eine schmale Stirn und große schwarze Augen, und Nase, Mund, Lippen und Kinn im Gemälde auf das äußerste verunstaltet. Nun aber müßte der Maler blind gewesen sein, und alle seine Pinsel verdienten durch den Scharfrichter verbrannt zu werden, wenn er durch seine Schilderung jenes Original gemeint hätte; denn auch nicht ein einziger Zug kömmt mit dem seinsollenden Original überein. Das seinsollende Original hat mehr eine gewölbte als schmale Stirn und blaue und muntere Augen und gar nicht schwarz, so weniger groß als klein sind, und das ganze Gesicht ist regelmäßig und schön, und es verräth bei sanfter Miene eine gefällige Herablassung entfernt von Stolz, und Wort und Haltung sind eben das Gegentheil einer Stupidität, so das Gemälde ausdrückt.

Zum Schluß fragt der Verteidiger: „Wenn dergleichen Schrift und gegebene Beispiele Satyre oder gar Pasquill sein sollen, wo bleibt Schauspiel? wo Roman?“ und trägt, wenn Berggold bei seiner „unbilligen querula“ beharren sollte, „auf iudicialem inspectionem ocularem und Gegeneinanderhaltung der generellen Schilderung mit dem sich aufgedrungenen Originale“ an.

Aber die Verteidigung verfehlte ihren Zweck. Die Sache ging Ende April 1789 an die Juristenfakultät in Wittenberg zum Verspruch ab. Diese verwies dem Verteidiger „seine anzügliche und respectswidrige Schreibart samt der vorsätzlichen und unnützen Weitläuftigkeit,“ setzte die Kosten der Verteidigung von 11 auf 4 Thaler herab und bestätigte das Urteil der Leipziger Schöppen. Als es aber vollstreckt werden sollte, war Schulze aus Leipzig verschwunden. Bis in den Januar 1791 machte man wiederholt Versuche, seiner habhaft zu werden, aber immer vergeblich. Inzwischen war er aber samt seinem Busenfreunde Röper an andrer Stelle aufgetaucht: im Dezember 1790 kam von der Landesregierung an den Leipziger Rat die Mitteilung, daß sich beide seit Anfang des Jahres 1790 in Dahlen aufhielten, dort ein Wochenblatt unter dem Titel „Der Aufklärer“ herausgäben und durch Boten im Lande herumtragen ließen. Das Gericht in Dahlen hatte schon alles mögliche versucht, sie wegzubringen, da sie keinerlei Zeugnisse vorlegen konnten, besonders aber, da in der kurz zuvor von Dr. Bahrdt in Halle veröffentlichten Geschichte seines Gefängnisses höchst bedenkliche Dinge von ihnen berichtet waren;*) sie hatten sich aber aufs hohe Pferd

*) Röper war, auf Potts Empfehlung, im Winter 1788 bis 1789 eine Zeit lang von Bahrdt als Sekretär beschäftigt worden, hatte sich dabei von vielen Schriftstücken in Bahrdts

Digitized by Google

gesetzt, die Beleidigten gespielt — Schulze hatte erklärt, „er wäre ein Gelehrter, von dem das Publicum sage, daß er nicht ohne Verdienst sei, er könne nicht glauben, daß die Gesetze gegen die Niederlassung eines redlichen Mannes an einem ihm beliebigen Orte etwas enthielten, er habe noch dazu das Völkerrecht und die Gesetze der Höflichkeit und Billigkeit vor sich, denn er habe schon einmal ein Jahr unangefochten in Dahlen zugebracht, die Gelehrten gehörten, so viel er wisse, zu den Honoratioren, von denen man kein obrigkeitliches Zeugnis ihres Verhaltens verlange" usw. Schließlich hatte er sogar eine Appellationsschrift eingereicht, worin er erklärte, es sei unerhört, „daß eine Obrigkeit auf den Einfall komme, einem Litterato, dessen Gegenstände des Bewerbs schöne Wissenschaften wären, und dem die Welt offen stehe, wo er sie nur nutzen und zum Besten der Republic anwenden wolle, den Aufenthalt des Orts zu versagen, an dem er sich bescheidentlich, auch der Polizei und den Landesgesetzen gemäß verhalte, von seinem Bewerbe sich redlich nähre und alles vermeide, was einem gesitteten Bürger des Staates unanständig falle."

Sicherlich wäre Schulze gern nach Leipzig zurückgekehrt, denn er wollte endlich seine Studien abschließen und Magister werden. Daher kam sein Vater im Februar 1791 mit der Bitte beim Rate für ihn ein, ihm die Gefängnisstrafe in eine Geldstrafe zu verwandeln. Aber der Rat wies ihn ab, berichtete an die Regierung, und diese verfügte, daß Schulze seine Gefängnisstrafe in Dahlen abbüßen solle. Da hielt er es für das Beste, nach Leipzig zurückzukehren, gegen Berggold und dessen Frau Abbitte zu leisten und seine acht Wochen im Universitätskarzer abzusitzen.

Gleichzeitig mit Röper und Schulze, im November 1788, war aber auch Pott in eine neue Untersuchung verwickelt worden, bei der ebenfalls der „Goldfitz Suseka" wieder zur Sprache kam. Obgleich es sich dabei nicht um Schriften über Leipzig handelte, müssen doch die Vorgänge kurz mitgeteilt werden, weil sie auch auf das bisher Erzählte einiges Licht werfen, und die drei Angeklagten eng unter einander zusammenhingen.

Zur Michaelismesse 1788 hatte sich Pott mit einem andern Leipziger Juristen verbunden, mit dem Notar Georg Karl Walther, der soeben das Leipziger Bürgerrecht erworben und eine Buchhandlung eröffnet hatte. Diese wollten sie hinfort gemeinschaftlich betreiben, und sie hatten dazu einen Laden auf der Grimmischen Gasse gemietet. Eins der ersten Bücher, das zur Michaelismesse bei ihnen erschien, angeblich „in Kommission," führte den Titel: „Commentar über das königl. preuß. Religionsedikt vom 9. Julius 1788. Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister von Wöllner zugeeignet. Amsterdam 1788."

Der Verfasser dieses Buches war — Pott. Als aber Walther und Pott

Besitz heimlich Abschriften gemacht, war dann davongelaufen und hatte Bahrdt in der gemeinsten Weise denunzirt. Siehe darüber: Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses von Dr. Carl Friedrich Bahrdt (Berlin, 1790) Seite 39 fg.

Digitized by Google

infolge einer Anklage des preußischen Kammergerichts im November 1788 vor die Bücherkommission gefordert wurden, logen beide in der unverschämtesten Weise. Walther behauptete, sich gar nicht um das Buch gekümmert zu haben, sein Kompagnon habe es für sich allein in Kommission genommen, was er habe thun können, da sie sich so geeinigt hätten, daß jeder von beiden gewisse Artikel auch für sich allein annehmen könne. Pott aber erzählte eine ganz ähnliche Geschichte, wie seinerzeit Röper beim „Susceka“: Kurz vor der Michaelismesse sei ein Mann, den er zwar von Person gekannt habe, weil er auf andern Messen auch hier gewesen sei, dessen Name er aber nicht wisse — nach seiner Aussprache müsse es ein Österreicher gewesen sein! —, zu ihm gekommen und habe ihm die Hälfte des Manuskripts gebracht und ihm zum Verlag angeboten. Da aber Professor Eck die Zensur verweigert habe, so habe er dem Manne das Manuskript zurückgegeben. Darauf habe ihn dieser gefragt, ob er nicht die Schrift, wenn sie gedruckt wäre, in Kommission nehmen wolle, und da er sich dazu bereit erklärt habe, so habe ihm später ein Unbekannter 500 Exemplare gegen Barzahlung in Kommission übergeben. „Wer die Schrift gedruckt habe, wo sie gedruckt, ob und von wem sie censiret worden, sei ihm gar nicht bekannt, und ebenso wenig, wer der Verfasser sei.“ Beide, Pott und Walther, erklärten sich bereit, ihre Aussage zu beschwören. Walther hatte auch die Frechheit, ein paar Tage darauf den Eid zu leisten, während Pott allerhand Ausflüchte machte: er habe wegen der Schrift an Wöllner und auch an den König geschrieben, es könne jeden Tag Nachricht kommen, daß von weiterm Verfahren gegen ihn Abstand genommen werden solle; außerdem werde er mit einer schriftlichen Rechtfertigung einkommen.

Pott hatte wirklich an Wöllner geschrieben, aber Wöllner schickte das „insolente Schreiben“ an den Leipziger Rat. In seiner „Rechtfertigung“ erklärte Pott, solange ihm nicht nachgewiesen würde, daß die Abfassung des „Commentars“ ein Verbrechen gewesen sei, glaube er auch „darüber einen Eid zu leisten nicht verpflichtet zu sein, da der Eid eine zu wichtige Sache, um ihn bei Kleinigkeiten und unbedeutenden Sachen abzulegen, indem, wie die Erfahrung schon längst bewiesen, durch zu öftere Abnehmung der Eide die Wichtigkeit derselben bei dem Volke immer mehr verliere und dadurch Meineide veranlaßt würden.“ Unter „Friedrich dem Einzigen“ habe der Grundsatz gegolten, „daß man Ungezogenheiten der Schriftsteller mit Stillschweigen bestrafen, gegründet scheinende Beschuldigungen widerlegen müsse, nicht aber dagegen um Rache klagen oder darüber Eide schwören lassen dürfe.“ Überdies wären eine Menge Menschen eben deshalb, weil man ihm einen Eid abfordere, in dem „sonderbaren Wahn,“ daß er der Verfasser des Commentars sei; dies könne ihm für seine Ehre unmöglich gleichgiltig sein.

Die Bücherkommission verbot den Verkauf des „Commentars“ und berichtete an das Konsistorium nach Dresden. Da aber das preußische Kammergericht

Digitized by Google

wiederholt zu weiterer Untersuchung drängte, auch das Konsistorium der Bücherkommission die Weisung gab, wenn sich Pott noch länger weigern sollte, den Eid zu leisten, rechtliches Erkenntnis einzuholen, so wurde die Untersuchung im Februar 1789 wieder aufgenommen und zugleich auf das Lustspiel unter dem Titel: „Das Religionsedikt“ erstreckt, das in den letzten Tagen erschienen und von Pott und Walther vertrieben worden war. Da griff Pott zu einem neuen Mittel, die Sache hinzuziehen; er erklärte bei den Vernehmungen vor der Bücherkommission auf einzelne Fragen, die ihm vorgelegt wurden, diese Fragen gehörten nicht zur Sache, er könne, da er Academicus sei, nur bei seinem ordentlichen Forum, der Universität, darüber befragt werden; sich hier darauf einzulassen, trage er Bedenken, um sich nicht bei der Universität Vorwürfe zuzuziehen! Als ihn darauf der Rat aufforderte, das Bürgerrecht zu erwerben, und die Universität ersuchte, ihn aus der Zahl der akademischen Bürger zu streichen, behauptete Pott, daß sich seine Teilnahme an der Waltherschen Buchhandlung nur auf die Messen erstrecke (!), wo jeder, er möge unter die Universität oder unter den Rat gehören, ungehindert Handel treiben dürfe, daß er aber an dem Handel, „den die Waltherische Buchhandlung außer der Messe als Commissionair für die Waltherische Buchhandlung in der Messe treibe“ (!) gar keinen Anteil habe, und daß er sich nächstens als Magister zu habilitiren gedenke. Aber obwohl ihn die Universität bei dieser albernen Behauptung unterstützte, lehnte sie doch der Rat entschieden ab. Die Buchhandlung von Walther und Pott, sagt er in seiner Erwiderung, „hat hier in und außer der Messe ein offenes Gewölbe; in und außer der Messe wird darinnen verkauft; in und außer der Messe werden darinnen Geschäfte getrieben; sie wird also in und außer der Messe ununterbrochen fortgesetzt. Das ist stadtkundig. Wer hat je vernommen, daß in einer Gesellschaftshandlung, die unaufhörliches Gewerbe treibt, ein teilhabender Gesellschafter erst mit jeder Messe eintrete und mit jeder Messe wieder herausgehe?“ Überdies hatte ja Pott gerade den „Commentar“ und das Lustspiel außer (!) den Messen verkauft. Aber auch als die Universität ihren Widerspruch fallen ließ, weigerte er sich noch hartnäckig, die Gerichtsbarkeit des Rates anzuerkennen, indem er immer wieder vorgab, er werde sich nächstens an der Universität habilitiren.

Da erhielt die Sache eine unerwartete Wendung. Im März 1789 berichtete das Konsistorium an die Bücherkommission, es habe sich das Gerücht verbreitet, daß in Leipzig eine geheime Gesellschaft, „die Zweiundzwanziger,“ bestehe, die in einem vor der Stadt gelegnen Hause abends bei verschlossenen Thüren ihre Zusammenkünfte abhalte; ferner sei in der Waltherschen Buchhandlung ein Buch erschienen unter dem Titel: Über Aufklärung und die Beförderungsmittel derselben, von einer Gesellschaft zu Leipzig. Die Gesellschaft in dem Buche nannte sich Deutsche Union und war unzweifelhaft dieselbe wie die Zweiundzwanziger. Anfang April aber war Bahrdt in Halle ver-

Digitized by Google

haftet worden, weil er eine „zu sehr bedenklichen Zwecken abzielende geheime Gesellschaft unter dem Namen der deutschen Union stiften wollen," und weil man ihn in dem Verdacht hatte, Verfasser des „Commentars" und des Lustspiels zu sein. Die Untersuchung ergab, daß der „Commentar" in Halle bei dem Buchdrucker Michaelis gedruckt und daß das Manuskript von Pott eingesandt worden und anscheinend auch von seiner Hand geschrieben gewesen sei, ferner, daß das „Archiv" der Union, das sich in Bahrdts Händen befunden habe, jetzt in den Händen von Pott und Walther sei, endlich, daß Pott mit Bahrdt in der engsten Verbindung und in vertrautem Briefwechsel gestanden habe. Diese Nachrichten schickte das preußische Kammergericht im April 1789 nach Leipzig und ersuchte den Leipziger Rat, sich der in Potts Händen befindlichen Bahrdtschen Papiere zu versichern und ihn selbst zu vernehmen.

Infolge dessen wurde am 25. April 1789 eine Haussuchung bei Pott veranstaltet und ihm eine Anzahl Briefe und sonstige Schriftstücke, namentlich auch solche, die sich auf die Union bezogen, weggenommen — er wohnte in einem Haus am Schlosse, das unter der Gerichtsbarkeit des kurfürstlichen Kreisamts stand, sodaß nicht weniger als drei Behörden bei der Haussuchung beteiligt waren: die Bücherkommission, die Universität und das Kreisamt! —, am 27. er selbst vernommen. Aber obwohl sich unter den Schriftstücken, die man Bahrdt bei seiner Verhaftung weggenommen hatte, eine Anzahl Briefe von Pott befanden, in deren einem (vom 4. Januar 1789) die höchst verdächtige Stelle vorkam: „Ich habe Freund Walthern auserlesen, der warm genug für Aufklärung ist, im Notfall Eide schwören kann, ut experientia docuit,"*) blieb doch Pott immer noch bei seinem Leugnen; nur soviel räumte er jetzt ein, daß das Manuskript des „Commentars" von seiner Hand geschrieben gewesen sei; er kenne auch den Verfasser und werde ihn binnen acht Tagen dem König von Preußen selbst anzeigen. Das Buch über Aufklärung habe er von einem aus der Union erhalten, den er aber ohne Erlaubnis nicht nennen dürfe; einige von der Union seien die gemeinschaftlichen Verfasser des Buches.

Der Rat berichtete im Juni an die Regierung, worauf im August die kurfürstliche Verfügung kam, der Rat möge Pott „die ohnüberlegte Bekanntmachung des Buchs: über Aufklärung nachdrücklich verweisen und selbigen zugleich ernstlich bedeuten, daß, wenn er seinen Aufenthalt länger in hiesigen

*) In den „Vertrauten Briefen" über Leipzig klagt Pott Seite 105, daß es etwas ganz gewöhnliches sei, daß verhaftete Diebe und Betrüger den Reinigungseid leisteten und dadurch loskämen. „Dieser autorisirte Mißbrauch des Eides ist auch Ursache, daß vielleicht an keinem Orte Deutschlands mehr gerichtliche falsche Eide geschworen werden als in Leipzig; und da auch reiche, angesehene Männer, um etliche Tausende mehr zu ihren Hunderttausenden zu bringen, diesen modum acquirendi nicht verschmähen, so verliert der Gedanke an einen falschen Eid vollends seine ganze Schrecklichkeit, und man spricht so gleichgiltig davon, als ob das weiter gar nichts zu bedeuten hätte."

Digitized by Google

Landen nehmen wolle, er sich als Agent einer heimlichen und gleichwohln öffentliches Aufsehen erregenden und suchenden Gesellschaft, dergleichen es zu Beförderung wahrer Aufklärung nicht bedürfe, nicht gebrauchen lassen, auch der fernern Ausstreuung solcher Schriften, die auf obgedachte oder irgend eine andre dergleichen Gesellschaft einige Beziehung hätten, bei Strafe enthalten solle." Als ihn aber der Bürgermeister am 14. August aufs Rathaus rufen ließ, um ihm diese Verfügung zu eröffnen, kam er nicht, sondern ließ sagen: er habe auf dem Rathause nichts zu thun. Er war ja immer noch „Academicus"! Seine Exmatrikulation war zwar auf den 8. August festgesetzt gewesen, aber nun hatte wieder Walther dagegen appellirt, und so stand Pott immer noch unter der Gerichtsbarkeit der Universität.

Am nächsten Tage verließ er mit Walther zusammen Leipzig, angeblich um nach Wien zu fahren, von wo sie unter vier bis sechs Wochen nicht zurückkommen würden, und überließen ihrem Markthelfer die Führung des Ladens. Da machte der Rat kurzen Prozeß und ließ den Laden für die Dauer ihrer Abwesenheit schließen. Hiervon erhielten sie in Dresden Nachricht und reichten sofort eine Beschwerde bei der Regierung ein, auf die der Rat im November Bericht erstattete. Aber noch war dieser Bericht nicht nach Dresden abgegangen, so trat abermals eine unerwartete Wendung ein: im November 1789 stellte der preußische Gesandte in Dresden auf Ansuchen Bahrdts bei der sächsischen Regierung den Antrag, Pott zu verhaften, weil er „Bahrdts Tochter verführet und mit selbiger nach Wien zu gehen Willens sei, auch Mittel gefunden habe, sich dessen Handschriften zu bemächtigen." Darauf wurde endlich Pott am 24. November 1789 verhaftet. Er wohnte jetzt auf der Reichsstraße bei der Mutter seines Kompagnon, der Frau Kommerzienrat Walther. Man überraschte ihn beim Mittagessen; in einer harmlosen Schneiderstochter aus Leipzig, der „Sievermannin," die bei der Frau Kommerzienrätin Gesellschafterin war und mit bei Tische saß, glaubte man Bahrdts Tochter zu erwischen, sie wurde daher ebenfalls mit aufs Rathaus genommen. Der Irrtum stellte sich aber bald heraus: gleich bei seiner ersten Vernehmung erklärte Pott, Bahrdt müsse „im Gefängnisse schwach am Verstande geworden sein," er habe allerdings zwei Töchter, aber beide seien „noch Kinder und nicht mannbar," eine sei etwa vierzehn, die andre elf Jahre alt. Das Gerücht von der Entführung war dadurch entstanden, daß man die ältere Tochter in Halle vermißt hatte; sie hatte sich aber nur aufgemacht, um zu ihrem Vater ins Gefängnis nach Magdeburg zu gehen. Unter den Schriftstücken, die bei Pott vorgefunden und ihm weggenommen worden waren, war auch der Anfang zu einer Fortsetzung des „Goldfitz Suseka," von Potts Hand geschrieben!

Bei weitern Vernehmungen vor dem Stadtgericht, an das die Sache nun abgegeben wurde, bekannte Pott, daß er mit Bahrdt ausgemacht habe, dessen Biographie zu schreiben. Bahrdt habe sie erst selber schreiben wollen;

Digitized by Google

da er aber verhaftet worden sei und die Walthersche Buchhandlung bereits den Verlag übernommen und das Buch angekündigt habe, so habe er die Ausarbeitung ihm überlassen. In der Ostermesse 1789 habe ihm dann Bahrdts Frau in Halle mit Bewilligung ihres Mannes eine Anzahl Briefe und Schriftstücke übergeben, die aber nur bis zu Bahrdts Abgang von Erfurt gereicht hätten. Später habe er ihm weiteres Material vorenthalten.*)

Im Januar 1790 wurde Pott auf Anordnung der Regierung auf Handgelöbnis entlassen, zugleich aber der Befehl gegeben, „wegen der Entwendung der Bahrdtschen Handschriften und des aus denen bei ihm gefundenen sonstigen Papieren allenthalben hervorleuchtenden gegen die Religion und den Staat anstoßenden Benehmens die Untersuchung gebührend fortzustellen."

Das geschah, und nun gestand Pott endlich, daß er der Verfasser des „Commentars" sei, ebenso, daß er die Fortsetzung des „Goldfitz Suseka" geschrieben habe; den ersten Teil geschrieben zu haben stellte er aufs bestimmteste in Abrede. Nachdem er dann eine lange Verteidigungsschrift eingereicht hatte, wurde er von dem Leipziger Schöppenstuhl im Mai 1790 zu einem Jahre Zuchthaus verurteilt. Obwohl er darauf noch eine zweite und ein dritte Schutzschrift einreichte, auch ein Gutachten der Juristenfakultät in Helmstädt einholte, das die Strafe für zu hart erklärte, bestätigte doch im Oktober 1790 die Leipziger und im Juni 1791 die Wittenberger Juristenfakultät das erste Urteil. Da er aber inzwischen längst wieder verhaftet worden und im Gefängnis erkrankt war, setzte die Regierung die Strafe auf drei Monate Gefängnis, und auf ein nochmaliges Gesuch Potts endlich im Dezember 1791 auf zwei Monate Gefängnis herab, wobei ihm zugleich Einzelhaft zugestanden wurde, damit er sich litterarisch beschäftigen könnte.

Aber bis zum Jahre 1794, bis wohin die Akten reichen, hatte er auch diese zwei Monate noch nicht abgesessen! Im Mai 1791 hatte er — angeblich — die Walthersche Buchhandlung für 8000 Thaler gekauft, er hatte sich auch inzwischen verheiratet — die „Sievermannin" war seine Frau geworden, und sein Schwiegervater, der Schneidermeister Sievermann, hatte sich wiederholt während der Untersuchung für ihn verbürgt, auch alle Kosten bezahlt. Was weiter aus ihm geworden ist, ist unbekannt.**)

(Fortsetzung folgt)

*) Trotzdem erschien die Biographie — ein elendes Machwerk — unter dem Titel: Leben, Meynungen und Schicksale D. Carl Friedr. Bahrdts, aus Urkunden gezogen von D. Pott. Erster Theil. 1790. Ein zweiter Teil folgte nicht. Dagegen gab Bahrdt unmittelbar darauf seine vierbändige Selbstbiographie heraus: Dr. Carl Friedrich Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. (Berlin, 1790–91), in deren letztem Bande Seite 267 fg. er über die von Pott an ihm begangne Treulosigkeit buter Klage führt.

**) Im Jahre 1802 erschien noch von ihm: Leipzig, ein Handbuch für Handelsleute, Statistiker und Gelehrte.



Digitized by Google

# Die Alten und die Jungen

## Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart

Von Adolf Bartels

(Fortsetzung)

3

Die größten Dichter der Zeit von 1840 bis 1865, die einzigen Genies der ganzen Periode sind ohne Zweifel Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Ich habe ihnen im vorigen Jahre in den Grenzboten eine größere Arbeit gewidmet und kann mich daher hier auf weniges beschränken. Ihre Dichtung, ihr Drama ist wirklich größten Stils, sodaß man es ohne Furcht mit dem Shakespeares zusammen zu nennen wagt, ihr Gesamtschaffen, zumal das Hebbels, so reich und vielseitig, daß man ihre Werke mit einigem Recht neben denen Goethes und Schillers aufstellen kann, und an Kunstverständnis übertreffen sie die meisten deutschen Dichter, vielleicht nur Goethe ausgenommen. Bleiben sie dennoch an Bedeutung und Wirkung hinter den größten der Klassiker zurück, so liegt das eben daran, daß sie Söhne einer sinkenden, nicht einer aufstrebenden Zeit waren, und daß sie das, besonders Hebbel, auch nur zu gut wußten. Nicht ein kranker Titan, wie man wohl gesagt hat, war der Wesselburener Dichter, aber er verbrauchte einen großen Teil seiner gewaltigen Kraft, um gesund zu bleiben, und seine Dichtung ward nicht leicht und frei, sondern unter qualvollem Ringen geboren. Sie trägt den düstern Zug der Schmerzen, stammt aber doch aus dem tiefsten Leben und reicht zum Höchsten empor. Haben wir Deutschen eine Tragödie, so ist es nicht die Schillers, sondern die Kleists, Hebbels und Ludwigs — darüber sollte nun kein Zweifel mehr sein, so sicher es andrerseits ist, daß nicht einmal alle drei zusammen die nationale Bedeutung Schillers erreichen. Die liberale Bourgeoisie der fünfziger und sechziger Jahre konnte freilich keine Tragödie brauchen, noch weniger die wüste Gesellschaft, die in den siebziger Jahren den Ton angab, und so sind Hebbel und Ludwig in der Hauptsache um ihre unmittelbare Wirkung gekommen und leider selbst ohne größern Einfluß auf das ihnen nachfolgende Dichtergeschlecht geblieben; erst jetzt ist ihre Zeit gekommen. Aber das Genie ist in seiner

Digitized by Google

Wirkung ja nicht auf seine Zeit angewiesen, Kleist ist heute schon Klassiker geworden, Hebbel und Ludwig werden es in einigen Jahrzehnten auch sein.

Neben den beiden Genies, die das sechste Jahrzehnt mit Werken wie „Herodes und Mariamne“ und dem „Erbförster“ einleiteten und mit den „Nibelungen“ und den „Makkabäern“ die Höhen der deutschen Dichtung erklommen, stand dann eine ganze Reihe von großen Talenten. Ich übergehe hier das Schaffen aller ältern Dichter, so sicher auch Werke wie Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag,“ Simrocks „Amelungenlied,“ Halms „Fechter von Ravenna,“ Mosens „Sohn des Fürsten“ und, um auch ein Unterhaltungswerk zu nennen, Holteis „Vagabunden“ mit zu der litterarischen Physiognomie der fünfziger Jahre gehören; ich erwähne nur kurz, daß Heines „Romanzero“ in die ersten fünfziger Jahre fällt, obwohl ich dieses Gemisch von echter Poesie und nacktestem Cynismus in dem Gesamtbilde der Litteratur jener Zeit nicht übersehen wissen möchte, zumal da sich viel Späteres recht wohl daran anknüpfen läßt; ich schweige endlich auch von Gutzkows großen Zeitromanen, den „Rittern vom Geist“ und dem „Zauberer von Rom,“ obwohl sie auf Jahrzehnte hinaus maßgebend blieben und manches enthalten, was noch heute nicht überwunden, d. h. durch bedeutendere Darstellungen derselben Verhältnisse in den Hintergrund gedrängt ist. Mehr Veranlassung läge vor, Jeremias Gotthelf, dessen gesammelte Schriften von 1855 bis 1858 erschienen und nun erst recht gewürdigt wurden, Willibald Alexis, dessen Brandenburger Romane mit Ausnahme des „Cabanis“ (1832) in die vierziger und fünfziger Jahre fallen, Auerbach und Stifter, die jetzt auf ihrer Höhe standen, hier ausführlicher zu charakterisiren, aber der Schwerpunkt bei der Beurteilung der litterarischen Leistungen einer Zeit ist natürlich auf die Dichter und ihre Werke zu legen, die erst in ihr hervorgetreten, ihr ganz angehören. So wende ich mich denn zu den homines novi.

Es sind meiner Ansicht nach sieben Dichter, die, in den fünfziger Jahren zur Wirkung gelangt, eine besondre Stellung, eine Stellung für sich allein in Anspruch nehmen dürfen, keiner Gruppe einzufügen, keiner Schule beizuzählen sind, und zwar wird dieses Siebengestirn großer poetischer Talente von Reuter, Freytag, Storm, Groth, Keller, Scheffel, Raabe, oder in besserer Anordnung als der nach den Geburtsjahren von Freytag, Reuter, Raabe; Groth, Storm, Keller, Scheffel gebildet — das Semikolon zeigt die Auflösung des Siebengestirns in ein Drei- und ein Viergestirn an, von denen das Dreigestirn die Prosaiker, das Viergestirn die Poeten umfaßt. Die Prosaiker könnte man auch Humoristen nennen, doch fehlt es auch den Poeten, namentlich Keller und Scheffel, nicht an Humor. Sonst haben die Sieben wenig gemein, es sei denn etwa Freytag und Reuter den von Dickens beeinflußten Realismus und annähernd den geistigen Gesichtskreis, Storm und Keller die künstlerische Feinheit und gelegentlich die künstlerische Stimmung. Das jüngste Deutschland

Digitized by Google

hat in seiner kritischen Sünden Maienblüte alle sieben als „episodische Dichter“ und „Spezialisten“ in einen Topf geworfen; sie sind natürlich so etwas, wie es alle Talente bis zu einem bestimmten Grade sind, das hat sie aber nicht gehindert, Weltbilder von selbständiger Lebensauffassung zu schaffen oder doch im Engsten das Weiteste zu spiegeln. Mag man Freytag den Dichter der Bourgeoisie, Reuter einen mecklenburgischen Dorf-Dickens, Raabe den Dichter alter Nester, Groth einen Dialektlyriker, Storm einen manierirten Kleinmaler, Keller einen Schweizer Lokalpoeten, Scheffel endlich einen Archaisten nennen, das alles sind tadelnde Bezeichnungen, die von äußern Dingen hergenommen sind; wer tiefer in die Werke der Dichter eingedrungen ist und die jüngern „Kollegen“ so reden hört, der kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Es hat in Deutschland immer Kritiker gegeben, die nicht begriffen, daß jedes Bild einen Rahmen haben muß oder voraussetzt, und daß der große Künstler gerade durch die richtige Fügung des Rahmens oder, wenn man will, Beschneidung des Bildes die richtige Perspektive zu gewinnen weiß, die ferner die Größe eines Kunstwerks entweder nur nach dem Stoff oder nach dem philosophischen Wert des Problems beurteilten und thaten, als ob der Dichter unter einem Alexander oder Napoleon, einem Faust oder Hamlet eigentlich gar nicht anfangen dürfe. Diese Leute waren und sind es, die sich jetzt erkühnen, auf die großen Dichter der fünfziger Jahre mit Verachtung herabzusehen, obwohl sie keinen von ihnen auf seinem eigensten Gebiete bisher erreicht, geschweige denn übertroffen haben.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, Gustav Freytag zu einem der größten deutschen Dichter zu erheben und ihm eine tiefgehende Wirkung noch auf Geschlechter hinaus zu prophezeien; ich weiß sehr wohl, daß der Dichter Freytag von dem Schriftsteller schwer zu trennen ist, und daß seine Werke sämtlich starke Zeitelemente enthalten, die ihr Veralten nach und nach herbeiführen werden. Ja man kann schon jetzt in den Hauptwerken Freytags, in den „Journalisten“ sowohl wie in den beiden Romanen „Soll und Haben“ und der „Verlornen Handschrift“ trotz des noch frischen Humors einzelnes nur durch Vermittlung geschichtlicher Anschauungen vollständig genießen. Das hindert aber nicht, daß alle drei Werke in sich abgeschlossene Zeit- und Weltbilder bleiben werden, wie sie nur einem starken Talent, einem weitblickenden Geiste gelingen, daß in ihnen ein so großes Stück echtdeutschen Lebens steckt, wie vielleicht in keinem neuern Werke gleicher Gattung, und daß sich wenigstens die deutsche Jugend noch lange Zeit durch das Lesen dieser Werke zum Verständnis unsrer Zeit wird hinaufarbeiten können. Auch für die „Ahnen“ möchte ich eine bis ins nächste Jahrhundert dauernde Wirkung auf die Jugend in Anspruch nehmen, wenn mir auch nicht entgeht, daß sie für die deutsche Geschichte lange nicht das sind, was Scotts Romane für die schottische und Alexis Romane für die brandenburgische, mittelbar selbst für die deutsche Ge-

Digitized by Google

schichte sind. Die längste Lebensdauer unter den Werken Freytags darf man wohl den „Journalisten" zusprechen. Soweit die deutschen Lustspiele, etwa den „Zerbrochnen Krug" ausgenommen, hinter der Komödie im weitesten Sinne, ja dem Charakterlustspiel in der Art Molières zurückbleiben, so hoch erhebt sich Freytags Werk über die zahllosen Durchschnittserzeugnisse und muß bis auf weiteres mit Lessings „Minna von Barnhelm" als der Typus des vornehmen deutschen Lustspiels gelten; es wird auch wie dieses Stück später „historisch" wirken, ja es thut das eigentlich schon jetzt.

Ähnlich wie mit Freytag steht es heute mit Fritz Reuter. Wie der Schlesier, ist auch der Mecklenburger ein Menschenalter hindurch das Entzücken der weitesten Kreise gewesen, bis man denn nun erkennt, daß er veraltet, was doch ein großer Dichter nicht darf. Ich entsinne mich noch recht gut, daß man Reuters humoristische Hauptschöpfung, den Inspektor Bräsig, kühn neben den Don Quixote stellte; inzwischen hat man gefunden, daß er nicht wie dieser in die Weltlitteratur, ja nicht einmal zu den Schöpfungen gehört, in denen ein ewiger Menschentypus Gestalt gewonnen hat. Dennoch steckt auch in Reuters Werken eine ganze Zeit und eine eigne Welt, es steckt auch eine liebenswürdige Persönlichkeit drin, sodaß noch immer genug Veranlassung bleibt, sich in sie zu vertiefen, selbst wenn sie einmal wirklich altmodisch geworden sein sollten. Einige der kleinern Werke Reuters, vor allem „Dorchläuchting," haben ja auch künstlerische Form und werden sich durch diese erhalten. Wie Freytag für die Jugend, so wird Reuter für das Volk noch lange Zeit große Bedeutung haben. Wem von den Nachlebenden kann man überhaupt eine Bedeutung für das Volk zugestehen?

Der dritte und jüngste dieser Prosaiker und Humoristen (ich weiß, nebenbei bemerkt, Reuters „Hanne Nüte" wohl zu schätzen), Wilhelm Raabe, hat wohl die größte Zukunft von allen dreien. Er ist bei weitem die stärkste und originellste Persönlichkeit unter ihnen (ich wählte absichtlich das Fremdwort), der ausgesprochenste Humorist, darum von vornherein auf engere Kreise angewiesen, aber auch berufen, diese um so länger festzuhalten. Scheinbar ist seine Darstellung weniger groß und frei als die Reuters oder gar Freytags, er stellt nicht die Breite, sondern die Enge, nicht das Normale, sondern das Abnorme dar; überblickt man aber die Gesamtheit seiner Werke, so erkennt man, daß er im Grunde vielseitiger und, ich möchte sagen, deutscher als die beiden andern ist, z. B. allen deutschen Stammeseigentümlichkeiten gerecht zu werden vermag, und auch seine besondre, aus dem Herzen stammende Größe wird auf die Dauer niemand verborgen bleiben. Obwohl er nie Verse veröffentlicht hat, ist er ganz und gar Dichter. Die Zeit wird freilich eine Sichtung unter seinen zahlreichen Werken vornehmen, aber einzelnes, wie den „Horacker," kann man schon jetzt ruhig unter den eisernen Bestand der deutschen Litteratur aufnehmen.

Digitized by Google

Wie bei Reuter, sehe ich auch bei Klaus Groth völlig davon ab, daß er im Dialekt gedichtet hat. Die innere Notwendigkeit, es zu thun, war vorhanden, und das Beispiel der allemannischen Gedichte Hebels hatte längst bewiesen, daß eine Sammlung von Dialektgedichten in ganz Deutschland klassische Geltung gewinnen und behalten kann. Nach Uhlands Tode 1862 sagte Hebbel, jetzt besteige Klaus Groth den lyrischen Thron in Deutschland, und in der That ist seine Stellung im Norden eine ganz ähnliche wie die Uhlands im Süden, ja das lyrische Talent beider ist verwandt, obwohl man doch wieder den Unterschied zwischen dem Schwaben und dem Niedersachsen nicht übersehen darf. Klaus Groths „Quickborn" ist eine Gedichtsammlung, der in der ganzen deutschen Litteratur, mit Ausnahme vielleicht von Hebels Gedichten, nichts an die Seite zu stellen ist, der getreue und allseitige Ausdruck eines ganzen Volkstums, und zwar eines noch ungebrochnen; selbst die persönlichste Lyrik bleibt im allgemeinen im Rahmen dieses Volkstums. Und zu der Lyrik des „Quickborn" bilden die „Vertelln" Klaus Groths die Ergänzung, indem sie das Zuständliche auf niedersächsischer Erde vor Anbruch der neuen Zeit, alles, was nicht in die lyrische Form aufging, mit meisterhafter Kunst darstellen, mit einer Kunst, die über Reuter hinausgeht und an Otto Ludwig in seinen Thüringer Erzählungen erinnert. Es wäre zu wünschen, daß Klaus Groth endlich Nachfolger bei den übrigen deutschen Stämmen fände, wenn nicht die Stammesart in neuerer Zeit vielleicht schon zu sehr angegriffen ist, als daß sie noch den mächtigen Trieb zur Selbstdarstellung in sich trüge. Einige Hoffnung, daß es doch noch nicht der Fall ist, giebt mir — es mag das wunderlich klingen — Gerhart Hauptmann.

Auch Klaus Groths Landsmann, Theodor Storm, wurzelt im niedersächsischen Stammestum, das übrigens bei ihm als Schleswiger schon etwas nordisches hat; er ist aber dadurch viel weniger gebunden, ist viel mehr persönlicher Künstler als Groth. Das Urteil über Storm schwankt immer noch etwas, einige heben ihn weit über seine Landsleute Hebbel und Groth hinaus und möchten ihn als den größten Dichter der ganzen Zeit anerkannt wissen, andre sehen in ihm immer wieder nur den virtuosen Kleinmaler. Daß er als Lyriker mit Mörike, als Novellist mit Stifter einige Verwandtschaft hat, wird nicht zu leugnen sein, ebenso wenig aber, daß er sehr bald zur Selbständigkeit gelangte und unter den deutschen Dichtern einer der größten „Spezialisten" wurde, die je gelebt haben. Vortrefflich ist der von Adolf Stern gebrauchte Vergleich Storms mit einem jener alten holländischen Landschafter, deren zauberhaften Stimmungsbildern wir uns noch heute nach Jahrhunderten nicht entziehen können, doch hat Storm in seiner Weise auch den Umfang der Menschennatur und der moralischen Welt so ziemlich umschritten. Ihn an die Spitze aller modernen Lyriker zu stellen, wie das wohl geschieht, kann mir nicht in den Sinn kommen, dort stehen für mich immer noch Eduard

Digitized by Google

Mörike und Hebbel mit seinen paar Dutzend einzigen Gedichten. Aber das, was ich „spezifische Lyrik" nenne, ist die Storms auch, und den Novellisten Storm übertrifft für mich nur einer: Gottfried Keller.

Gottfried Keller ist für mich der größte der Sieben, ein Talent, das dem Genie in seinen Wirkungen nahekommt. Seinen „Grünen Heinrich" nenne ich den besten deutschen Roman nach Goethes „Werther" und nehme für ihn allgemein-menschliche, zeitlose Bedeutung in Anspruch, und seiner Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla" finde ich nichts an die Seite zu setzen, höchstens, daß man aus Turgenjews Novellen einen gleichwertigen Band zusammenstellen könnte. Der Deutsche und der Russe stehen einander überhaupt nicht allzufern, auf beide könnte man wohl die von Turgenjew irgendwo gebrauchte Bezeichnung eines „partiellen Goethe" anwenden. Gegen Storm gehalten, ist Keller trotz seines Schweizertums (man muß Gotthelf lesen, um dieses bei Keller auf seine wahre Bedeutung zurückzuführen) fast Weltdichter, gegen Paul Heyse, den dritten großen deutschen Novellisten, vor allem eine Natur. Ich verhehle mir nicht, daß Kellers Entwicklung im Laufe der sechziger und siebziger Jahre seinen Anfängen nicht entsprach, so wunderbar auch einzelne seiner spätern Novellen sind, so sicher auch „Martin Salander" noch ein Weltbild giebt; aber in der Gesamtheit seines Schaffens ist Keller doch eine ganz einzige Erscheinung, und er allein wäre, wenn die in die Zukunft weisenden Genies Hebbel und Ludwig nicht dawären, imstande, den Vorwurf des Epigonentums von der Litteratur der fünfziger und sechziger Jahre abzuwälzen. Bezeichnend ist übrigens, daß er von den Sieben zwei Jahrzehnte hindurch die geringsten Erfolge gehabt hat; erst in den achtziger Jahren begann er allgemein bekannt zu werden — als der Bankerott der eigentlichen Bourgeoispoesie nicht mehr zu verkennen war.

Der richtige Mann des Erfolgs ist dagegen Joseph Viktor Scheffel gewesen, wenn auch nicht gleich nach seinem Auftreten. Ich habe, das muß ich aufrichtig gestehen, einiges Bedenken getragen, Scheffel unter die Großen aufzunehmen — man hat sich eben zu oft über die „Scheffelei" geärgert. Aber es wäre doch unrecht, den Dichter des „Ekkehard" und auch des „Trompeters" von den großen Dichtern der Zeit auszuschließen, selbst wenn er den Ansprüchen an eine bestimmte Ausschöpfung des Lebens nach seiner Breite und Tiefe weniger als die andern sechs gerecht werden sollte. Die beiden genannten Werke sind vollgiltige Kunstwerke und als solche unvergänglich, soweit man hier eben von Unvergänglichkeit reden kann. Dabei darf uns die archaisirende Richtung Scheffels nicht weiter stören; soweit sie in seinen Hauptwerken zu Tage tritt, war sie unbedingt berechtigt, gehört zur Charakteristik der Zeit, in der Scheffel lebte, und kann jederzeit so wieder kommen, ohne daß man deshalb der Dichtung das unmittelbare Leben absprechen dürfte. Am nächsten von den sechs Genossen steht er im Grunde Freytag, er ist dessen süddeutsche Ergänzung,

Digitized by Google

doch ist Freytag als Persönlichkeit bedeutender, wie Scheffel als Dichter im engern Sinne. Ferner bildet Scheffel die Überleitung von diesen homines sui generis zur Schule, zu den Münchnern.

Als Gesamtkennzeichen aller dieser Dichter möchte ich zum Schluß noch hervorheben, daß sie, wenn sie auch dem Geiste der klassischen Periode sämtlich nicht fern stehen (selbst Hebbel und Ludwig, die an der Praxis der klassischen Dichter, namentlich Schillers, so viel auszusetzen haben, bedeuten keinen Bruch mit der Vergangenheit), doch in ihrer Poesie über diese hinausweisen. Und zwar finde ich das neue dieser Poesie nicht sowohl in dem Realismus, den sie samt und sonders vertreten — auch Goethe war ja Realist —, sondern in der Art, wie sie ihr vom Stammestum beeinflußtes poetisches Temperament bei der Gestaltung des Lebens jederzeit frisch und frei zu erhalten wissen und weder der litterarischen Überlieferung noch den rohen Mächten der Wirklichkeit unterliegen. Das ist echter Dichter Art, und so ist die Auffassung der deutschen Dichtung von 1850 bis 1890 als einer Epigonenpoesie nicht haltbar. Die klassische Höhe wurde nicht erreicht und konnte nicht erreicht werden, da Genies wie Goethe, gewaltige Persönlichkeiten wie Schiller, Universalgrößen wie Herder nicht zweimal in einem Jahrhundert einem Volke zu teil werden, aber die selbständigen Naturen fehlten nicht, und einige wenigstens weisen in die Zukunft. Mit ihnen kamen dann freilich Epigonen auf, und die Zeitgenossen fielen diesen zu, aber die Geschichte der Dichtung ist nicht wie die Kulturgeschichte im allgemeinen Geschichte der Durchschnittserscheinungen, in ihr entscheiden die selbständigen Geister.

Außer jenen Sieben schufen übrigens in den fünfziger und sechziger Jahren auch noch zahlreiche mehr oder minder selbständige Talente zweiten und dritten Ranges. Bei einem, bei Wilhelm Jordan, könnte man sogar zweifelhaft sein, ob er nicht unter die Großen gehöre, vor allem wegen seiner beiden Lustspiele „Durchs Ohr“ und „Der Liebesleugner,“ die die besten Versuche des romantischen Lustspiels sind, die wir Deutschen haben. Auch dem „Demiurgos“ und den „Nibelungen“ ist die hohe Bedeutung, als Gewolltem wenigstens, nicht abzusprechen. Jordan ist überhaupt weniger „Spezialist“ als die Sieben, an Stärke des dichterischen Naturells freilich allen untergeordnet. Mit ihm zusammen kann man die Talente nennen, die gleich ihm aus der politischen Lyrik erwuchsen, Dingelstedt, einen Poeten reicher Ansätze, Prutz, Waldau, Meißner, Moritz Hartmann, jetzt alle fast vergessen, Gottschall, den fruchtbarsten, vielseitigsten und einflußreichsten, aber auch den unerquicklichsten. Näher als diese stehen mir Erzähler wie W. H. Riehl, Edmund Höfer, Leopold Kompert und von den jüngern, aber in dieser Zeit wurzelnden, Adolf Stern, die alle einzelne Meisterstücke geschaffen haben, ferner die Epiker Scherenberg und Löher, die Dramatiker Nissel und Lindner und eine Anzahl von Geibel nicht abhängiger Lyriker wie J. G. Fischer und Hermann Allmers. Bei ihnen allen findet man

Digitized by Google

das eine oder das andre Nichtepigonische. Verhältnismäßig wertvoll ist auch, wie schon erwähnt, die Unterhaltungslitteratur dieser Zeit, an der sich unzweifelhaft poetische Talente wie Holtei und Levin Schücking beteiligten, und in der Hackländer und Gerstäcker die am meisten genannten waren — es war die letzte Periode, in der die Unterhaltungslitteratur in den Händen der Männer war. Und selbst die Bühnenlitteratur dieser Tage mit ihrem Benedix an der Spitze soll man nicht unterschätzen — man war, wenn man Bauernfeld, Putlitz und noch einige feinere Talente hinzuzieht, einem wirklich deutschen Lustspiel nie so nahe wie damals, gehören doch auch die „Journalisten" und Jordans Stücke den fünfziger Jahren an.

Genies und große Talente gehen ihren eignen Weg; die Schulen gehen mit der Zeit. So kommen wir nun zu den Münchnern.

4

Es ist eine in engern Kreisen zur Genüge bekannte Thatsache, daß die Münchner Dichterschule eigentlich in Berlin entstanden ist, und zwar in dem Hause des Kunsthistorikers Franz Kugler, dem Emanuel Geibel nahestand, und wo Fontane, Friedrich Eggers, Paul Heyse, der Kuglers Schwiegersohn wurde, und Roquette verkehrten, von einer Anzahl unbedeutenderer Dichter abgesehen. Wenn man will, kann man auch den „Tunnel über der Spree," die damalige Berliner Dichtergesellschaft, als die ursprüngliche Heimat der Münchner betrachten, obwohl in ihm auch Männer andrer Art, „Reaktionspoeten" wie Louis Schneider und Georg Hesekiel saßen. Den ihnen eigentümlichen verwandtschaftlichen Zug zur bildenden Kunst haben die Münchner ohne Zweifel aus dem Hause Kuglers mit hinweggenommen, so sicher er auch seine innere Ursache hat, und er ist dann auf dem Boden der Isarstadt immer stärker hervorgetreten; die Schulgewohnheiten, die die Münchner länger als irgend ein Dichtergeschlecht festgehalten haben, entstammten dem Tunnel, aus ihm ist das „Krokodil" geschlüpft.

Geistig wurde jedoch die Dichterschule weder in Berlin noch in München geboren, da ist ganz Deutschland ihre Heimat. Als ihre geistigen Väter kann man außer dem alten Romantiker Eichendorff, der bekanntlich auch in Berlin lebte, Emanuel Geibel betrachten, dessen berühmte Gedichtsammlung 1840 hervortrat, und Kinkel, dessen „Otto der Schütz" 1846 erschien, und vielleicht noch Strachwitz, der der Vorgänger des neuen Sturms und Dranges war. Auch Dichtungen wie Zedlitzens „Waldfräulein" (1843) und die Epen von Viktor von Strauß wären etwa noch heranzuziehen, um den Geist der neuen Poesie zu kennzeichnen, die vor allem als bewußte Opposition zu der liberalen, freigeistigen Tendenzpoesie auftrat und darum teils gläubig, aufdringlich gläubig, also von der entgegengesetzten Tendenz beseelt, teils tendenzlos war und das l'art pour l'art auf ihre Fahne schrieb. Das erste erfolgreiche Werk der neuen



Digitized by Google

Richtung war Redwitzens „Amaranth“ (1849), als katholisches Tendenzwerk natürlich den Berliner Münchnern verhaßt, künstlerisch aber ganz sicher aus ihrem Geiste geboren, von einem verwandten Talent geschaffen, das sich denn auch wirklich ganz im Sinne der Münchner entwickelte. Das protestantische Norddeutschland lieferte dann als Gegengift gegen die „Amaranth“ „Waldmeisters Brautfahrt“ von Otto Roquette (1851); in demselben Jahr traten Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy“ hervor, auch ein Gegengift gegen die „Amaranth“ und in der schwülsten Zeit der Reaktion immerhin etwas wie ein frischer Luftzug. Und darauf kam die ganze Flut der Wald-, Blumen-, Märchen- und Spielmannsdichtung, von deren Vertretern ich nur Adolf Böttger („Hyacinth und Liliade“ schon 1849), Gustav zu Putlitz, Julius Rodenberg und August Becker nenne. Scheffels „Trompeter,“ der auch hierher gehört, folgte 1854. Inzwischen war Geibel (1852) nach München berufen worden, Grosse kam in demselben Jahre, Bodenstedt und Heyse folgten 1854, 1855 erschien Schack, und so fand sich die Münchner Schule allmählich zusammen.

Wenn es das Kennzeichen des Sturms und Dranges ist, daß man zunächst in heftiger Weise gegen die poetischen Vorgänger und die Zeitgenossen, die nicht an dem gleichen Strange ziehen, auftritt und nicht bloß eine neue Kunst, sondern auch neue Lebensformen heraufzuführen vermeint, so sind die Münchner, wenigstens die jüngern, sicher Stürmer und Dränger gewesen, wenn sich auch ihr Sturm und Drang nicht gerade allein auf Münchner Boden, sondern zum Teil schon früher, für Heyse und Genossen z. B. in Berlin, für Roquette und Grosse in Halle abspielte und niemals plebejische Formen annahm, wie der von 1770 und der von 1890. Ein gutes Teil wurde übrigens auch noch mit in die Isarstadt gebracht und kam dort zur Blüte. Charakteristisch für die Münchner ist vor allem, daß sie sich durchaus als Künstler fühlen, im Gegensatz zum Philister, aber auch zum jungdeutschen Publizisten, und freilich wohl auch in der dunkeln Empfindung, daß der Poet durch den Anschluß an die Jünger der bildenden Künste im wirklichen Leben nur gewinnen könne, daß Künstler immer etwas, Dichter gar nichts sei. So wurden die Sammetröcke und Kalabreser der Maler und der Bildhauer auch für die Dichter Mode, und selbst das Haupt des Kreises verschmähte sie nicht, marschierte dahin „halb Minstrel, halb Landsknecht,“ wie Hans Hopfen sagt. Doch das ist nur eine charakteristische Kleinigkeit. Was die Münchner vor allem zur bildenden Kunst zog, war nicht das genialische Wesen ihrer Vertreter, sondern die in dem Talent der meisten begründete Richtung auf die formale Schönheit, die zu einem einseitigen Schönheitskultus führte. Hier liegt sowohl ihre besondre Bedeutung als die Ursache ihres Versinkens in Formalismus und Akademismus, der Abwendung ihrer Poesie vom Leben oder doch seinen größten und schwersten Problemen. Aber trotz ihres Schön-

Digitized by Google

heitsdienstes, ihres Strebens nach reiner Poesie unterließen die Münchner selbstverständlich nicht, den Kampf gegen die ihnen feindlichen und unsympathischen Richtungen mit den hergebrachten Waffen zu führen, und als Schützlinge eines Königs und Schutzverwandte Cottas und der Allgemeinen Zeitung verfügten sie über eine große Macht, sodaß sie bald zu Herrschern auf dem Gebiete der Litteratur wurden, zumal da ihnen die von Freytag und kritisch von Julian Schmidt vertretne Richtung, die zwar andre, realistische Tendenzen, aber dieselben Gegner hatte, zu Hilfe kam. Als Gutzkow unter den Streichen Julian Schmidts anscheinend dahinsank, da war auch in München große Freude, und zu Hebbel haben sich die Münchner im allgemeinen nicht anders gestellt als Auerbach und Genossen, die ihn, und sie wußten wohl, warum, nicht vertragen konnten; sie haben ihn gefürchtet, gehaßt und verfolgt, obwohl er ihnen gewiß nicht zu nahe getreten ist, wenn er auch an ihren hübschen Sachen nicht gerade viel Freude gehabt haben wird. Paul Heyse darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine ungünstige Kritik der reifsten Gedichtsammlung Hebbels geschrieben zu haben; von ihm stammt auch das famose Epigramm von der „gährenden Phantasie, die unter dem Eise brütet," das man früher immer zitirte, wenn man von Hebbel nichts kannte. Nun, wer wollte es Paul Heyse übelnehmen, daß es ihm entging, daß zur geistigen Bewältigung der heutigen Weltzustände die zersetzende Reflexion leider ebenso nötig war, wie zu ihrer Darstellung eine so gewaltige Naturkraft wie die Hebbels, auch daß der Dichter nach und nach die Ausgleichung und eine Schönheit erreichte, die freilich nicht so zu Tage liegt wie die Münchner. Ich würde diese Dinge gar nicht erwähnen, wenn sie nicht wirklich charaktristische für die Münchner wären. Wer wollte leugnen, daß es gute Gesellen waren? Aber sie sind immer mit dem Strom gezogen und haben vor dem Erfolg den größten Respekt gehabt, so großen, daß sie, als sich später schlechte Elemente in Deutschland seiner bemächtigten, zum Teil selbst mit diesen auskamen. Hebbel und Gutzkow haben sie angegriffen, Lindau und Blumenthal, so viel ich weiß, nicht. Aber ich schreibe ja keine Anklageschrift, und ein deutscher Dichter hat am Ende besseres zu thun, als den Parnaß zu säubern. Um 1860 herum, das behaupte ich hier der jetzt herrschenden Meinung entgegen, hatten die Münchner volles Lebensrecht; sie brachten die Poesie, die das deutsche Bürgertum brauchte, um sich in seiner Haut und in seinem Hause behaglich zu fühlen, sie standen auf der Höhe der deutschen Kultur und gaben dieser nach der poetischen Seite hin die Form — was eigentlich keine litterarische Richtung vor ihnen vermocht hatte, nicht einmal die klassische Dichtung, die auf ausgewählte Kreise beschränkt bleiben mußte. Kein Geringerer als Karl Goedecke hat dies übrigens anerkannt, indem er hervorhob, daß seit der Reformation keine Poesie im Volke einen so breiten Boden gewonnen habe wie die der Münchner; nur hätte er dies „Volk" als das charakterisiren sollen,

Digitized by Google

was es war, nämlich die ungeheuer angeschwollne Masse der Gebildeten. Mit welchen Mitteln aber die Münchner das einmütige Wohlgefallen der Gebildeten errangen, wird eine kurze Betrachtung der hervorragendsten Dichter lehren.

Emanuel Geibel hat ein Vierteljahrhundert lang als der größte deutsche Dichter seiner Zeit gegolten und hatte auch als „Herold des nationalen Gedankens" eine hervorragende Stellung verdient. Heute ist nicht viel mehr von ihm die Rede, er gehörte eben zu den Dichtern, die vor allem die Sprecher ihrer Zeit sind und daher, sobald eine neue Zeit kommt, von andern abgelöst werden. Eine genaue Durchsicht von Geibels Werken wird ergeben, daß wenig oder nichts von ihm den höchsten Ansprüchen genügt, obwohl andrerseits nicht zu verkennen ist, daß der Dichter an der Ausbildung seines beschränkten Talents unaufhörlich gearbeitet und in der That eine größere Mannichfaltigkeit der Stoffe wie die vollständige Beherrschung der äußern Form erreicht hat. Die elementare Kraft wie das feine Gefühl für innere Form kann man sich aber nicht geben, und so finde ich bei Geibel kaum ein spezifisch lyrisches Gedicht, nicht einmal einen ganz eignen Ton, wohl aber, zumal in der ersten Sammlung, die Töne aller bedeutenden Vorgänger Geibels, ja selbst ihre Erfindungen, wie z. B. die Lotosblume Heines. Und Eklektiker ist der Dichter sein Leben lang geblieben. Als ihm ganz eigen erscheint nur jene rührselige Rhetorik, die Gedichte wie „O rühret, rühret nicht daran," „Wenn sich zwei Herzen scheiden," „Sie redeten ihr zu, er liebt dich nicht" zu dem Entzücken der weitesten Kreise gemacht hat. In seiner spätern Dichtung ist diese Rührseligkeit allerdings echte Resignation, der Dichter überhaupt männlicher geworden, namentlich auch durch die Berührung mit der Geschichte; doch kann ich selbst die Bewunderung für den „Tod des Tiberius," in dem Geibel nach einem unsrer jüngsten Lyriker „eine sonst nur dem Genie vorbehaltene Höhe" erreicht haben soll, nicht teilen. Die Geschichte mit dem Szepter, das der kranke Tiberius aus dem Fenster wirft und der germanische Legionssoldat, der Christus hat sterben sehen, aufhebt — es soll den Übergang der Weltherrschaft von den Römern zu den Germanen und den einstigen Sieg des Christentums symbolisiren —, ist mir zu gemacht, ein bloßer Einfall, ein Blender, der an die Concetti der alten akademischen Kunst erinnert. Über die Dramen Geibels braucht man kein Wort zu verlieren, Dramatisches ist ja nicht darin. Stellt sich aber das poetische Verdienst Geibels heute als nicht so bedeutend dar, wie man im Hinblick auf die von dem Dichter so lange eingenommne Stellung annehmen sollte, so ist doch die ihm bei Lebzeiten dargebrachte Verehrung und Bewunderung wohl verständlich. Geibel ist der letzte deutsche Dichter, der mit Glück eine Art hohenpriesterlicher Würde zu bewahren wußte, seine Poesie ist in jeder Beziehung rein und vornehm, und als Herold des nationalen Gedankens hat er, wie gesagt, nicht seinesgleichen. So war er zum Haupte einer Schule wie berufen, so konnte er die weitesten Kreise eines nach klingender und

Digitized by Google

empfindungsvoller Poesie verlangenden Bürgertums gewinnen, so konnte er namentlich die Jugend, die weibliche wie die männliche, fesseln und begeistern. Er hat somit nicht umsonst gelebt, und eine bedeutende geschichtliche Stellung wird ihm bleiben, auch wenn man seine Werke nicht mehr genießt.

Auf die kleinern Talente der Zeit ist Geibel von unermeßlichem Einfluß gewesen, man kann Dutzende von „Geibelianern" zählen, denen sowohl sein Pathos wie seine rührselige Rhetorik nicht übel gelingt. Ich erwähne nur Gerok, den geistlichen, und Rittershaus, den patriotischen Dichter, die beide, da sie Rhetoriker sind, ziemlich unverdient zu hohem Rufe gelangten.

Als zweites Haupt der Münchner hat man immer Paul Heyse angesehen, ja gerade ihn als Typus des Münchner Dichters aufgefaßt und, als die Herrschaft der Schule zusammenbrach, die volle Schale naturalistischen Zorns auf sein Haupt entleert. Karl Bleibtreu wandte auf ihn das von Karl II. Stuart gebrauchte Wort an: „Er sagte nie ein unschönes Wort und that nie eine schöne That," und noch neuerdings hat der Essayist Wilhelm Weigand, viel ernster zu nehmen als Bleibtreu, Heyse sehr scharf und ungünstig charakterisirt. Ich setze die kurze Charakteristik hierher: „Männer wie Paul Heyse sind bei aller Begabung fast nie das Glück einer Litteratur, ja eher ein Unglück zu nennen, insofern sie als Pfleger eines gealterten, engen Geschmacks die Bildung neuer Formen mit neuem Gehalt verhindern. Sie sind geborne Epigonen: die Schönheit der übernommnen Form wird zur charakterlosen Glätte, die Pflege des Idealen zur Feigheit vor den schrecklichen Seiten und Problemen des Lebens, die bewußte Künstlerschaft zu seichtem Epikureertum, und ehe man sichs versieht, ist auch die Manier da, mag sie sich auch nur, wie bei Heyse, in einer süßlichen Form äußern. Ich frage alle aufs Gewissen, ob sie je bei der Lektüre dieses zu fruchtbaren Schriftstellers einen tiefen unerwarteten Schauer des Göttlichen, einen plötzlichen, ungeahnten Einblick in das unermeßliche Reich der Schönheit genossen haben. Da redet man sich dann billigerweise mit der Vornehmheit hin(!)aus, obwohl ja gerade jenes rastlose Produziren, jenes Etwasseinwollen, was man nicht ist, zum Beispiel Dramatiker, durchaus plebejisch genannt werden muß. Auch als Prosaiker hat Heyse nie die ruhige Meisterschaft eines (!) Goethe oder Gottfried Keller erreicht, deren Größe sich gerade darin offenbart, daß sie als große Herren der Sprache auch hie und da eine Nachlässigkeit wagen dürfen, was nicht besagen will, daß sie je schlecht schreiben, wie es Heyse bisweilen that. Wir bedürfen der Dichter für Männer; ein Schriftsteller, der Liebling der heutigen Frauen und nur der Frauen ist, kann nie zu den großen Meistern gehören." Daran ist gewiß viel wahres, dennoch unterschreibe ich das Urteil nicht: eng war der Geschmack der Münchner wohl, aber gealtert erscheint er doch erst heute; als Heyse auftrat, war er zeitgemäß. Von der schrecklichen Seite und den Problemen des Lebens haben sich die Münchner und auch Heyse nicht ganz ferngehalten, sie haben

Digitized by Google

sie nur in einer uns unangemessen erscheinenden Weise behandelt; man könnte in Heyses Novellen, so stark das Erotische in ihnen hervortritt, doch vielleicht eine ganze Reihe von Problemen nachweisen, die auch der modernen Kunst „liegen," keins freilich ist mit dem Ernst und der Gründlichkeit entwickelt, die uns heute, wo wir eine viel engere Verbindung von Kunst und Leben wollen, notwendig erscheinen. Dem Talent Heyses fehlt eben wie dem Geibels das Elementare, seine Kunstanschauung dringt nicht in die Tiefe, und so geht seiner Dichtung die Größe ab. Aber das künstlerische Streben ist bei Heyse so wenig wie bei Geibel zu verkennen, er schafft keineswegs ins Blaue hinein, und da er nicht auf das Lyrische beschränkt, vor allem Epiker ist, kommt er weiter und giebt in der That ein Bild der Welt, das bei aller Beschränktheit doch zu fesseln vermag. Kann man Theodor Storm mit einem der großen holländischen Landschafter, Ruysdael oder Hobbema, vergleichen, so kann man bei Heyse an einen jener virtuosen Gesellschaftsmaler, etwa Mieris, erinnern, die ja auch ihre Liebhaber haben, und nicht bloß wegen ihrer wunderbaren Stoffmalerei. Eine Kunst für Liebhaber, das ist auch Paul Heyses Kunst; dennoch glaube ich, daß er mit einer Anzahl seiner Werke in das künftige Jahrhundert übergehen wird.

Das dritte Haupt der Münchner Schule, Graf Schack, der, wie er nicht zum „Krokodil" gehörte, immer auch ein wenig im Hintergrunde der Litteratur stehen geblieben ist, kann viel kürzer abgethan werden als Geibel und Heyse. Er ist als Poet wie als Persönlichkeit schwächer als sie, überragt sie aber an weltmännischer Bildung und erscheint als einer der in der deutschen Litteratur nicht häufigen Dichter, deren Dichtung stofflich einen Zug in die Weite, einen internationalen Zug hat. Noch mehr Eklektiker als Geibel, noch mehr Formenmensch als Heyse, hat er auf das deutsche Volk kaum irgendwelche Wirkung gewonnen, da diesem ja — man kann „leider" sagen — die romanische Formfreude, die wohl zu Schack hätte ziehen können, abgeht.

Von den übrigen Münchnern ist zuerst Julius Grosse zu erwähnen. Er hat eine unablässig thätige Phantasie, die fast an die seines Thüringer Landsmanns Otto Ludwig erinnert, und ist darum ein gewaltiger Stofferoberer; das Leben wird ihm zur Dichtung und die Dichtung zum Leben. Geschätzt ist namentlich sein starkes lyrisches Talent, und es giebt Leute, die der Ansicht sind, daß er mehr als Heyse hätte werden können, wenn er nicht immer im Schatten hätte stehen müssen. Hermann Lingg, den Geibel bekanntlich in die Litteratur einführte, geht nicht ganz in den Münchner Schulrahmen, er war ja auch kein Eingewanderter, sondern ein Urbaier. Von seinen geschichtlichen Dichtungen, die die Geibels an elementarer Gewalt übertreffen, wie von seiner Lyrik wird manches bleiben. Auf Jungmünchen, die Hopfen und Leuthold, Dahn und Hertz, Wilbrand und Jensen, will ich in anderm Zusammenhange kommen. Die Eingebornen Hermann v. Schmid, Karl v. Heigel, H. v. Reder

Digitized by Google

und Franz Trautmann, dieser nicht zum „Krokodil“ gehörig, kann man wieder nicht ohne weiteres zur Schule rechnen, wohl aber Redwitz und Roquette und manche andre Dichter, die nie nach München gekommen sind.

Eine Art Sonderstellung in dem Bunde haben stets Bodenstedt und Scheffel eingenommen, so unleugbar auch ihre nahe Verwandtschaft mit den Münchnern war. Scheffel habe ich bereits charakterisirt, Bodenstedt war eigentlich nur Formtalent, weswegen er denn auch an jeder größern Aufgabe scheiterte. Auch seine „Lieder des Mirza Schaffy“ verdienen ihren Ruhm nicht, obwohl sie ihrer Zeit schon eine gewisse Bedeutung hatten; liest man sie heute, so erstaunt man über ihre lyrische und geistige Armseligkeit. Immerhin haben sie Munterkeit und Frische, und die sind es gewesen, die ihnen im Bunde mit der Polemik gegen das Pfaffentum und ihrer Predigt heitern Lebensgenusses den großen Leserkreis verschafft haben. Man kann Bodenstedt den Horaz der deutschen Bourgeoisie nennen.

Als ihr Verdienst haben die Münchner die Wiedererhebung des Reinmenschlichen zum Gegenstand der Poesie — im Gegensatz zu der Tendenzdichtung des jungen Deutschlands —, die Pflege der Weltlitteratur im Goethischen Sinne (Heyse-Geibel, Spanisches Liederbuch; Geibel-Schack, Romanzero der Spanier und Portugiesen; Geibel-Leuthold, Fünf Bücher französischer Lyrik; Geibel, Klassisches Liederbuch; Heyse, Italienisches Liederbuch, Giusti, Leopardi, Foscolo; Schack, Spanisches Theater, Firdusi usw.; Bodenstedt, Puschkin, Lermontow, Shakespeares Sonette, Hafis usw.) und noch besonders die Ausbildung einer gesunden deutschen Neuromantik auf dem Boden der Germanistik in Anspruch genommen, alles gewiß nicht mit Unrecht. Dabei haben sie aber die tiefern geistigen Bewegungen ihrer Zeit mit Ausnahme der nationalen im allgemeinen übersehen, die Abgründe der Menschennatur und die sozialen Schäden nicht sehen wollen, bei aller stofflichen Ausbreitung im ganzen mit den überlieferten Formen der klassischen Dichtung gearbeitet. Die Genies ihrer Zeit, Hebbel, Ludwig, auch Wagner blieben ihnen fremd und unheimlich, obwohl Heyse doch Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ gepriesen hat, ihre Poesie war, wenn auch nicht durchweg und namentlich zu Anfange nicht konventionell und akademisch, doch wesentlich eine Poesie des guten Geschmacks und der Schönheit im engern Sinne. So ist sie in neuerer Zeit fast allgemein als Salonpoesie und Atelierkunst charakterisirt worden, und jedenfalls merkt man fast allen Münchnern an, daß ihnen die Kunst doch eher ein geistreiches Spiel war, das zu Büchern und Gemälden führt, als die oft bittere Notwendigkeit, sich mit der Welt gestaltend auseinanderzusetzen. Aber war auch ihr Talent nicht gemacht, in die Tiefe zu gehen, die Zeitgenossen wollten das gar nicht, sie faßten die Kunst als Schmuck des Lebens, als Erholung von der Arbeit, kurz, als eine recht angenehme Sache auf und verdammten alles, was sie an den bittern Ernst, an die unter der schimmernden Oberfläche verborgnen Ab-

Digitized by Google

gründe erinnerte. Man kann die Periode vor 1870 recht gut mit der vor der französischen Revolution vergleichen, nur daß das deutsche Bürgertum der Noblesse des ancien régime natürlich im Gutem und Bösem nicht gleichkam; aber wie diese die große Revolution nicht sah und an ein anbrechendes goldnes Zeitalter der Freiheit und Humanität glaubte, so erwartete die deutsche Gesellschaft alles Heil von dem bevorstehenden Sieg der liberalen und nationalen Ideen und freute sich, unter den Segnungen der Industrie des bisher in Deutschland üblichen knappen Zuschnitts der Lebensführung endlich ledig, seines Lebens. Noch ruhten die sozialen Fragen im Zeitenschoße, trotzdem daß die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten immer größer wurde, trotz Lassalle, der eben nur eine interessante Erscheinung war; noch waren freilich auch das neumodische Protzentum und die wilde Genußsucht erst in der Entwicklung, die alte freie humane Bildung hielt noch vor. Es war, wie gesagt, ein schöner Abend der alten deutschen Kultur, ein prächtiger Herbsttag vor Einbruch der Herbststürme, und das damalige deutsche Dichtergeschlecht, eben die Münchner, hat ihn genossen und uns ein Bild von ihm hinterlassen, das uns, die wir in einer viel schwerern Zeit stehen, wohl mit Neid und Wehmut erfüllen kann. Wir sollten aber doch nicht ungerecht darüber werden. Kein Volk, keine Zeit bringt lauter Titanen hervor, und der feingebildete Vertreter einer Bildungskunst, einer Kulturpoesie ist doch auch nicht zu verachten. Damit sollen die Sünden der Münchner, vor allem ihre Furcht vor dem wahrhaft Großen und Bedeutenden, ihr allzu eifriges Streben nach dem Erfolg nicht entschuldigt sein, wir wollen nur nicht vergessen, daß sie die deutsche Dichtung doch im ganzen auf der Höhe der Kultur erhalten haben und Künstler waren. Daß es eine alte, vielleicht dem Untergange geweihte Kultur war, ist nicht ihre Schuld.

(Fortsetzung folgt)

# Decadencehelden

Im März 1801 schickte Schiller von Jena aus den Roman „Florentin“ von Dorothea Veit (deren Ehescheidung und Verbindung mit Friedrich Schlegel eben bevorstand) mit der Charakteristik „eine seltsame Fratze“ an Goethe, und dieser antwortete, nachdem er etwa hundert Seiten des Buches gelesen hatte: „Obgleich Florentin als ein Erdgeborner auftritt, so ließe sich doch recht gut seine Stammtafel machen, es können durch diese Filiationen noch wunderliche Geschöpfe entstehen. Was sich aber ein Student freuen muß, wenn er einen solchen Helden gewahr wird! Denn so ungefähr möchten sie doch gern alle aussehen!“

Digitized by Google

Seitdem hat eine lange Folge höchst verschiedenartiger Romanhelden einander abgelöst, und immer haben sich der Student, der junge Künstler, der Offizier, deren Ideale meist und zunächst in den bevorzugten Moderomanen verkörpert wurden, über diese Helden gefreut. Wer den rechten Scharf- und Tiefblick hätte, könnte aus dem Wechsel der Helden in guten und schlechten Romanen eine deutsche Kulturgeschichte herauslesen. Man denke nur an die burschenschaftlichen Helden der zwanziger Jahre, die alle den heiligen Krieg und den großen Wartburgtag hinter sich hatten und, weil zunächst für die deutsche Freiheit und den deutschen Kaiser zu wirken war, unter den Philhellenen für Griechenlands Befreiung fochten. Man erinnere sich der jungdeutschen liberalen Helden aus den dreißiger Jahren, die die Pariser Barrikaden der glorreichen Julitage gesehen oder neben Krapulinski und Waschlapski bei Ostrolenka in den Reihen des polnischen vierten Regiments gestanden hatten. Man vergleiche die Weltfahrer aus den vierziger Jahren, deren echteste Typen sich in Sealsfields transatlantischen Romanen erhalten haben, mit den idealen Bauern und Dorfschullehrern der neuaufkommenden Dorfgeschichte, die konservativen Landedelleute und orthodoxen Geistlichen in den Tendenzromanen der fünfziger Jahre mit den gleichzeitigen Flüchtlingshelden aus dem demokratischen Lager, die der preußischen Fortschrittspartei angehörigen Referendare und litterarisch angehauchten Gymnasialoberlehrer Spielhagens aus den sechziger Jahren mit den aus dem großen Kriege von 1870 heimgekehrten jungen Männern. Überall haben wir Gestalten, in denen wechselnde Stimmungen, Wünsche und Ideale verkörpert wurden. Eine tiefer eindringende Studie würde sowohl den Nachweis führen können, wo je zwei gegensätzliche Typen zu einem dritten höhern Typus zusammenfließen, als auch die allgemein menschlichen Züge und Vorzüge leicht erkennen, durch die die Dichter und Romanschreiber ihre Helden instinktiv einem größern Kreise sympathisch zu machen und sie vor der raschen Vergänglichkeit modischer Anschauung und Haltung zu bewahren suchten. Und in allem Wechsel waren es in der That Helden, an denen sich „ein Student" freuen konnte, selbst die problematischen Naturen, die kleinen Don Juankopien und die ersten unbewußten Anläufe zum Übermenschentum mußten eher anziehen als schrecken, denn so wie die Laune des Tages und Phantasie der Erzähler die Helden gerade ausstaffirte, mochten sie doch gern alle aussehen.

Aber seit einem Jahrzehnt und von Jahr zu Jahr stärker ist eine bemerkenswerte Wendung eingetreten. Durch elf von einem Dutzend neuer Romane schreiten Helden hindurch, denen man weder Bewunderung noch Nachahmung wünschen kann, und von denen man nur hoffen kann, daß kein Student so aussehen möchte. Die Wahrheit zu sagen giebt auch keiner, weder Student, noch Künstler, noch Philister zu, daß er so aussehen möchte, aber mit tragischer Miene wird uns versichert, daß die Macht des „Milieus" und der „Moderne" sie zwinge, so und nicht anders zu sein, daß es ein heiliges oder verruchtes Muß sei, das über diesen Menschen walte, ihnen diese Gesinnungen, diesen Wechsel von Größenwahn und Wurmgefühl, diese Mischung von Propheten- und Lumpentum, von herber Wahrheit und schmeichelndem Selbstbetrug als Schicksal auferlege. Stellen wir uns drei solcher Helden vor Augen und fragen wir uns, ob auch nur in einem von ihnen ein Trieb lebt, aus dem eine Kraft für viele erwachsen, ein Funke glüht, an dem sich ein Feuer für alle entzünden kann.

Ein Prachtstück in der Verherrlichung modernen Heldentums ist der Roman Im Malstrom von S. Przybyszowski (Berlin, Verein für freies Schrifttum), der den dritten Teil eines Cyklus mit dem Titel: Homo sapiens bildet. Es ist



Digitized by Google

nicht gesagt, ob er aus irgend einer slawischen Sprache übersetzt sei; wäre er es, so würde damit der Beweis gegeben sein, daß der pretiöse und nervöse Plakatstil den poetischen Ausdruck in den slawischen Litteraturen genau so roh und komödiantisch verwüstet wie in der deutschen Litteratur. Der Roman kann harmlosen Seelen geradezu den Glauben erwecken, daß es sich um eine wohlfeile Parodie auf die Übermenschenphilosophie handle und um die impotente Anmaßung, die ihre Größe in dem wilden, ja rasenden Wechsel der Stimmungen sucht. Der Held heißt Erik Falk, nennt sich — gelegentlich — den letzten Menschen, den Menschen auf dem Aussterbeetat und ist verzweifelt, daß ihn Gewohnheit, Umgebungen und des Gedankens angeborne Blässe hindern, zu werden, was er im Innersten zu sein hofft: ein Schurke, ein Halunke. „Ihr hindert mich daran, böse zu sein, ja groß im Bösen zu sein, zu schaffen durch das Böse. Ich verachte eure schaffende Güte, weil sie doch immer den Weg ins Böse nimmt. Ja jetzt fühle ich erst, wie verächtlich eure Güte und eure Liebe ist.“ Falk ist nach seiner eignen Aussage ein Mann, der „kein Glück braucht, auf das Glück spuckt,“ der das Spucken überhaupt liebt: „Alles ist Blödsinn, ich spucke auf alles, ich spucke auf den Übermenschen und auf Napoleon, ich spucke auf mich und das ganze Leben,“ der aber dabei die üble Gewohnheit nicht loswerden kann, sich von den letzten Gründen seines Thuns und Lassens Rechenschaft zu geben und seine Geliebte Janina vielleicht bloß deshalb liebt, „weil sie so ungemein mager ist.“ Dennoch sollen wir in der Geschichte Erik Falks eine große Tragik empfinden, er hat eine Frau geheiratet, die vor ihm einem andern gehört hat, und entdeckt zu spät, daß er, der Gewaltige, darüber so wenig hinwegkommen kann wie andre armselige und simple Leute auch. Er empfindet dämonischen Haß wider diesen andern, es treibt ihn, seine Frau zu strafen durch die Liebschaft mit einer andern, die nun auch er wieder betrügt. So lösen sich wilde Selbstüberhebung und phantastische Selbstverachtung in seinem Thun oder vielmehr Nichtsthun und seinem zwecklosen Treiben ab. Dazwischen wird Kognak, viel Kognak getrunken, auch Morphium genommen; Bier und starke Cigaretten verstehen sich von selbst. Schließlich kommt es zur Katastrophe: Flucht der Frau, Ohrfeigen, ein Duell, in dem Erik Falk einen großen Kunicki, der in seinen Kreisen als citoyen cosmopolitique herumwandelt, vor die Pistole bekommt. Er schießt den Weltbürger ins Knie und empfindet große Befriedigung bei dem Gedanken, daß der Mann mit den hinkenden Prinzipien in Zukunft selbst herumhinken werde. Damit wir aber nicht in Zweifel bleiben, daß es ein unabwendbares Muß gewesen ist, was den Edeln in all diese Fährlichkeiten und weltverachtenden Gedanken geführt hat, läßt er sich schließlich dahin vernehmen: „Der Ekel vor Menschen frißt an mir wie Gangrän. Ich hätte vielleicht etwas machen können, aber die sinnlosen Ausschweifungen haben meinen Willen zerfressen. Ich ging und zerstörte und litt, aber ich mußte es thun, halb aus einem dämonischen, unverständlichen Drang. Die Menschen unterlagen meinen Suggestionen. Ich bereue auch nichts, vielleicht würde ich von neuem anfangen, wenn ich irgend woher frische Kräfte bekäme.“

Das wäre so einer von den jüngsten Helden. Sein Leben, sein Wesen und seine Seele bleiben uns so unklar wie irgend ein quälendes Traumbild, von dem wir empfinden, daß es eine Fratze ist, ohne doch bestimmte Züge dieser Fratze festhalten zu können.

Im Vergleich mit Erik Falk ist Herr Hilmar Berndt (das Überwiegen nordischer norwegischer Namen ist bezeichnend!), der Held des großen Künstlerromans Unter römischem Himmel von Konrad Telmann (Dresden und Leipzig, Reißner, 1896), noch ein Mensch mit großem Streben und einem erhabnen Ziel. Wie er

Digitized by Google

in die verbummelten, herabgestimmten und bestienhaft einander bekriegenden deutschen Künstlerkreise und Malerkliquen der ewigen Stadt eintritt, erscheint er als ein Talent. Er hat sich vom Lithographen, wozu ihn ein ehrenfester Berliner Bürger in seinem Geschäft ausgebildet hat, zum Maler emporgeschwungen, hat Gönner, namentlich einen Gönner, den Kommerzienrat Wollheim, gefunden, der ihm das erste Emporsteigen auf der steilen Glücksleiter modernen Künstlertums ermöglicht hat. Er hat trotz der schlimmen Voraussage seines Lehrers an der Kunstakademie: „Das ist nicht das Holz, aus dem man die wirklich großen Künstler schnitzt, seine Augen sehen zu viel auf einmal. Das ist Material für die Legion derer, die alles wollen und deshalb nachher nichts können," gewaltige Fortschritte gemacht, aber im ersten Rausche des Erfolgs auch eine Schuld auf sich geladen, die das Verhängnis seines Lebens wird. Verliebt in seine Wohlthäterin, die Frau des Kommerzienrats Wollheim, hat er diese Frau in seine Arme gerissen, und bei ihr ist das, was ihm als eine wilde Jugendepisode erschien, Schicksal geworden. Sie will los von dem Gatten, den sie betrogen hat, will die Frau des Künstlers werden, um deswillen das alles geschehen ist. Als der Kommerzienrat die Wahrheit entdeckt, ist er in Ekel und Entrüstung mit diesem Ausgang einverstanden. Und so hat Hilmar seine Fahrt nach Rom unter dem ungünstigsten Gestirn angetreten, das je einen Künstler nach der ewigen Stadt geleitet hat. „Er mußte sich sagen, daß er seine Hände nach einer Frau ausgestreckt hatte, für die zu sorgen ihm unmöglich fiel, von der er selber vielmehr die Mittel zu seinem Lebensunterhalt annehmen mußte, um nicht zu verhungern. Und diese Mittel konnten nur aus der Großmut desjenigen fließen, der ihn bis heute erhalten und erhoben hatte, und den er zum Dank dafür betrogen und beraubt hatte. Es war umsonst, sich dagegen zu sperren." So erscheint der rasende, fieberhafte Ehrgeiz, der ihn beseelt, der ihn zur Arbeit peitscht und bei der Arbeit wieder lähmt, einigermaßen begreiflich. Um so unbegreiflicher wird sein Verhalten während seines römischen Aufenthalts. Der „weltüberwindende Erfolg," der seine Zukunft gründen, rückwärts seine Vergangenheit adeln soll, ist natürlich ein kranker Traum seines überreizten Gehirns. Bei dem völligen Mangel an stiller Hingebung, an gleichmäßig wachsender Arbeit, mit der eines Künstlers Seele wie seine Kraft wächst, bei der wilden Gier, mit der Hilmar zuerst als Maler, dann als Bildhauer nach einem Erstlingswerke lechzt, das alles Dagewesene überbieten soll, wäre seine Seele bedroht, auch ohne daß er einer neuen Leidenschaft verfiele. Er lebt unter Leuten, die auf die jüngste Kunst schwören, deren Losung ist: „Feuer in den Vatikan," die gewiß sind: „was Rafael und Perugino konnten, können wir auch, allezeit können wir das noch — aber wir können weit mehr. Das, was es von Kunst bisher in der Welt gegeben hat, das lernt man spielend nachmachen, damit ist es nichts, wir wollen erst eine Kunst schaffen!" Aber er vermag sich nicht wie diese zu verblenden, so daß sein ungestümer Ansturm immer an einem gewissen Punkt innehält, sein riesiges Wollen plötzlich zusammenbricht. Und in dieses von innen heraus zerstörte Leben, in dieses Geschick, dem er nur noch mit der herbsten Entsagung und der strengsten Pflichterfüllung eine menschlich edle, ja nur menschlich erträgliche Wendung geben könnte, zieht er ein blühendes Dasein, die junge Livländerin Maria von Holmen, hinein. Er verstrickt sie, obwohl er genau weiß, daß er ihr nichts sein kann und darf, in ein Bündnis mit sich, er nötigt ihr in rasender Künstlereitelkeit und dämonischer Selbstsucht Opfer ab, die die Geliebte allenfalls dem künftigen Gatten, aber nicht die Fremde dem zufälligen Bekannten bringen darf. Er verheißt ihr alles, wo er ihr nichts zu geben hat, und schmettert in haltloser Verzweiflung,

Digitized by Google

als ihm ein Berliner Telegramm meldet, daß inzwischen die Ehescheidung der Frau Myra Wollheim vollzogen worden sei, die Unselige roh nieder, treibt sie in den Tod und verfällt selbst dem Wahnsinn.

Der ganze Roman, so lebendig und fesselnd er in vielen Episoden und gut beobachteten römischen Bildern erscheint, leidet unter seinem Helden, dessen dämonischer Ehrgeiz mit so viel schlaffer Willenlosigkeit, dessen selbstsüchtige Härte mit so viel Lüge und Verblendung gepaart ist. Es mag und wird unter der jüngsten Generation dergleichen Helden geben, aber zum lebendigen Anteil erhebt uns Hilmar Berndt bei keiner Episode seines römischen Lebens, und man kann höchstens der unglücklichen Frau Glück wünschen, die ihr Schicksal an diesen Mann knüpfen wollte, daß ihr das erspart bleibt.

Ein dritter Held neuesten Gepräges wandelt durch den „psychologischen" Roman Der fünfte Prophet von Hanns von Gumppenberg (Berlin, Verein für deutsches Schrifttum). Der Roman nimmt Bezug „auf merkwürdige Phänomene, die längst als objektive Erfahrungsthatsachen anerkannt sind, [und] mit denen sich auch die materialistische Psychologie früher oder später beschäftigen muß, und die Deutung derjenigen Phänomene, deren Herkunft bis jetzt noch in rätselhaftem Dunkel liegt, wird vollständig offen gelassen. Dem Verfasser kam es lediglich darauf an, ein typisches Bild ihrer Wirksamkeit inmitten der modernen Welt zu geben, mit aller labyrinthischen Verworrenheit und tragischen Ironie, welche diese Sphäre der Wirklichkeit auszeichnet. Der Held ist keine Photographie und soll nichts weniger bedeuten als das nacheifernswerte Ideal eines modernen Deutschen: freilich aber auch etwas mehr als ein warnendes Exempel. Denn er ist das folgerichtige Produkt aus den modernen Kulturverhältnissen und dem innersten deutschen Nationalcharakter, mit welchem wir unser bestes Teil verleugnen würden."

Dieser Held ist Herr Heinrich Steinbach, ein idealer Dichter der modernsten Schule, der weiter nichts zur Voraussetzung für den Erfolg seiner Dichtungen braucht als eine neue Weltanschauung, eine neue Religion. Er erklärt sich zwar mit gewaltigem Pathos gegen die materialistische Philosophie und den öden Naturalismus, aber das hindert ihn keineswegs mit den Modernen einen Bund einzugehen. „Seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, die ihn trotz seiner Bildung und seinem Können(!) zum mittellosen Proletarier erniedrigten, dazu sein moralischer Ingrimm auf die »Alten« und auf die Heuchelei der konservativen Gesellschaft lieferten das erste Bindemittel, die Ehrlichkeit und brüderlich menschliche Teilnahme der Leute, die er da kennen lernte, schloß den Bund noch enger, und das radikal Zügellose in Überzeugungen und Reden, welches ihn vorher von diesen Kreisen zurückgestoßen hatte, entsprach einesteils ganz der zerrissenen Stimmung, in der er sich befand, andrerseits seiner eignen Neigung nach Kraft und Ehrlichkeit. Ja im ersten Behagen schmeichelte er sich sogar, hier die Basis gefunden zu haben, von der aus er hinaufsteigen würde zu dem Platz, der ihm gebührte. Die fatalistischen Träume seiner starken Persönlichkeit regten sich wieder, und mit ihnen litterarhistorische Erinnerungen. Er glaubte zu ahnen, daß er aus den »Modernen« als der bestimmende Mann der Zeit hervorgehen würde, wie einst Goethe aus den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts." Da er aber bald merkt, daß unter den Leuten, die den „Brunnengeruch" poetisch wiederzugeben trachten und „Bildekünstlerschaffenstraumstrost" und „Genesung" dichten, so wenig seines Bleibens ist, als unter den Kritikern der Morgenfackel, da er um jeden Preis etwas Unerhörtes, Erlösendes thuen muß, so läßt er sich von Fräulein Ella Drummond zu den Geheimnissen der Geisterwelt und des modernen

Digitized by Google

Spiritismus hinüberziehen, lernt auch bald durch Tischoffenbarungen und Geisterklopfen seinen Schutzgeist, ein junges orientalisches Mädchen Themus kennen und hält es für notwendig, einen neuen Weg einzuschlagen. Leisinger von der Morgenfackel sagt ihm zwar, daß die „Moderne" nicht so einseitig sei, daß sie nicht auch Transcendentale und Nervenphantasten unter sich duldete: „Je verrückter, das heißt je mehr neue Stimmungen, Sensationen, menschliche Dokumente, desto besser!", er läßt sich später sogar zum Kassirer des Vereins der Modernen machen, aber er jagt von Stund an der höchsten Wahrheit und den Wunderoffenbarungen der Tische, der Klopfgeister, der Medien nach, er läßt sich eine neue Weltanschauung, einen neuen Weltzusammenhang verkündigen und vernimmt „in tiefer, wortloser Erschütterung," daß er zum Propheten Gottes, zum fünften und letzten (nach Moses, Buddha, Jesus und Luther) bestimmt sei. Er merkt nicht, daß alle Prüfungen, die er mit sich anstellt, ebenso viel Selbsttäuschungen sind, er starrt wie entrückt nach dem Doppelkranze des Dichters und Propheten, er veröffentlicht „das letzte Testament" und trifft natürlich auf Widerstand, Hohn und Spott, das Volk strömt nicht herbei, die Massen werden von keinem tiefern Empfinden gemahnt, bei seinem öffentlichen Auftreten in einer großen Versammlung erregt der Prophet nur Gelächter, erscheint als Schwindler und Hochstapler. „Haltlos brach der gigantische Bau seiner Überzeugungen in sich selber zusammen, in ein abscheuliches Chaos widerlicher Selbsttäuschung und eigner Schuld, und aus den Trümmern seiner Erwartungen und Rechte richteten sich die Gespenster der bevorstehenden Kassenübergabe (er hat während des Prophetenfiebers die Kasse der Modernen verbraucht), des Kossakwechsels (!), der Saalmiete, der Plakatrechnung, der Privatschulden und der gerichtlichen Verfolgung plötzlich zu brutaler, unmittelbar drohender Alltagswirklichkeit auf. Und kein Ausweg! keiner! Vor der Welt war er jetzt nur ein gewissenloser Lump, ein frivoler, eingebildeter Laffe, bestenfalls ein Narr, über den man lachte, auf den man mit Fingern zeigte." Heinrich Steinbach wählt statt dessen den Tod in den Wellen eines Flusses, von dem es gleichgiltig ist, ob er Spree oder Isar heißt.

Vergleicht man diese drei Helden der jüngsten Erzählungslitteratur mit einander und fragt, wo die gemeinsame Wurzel dieser Trostlosigkeit, dieser gewaltsamen, durch und durch unfruchtbaren Scheingenialität zu suchen sei, so ist die Antwort nicht schwer. Der Wahn, daß nur der des Lebens wert sei, der sich selbst für den Mittelpunkt der Welt, wenigstens einer Welt halten darf, der Drang, nicht die eigne Kraft redlich zu entwickeln, sondern sie durch einen gewaltigen Anspruch von vornherein über jede Entwicklung hinauszustellen, die Furcht, im andern Falle und bei jeder Selbstbescheidung im Kampf aller gegen alle erbarmungslos unter die Füße getreten zu werden, sie zeitigen diese Art von Helden. Und insofern wäre es freilich zu verstehen, wenn sich mehr als einer in ihnen wiedererkennte.

# Litteratur

Was ist die Seele? — Ein Professor pflegte seine Vorlesungen über Völkerrecht mit den Worten einzuleiten: Meine Herren, wir sind in der eigentümlichen Lage, einen Gegenstand behandeln zu sollen, der nicht existirt. So könnte heute

Digitized by Google

jeder Psycholog und jeder Physiker sprechen; jedenfalls aber muß er mit dem Bekenntnis beginnen, daß er nicht weiß, was der Gegenstand ist, mit dem sich seine Wissenschaft beschäftigt. Wir sind überzeugt, daß wir selbst sind, und daß die Welt ist, daß es also Menschen und eine Natur giebt, aber ob den Bewußtseinserscheinungen und den Naturerscheinungen zwei von einander verschiedne Wesen oder Wesensarten zu Grunde liegen, oder ob sie in ein und demselben Wesen wurzeln, und was nun eigentlich dieses Wesen ist oder diese Wesen sind, das wissen wir nicht, und seit Kant wissen wir sogar, daß wir es nicht wissen können und niemals erfahren werden. Vor Kant bildete man sich noch ein, es wissen zu können, wenigstens von der Materie glaubte es der gebildete Nichtfachmann immer noch zu wissen, obgleich sie Leibniz bereits für die Philosophen von Fach in Haufen immaterieller Monaden aufgelöst hatte, womit die beruhigende Sicherheit und Festigkeit der Materie, die der Laie unter seinen Füßen und in seinen Händen zu fühlen glaubt, schon einen argen Stoß erlitten hatte. Dagegen wurde die Existenz der Seele schon damals stark angezweifelt, und der naive Materialismus jener Zeit leugnete sie einfach. Eine sehr vollständige Darstellung der damaligen Ansichten findet man in der Geschichte der neuern deutschen Psychologie von Max Dessoir (Erster Band: Von Leibniz bis Kant. Berlin, Karl Duncker, 1894). Es werden darin eine Menge längst vergessene Autoren zweiten und dritten Ranges berücksichtigt. „Denn, schreibt der Verfasser im Vorwort, es kommt doch letztlich darauf an, allgemeine Sätze über seelische Phänomene eines bestimmten Volkes, einer bestimmten Epoche zu gewinnen. Dazu indessen verhilft nicht die Kenntnis einiger hervorragenden Individuen und ihrer Leistungen, da beide teils durch ungeschichtliche Zufälligkeiten bedingt, teils von dem Charakter ihrer Umgebung ausgenommen sind [?], sondern weit sicherer die geduldige Beschäftigung mit den Durchschnittsmenschen der betreffenden Periode. Besser als an Eichbäumen sieht man an Strohhalmen, woher der Wind weht: wer die Psychologie des achtzehnten Jahrhunderts an Leibniz und Kant schildern zu können glaubt, befindet sich in demselben Irrtum wie der politische Geschichtschreiber alten Schlags, der die Schicksale von Königen und Königsgenossen anstatt die des Lebens der Nation erzählt, Dynasten- statt Volksgeschichte schreibt." Eben deshalb teilt er seinen Stoff nach Generationen ab, denn mit den Geschlechtsfolgen wechseln die philosophischen Ansichten. Wie klar schon in der vorkantischen Zeit erkannt wurde, daß das alte metaphysische Problem bis zur Unlöslichkeit schwierig sei, beweist folgender Ausspruch eines Mannes, dessen Name heute nur noch den Psychologen von Fach bekannt ist. Tetens schreibt (Dessoir führt nur den letzten Satz der Stelle wörtlich an): Wenn der Spiritualismus das Geistige für das Weltprinzip erklärt oder der Materialismus umgekehrt alles in den Stoff aufgehen läßt, so heißt das allzu vorschnell die gegebne Doppelreihe auf ein Prinzip zurückführen: die Erfahrung zeigt uns nur geistige Thätigkeiten und körperliche Veränderungen in einer Verbindung mit einander, deren Zusammenhang weder den Ansprüchen der Materialisten noch denen der Spiritualisten zu entsprechen braucht. Das Ich ist „ein Mensch, das empfindende, wollende, denkende Ganze, das beseelte Gehirn." Darüber sind wir auch heute noch nicht hinausgekommen. Alle die staunenswerten Fortschritte der heutigen Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie lehren uns zwar neue Phänomene und den Zusammenhang zwischen den Phänomenen kennen, aber der Quelle oder, wenn ihrer zwei oder mehrere sein sollten, den Quellen der Phänomene haben sie uns keinen Schritt näher gebracht. Interessant ist Dessoirs Hinweis darauf, wie gerade der strengste und starrste Spiritualismus unmittelbar in Ma-

Digitized by Google

terialismus umschlagen kann. Carteſius hatte die Tiere für Maſchinen erklärt. Wenn, ſo folgerte man nun weiter, die Tiere bei ihren den unſrigen vielfach ſo ähnlichen Leiſtungen ohne Seele auskommen, warum nicht auch wir ſelbſt? Die Frage nach der Unſterblichkeit der Seele wurde von allen nicht materialiſtiſchen Philoſophen jener Zeit mit Entſchiedenheit bejaht. Wenn das heute anders geworden iſt, wenn ſo entſchiedne Gegner des Materialismus wie E. von Hartmann die Unſterblichkeit leugnen, ſo haben wir das wohl der Verbreitung jener indiſchen Vorſtellung zu verdanken, wonach die Welt nichts iſt, als der weſenloſe Traum eines Geſpenſtes, das man das Brahman oder den Weltwillen oder das Unbewußte nennt.

Dr. Johannes Rehmke, o. ö. Profeſſor der Philoſophie in Greifswald, hebt in ſeinem Lehrbuch der allgemeinen Pſychologie (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1894) ſo an, daß dadurch die Erwartung erregt wird, man werde nun endlich einmal erfahren, was die Seele eigentlich iſt, und wenn man auch weiß, daß ſolche Erwartung eine eitle Einbildung ſein würde, ſo machen einen ſolche Erwartungserreger doch immer wieder ein bischen neugierig. In einer Geſchichte des Seelenbegriffs zählt er vier Seelenbegriffe auf. Nach dem altmaterialiſtiſchen iſt die Seele ein körperliches Ding, nach dem ſpiritualiſtiſchen ein unräumliches denkendes Weſen, nach dem neumaterialiſtiſchen eine Thätigkeit des Gehirns und nach dem ſpinoziſchen eine Seite des Menſchen, wie das Denken im allgemeinen eine Seite der einen allgemeinen Subſtanz oder Gottes iſt; die andre Seite iſt bekanntlich die Ausdehnung oder, ſofern es ſich um lebende Weſen als Individuationen des Weltweſens handelt, die Bewegung im Raume. Vom erſten, dritten und vierten dieſer Seelenbegriffe wird nachgewieſen, daß ſie falſch ſind; am zweiten, dem ſpiritualiſtiſchen, wird wenigſtens die Negation, die er enthält, daß die Seele kein Raumweſen ſein kann, als richtig anerkannt. Fragen wir nun, was Rehmke ſelbſt für einen Begriff von der Seele hat, ſo erhalten wir die Antwort: „Als unmittelbar gegebnes iſt die Seele oder das Ichkonkrete das konkrete Bewußtſein, an dem wir das Grundmoment als das Bewußtſeinsſubjekt und die übrigen Momente zuſammen als die Bewußtſeinsbeſtimmtheit unterſcheiden. Als konkretes hebt ſich dieſes Bewußtſein von dem Dingkonkreten dadurch ab, daß es, während das Ding ein in allen ſeinen Momenten veränderliches iſt, nur in ſeiner Bewußtſeinsbeſtimmtheit veränderlich, dagegen in ſeinem Bewußtſeinsſubjekt unveränderlich iſt.“ Man darf nach dieſen zwei Sätzen nicht das ganze Buch beurteilen, deſſen Sprache im allgemeinen klar und verſtändlich iſt; etwas, was niemand weiß, kann natürlich auch niemand klar ſagen. Rehmke verſchleiert die Schwierigkeit dadurch, daß er ſtatt der herkömmlichen Ausdrücke Subſtanz und Accidens oder Subſtanz und Erſcheinung die Worte Konkretes und Abſtraktes ſetzt. Er nimmt zweierlei Konkretes an: das Ding und das Ich, und nennt die wechſelnden Eigenſchaften des Dinges Abſtrakta. Wir überlaſſen es ihm, dieſe Änderung des Sprachgebrauchs vor den Philologen zu rechtfertigen, und bemerken nur, daß er dadurch der in dem Worte Subſtanz liegenden Verpflichtung entgeht, in den körperlichen Dingen und in den Seelen etwas bleibendes nachzuweiſen. Für die Körperwelt ſcheint er das Bleibende ſogar ausdrücklich zu leugnen, da er es ja zum Weſen des Dinges rechnet, durchaus veränderlich zu ſein, nichts unveränderliches, beharrliches, bleibendes an ſich zu haben, und das iſt nun allerdings für das einzelne Ding richtig, die Frage aber, ob nicht die Dinge veränderliche Beſonderungen eines an ſich unveränderlichen, der Materie, ſeien, gehört ja wohl nicht in die Pſychologie. Für die Seele wird nun zwar gerade behauptet, daß ſie im Unterſchiede von den Dingen etwas

Digitized by Google

unveränderliches habe, neben ihren Zuständen, die zusammen die Bewußtseinsbestimmtheit ausmachen, jenes geheimnisvolle etwas, das „Ich" sagt, und das die vergangnen Bewußtseinszustände wie den gegenwärtigen Zustand als seine eignen erkennt, aber damit ist doch weiter nichts geleistet, als daß unsre Erfahrung über das in unserm Bewußtsein gegebne in einer neuen Form ausgesprochen wird. Wir halten es für ein Verdienst Rehmkes, daß er den heutigen Übertreibungen der Wichtigkeit des „Unbewußten" gegenüber einmal kurz und gut sagt: „Unbewußtes Seelenleben ist ein Widerspruch und kann nicht sein, unbewußtes Ding aber ist ein überflüssiges Wort, denn Ding und Bewußtsein schließen sich ihrem Begriffe nach aus." Aber damit ist die Frage nicht aus der Welt geschafft, was und wo die Seele sei, wenn der Mensch bewußtlos ist, ob sie dann überhaupt nicht sei, und ob sie vernichtet werde, wenn im Tode das Bewußtsein erlischt, oder ob das Bewußtsein im Tode gar nicht erlösche, sondern in einer uns unbekannten Welt fortdauere. Und dieses ist doch eigentlich der Sinn der Frage nach dem Wesen der Seele. Als bloße Begriffserklärung oder Thatsachenerklärung kann man sich Rehmkes Erklärung gefallen lassen, die einfach ausgedrückt lauten würde: Seele ist das in uns, was denkt, fühlt und will und seine Gedanken, Gefühle und Wallungen sich als seine eignen Zustände beilegt, und man kann weiter in der Bezeichnung dieses Wesens als eines Konkreten die Anerkennung des Lotzischen Satzes finden, daß nichts in der Welt wirklich sei außer dem bewußten Geiste, wonach allerdings nur Gott, dem unveränderlich bewußten, wirkliche Wirklichkeit zukommt, uns Menschen nur eine zeitlich begrenzte und noch dazu intermittirende. Es bleibt also dabei, daß Seele und Materie, wissenschaftlich betrachtet, nur Hypothesen sind, die wir schon als grammatische Subjekte nicht entbehren können, wenn wir von körperlichen Bewegungen und von Seelenzuständen oder Geistesthätigkeiten reden wollen. Aber der Schlaf, die Ohnmacht und der Zustand des Menschenkindes vor erwachtem Bewußtsein zwingen dazu, mit der Seelenhypothese über die Bewußtseinszustände hinauszugehen und ein Etwas anzunehmen, was diese Bewußtseinszustände haben oder auch nicht haben kann, womit wir dann wieder auf einem der von Rehmke verworfnen Begriffe, sei es einem Seelending oder einem unkörperlichen Geiste festsitzen. Die Unsterblichkeitsfrage ist nicht Sache der Wissenschaft, sondern des Glaubens.

## Schwarzes Bret

Ein Leser der Grenzboten teilt uns mit Beziehung auf den Aufsatz „Prioritäten" in Nr. 27 mit, daß sich der Ausspruch Bismarcks: Wir Deutschen fürchten Gott usw. auch schon bei Oliver Goldsmith findet, und zwar in der Dichtung The Capitivity. Dort sagt der First Prophet:

Why, let them come, one good remains to cheer;
We fear the Lord, and know no other fear.

Eine große deutsche Zeitung hat kürzlich einem Schriftsteller einen Roman, den dieser zum Abdruck angeboten hatte, mit der Begründung zurückgesandt, daß er „für eine Zeitung zu gut sei." Das ist doch endlich einmal aufrichtig.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Der sozialpolitische Kurs

Daß eine Schwenkung der Regierungspolitik auf sozialpolitischem Gebiete stattgefunden habe, ist in der offiziösen Presse lebhaft bestritten worden, namentlich als beim Abgang des Handelsministers v. Berlepsch diese Behauptung mehrfach aufgestellt wurde. Wir sollen eben immer an die Kontinuität der Regierungspolitik glauben, auch wenn sie nach ziemlich allgemeinem Urteil recht starke Pendelschwingungen macht. Es bleibt alles beim alten — so ist behauptet worden beim Abgang des Fürsten Bismarck, behauptet worden beim Abschluß der Handelsverträge, wobei angeblich ganz und gar die bisher befolgten schutzzöllnerischen Grundsätze gewahrt werden sollten, behauptet worden beim Abgang des Grafen v. Caprivi, des Ministers v. Köller, des Ministers v. Berlepsch. Aber die öffentliche Meinung hat sich jedesmal bei dieser Auskunft nicht ganz beruhigt. Sie hat jedesmal vor dem Rücktritt dieser Minister „Reibungen," Mißhelligkeiten zu entdecken geglaubt, und sie hat nachher gefunden, daß der „Kurs" doch nicht genau der alte geblieben sei. Sie hat geglaubt, daß sich der Durchführung der bisher von der Regierung befolgten Grundsätze Schwierigkeiten entgegenstellten, daher dann in der Person eines Vertreters dieser Grundsätze ein Opfer habe gebracht werden müssen. Offiziöse Beschönigungsversuche konnten dieses Urteil nicht umstoßen.

Nun sollte ja billigerweise, so wenig wie dem Einzelnen im Privatleben, der Regierung und Gesetzgebung eines Landes ein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn sie Wege verläßt, die sich als unzweckmäßig herausgestellt haben. Es ist vielmehr Pflicht, erkannte Irrtümer gut zu machen, und es sind nicht die schlechtesten Politiker, die sich belehren lassen und lernen. Nur darf dann immer verlangt werden, daß die Änderungen wohlbegründet sind, daß eine zwingende Notwendigkeit dazu vorliegt, und daß sie nicht bloß aus einer



Digitized by Google

Laune oder schwankenden Meinung hervorgehen. Und wenn Irrtümer begangen wurden, so sollte untersucht werden, wie das kam; es sollten hieraus für die Zukunft die nötigen Lehren gezogen werden, es sollte am wenigsten wieder zurückgegriffen werden auf das, was einmal als verkehrt erkannt worden ist, und es sollte nicht einmal der Verdacht entstehen können, daß die Gesetzgebung hierzu willig und erbötig sei, denn dadurch entsteht bedauerliche Unsicherheit.

Diesen billigen Anforderungen hat unsre Gesetzgebung und hat die Regierungspolitik nicht entsprochen. Wenn z. B. bald nach dem Abschluß der Handelsverträge, die sich als eine Notwendigkeit herausgestellt hatten, und die die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Volksvertretung fanden, ja noch vor dem Abschluß des letzten dieser Verträge eine lebhafte Agitation entstand, die das Werk noch vor dem vollständigen Abschluß zu stören suchte und es dann nach seiner Vollendung mit großer Heftigkeit bekämpfte, ja sogar rückgängig zu machen suchte, so war es nicht zu billigen, daß die Regierung dieser Agitation eine gewisse Berechtigung zugestand und sie mit Wohlwollen behandelte, ihr Zugeständnisse machte, um sie zu gewinnen und zu versöhnen. Denn daraus konnte leicht der Schluß gezogen werden, daß die Regierung ihr eignes, eben mit so großer Mühe zustande gebrachte Werk mißbillige, daß sie glaube, damit einen schweren Fehlgriff begangen zu haben. Die wirtschaftliche Lage aber berechtigte nicht zu solcher Auffassung. Nur agrarische Entstellungen hatten es zuwege gebracht, daß so falsche Urteile über den Wert und die Bedeutung der Handelsvertragspolitik gefällt wurden. Die Regierung hat bei dieser Gelegenheit eine auffällige Unselbständigkeit und Abhängigkeit von extremen Parteibestrebungen bewiesen.

Zur Rechtfertigung unsrer Regierungspolitik könnte vielleicht darauf hingewiesen werden, daß auch anderswo ähnliche Schwankungen der Gesetzgebung und ihrer leitenden Grundsätze, wenn auch nicht so jäh und auffällig, bemerkt worden sind. Auch in andern Ländern herrscht wirtschaftliche Unzufriedenheit und erzeugt eine Unruhe, die beständig Änderungen an der Gesetzgebung vornehmen möchte. Das Bedenkliche dabei ist aber, daß in diesen Bestrebungen viel mehr Willkür und Laune, verfehlter Eifer und eine falsche Vorstellung von dem Wirken der gesetzgeberischen Thätigkeit erkennbar ist, als wohlbegründete Einsicht.

Und wenn man uns einreden möchte, daß besonders bei uns die Regierung, der eignen höhern Einsicht folgend, von Zeitströmungen unabhängig sei, so lehren doch die Thatsachen das Gegenteil. Obgleich grundsätzlich die Verpflichtung nicht anerkannt wird, der Volksmeinung den Einfluß auf die Gesetzgebung einzuräumen, der ihr nach konstitutionellen Grundsätzen zukommt, ist doch gerade bei uns eine starke Abhängigkeit der leitenden Kreise von Tagesmeinungen bemerkbar, ja man kann wohl sagen, eine Ängstlichkeit und Un-

Digitized by Google

sicherheit, die sich nicht zutraut, die besser begründete Überzeugung festzuhalten. Und es ist ja nicht entfernt die eigentliche Volksmeinung, die Überzeugung der Mehrheit des ganzen Volks, die in dieser Weise nach oben hin wirkt. Lärmende Agitatoren, die sich den Anschein geben, als ob sie die Volksmeinung verträten, die sich mit hohem Selbstbewußtsein als Wortführer des Volkes geberden, wissen den Eindruck zu erwecken, als ob ihre engherzigen Parteiforderungen die unabweisbaren Forderungen des Zeitgeistes und vom Standpunkt des Volkswohls aus unerläßlich wären. Und daß der Einfluß der bezeichneten Richtung nach und nach stärker wurde, hat auch dazu beigetragen, daß die Regierung nicht an den bisher befolgten sozialpolitischen Grundsätzen festgehalten hat.

Will man uns wirklich glauben machen, daß der sozialpolitische Kurs der Regierungspolitik „unentwegt" der alte geblieben sei? Auch wenn wir nicht die Sozialpolitik des Fürsten Bismarck zum Vergleich heranziehen wollen, ist doch seit seinem Weggang eine wesentliche Änderung im Vergleich zu der damals befolgten Politik eingetreten. Damals schien eine neue Zeit heranzubrechen; es wurde geträumt von einer Aussöhnung der Sozialdemokratie nicht bloß mit der bestehenden Gesellschaftsordnung, sondern auch mit der Monarchie, der sie so feindselig gegenübersteht. Das Schlagwort von dem sozialen Königtum wurde häufig gehört. So schien dem Kaiser gewährt zu sein, was des Kaisers war, und den untern Volksklassen das Ihre; beide schienen friedlich mit einander auszukommen. Die Monarchie, getragen von der Volksgunst, schien so am besten gesichert zu sein gegen die gährende Unzufriedenheit, die sich namentlich auch gegen sie richtet.

Aber diese Stimmung hielt nicht lange an, und eben weil sie zu optimistisch war, mußte um so eher ein Rückschlag kommen und Enttäuschung folgen. Der Irrtum lag darin, daß angenommen wurde, durch rasches und energisches Eingreifen lasse sich die soziale Frage sozusagen mit einem Schlage lösen. Es gab sich (und das ist für unsre Sozialpolitik von Anfang an verhängnisvoll geworden) eine starke Überschätzung dessen kund, was von oben her für das Volk, insbesondre für die arbeitenden Klassen, gethan werden kann. Und namentlich wenn die Person des Monarchen selbst als die segenspendende Gewalt bezeichnet wird, so ist dagegen einzuwenden, daß für die Herstellung eines so warmen und persönlichen Verhältnisses zwischen dem Träger der Krone und den untern Volksklassen unsre Zeit wenig geeignet ist.

Wenn nun seitdem der sozialpolitische Eifer merklich erkaltet ist, so gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß der bisherige Verlauf der sozialistischen Bewegung als ein Zeichen der Unversöhnlichkeit der Sozialdemokratie gedeutet wird, und daß daraufhin auch den Bemühungen, durch Maßregeln zur Hebung des Arbeiterstandes die Sozialdemokratie zu versöhnen,

Digitized by Google

weniger Wert beigelegt wird. Die arbeitenden Klassen werden als Undankbare betrachtet, die durch Wohlthaten oder durch Maßregeln zu ihren Gunsten befriedigen zu wollen ein aussichtsloses Bemühen sei. Mit dieser Ansicht scheint es auch zusammenzuhängen, daß wieder mehr die Neigung hervortritt, durch Gewaltmaßregeln die Sozialdemokratie zu bekämpfen, daß sich der Ruf nach einem neuen Ausnahmegesetze sich lauter hervorwagt, daß die Regierung gegen die sozialistische Presse schärfer vorgeht und durch größere Strenge in der Auslegung der bestehenden Gesetze gewissermaßen den Mangel eines Ausnahmegesetzes zu ersetzen sucht.

Diese Ungeduld, die rasche und durchschlagende Erfolge im Kampf mit der Sozialdemokratie sehen will, ist ganz verfehlt. Es wird dabei verkannt, daß die sozialistische Bewegung eine Zeitkrankheit ist, die nur langsam ausheilen kann, daß die Wirkung von Gesetzesmaßregeln, die zur Beschleunigung dieses Vorgangs erlassen werden, nur beschränkt ist, daß man ebenso sorgfältig darauf bedacht sein muß, alles zu vermeiden, was zur Verschlimmerung der Krankheit beitragen könnte, als darauf, Heilmittel zu ihrer Bekämpfung zu ersinnen. Und ein Hauptfehler ist, daß die erste Forderung zu wenig beachtet wird. Man hat sich zu sehr an den Gedanken gewöhnt, daß durch ein Wohlthatenspenden von oben herab alles gut zu machen sei, daß damit der Staat und die Gesellschaft ihre Schuldigkeit gethan hätten und dann auf den Dank der untern Klassen gerechten Anspruch erheben dürften. Für die schwerste Aufgabe im Kampfe mit der Sozialdemokratie, für die Selbstthätigkeit der Gesellschaft, die durch das ganze Verhalten der obern Gesellschaftsklassen ausgeübt werden muß, besteht in unsrer Zeit und in unserm Lande zu wenig Neigung und Fähigkeit. Es fehlt zu sehr an dem ernstlichen Bemühen, die sozialen Gegensätze zu mildern. Annäherung an die untern Stände zu suchen. Dazu gehört ein gewisses Maß von Entsagung und Selbstbeherrschung. Schrankenlose Ausdehnung der Genußsucht und Entfaltung von Pracht, sowie das Festhalten von Standesvorurteilen sind nur geeignet, die soziale Unzufriedenheit zu stärken. Hierdurch wird der sozialistischen Agitation ein willkommner Vorwand geboten, auf die Ungleichheit des menschlichen Loses hinzuweisen. Gerade in dieser Hinsicht aber wird heute viel gesündigt, bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf. Gleichzeitig hat auch die Gesetzgebung eine Richtung eingeschlagen, die für die Bekämpfung der Sozialdemokratie keineswegs förderlich ist. Und während man sich so einredet, daß die Pflichten gegen die untern Klassen vollauf erfüllt seien, hat durch gesetzgeberische Maßregeln und durch das Verhalten der obern Gesellschaftsklassen die Sozialdemokratie nur neue Nahrung erhalten.

Die Behauptung, daß die arbeitenden Klassen durch Leistungen des Staates nicht zu befriedigen seien, ist ja nicht ganz unrichtig. Aber das liegt doch daran, daß von Anfang an die Fähigkeiten der Staatsgewalt überschätzt

Digitized by Google

und mit Bezug auf die Wirkungen ihrer Thätigkeit die Erwartungen zu hoch gespannt worden sind. Wie mit den „produktiven Berufsständen," so geht es auch mit dem Arbeiterstande. Alles, was der Staat leisten kann, ist bescheiden im Verhältnis zu dem, was die Agarier, wie zu dem, was die Sozialdemokraten verlangen. Den Irrtum von der Allmacht der Staatsgewalt hat der „neue Kurs" von dem alten übernommen; er hat unter dem „neuesten Kurs" noch mehr Einfluß erlangt, und wenn dieser durch einen noch neuern abgelöst werden sollte, so ist zu befürchten, daß diese Richtung noch einseitiger ausgeprägt sein wird. Aber bezeichnend für die allmähliche Entwicklung der Regierungspolitik ist es, daß die Arbeiterfürsorge mehr und mehr zurückgetreten ist, da gegen die Not des Großgrundbesitzes als hauptsächlich der Abhilfe bedürftig bezeichnet, und darnach auch von der Regierung verfahren wird.

Daß es einen sozialpolitischen Übereifer giebt, dem entgegengetreten werden muß, glauben auch wir. Es führt in der Praxis leicht zu verhängnisvollen Fehlgriffen, wenn man meint, daß man nur nach der „Klinke der Gesetzgebung" zu greifen brauche, um alle Schäden zu heilen. Bei Eingriffen der Gesetzgebung ist wohl darauf zu achten, daß nicht die wirtschaftliche Freiheit der Einzelnen zu sehr beeinträchtigt werde und der den Schwachen zugedachte „Schutz" für sie selbst eine lästige Fessel werde. Die Selbstthätigkeit der Einzelnen wird immer für sie die Quelle des Erwerbs bleiben, und daß sie richtig angewandt werde, darauf kommt es an. Die Gesetzgebung hat keine Zaubermittel, wodurch sie Wohlstand verbreiten kann.

Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man solche Bedenken hegt und aus solchen Gründen dem gesetzgeberischen Übereifer zu wehren sucht, oder ob man die Arbeiterfürsorge nach den Grundsätzen der Agrarier beurteilt. Nach den gegenwärtig von agrarischer Seite geäußerten Ansichten ist eigentlich die ganze staatliche Arbeiterfürsorge etwas überflüssiges, wo nicht schädliches. Nun hat sie ja gewiß ihre Mängel, und sie befriedigt, wie gesagt, nicht die gehegten Erwartungen. Aber der Grundgedanke: daß eine Besserung der Lage des Arbeiterstandes zu erstreben und mit den geeigneten Mitteln darauf hinzuwirken sei, daß das sowohl die Klugheit wie die Gerechtigkeit gebiete, daß die Besitzenden im eignen Interresse, nämlich weil der Klassenhaß für sie eine ernste Gefahr bedeutet, wie auch aus Wohlwollen für ihre vom Schicksal weniger begünstigten Mitmenschen auf Herstellung des sozialen Friedens hinzuwirken haben, dieser Grundgedanke ist doch ziemlich allgemein von den Anhängern der bürgerlichen Parteien als richtig anerkannt worden. Gerade dieser Grundgedanke aber wird von den Agrariern bekämpft. Mit immer größerer Offenheit geben sie ihrer Abneigung gegen jedes sozialpolitische Wirken, ihrer Geringschätzung jedes auf Hebung des Arbeiterstandes gerichteten Strebens Ausdruck. Diese Abneigung aber stammt aus der Zeit, wo auch

Digitized by Google

die ländlichen Arbeitgeber zu Leistungen für die Arbeiter herangezogen wurden. Seitdem haben die Agrarier sogar Einrichtungen bekämpft, für die sie eintraten, solange nur der Industrie dadurch Lasten auferlegt wurden. Nur Standesselbstsucht ist also für die Haltung der Agrarier in dieser Frage bestimmend. Für sie fallen ja die grundsätzlichen Bedenken gegen Staatseinmischung so wenig ins Gewicht, daß sie vielmehr ein weitgehendes Eingreifen des Staates in das wirtschaftliche Leben verlangen. Aber nur in einer bestimmten Richtung. Der Staat soll überall im wirtschaftlichen Kampfe für die Landwirtschaft Partei ergreifen, nicht bloß andern Berufsständen und Unternehmerklassen gegenüber, sondern auch dem Arbeiterstande gegenüber. So werden denn die Arbeiterinteressen ganz zurückgestellt hinter die Interessen, die angeblich im Namen der Landwirtschaft von den Agrariern vertreten werden. Diese Selbstsucht tritt jetzt unverhüllter auf, als je. Früher war die gezwungne Auslegung gebräuchlich, daß die Politik der Agarier dem kleinen Manne zu gute komme, weil sie Arbeitsgelegenheit schaffen wolle. Dieser Grund mag gelegentlich noch gebraucht werden, aber im ganzen giebt man sich wenig Mühe, die agrarischen Bestrebungen auf diese Weise zu rechtfertigen. Daß der „Mittelstand" am schlechtesten gestellt sei, viel schlechter als der Arbeiter, daher auch vor diesem der Fürsorge bedürftig, ist zum Glaubenssatz geworden. Und weil der Staat dieser Aufgabe seine ganze Kraft zu widmen hat, so bedeutet jede dem Arbeiterstande gewidmete Fürsorge ein Abziehen von dieser Aufgabe, ein Zersplittern der Kraft, ein Unrecht gegen die eigentlichen Notleidenden im Staat. Bei dieser Gesinnung kann die Geringschätzung der Agrarier gegen sozialpolitische Bestrebungen nicht Wunder nehmen. Und da die Anschauungen der Agrarier für die Regierungspolitik so sehr bestimmend sind, so ist es auch zu begreifen, daß die Regierung die Sozialpolitik vernachlässigt. Zu den im Eingange genannten Beweggründen kommt so die Rücksicht auf die Agrarier hinzu. Wenn gewisse Blätter behaupten, daß die Regierung, andre, daß die Rechte keine Schwenkung auf sozialpolitischem Gebiet gemacht habe, so wird man dadurch keinen täuschen, der aufmerksam die politischen Vorgänge verfolgt hat. Wie freilich ein solches Verlassen der früher befolgten Grundsätze mit der hohen Bedeutung der sozialen Frage, die — theoretisch — allgemein anerkannt wird, vereinbar sein soll, ist uns nicht klar.

Digitized by Google

# Die Monopolisirung des Bankwesens

Zu den politischen Fehlern — um keinen stärkern Ausdruck zu gebrauchen —, die die Handelskreise in Deutschland bisher bei der Abwehr der in der neuern Zeit gegen sie gerichteten Gesetzgebung zu wiederholten malen begangen haben, gehören auch die Versuche, mit Hilfe einer in den düstersten Akkorden verhallenden Zukunftsmusik die Gesetzgebung von ihren Bestrebungen zurückzuschrecken. Nun ist das Prophezeien an sich eine mißliche Sache; geschieht es aber unter Verhältnissen, die die Unrichtigkeit ohne weiteres zu Tage treten lassen, so rächt sich diese Taktik um so mehr, als sie nicht bloß auf die Urteilskraft, sondern auch auf die Überzeugungstreue der Propheten kein vorteilhaftes Licht wirft. Für jeden, der mit den Verhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, war es auf den ersten Blick klar, daß die Offenbarungen, die seinerzeit die Vertreter der Berliner Kaufmannschaft in ihrer Denkschrift über das neue Börsensteuergesetz zum besten gaben, nicht das Ergebnis ihrer Überzeugung, sondern nur die Frucht sogenannter diplomatischer Erwägungen sein konnten, hervorgegangen aus dem Bestreben, die drohende Gefahr um jeden Preis von den beteiligten Kreisen abzuwenden. Diese „Diplomatie“ ist aber insbesondre der Börse um so verhängnisvoller geworden, als sie mit nicht zu überbietender Promptheit durch eine kurz darauf folgende Konjunktur ad absurdum geführt wurde, durch eine Konjunktur, die auch die kühnsten Erwartungen derer, die das neue Börsensteuergesetz geschaffen hatten, übertroffen haben dürfte. Nun hat sich ein unüberwindliches Mißtrauen der Börse gegenüber festgesetzt, und was das für sie bedeutet, kann sie am ehesten an der Entwicklung erkennen, die die Börsenreform schließlich genommen hat.

Denn darüber dürfte wohl kaum ein Zweifel sein, daß beim Zustandekommen des neuen Börsengesetzes das starke Mißtrauen gegen die Versicherungen der Handelskreise und namentlich der Börse, der Widerspruch zwischen ihren Weissagungen und den spätern Thatsachen mitbestimmend, wenn nicht ausschlaggebend gewesen ist. Wer die Reden der einzelnen Parlamentarier über diese Frage aufmerksam durchliest, wird erkennen, daß trotz der eingehenden Studien auf diesem Gebiete die Börse für die Mehrzahl der Gesetzgeber eine terra incognita

Digitized by Google

geblieben ist, und daß für die schließliche Stellungnahme in dieser Frage das dunkle Gefühl entscheidend war, daß die Börse, die, ungeachtet ihrer Kassandrarufe die bisherigen Gesetze überstanden habe, auch an der neuen Reform nicht zu Grunde gehen werde. Daß ein solcher Umstand eine so hervorragende Bedeutung für das Zustandekommen des Gesetzes erlangen konnte, spricht nicht gerade für die Vortrefflichkeit des Gesetzes. Denn der Gesetzgeber soll seine Entschließungen in unbefangner Würdigung der bestehenden Verhältnisse fassen, ohne Rücksicht auf irgend welche Äußerlichkeiten oder zufälligen Erscheinungen. Nun weiß aber jeder Kenner der Verhältnisse, daß die erhöhte Börsensteuer und die neue Reform in Bezug auf ihre Bedeutung für die Börse überhaupt nicht in einem Atem genannt werden können. Bei der Erhöhung der Börsensteuern handelte es sich lediglich um eine Geldfrage, es mußte für die Verteilung dieser Steuern unter den verschiednen Interessenten ein Modus gefunden werden; bei der Börsenreform aber sind Neuerungen geschaffen worden, die eine tief eingreifende Wirkung auf den ganzen Organismus der Börse haben. Hätte man sich die Tragweite dieser Maßnahmen völlig klar gemacht, so hätte man doch vielleicht damit gezögert, ihnen Gesetzeskraft zu geben. Denn diese Maßnahmen sind nur ein weiterer Schritt auf dem Wege, den das Bank- und Börsenwesen seit Jahren eingeschlagen hat, und haben vor allem die Wirkung, den Monopolisirungsprozeß zu beschleunigen, der diese Zweige des Erwerbslebens in der neuern Zeit ergriffen hat.

Es gab einmal eine Zeit, da war der sogenannte „mittlere Bankier“ unumschränkter Herrscher auf seinem Gebiete; das Geschäft konzentrirte sich hauptsächlich in seinen Händen. Das Bankgeschäft war bei weitem nicht so „großartig“ wie heute, aber jedenfalls nicht minder solid, und der Kommissionär erhielt eine Gebühr, die der Mühewaltung und Verantwortlichkeit, die mit solchen Geschäften verknüpft sind, angemessen war. Aber mit der Entwicklung unsrer sozialen Verhältnisse haben auch die Dinge im Bankwesen ein wesentlich verändertes Aussehen erhalten; der „mittlere“ Bankier, bis dahin der Alleinherrscher auf seinem Gebiete, wurde auf der einen Seite hart bedrängt von den Großbanken, auf der andern Seite von dem Bankproletariat, das dem soliden Bankier mehr und mehr das Feld abgrub. Infolge der immer größer werdenden Konkurrenz sanken die Kommissionsgebühren immer tiefer herab, und gegenwärtig sind sie so niedrig geworden, daß es auf den ersten Blick klar ist, daß die Existenzfähigkeit einer großen Anzahl solcher Kommissionäre auf eine andre Einnahmequelle zurückzuführen sein muß. Diese Einnahmequelle aber ist in vielen Fällen der sogenannte Kursschnitt, der unter den jetzigen Verhältnissen eine versteckte Kommissionsgebühr bildet, und der das Bedenkliche hat, daß er außerhalb der Vertragsbedingungen liegt. Alle Versuche, diese Entwicklung zurückzuschrauben und wieder angemessene Kommissionsgebühren einzuführen, scheiterten teils an der Uneinigkeit der Interessenten, teils auch an

Digitized by Google

der Haltung des Publikums, das durch die niedrigen Kommissionsgebühren verwöhnt, wie überall, so auch hier „billig und schlecht“ bedient sein wollte.

Nun kommt das neue Gesetz mit einer Anzahl Bestimmungen, die darauf hinauslaufen, diese Art von Verdienst unmöglich zu machen. Wenn somit auf der einen Seite der Kommissionär durch die Entwicklung der Dinge verhindert wird, die Kommissionsgebühr offen zu verlangen, und wenn ihm auf der andern Seite das Gesetz die Möglichkeit abschneidet, sie auf verstecktem Wege zu erlangen, so ergiebt sich daraus, daß er als Kommissionär nicht mehr bestehen kann, weil er eben ohne Verdienst die Aufträge nicht ausführen kann. Die wenigen Kunden, die dem kleinen Kommissionär noch geblieben sind, werden somit in die Arme der großen getrieben, die durch ihre Kapitalkraft und durch ihren viel ausgedehntern Geschäftsbetrieb noch immer imstande sind, die neuen Verbindungen gewinnbringend zu gestalten.

Auch an den sonstigen neuen Einrichtungen, die das Gesetz geschaffen hat, läßt sich seine monopolisirende Wirkung leicht nachweisen. Das Emissionswesen wird unzweifelhaft eine Domäne der Großen werden, schon deshalb, weil alle jene Vorkehrungsmaßnahmen, deren die Emittenten zu ihrem Schutze bedürfen, größere Kapitalkräfte erfordern. Die Beschränkungen des Terminhandels dürften den Großen eher erwünscht als gleichgiltig sein, weil sie durch diese Maßnahmen von einer Gegnerschaft befreit werden, die ihnen nicht zum erstem male unbequem geworden ist. Wir erinnern uns, wie kurz nach dem letzten Niedergang eine große Bank in Berlin eine neue „Konjunktur“ an der Börse in Szene zu setzen suchte und dabei auf den Widerstand einer im entgegengesetzten Sinne operirenden Gruppe stieß, die ihr bei ihrem Vorgehen solche Hindernisse in den Weg legte, daß sich der Leiter der Bank zu dem — damals zu einem geflügelten Worte gewordnen — Ausspruche hinreisen ließ, er werde „ein Blutbad (!) unter den Baissiers der Berliner Börse anrichten.“ Das hat der blutdürstige Finanzmann unter dem neuen Gesetze nicht mehr nötig, am wenigsten auf den Marktgebieten der Börse, auf denen der Terminhandel verboten ist. Denn hier hat er stets das Übergewicht, sei es durch die vorhandnen Barmittel, sei es durch die Effekten, die es den Großen jederzeit möglich machen, das Publikum nach ihrem Willen zu lenken, ohne den Widerstand der übrigen Spekulation befürchten zu müssen. Nicht minder begünstigt wird diese Entwicklung durch die Neuordnung des Maklerwesens, da an Stelle der öffentlichen Kursfeststellung die geheime tritt, die dem Makler, der zur Ausgleichung der Aufträge fast immer persönlich einzutreten hat, die Konkurrenz der übrigen Börse mit einem Schlage vom Halse schafft. Bisher wurden allzu große Ausschreitungen in dieser Hinsicht durch die Konkurrenz, durch die einander widerstreitenden Interessen der Kommissionäre verhindert. Nachdem man diese aber von der Kursfestsetzung ausgeschlossen hat, wird der Makler gleichsam Alleinherrscher; muß er persönlich ein-



Digitized by Google

treten, so kann ihn kein Staatskommissar zwingen, aus seiner Tasche höhere Preise zu bezahlen, als nach den vorliegenden Aufträgen notwendig ist. Er bildet fortan die ausschließliche Kontrepartie der gesamten Kommittentenaufträge und kann bei deren Erledigung sein eignes Interesse natürlich besser wahrnehmen, da die Konkurrenz nicht in Thätigkeit tritt. Bezeichnend übrigens für die Beweggründe gerade dieser Neuerung war eine Zusatzantrag der Antragsteller, der freilich abgelehnt wurde: nicht bloß die Kursfeststellung selbst unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorzunehmen, sondern auch die Verhandlungen über das Verfahren später der Öffentlichkeit nicht zur Kenntnis zubringen. Ein solcher Antrag war sachlich gar nicht zu begründen; er ließ eben nur die für die ganze Neuerung sehr bezeichnende Deutung zu, daß man befürchtete, die Bekanntmachung dieser Verhandlungen könne Dinge zu Tage fördern, die die Öffentlichkeit nicht vertragen könnten. Was aber dem Beurteiler aus all diesen Neuerungen entgegentritt, ist überall dasselbe: man beseitigt die kleine Konkurrenz und setzt an deren Stelle den Staat.

Für die, die ungeachtet der vorstehenden Darlegungen von der monopolisirenden Wirkung des neuen Börsengesetzes noch nicht überzeugt sein sollten, haben wir einmal die letzten Geschäftsberichte der großen Bank- und Kreditinstitute wieder hervorgeholt: „Sonst hätt' ich es allein gethan, sagt Mephisto, jetzt muß ich Helfershelfer holen." Nun, die Geschäftsberichte der großen Banken, noch mehr aber ihre Handlungen zeigen deutlich, daß man schon jetzt alle Maßregeln trifft, um den künftigen Auffaugungsprozeß zu beschleunigen. Eine große Anzahl von Banken, nicht bloß in Berlin, sondern auch in der Provinz, hat ihr Aktienkapital in neuerer Zeit bedeutend vermehrt, mit der Begründung, daß mit dem neuen Börsengesetz eine Erweiterung ihres Geschäftsbetriebes eintreten werde. Die Deutsche Bank hat im letzten Halbjahr ihr Aktienkapital um fünfundzwanzig Millionen Mark erhöht, von fünfundsiebzig auf hundert Millionen, in ihrem Geschäftsbericht schrieb sie über das Gesetz wörtlich: „Unausbleiblich wird eine Einwirkung auf die innere Gestaltung der Börse eintreten, nämlich die, daß nur sehr kapitalkräftige Häuser den neu an sie herantretenden Ansprüchen gewachsen sein werden, die schwächern Häuser aber allmählich zurücktreten." Die Dresdner Bank, die im vorigen Jahre ihr Aktienkapital von siebzig auf fünfundachtzig Millionen Mark erhöht hat, schrieb in ihrem 1895er Geschäftsbericht: „Wir glauben übrigens, daß in denjenigen Geschäftszweigen, die für Institute, wie das unsrige, wesentlich in Betracht kommen auch unter der künftigen Gesetzgebung, wie immer sie sich gestalten möge, Raum für eine ersprießliche und lohnende Thätigkeit verbleiben wird." Damit wird deutlich ausgesprochen, daß Börsengesetze den Großen überhaupt nichts anhaben können. Inzwischen hat die Bank erst vor wenigen Wochen eine alte angesehene Bankfirma in Baiern in sich aufgenommen. Die Berliner Handelsgesellschaft hat in diesem Jahre ihr Kapital von fünf-

Digitized by Google

undsechzig auf achtzig Millionen Mark erhöht und sagt in ihrem Geschäftsbericht: „Auch das in der neuern Gesetzgebung zu Tage tretende Bestreben nach einer Einschränkung der Beweglichkeit des Bankverkehrs wird unvermeidlich die Inanspruchnahme größerer Mittel zur Folge haben.“ Aber auch noch andre Banken haben in neuerer Zeit ihr Aktienkapital erhöht, u. a. die Diskontogesellschaft, die Nationalbank für Deutschland, die Leipziger Bank, die Bergisch-Märkische Bank. Die großen Bankinstitute in Berlin verfügen allein zur Zeit über ein eignes Vermögen im Bilanzwerte von 760 bis 770 Millionen Mark. Es ist klar, daß eine Kapitalmacht, in so wenigen Händen konzentrirt, schon einer ziemlich robusten Gesetzgebung Widerstand leisten kann.

Welche Wirkung aber eine solche weitere Konzentrirung des Bankwesens in Deutschland zur Folge haben würde, dafür bietet bereits die Vergangenheit gewisse Anhaltepunkte und zwar in den Vorgängen, die die Börsengesetzgebung überhaupt in Fluß gebracht haben. Als seiner Zeit bei den Privatbankiers die Depotunterschlagungen von sich reden machten, machte das Publikum eine förmliche Schwenkung, indem es mit seinen Anlagen in die Wechselstuben der Banken flüchtete, die damals wie die Pilze aus der Erde schossen. Mit dieser Schwenkung kam, gelinde gesagt, das Publikum aus dem Regen in die Traufe, denn während die Privatkapitalisten durch jene Veruntreuungen vereinzelt um ihr Geld kamen, wurden sie in den Banken von Argentinien, Portugal und Griechenland gleich summarisch übers Ohr gehauen. Die Verluste, die das Publikum durch die Depotunterschlagungen erlitt, können nicht annähernd verglichen werden mit den Einbußen, die ihm durch die Erwerbung der „exotischen“ Werte entstanden sind.

Die Entwicklung des Bankwesens in Deutschland bewegt sich in dem Fahrwasser der allgemeinen wirtschaftspolitischen Strömung im deutschen Reiche, die darauf hinausläuft, die Extreme auf Kosten der „mittlern“ Kräfte zu stärken. Diese Entwickelung wird durch das neue Gesetz in einer Weise gefördert, die seinen Schöpfern gänzlich unbekannt ist. Es ist eine bittre Ironie, daß die schlimmsten Widersacher der Börse mit diesem Gesetze dem — Großkapital ein Geschenk machen, das der Mittelstand, in diesem Falle der Mittelstand der Bankwelt, teilweise mit seiner Existenz bezahlen muß. Hat diese Entwicklung erst einmal zur Vernichtung der Kleinen und zur Monopolisirung drs Bankwesens in den Händen der Großen geführt, dann können wir getrost den Weg betreten, der zum alleinseligmachenden Ziele führt: den Weg zur Verstaatlichung des Bankwesens.

Berlin E. H.

Digitized by Google

# Ein unbequemer Konservativer

Doktor Rudolf Meyer hat um das Jahr 1870 herum mit Rodbertus und dem Kreuzzeitungs-Wagener zusammen die Politik betrieben, die er heute noch für die allein und wahrhaft konservative hält, ist dann 1877 wegen der Schrift: „Politische Gründer und die Korruption in Deutschland" zu Gefängnis verurteilt worden, hat sich der Strafe durch die Flucht nach der Schweiz, dann nach Österreich entzogen, ein paar Jahre in Amerika zugebracht, die dortige Landwirtschaft in eigner Praxis kennen gelernt und seit 1889 abwechselnd in Österreich und in Frankreich gelebt. In Österreich hat er zu mehreren Staatsmännern, namentlich dem Grafen Belcredi, und mit der konservativ-ultramontanen Presse Beziehungen angeknüpft. Zur konservativen Presse des deutschen Reichs konnte er kein Verhältnis mehr gewinnen, weil die konservative Partei Preußens gerade in dem Jahre, wo Meyer das Vaterland verließ, eine große Schwenkung gemacht hatte, während er der alte geblieben war. Er veröffentlichte einige Aufsätze in den Historisch-Politischen Blättern — mit der Germania hatte er schon vor 1877 in Verbindung gestanden — und dann, weil er, wie es scheint, auch von den Katholiken als ein unsichrer Kantonist abgestoßen wurde, in der sozialdemokratischen Neuen Zeit. Dadurch machte er sich nach unsern deutschen litterarischen Sitten für die „gute" Gesellschaft und die „gute" Presse unmöglich, und man hatte in diesen Kreisen einen willkommnen Grund, ein sehr unbequemes Buch, das er vor zwei Jahren herausgab, unbeachtet zu lassen. Allein diese unsre spießbürgerlichen Sitten sind für die geistige Entwicklung Deutschlands sehr nachteilig, weil sie Gedanken und Thatsachen, deren Kenntnis, Erwägung und Beachtung für das Vaterland notwendig ist, aus dem Gesichtskreise gerade der Einflußreichsten unter den Gebildeten verbannen. Wir wollen deshalb das Buch Meyers und zwei weitere, die er seitdem noch herausgegeben hat,*) einer Besprechung unterziehen. In vielen Stücken kommt

*) Der Kapitalismus fin de siècle. — Das Sinken der Grundrente und dessen mögliche soziale und politische Folgen. — Hundert Jahre konservativer Politik und Litteratur. I. Litteratur. Alle drei bei Franz Doll (Verlagsbuchhandlung Austria), Wien und Leipzig; die beiden ersten 1894, das dritte ohne Jahreszahl.

Digitized by Google

Meyer zu denselben Ergebnissen wie die Grenzboten. In andern wesentlichen Fragen jedoch weichen wir von seiner Auffassung ab.

Der Titel des ersten Buches scheint sagen zu sollen, daß mit dem Jahrhundert auch der Kapitalismus zu Ende gehen werde, wenn ihn nicht die von Meyer empfohlenen Reformen am Leben erhalten. Des schwankenden Sprachgebrauchs wegen ist es nötig, die Leser zunächst daran zu erinnern, was wir unter Kapital und Kapitalismus verstehen. Wir nennen Kapital die Gesamtheit der Arbeitswerkzeuge, zu denen unter anderm auch der schon kultivirte Boden gehört. Das, was man gewöhnlich Kapital nennt, die Gesamtheit der Arbeitsmittel, die sich im Besitz von Kapitalisten befinden, nennen wir Kapitalbesitz und lehnen die Einschränkung ab, der Karl Marx den Begriff unterwirft, indem er die Arbeitsmittel nur soweit Kapital nennt, als sie sich im Besitze von Unternehmern befinden, die die Ausführungsarbeit nicht selbst leisten; wir rechnen auch die Arbeitsmittel des Kleinbauern und des kleinen Handwerkers zum Kapital. Kapitalismus nennen wir einen Zustand, bei dem die Arbeiter von den Arbeitsmitteln getrennt sind und diese sich im Besitz von Unternehmern befinden, die Lohnarbeiter beschäftigen; nicht daß dieser Zustand stellenweise vorkommt, sondern daß er vorherrscht, halten wir für ein Übel. Der moderne Kapitalismus hat außerdem noch die Eigentümlichkeit, daß die Güter nicht für den Bedarf der Arbeitenden, sondern als Waren für den Markt erzeugt werden, und daß die Absicht des Produzenten hauptsächlich oder ausschließlich auf einen möglichst hohen Reinertrag in Geld gerichtet ist. Der Kleinbauer, der mit seiner Familie den größten Teil seiner Produkte aufzehrt, und der Großbauer oder Rittergutsbesitzer, der seinen Stammsitz in guten wie in schlechten Zeiten zu behaupten als Ehrensache und Standespflicht betrachtet, wirtschaften nicht kapitalistisch; aber der Gutsbesitzer thut es, der bei steigenden Preisen ein Gut kauft, soviel wie möglich herauswirtschaftet und dann, wenn er glaubt, daß das Ende der steigenden Konjunktur nicht mehr fern sei, es entweder im ganzen verkauft oder parzellirt und so außer dem Reinertrag einen Kapitalgewinn herausschlägt. Meyer definirt nirgends, aber die Worte haben bei ihm meist ungefähr denselben Sinn wie bei uns.

Er beginnt mit der Bemerkung, daß das Gesetz der Evolution jetzt unbeliebt geworden sei. Man wolle natürlich auch in der Politik wissenschaftlich sein und habe es sich ganz gern gefallen lassen, als der Strom der Entwicklung die Leibeigenschaft und den Zunftzwang hinwegschwemmte, aber das Wort Lassalles, auch das Kapital (im Sinne Marxens) sei nur eine „historische Kategorie," die ihre Zeit habe und vorübergehe, habe die ungeteilteste Entrüstung hervorgerufen. Dennoch könne die Wahrheit dieses Wortes nicht bezweifelt werden; man sehe zu deutlich, wie der Kapitalismus, der eine Zeit lang kulturfördernd gewirkt habe, jetzt anfange, ein Hemmnis zu werden; deshalb müsse die Regierung des deutschen Reiches, wenn sie die Leitung des Kulturfort-

Digitized by Google

schritts in der Hand behalten wolle, anfangen, sich auf die beiden, dem Kapitalismus feindlichen Parteien, das Zentrum und die Sozialdemokratie, zu stützen, die trotz scheinbar unversöhnlicher Feindschaft einander geistesverwandt seien. Für seine Person lehnt übrigens Meyer die Bezeichnung eines Kryptokatholiken oder Sozialisten ab; er sei keins von beiden. Aus einem Überblick der Wirtschaftsgeschichte des Altertums zieht er die Lehre, daß wiederholt der Kulturfortschritt die Enteignung und Versklavung der Masse und die Zuteilung des Grundeigentums an wenige gefordert habe, daß aber dann jedesmal ein Zeitpunkt eingetreten sei, wo dieser Prozeß in ein Hemmnis der Kultur umschlug, „indem die unfrei gewordne Landbevölkerung keine überschüssigen gesunden, mutigen Kinder mehr in die Städte senden konnte, und indem dadurch Handel und Industrie verkümmerten, da die rein städtische Bevölkerung dieser Menschenzufuhr bedarf." Endlich habe auch der Staat seine Rekruten verloren. Mit der Barbarisirung Europas sei dann der Kapitalismus verschwunden, weil seine Basis, die Sklavenarbeit, zusammenschrumpfte. Die mittelalterlichen Zustände schildert Meyer ungefähr wie Janssen und, wie es scheint, hauptsächlich nach ihm. Das Zinsverbot habe dafür gesorgt, daß der Arbeiter: der Bauer wie der Handwerker, Eigentümer seiner Arbeitsmittel geblieben sei, und die Preistaxen hätten eine andre Quelle des Kapitalismus, den übermäßigen Unternehmer- und Geschäftsgewinn, verstopft. Es kann nicht bezweifelt werden, daß das Mittelalter, abgesehen von den Plagen, die die ewigen Fehden, die barbarische Rechtspflege, die Inquisition, die Seuchen und die Hungersnöte den Menschen auflegten, in seiner Glanzperiode, vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, eine goldne Zeit für Bürger und Bauern gewesen ist, wobei jedoch die winzige Zahl der Stadtbürger im Vergleich zur heutigen, und der Landreichtum, dessen sich die Bauern erfreuten, nicht vergessen werden darf. Auch soll nicht geleugnet werden, daß der Geist, aus dem das Zinsverbot und die Preistaxen entsprangen, ungemein wohlthätig gewirkt hat und immer von neuem wirken wird, so oft er wieder auflebt. Aber die Wirkung der Kirchen- und Staatsgesetze, die aus diesem Geiste hervorgegangen sind, überschätzt Meyer. Diese Gesetze konnten nur darum bis zu einem gewissen Grade wirksam sein, weil die natürlichen Bedingungen für ihre Wirksamkeit vorhanden waren; in dem Maße aber, wie diese natürlichen Bedingungen schwanden, erwiesen sie sich ebenso ohnmächtig wie der Geist, der sie hervorgebracht hatte. Eine Zeit lang, schreibt Meyer Seite 35, sei nach Aufhebung der mittelalterlichen Preistaxen der Preis durch Angebot und Nachfrage regulirt worden. Als ob nicht auch im Mittelalter dieser Regulator den Ausschlag gegeben hätte! Wenn infolge einer Mißernte kein Getreide da war, konnten alle Preistaxen das Brot nicht um einen Pfennig billiger machen, und als am Ausgange des Mittelalters die gewerbliche Bevölkerung zahlreich und das Angebot von Händen stärker geworden war, fuhren die Obrigkeiten zwar fort,

Digitized by Google

Preis- und Lohntaxen zu erlassen, aber die wurden eben den veränderten Verhältnissen entsprechend immer niedriger, und weder waren die Meister mit den Preisen, noch die Gesellen mit den Löhnen zufrieden, und gerade auf der Höhe des Mittelalters rissen die Arbeiterunruhen nicht ab. Meyer selbst gesteht auch zu, daß die kirchlichen Grundsätze in der Eigentumsverteilung niemals und nirgends rein und vollständig durchgeführt worden sind, daß der Großgrundbesitz, den ja vor allem auch die Kirche anhäufte, und der Rentenkauf schon Formen des Kapitalismus waren, ganz abgesehen von den Geldgeschäften der italienischen Städte, die schon ganz den modern kapitalistischen Charakter tragen. Er bemerkt ganz richtig, wenn die kirchlichen Anschauungen hätten durchgesetzt werden sollen, so würde es notwendig gewesen sein, ein höchstes Maß für den Grundbesitz vorzuschreiben. Die Mobilisirung des Besitzes durch die fortschreitende Geldwirtschaft war es ja dann auch, was dem Kapitalismus in ganz Europa und in allen Produktionszweigen zum Siege verhalf. Auch Meyer hebt hervor, wie wir öfter gethan haben, daß die stetig wachsende Möglichkeit, Überschüsse des Einkommens rentabel anzulegen und dadurch das Stammvermögen zu vergrößern, dem Reichtum eine ganz andre Bedeutung verlieh. Der große Herr des Mittelalters hätte, wenn er nicht gerade Kaufmann oder Bankier war, für Ersparnisse keine Verwendnng gefunden; er mußte sein Einkommen verzehren, also Luxus treiben: schöne Bauten errichten — für sich oder zu einem gemeinnützigen Zwecke —, sie mit Kunstwerken ausschmücken, sich und sein zahlreiches Gefolge prächtig kleiden, also die Künste und das Kunsthandwerk fördern. Als dann das Einkommen immer mehr die Geldform annahm und die Gelegenheiten zu rentabler Anlage von Überschüssen immer zahlreicher wurden, fing auch — zuerst in dem mit geringem Formen- und Farbensinn begabten Norden — der vornehme Mann an, sich puritanisch einfach zu kleiden, und nachdem die Einfachheit des äußern Auftretens einmal in der vornehmen Welt Mode geworden war — der über alles Maß steigende Reichtum in den sechziger Jahren hat bei uns in dieser Beziehung einen Umschlag der Mode zuwege gebracht —, nötigten die dadurch vermehrten Überschüsse zu einer immer stärkern Kapitalisirung.

Meyer geht dann zu Preußen über und beschreibt, wie dieser Staat durch seinen militärischen Charakter schon von Anfang an gezwungen war, dem Kapitalismus in der bekannten Weise, zunächst durch Bauernschutz, entgegenzuwirken. In neuerer Zeit sei die Regierung vorübergehend schwankend geworden; sie habe dem Kapitalismus ungebührliche Zugeständnisse gemacht und ihn in allen seinen Formen, auch in der des reinen Geldgeschäfts, wie die Gründerzeit beweise, gefördert. Schwierig sei die Lage der Regierung eine Zeit lang um deswillen gewesen, weil die beiden andern Hauptformen des Kapitalismus, Industrie und Landwirtschaft, entgegengesetzte Anforderungen an sie stellten, indem die Großindustriellen Schutzzöllner, die Großgrundbesitzer

Digitized by Google

Freihändler waren. Wir haben wiederholt auf den Umstand hingewiesen, daß unsre Agrarier bis vor zwanzig Jahren entschiedne Freihändler gewesen sind. Daraus folgt nun zwar für die Richtigkeit der Freihandelsgrundsätze so wenig wie aus ihrer heutigen Schutzzöllnerei für den alleinseligmachenden Schutzzoll, es folgt aber doch daraus zweierlei. Erstens, daß man sich, wenn die Konservativen oder irgend welche andre Parteimenschen zehn Jahre lang unisono eine Forderung erheben und jeden für einen Vaterlandsverräter erklären, der nicht beistimmt, dadurch nicht im mindesten darf imponiren oder einschüchtern lassen, denn übers Jahr werden die Herren vielleicht das Gegenteil für patriotische Pflicht erklären; zweitens, daß Freihandel und Schutzzoll keine wesentlichen Bestandteile des konservativen oder liberalen Charakters, sondern reine Opportunitätssache sind, und daß es unmöglich jemandem zur Schande angerechnet werden kann, wenn er darüber, was augenblicklich für die Gesamtheit des Volks nützlich oder schädlich sei, andrer Meinung ist als irgend eine Fraktion. Zur Erhärtung dieser zwei sehr wichtigen Folgerungen wollen wir einiges von dem, was Meyer aus den siebziger Jahren erzählt, mitteilen. Marc Anton Niendorf wurde von den Agrariern gerade darum zum Führer und zum Leiter ihres Organs, der Deutschen Landeszeitung, erkoren, weil er entschiedner Freihändler war. Als solcher verwarf er auch die indirekten Steuern. In einer Broschüre über den Landbau und die indirekten Steuern beklagte er es 1869, daß das deutsche Volk auf den Kopf zwei Thaler indirekte Auflagen zahle, und schrieb u. a.: „Glücklicherweise wird so leicht keine Kammer dahin zu bringen sein, bei vermehrten Anforderungen des Staates neue und höhere indirekte Auflagen zu bewilligen.“ Die indirekte Besteuerung, zu der die Grenzzölle gehörten, bedeute eine vom Staate erzwungne ungerechte Güterverteilung. „Die mit dem Einfuhrzoll beschwerte Ware bekommt einen um diesen Zoll künstlich erhöhten Preis. Ist eine Industrie durch Zölle geschützt, so ist der, der sie betreibt, ein Privilegirter. Den Gewinn des Privilegirten bezahlt jeder Konsument. Der Fabrikant bildet so eine privilegirte Klasse, die zwar kein Geschlechtsadel ist, die man aber sehr wohl einen Instrumentsadel nennen könnte. England besaß und besitzt dieses Industrierittertum im ausgedehnten Maße, es schuf sogar seinen alten Erbadel des Landbesitzes zum Instrumentsadel um.“ „Niendorf, bemerkt Meyer hierzu, ahnte 1869 nicht, daß schon 1879 ein großer Teil des alten deutschen Erbadels dieselbe Verwandlung in einen privilegirten Instrumentsadel vollzogen, daß die Kreuzzeitung diese Wandlung mitgemacht, und er selbst dazu seinen litterarischen Segen gespendet haben würde.“ Niendorf sagt dann weiter: „Die indirekte Steuer schafft innerhalb der Gesellschaft einen privilegirten Stand, der zwar nicht Erbadel, wohl aber adliche Privilegien an dem Instrument des beschützten Arbeitszweiges hat. Sie schafft künstliche Bedingungen zu Nahrungsexistenzen, zu Haushaltestellen, die mit der Wirkungslosigkeit [oder Aufhebung] des Schutz-

Digitized by Google

zolls ihren Boden wieder verlieren und alsdann ein Überangebot von Arbeitskräften bewirken, das zu niedrigen Lohnsätzen führt. Die indirekte Steuer hat eine Verschiebung der Nahrungsbedingungen zur Folge, sie erschwert die Ansiedlung an einer Stelle und begünstigt sie an einer andern innerhalb des Territoriums, worin der Schutzzoll wirkt; dieser schafft daher die menschenleeren Hinterländer neben den großen Fabrikstädten." Er verurteilt dann die Absperrungspolitik der Vereinigten Staaten und Rußlands und sagt: „Die europäischen Staaten sollten einmütig gegen die Schutzzollmaximen dieser beiden Staaten protestiren, und wenn die Drohung nicht hilft, so gut diese Grenzsperren und Schlagbäume mit Gewalt sprengen, wie man dies in China und Japan gethan hat." Das also war im Anfang der siebziger Jahre der rechte Mann für die ostelbischen Agrarier. Im Jahre 1872 erklärte der Kongreß deutscher Landwirte: „Alle Zölle, die als Schutzzölle wirken, sind, als vorzugsweise den Landbau schädigend, unbedingt verwerflich." Dann organisirten sich die Agrarier unter dem Namen der Steuer- und Wirtschaftsreformer und erklärten am 22. Februar 1876: „Auf der Grundlage des Freihandels stehend, sind wir Gegner der Schutzzölle." In demselben Jahre versuchten die industriellen Schutzzöllner durch eine Broschüre des Dr. Stöpel eine Annäherung an die Agrarier, indem sie einen Getreidezoll zu bewilligen versprachen, der anfing, Sinn zu bekommen, da Deutschland mittlerweile aus einem getreideausführenden ein getreideeinführender Staat geworden war. Nathusius, der Chefredakteur der Kreuzzeitung, verhielt sich zunächst noch ablehnend; er meinte, daß „nur eine harmonische Verbindung aller, auch der idealsten geistigen und sittlichen Interessen der Nation zu einem gedeihlichen Ziele führen und vor Abwegen bewahren könne, die eine einseitige Interessen- oder Agrarpolitik einzuschlagen nur zu leicht in Gefahr stehe. Wenn gesagt worden ist, daß die konservative Politik ihr Streben darauf richten würde, ein den einzelnen Gegenstand nicht erheblich drückendes, aber doch ergiebiges Finanzzollsystem auszubilden, so ist damit schon die Verurteilung des Zollschutzsystems und die Durchführung der allein gerechten und gesunden Freihandelspolitik ausgesprochen. Ob die Nachbarn diesem Beispiele folgen oder nicht, würde für die einheimische Volkswirtschaft gleichgiltig sein, da der Zollschutz im Auslande die Preise der geschützten Artikel um den Betrag des Zolles zu Gunsten der ausländischen Industriellen steigern, also unsern Export an sich nicht inhibiren würde." Aber die Agrarier besannen sich anders, das Kartell zwischen ihnen und den Industriellen wurde schon im nächsten Jahre vollzogen und fing von 1878 ab an, die innere Politik zu bestimmen. Daß auch das Sozialistengesetz vorzugsweise vom Standpunkte des Unternehmerinteresses aus gebilligt worden sei, als Sprengung der Arbeiterorganisationen und Lähmung der Lohnbewegung, dafür beruft sich Meyer Seite 284 auf einen Ausspruch Hansemanns. Da aber der Kapitalismus an dem innern Widerspruch kranke, daß er die



Digitized by Google

Warenmenge vermehre und zugleich durch Lohndruck den Hauptkonsumenten, den Arbeitern, die Konsumfähigkeit vermindre, so sei gerade die Sozialdemokratie die einzige Partei, die durch das Streben nach Lohnsteigerung das wirkliche Interesse des Kapitals vertrete und den Kapitalismus am Leben zu erhalten imstande sei.

Meyer bekämpft nun die Agrarzölle aufs entschiedenste und stellt sowohl ihre wirtschaftlichen wie ihre politischen Wirkungen als höchst verderblich dar. Er ist durchaus kein Feind der Junker; „aber, schreibt er, die 1200 bis 1500, höchstens 2000 deutschen Latifundienbesitzer, die nur zum Teil deutsche oder wendische Adliche, zum Teil Fremdlinge oder geadelte Geldleute sind, die sind nicht jene ehemaligen 16000 preußischen adlichen Rittergutsbesitzer, die dem Staate der Hohenzollern die tüchtigsten obern Beamten und fast alle Offiziere geliefert haben. Diese darbten, dienten und starben für den Staat, jene leben vom Staat. Nicht, daß die Latifundienbesitzer den Degen zur Verteidigung ihrer persönlichen Ehre und des Vaterlandes nicht führen wollten oder könnten. Das thun sie im Kriege wie alle andern Staatsbürger. Aber sie sehen den Staatsdienst nicht als Klassenberuf an und rechnen darauf, in solchem Falle mit Oberpräsidenten- oder ähnlichen hohen Posten bedacht zu werden. Und wenn sie allgemein dienten, wären sie zu wenig zahlreich, als daß es für den Staat annähernd den Wert haben könnte, den der Junkerdienst hatte. Sie haben aber mehr Junker ausgekauft, als sie selbst Offiziere stellen könnten." Er bemerkt dann, in Österreich seien nicht so viel Bauern gelegt und so viel kleine Rittergutsbesitzer ausgekauft worden wie in Preußen. Das mag richtig sein, aber in Österreich, namentlich in Böhmen, Mähren, Galizien und Ungarn, hat dafür die ländliche Bevölkerung andre Schmerzen, die sie in Preußen nicht, wenigstens in diesem Grade nicht hat. Meyer scheint an dieser wie an andern Stellen die österreichischen Verhältnisse doch zu rosig zu malen; über das Lob des väterlichen Regiments des Fürsten Schwarzenberg würden die Leser der Wiener Arbeiterzeitung nicht schlecht lachen, wenn sie es erführen. Meyer hat nichts gegen die Personen, die Latifundien besitzen, „es giebt gewiß, sagt er, wie in allen Klassen, recht brave und patriotische Männer unter ihnen." Er findet es auch begreiflich, daß sie ihr Klasseninteresse im Staate und durch ihn zu fördern suchen und mit den Mitteln, die seit der Wendung von 1878 allgemein üblich wurden. Aber er glaubt, daß das ganze System der sich in einer Zeit wirtschaftlichen Niedergangs und steigender militärischer Bedürfnisse weiter entwickelnden Latifundienbildung mit Staatshilfe durch Zölle und Exportprämien ein ungesundes sei, und da es das platte Land entvölkert, eine Gefahr für den nun einmal notwendigen Militärstaat Preußen. In wirtschaftlicher Beziehung wirken die agrarischen Schutzzölle nach zwei Seiten hin verderblich. Sie vermindern den Bauernstand, und zwar auf doppelte Weise, indem die künstlich erhöhte Rentabilität des Ackerbaus die Großgrundbesitzer

Digitized by Google

reizt, Bauergüter zusammenzukaufen, und indem die Bauern, die mit der steigenden Konjunktur zu unvorsichtig rechnen, teils durch gesteigerten Aufwand, teils durch Übernahme der Güter zu übermäßig hohem Preise mit ungenügenden Mitteln, teils durch Rückschläge der Konjunktur zu Grunde gehen. Man weiß, wie diese Umstände in den mitteldeutschen Rübengegenden gewirkt haben; dort, in der Gegend der glänzenden Erträge, nicht in weniger fruchtbaren Gegenden, wo die Bauern schlecht und recht nach der Väter Sitte fortwirtschaften, vermindert sich die Zahl der bäuerlichen Besitzungen.*) Die Rückschläge der Konjunktur aber, das ist die andre Wirkung, treffen auch die größern Grundbesitzer. Sobald rein kapitalistisch gewirtschaftet wird, sobald jede Erhöhung des Reingewinns, nach dem jedesmal herrschenden Zinsfuß kapitalisirt, dem Gutswert zugeschlagen und darnach die Beleihbarkeit und der Kaufpreis bemessen wird, verwandelt sich die Gutswirtschaft in ein Kaufmannsgeschäft, das noch weit mehr von wechselnden Konjunkturen abhängt als ein gewöhnliches Kaufmannsgeschäft, weil keine Warenart so große Preisschwankungen erleidet wie die landwirtschaftlichen Produkte. Und das trifft die Güter in um so stärkerm Maße, je größer sie sind und je mehr die Arbeiter mit Geld statt mit Naturalien gelohnt werden, einen desto kleinern Teil des Ertrags also die in der eignen Wirtschaft verbrauchten Erzeugnisse bilden, für die die Preisschwankungen gleichgiltig sind. Da nun eine stetige Preissteigerung ebenso unmöglich ist wie das Beharren auf einem gewissen Hochstande, so steht es von vornherein fest, daß auf jede Zeit steigender Preise ein Preisfall folgen wird, der bei kapitalistischer Bewirtschaftung einen Güterkrach zur Folge haben muß, von dem die größern Güter in weiterm Umfange getroffen werden als die kleinern. Wer aber nun einmal Kaufmann sein will, der muß auch das kaufmännische Risiko übernehmen und sich, nachdem er den Gewinn der guten Konjunktur eingestrichen hat, den Verlust der schlechten gefallen lassen; er hat kein Recht zu fordern, daß der Staat diesen Verlusten auf Kosten der andern Erwerbsklassen vorbeugen oder sie decken solle. Wollen sich die Gutsbesitzer solchen Gefahren nicht aussetzen, so müssen sie auf die kapitalistische Betriebsart und auf Geldgewinn verzichten, Naturalwirtschaft treiben und eine Ordnung einführen, bei der der Hof unverschuldet vom Vater auf den Sohn übergeht. „Solange das Schuldenmachen beim Güterkauf erlaubt ist, bleibe man mit Reformvorschlägen ruhig zu Hause," sagt Meyer Seite 354. Er weist außerdem auch noch die Nichtigkeit des Versprechens der Agrarier nach, bei rentirenden Preisen dafür sorgen zu wollen, daß Deutschland keine Getreideeinfuhr mehr nötig habe. Er vermag für seine Ansicht einen klassischen Zeugen anzuführen,

*) Auch auf England weist Meyer hin, wo die Bauern desto rascher zu Grunde gegangen seien, je höher die Kornpreise stiegen; er nimmt an, daß unsre Agrarier die englische Agrargeschichte gar nicht kennen, weil man ja sonst sagen müßte, daß sie die Bauern mit Bewußtsein belögen.

Digitized by Google

den Grafen Mirbach-Sorquitten, der auf dem achtzehnten Kongreß deutscher Landwirte 1887 gesagt hat: „So sehr viel fehlt nicht mehr, um den Konsum von Getreide im deutschen Reich durch die eigne Produktion zu decken. Wenn wir nun sehr hohe Kornzölle einführten, so würde darin ein so starker Anreiz zum Mehrbau von Getreide liegen, daß wir in allerkürzester Frist dazu kämen, unsern Bedarf zu decken. Es würde ein Mehr über unsern Bedarf und die Notwendigkeit des Exports ins Ausland sich herausstellen, und dann würden wir trotz des hohen Zolles lediglich vom Weltmarktpreis abhängig werden. Wir können ja die Getreidezölle sehr wohl erhöhen, aber nicht so — das wäre der größte Fehler —, daß darin ein Anreiz liegt zu einer unnatürlichen Verstärkung der Produktion von Getreide." Mit andern Worten: sollen die Kornzölle preissteigernd wirken, so darf die inländische Produktion den Bedarf nicht decken. Und die Sache liegt weit einfacher, als sie der Graf Mirbach in seinen geschraubten Sätzen darstellt. Das Bedürfnis decken, das heißt dafür sorgen, daß jeder, der einkaufen will, jederzeit Ware findet. Das ist nur dann der Fall, wenn das Angebot stets die Nachfrage übersteigt. In diesem Falle ist aber die Ware selbstverständlich billig; der Preis sinkt so tief, als er sinken kann, ohne den Anbau von Getreide unmöglich zu machen, d. h. also mindestens bis auf den Tiefstand der letzten Jahre, der, wie der Augenschein beweist, den Anbau noch nicht unmöglich gemacht hat. Das einzige Mittel dagegen wäre ein Getreidemonopol des Staates, wodurch dieser verpflichtet würde, das Getreide einzusperren und dadurch den Preis künstlich hoch zu halten. Aber eine solche Maßregel vermöchte nicht einmal ein asiatischer Despot durchzuführen. Wollte es ein Vezir thun, so würde ihn sein Sultan beim ersten Brotkrawall aufhängen lassen. Die Landwirte könnten sich nur dadurch helfen, daß sie den Roggen und Weizen ähnlich kontingentirten, wie es mit dem Spiritus und dem Zucker geschehen ist, und dadurch die Produktion immer ein wenig unter dem Bedarf halten, was freilich bei einer Ware, deren Menge zum Teil vom Wetter abhängt, sehr schwierig sein würde. Also: bei Deckung des Bedarfs durch die inländische Produktion würde das Getreide gerade so billig und unter Umständen noch billiger sein als bei zollfreier Einfuhr, und der deutsche Getreidepreis würde dann nicht, wie Graf Mirbach sagt, vom Weltmarktpreise abhängig sein, sondern vielmehr auf diesen drücken helfen.

So also steht es nach Meyers und auch nach unsrer Ansicht um die wirtschaftliche Wirkung der Zölle; nur dadurch unterscheiden wir uns von Meyer, daß er die „Not der Landwirtschaft," die trotz der Zölle und zum Teil infolge der Zölle eingetreten sei, für weit größer und die Lage der Grundbesitzer für weit gefährlicher hält, als sie nach unsrer Überzeugung ist. Die politischen Wirkungen der Zölle aber bestehen nach ihm darin, daß sie das Volk kriegsuntüchtig und unzufrieden machen. Die nachteilige Wirkung auf die Volksernährung ist ja nun zum Glück durch das Überangebot des Aus-

Digitized by Google

lands, das den Preis trotz der Zölle niedrig gehalten hat, aufgehoben worden. Dagegen ist die zweite Wirkung in vollem Umfange eingetreten, denn wenn auch der beabsichtigte Erfolg nur vorübergehend und in den letzten vier Jahren gar nicht erreicht worden ist, so hat doch schon die böse Absicht selbst die Volksmasse mit Mißtrauen und Abneigung gegen die leitenden Kreise erfüllt; keine noch so künstlichen und glänzenden Beweisführungen vermögen den häßlichen Klang des Wortes Brotverteuerung zu verschönern. Meyer entwickelt nun folgenden Gedankengang. Weil in unsrer Zeit das Geld regiert, so sind alle Kriege Handelskriege, während bis zum dreißigjährigen Kriege, wo in Europa die Religion die Gemüter beherrscht hat, vorzugsweise um die Religion und um religiöse Ideen Krieg geführt worden ist, wie namentlich in den Kreuzzügen. Wie sonderbar, daß sich ein so gescheiter Protestant durch schwärmerische Vorliebe für das katholische Mittelalter zu einer so verkehrten Behauptung fortreißen lassen kann! Weiß doch jedes Kind, welche Rolle Abenteuerlust, Habsucht, Verschuldung der ritterlichen Gutsbesitzer und politische Berechnung in den Kreuzzügen gespielt haben. Der heilige Bernard, der den zweiten Kreuzzug betrieb, hatte über die kalte Gleichgiltigkeit der deutschen Herren zu klagen, die seine feurige Predigt nur schwer zu überwinden vermochte, und der vierte Kreuzzug schlug in ein rein weltliches Unternehmen der Venetianer und der eroberungssüchtigen Fürsten und Ritter um, bei dem Jerusalem ganz aus dem Spiele blieb. Hat Meyer nie etwas gehört von den Vernichtungskämpfen, die Florenz gegen Pisa, Venedig gegen Genua geführt hat? War doch das ganze Mittelalter mit wirtschaftlichen Kämpfen, mit Kämpfen der Zünfte gegen die Geschlechter, der Arbeiter gegen die Zünfte, der Städte gegen einander, der Ritter einerseits gegen die Städte und andrerseits gegen die Bauern angefüllt, und auch der große Religionskrieg zwischen Spanien und den Niederlanden war ein wirtschaftlicher Befreiungskampf der aufstrebenden Holländer gegen die den Aufschwung hemmende spanische Regierung und später zugleich ein Konkurrenzkrieg gegen Flandern. Will Meyer aber gar den dreißigjährigen Krieg als einen Religionskrieg hinstellen, so wird er damit bei seinen guten Freunden, den Katholiken, anstoßen, die diese Auffassung bekanntlich entschieden bestreiten. Aber wie es sich auch mit den mittelalterlichen Kriegen verhalten möge, so viel steht allerdings fest, daß, nachdem die Zeit der rein dynastischen Kriege vorüber ist, Kriege nur noch um die Lebensinteressen der Völker, d. h. um wirtschaftliche Interessen geführt werden können, um Kolonisationsgebiete und um Absatzgebiete für den Handel und die Industrie. Meyer meint nun, die Völker des europäischen Festlandes würden sich über kurz oder lang zu einem Entscheidungskampfe gegen Rußland gezwungen sehen, das ihnen den Zugang zu Asien sperre. In diesem großen Entscheidungskampfe werde die Macht siegen, die die am besten bezahlten Arbeiter habe. Denn bei der Form der Kriegsführung, die durch die gewaltige Tragweite der modernen Geschosse

Digitized by Google

notwendig werde, in aufgelösten Reihen, werde, wie die Militärschriftsteller hervorhöben, weit mehr als früher auf die Gesinnung, Stimmung und Energie des einzelnen Mannes ankommen, werde die Wirkung der den einzelnen fortreißenden eng zusammengedrängten Masse ganz wegfallen und die Einwirkung der Führer in der Schlacht auf ein sehr geringes Maß beschränkt bleiben. Schlecht genährte und verkümmerte Reservisten würden die in solcher Lage erforderliche Spannkraft nicht haben, auch wenn sie den Willen hätten, ein jeder für sich ganz allein ihr Bestes zu leisten und ihr Leben zu opfern, sie würden aber in einer Zeit des herrschenden Kapitalismus auch den Willen nicht haben, denn für die Kupons der Reichen schlägt sich der gemeine Mann nicht; soll er sich mit Begeisterung und Todesverachtung schlagen, so muß er ein Vaterland haben, worin es ihm gut geht, und wo er sich wohlfühlt. Man darf — fügen wir hinzu — bei den Erfolgen von 1870 nicht vergessen, daß der Krieg in eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und der politischen Freiheit fiel, wo es nicht allein für die Großen, sondern auch für die Kleinen eine Lust war zu leben, daß die Zahl der Unzufriednen, die sich in der Sozialdemokratie zusammenfanden, damals noch unbedeutend war, und daß bis dahin weder die Katholiken noch die preußischen Unterthanen polnischer Zunge zur Unzufriedenheit Anlaß gehabt hatten; die deutschen Reservisten und Landwehrmänner wußten also sehr genau, wofür sie sich schlugen. Bei dieser Lage der Dinge, meint Meyer, sei es Selbsterhaltungspflicht der Monarchie, sich mit den Parteien gut zu stellen, die ihren Anhang in der Masse, namentlich unter den Lohnarbeitern haben; wollte sie sich auf die Parteien stützen, die das Kapital vertreten, und denen sich nur gezwungen ein Teil der ärmern Bevölkerung anschließt, so würde ihr nichts übrig bleiben, als auf die allgemeine Dienstpflicht zu verzichten und auf das Söldnerheer zurückzugreifen. Wir stellen diese Gedankenreihe zur Erwägung, ohne sie zu kritisiren. Was die Reformvorschläge des Verfassers betrifft, so fallen sie der Hauptsache nach mit dem zusammen, was man gewöhnlich Sozialreform nennt. Der Überführung eines Teils des Kapitals in den Besitz der arbeitenden Klassen durch Produktivgenossenschaften haben nach seiner Ansicht die Industriekartelle gut vorgearbeitet. Die Kartellleitung ermittelt den Bedarf und bestimmt das Was, das Wie und das Wieviel der Produktion. Die Unternehmer spielen dabei die überflüssigste Rolle von der Welt; sie sind nur noch Rentenberechtigte; als Eigentümer sind sie expropriirt, wenn man zum Eigentumsbegriff das Recht der freien Verfügung über das Eigentum rechnet (S. 317).

Meyer deckt unsers Erachtens die Tendenzen, die die gegenwärtige wirtschaftliche und politische Lage unsers Vaterlandes bestimmen, durchweg richtig auf und irrt sich nur darin, daß er sie, z. B. in Beziehung auf die Not der ländlichen Grundbesitzer, für weiter fortgeschritten hält, als sie in Wirklichkeit sind. In einem Punkte aber halten wir seine Ansicht für entschieden irrig

Digitized by Google

er gehört zu den Silbermännern und beklagt die Goldwährung als ein großes Unglück. Die Gründe der Silberleute entwickelt er in seiner Weise, aber diese seine Weise hat uns so wenig überzeugt, wie die Weise Kardorffs oder Hechts. Recht gewundert haben wir uns, wie gerade er, der die Schattenseiten des Kapitalismus so genau kennt und den Krisen, wenigstens den landwirtschaftlichen, seine besondre Aufmerksamkeit gewidmet hat, die Münzvermehrung als eine kulturfördernde und volksbeglückende Maßregel preisen, also dem Inflationismus huldigen kann. Muß er doch wissen, daß die zum Teil wenigstens durch den starken Zufluß von Edelmetall bewirkte Preisrevolution des sechzehnten Jahrhunderts Elend über die Völker Europas gebracht hat; über die Wirkungen des Milliardensegens ist er genauer unterrichtet als wir, und die schreckliche Krisis, mit der die Vereinigten Staaten infolge der unvernünftigen Vermehrung des Silberschatzes heimgesucht worden sind, hatte, als er sein Buch schrieb, schon begonnen. Jede Vermehrung der Umlaufsmittel über das Bedürfnis hinaus wirkt genau so auf die gesamte Volkswirtschaft, wie die Einnahmevermehrung durch Preissteigerung auf den Grundbesitz. Nur daß die schlimmen Wirkungen der übermäßigen Vermehrung der Münzen und Münzsurrogate nicht unbedingt eintreten müssen; bei sehr gesunder wirtschaftlicher Lage eines besonnenen und nüchternen Volkes fließen überschüssige Umlaufsmittel einfach in die Banken zurück, ohne zur Überspekulation und Überproduktion zu reizen. Daß es uns in Deutschland aber an der erforderlichen Menge von Umlaufsmitteln fehle, davon kann keine Rede sein; es ist einfach lächerlich, wenn Meyer schreibt, die Goldwährung habe im deutschen Reiche nicht durchgeführt werden können. Daß Italien kein Gold festzuhalten vermag, das liegt nicht an der Fehlerhaftigkeit seiner Währung, sondern an seiner Verschuldung und seiner schlechten Volks- und Finanzwirtschaft. Meyer hält es für besonders gefährlich, daß Gold wegen seines im Verhältnis zum Wert so geringen Volumens leicht verschickt, von Spekulanten aufgekauft und eingesperrt werden könne. Theoretisch ist es ja richtig, daß solche Streiche mit Gold leichter begangen werden könnten als mit Silber. Daraus folgt aber noch nicht, daß sie überhaupt ausführbar seien, und da wir den Spekulanten jede Ruchlosigkeit zutrauen, so beweisen uns unsre Zwanzigmarkstücke, die noch ungehindert in Freiheit rollen, daß alle Bemühungen der Spekulanten, sie abzufangen, vergebens gewesen sind. In einem Stücke jedoch geben wir Meyer Recht: daß man uns mit den abscheulichen Nickeln hätte verschonen sollen. Erstens sind sie häßlich. Zweitens haben sie so gut wie gar keinen innern Wert, während der arme Mann auch bei gesunknem Silberwert in silbernen Zehn- und Zwanzigpfennigstücken, die freilich größer gemacht werden müßten als die jetzigen silbernen Zwanziger, wenigstens etwas von wirklichem Wert in der Hand haben würde.

Es ist merkwürdig, wie stark die Lebensverhältnisse eines Mannes auf

Digitized by Google

seine wissenschaftlichen Theorien, wenigstens auf die volkswirtschaftlichen und politischen, einwirken. Meyer hat seine öffentliche Wirksamkeit als konservativer Politiker, das bedeutet in Altpreußen als Vertreter des ländlichen Grundbesitzes angefangen, und er ist zeitlebens dabei geblieben, den wirtschaftlichen Prozeß vom Grundeigentum aus zu erklären. „Der Überschuß der auf dem Lande produzirten Lebensmittel über den Bedarf der Landwirte ist die erste Quelle der Kapitalbildung," lesen wir auf Seite 324, und Seite 438: „Wir haben uns bemüht, den Beweis zu liefern, daß die Grundrente im modernen Kapitalismus dem Zins und Profit voranging, der Kapitalismus sich auf ländlichen Latifundien entwickelte und zur Latifundienherrschaft führte." Proudhon dagegen, der von Haus aus Kaufmann war, hat die ganze Volkswirtschaft nie anders als vom Standpunkte des Kaufmanns anzusehen vermocht und sich eingebildet, durch eine Reform des Tauschgeschäfts, die den Zins vernichten sollte, alle Übel der Gesellschaft heilen zu können; den Zins aber läßt er aus dem Bodmereivertrage entspringen. So liest man auf Seite 113 der deutschen Übersetzung seiner Polemik mit Bastiat, die Dr. Arthur Mülberger unter dem Titel: Kapital und Zins (bei Gustav Fischer in Jena, 1896) mit einer Einleitung herausgegeben hat. Zwar vermögen wir diesem Briefwechsel nicht die ungeheure Bedeutung beizumessen, die ihm der Herausgeber zuschreibt, aber das Verständnis des Gegenstandes wird dadurch immerhin gefördert.

(Schluß folgt)

# Die Alten und die Jungen

## Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart

Von Adolf Bartels

(Fortsetzung)

5

Man hat, soviel ich weiß, noch nie versucht, die politischen und litterarischen Blütezeiten genauer auf ihre Dauer zu bestimmen, es ist auch nicht so leicht, da die Dinge in stetem Fluß sind, und man leider nicht, was das bequemste wäre, das Leben und Schaffen eines großen Mannes in seiner Gesamtheit in eine solche Blütezeit hineinziehen kann, vielmehr gewöhnlich nur die eine Periode seines Lebens, in der er wirklich von seiner Zeit getragen wurde und von mehr oder weniger glücklichen Genossen umgeben war, die gleich ihm das

Digitized by Google

Höchste erstrebten. Nehmen wir z. B. unsre klassische Periode, so wäre es doch sicher falsch, die ganze Zeit vom Erscheinen des „Götz“ (1773) bis zu dem des zweiten Teiles des „Faust“ nach Goethes Tod als eine einzige Blüteperiode deutscher Dichtung aufzufassen; wohl aber kann man die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in denen Klopstocks „Messias“ vollendet wurde, seine Oden, Lessings beste Dramen, Goethes Jugendwerke, Bürgers erste Gedichte und die besten Werke der andern Hainbund- und Sturm- und Drangdichter hervortraten, und das Jahrzehnt des Zusammenwirkens Goethes mit Schiller, das auch die erste Blüte der Romantik zeitigte, trotz der Unverschämtheiten Friedrich Schlegels und einiger romantischen Weiber gegen Schiller, trotz Kotzebue und Cramer und Spieß als Höhen unsrer Dichtung ansehen. Zehn, fünfzehn Jahre allseitiger bedeutender Produktion sagen schon in einer Litteratur etwas, ebenso wie sie als Glanzperiode eines Reiches etwas sagen, und so darf man sich denn nicht wundern, daß der Aufschwung, den die deutsche Dichtung im Anfang der fünfziger Jahre genommen hatte, um die Mitte der sechziger Jahre zu Ende ging. Da waren Hebbel und Ludwig bereits gestorben, Gottfried Keller als Stadtschreiber von Zürich vorläufig verstummt, und nach einigen Jahren stob der Münchner Kreis infolge der Ereignisse von 1866 auseinander. Doch blieb etwas wie ein Jungmünchen bestehen, und gerade in diesem kam, obwohl die alte klassische Tradition erhalten blieb, etwas neues zur Erscheinung, das man als Decadence bezeichnen muß.

Das ehrliche deutsche Wort für Decadence ist Verfall, und ich würde es gern gebrauchen, wenn es eben nicht zu ehrlich wäre und den „interessanten“ Geruch des Faulen, Stickigen, Parfümirten entbehrte. Eine treffliche Charakteristik des Decadenten, des Verfallzeitlers hat Wilhelm Weigand gegeben: „Der moderne Mensch, der an der Vergangenheit leidet, empfindet seine eigne Entwicklung gar zu oft als Krankheit, und außerdem besitzt er in den meisten Fällen auch noch den Stolz des Leidenden, der sein Übel als Auszeichnung betrachtet und die geistigen Mittel, die ihm vielleicht über die schlechteste Zeit des Unbehagens hinweggeholfen haben, als Heilmittel anpreist, nicht immer in bescheidner Weise. Überall, wohin ein solcher Leidender seine Blicke richtet, sieht er die Dinge in ewigem Fluß, in ewigem Werden. Die historische Kritik hat seinen Glauben an die Ewigkeit jener Denkmäler, denen ganze Geschlechter gesteigerte Verehrung weihten, zerstört oder geschwächt. Im Besitz der vielgepriesenen historischen Bildung sieht er sie plötzlich als einfache Dokumente ihrer Zeit vor seinen Augen stehen, während er mit allen Kräften der Seele darnach strebt, seinem eignen Leben Ausdruck oder die Weihe der Schönheit zu verleihen. Seine verehrende Bewunderung der hohen Denkmäler einer kräftigen Vergangenheit schwindet um so sicherer, je rascher die schaffenden Kräfte, Gemüt und Phantasie in ihm erkalten, um dem zersetzenden Geiste die Herrschaft zu lassen. So wird er denn allmählich geneigt sein, jene schillernden



Digitized by Google

Erzeugnisse des Tages, die seine eignen Neigungen rechtfertigen und seine Leiden beschönigen, als Werke von Bedeutung anzusehen und anzupreisen." An einer andern Stelle schreibt er: „Der Verfallzeitler versteht es, seine Willensschwäche auf die geistreichste Weise zu verhüllen; er versucht es nicht einmal zu wollen; er ist im höchsten Grade wählerisch in seinen Geistesgenüssen und genießt zuletzt nur solche Werke, die schon Erzeugnisse eines Ausnahmezustandes sind, einer herbstlich reifen Weltanschauung, eines Blickes für die Scheidegrenze zwischen beginnender Fäulnis und strotzender Gesundheit. Er liebt die Werke, in denen die mannichfaltigsten Säfte und Düfte vermengt sind, die das Nahe und Ferne verschmelzen; er liebt vor allem die Kontraste gewaltsamster Art: der Naiv-Unschuldige wie der Lüstling, den nur die knospende Schönheit noch reizen kann; das Künstlich-Natürliche neben dem Brutalen, das die Nerven zu zerreißen droht. Es liegt etwas Teuflisches in seinem Verneinen des Schaffens, in seinem ironischen Einsamkeitsgefühl des Verbannten, der auf kein Verständnis hoffen kann noch hoffen will. Die Schönheit reizt ihn nicht zum Zeugen, sie wirkt als Narkose." Nun, das ist Decadence in ausgeprägter Form. In ihren Anfängen und bei gewöhnlicheren Naturen zeigt sie sich doch anders. Für uns handelt es sich darum, die Kennzeichen ihres Auftretens in der Litteratur zu entdecken, und die sind nicht schwer zu finden. Wenn die Dichter und Schriftsteller die einfachen, natürlichen und gesunden Verhältnisse nicht mehr sehen können, dagegen jeden faulen Fleck entdecken, ihn für interessant erklären und mit geheimer Lust und leisem Grauen beleuchten, wenn sie vor allem das Gleißende und Lockende der Sünde sehen und mit ihr spielen und tändeln, ja sie mit einer Glorie umkleiden, wenn sie die Schäden des Volkskörpers, die Schwächen der Zeit nicht mehr energisch anzugreifen wagen, höchstens darüber jammern, oft eine gewisse Freude daran haben, wenn sie sich selbst endlich nicht mehr schlicht und wahrhaft zu geben verstehen, zu posiren und zu künsteln anfangen, die reinen Kunstformen verderben, überall nur den „Effekt" sehen, und um ihn zu erreichen die raffinirtesten Mittel wählen, dann ist die Decadence da, aber in der Regel merkt man sie nicht gleich, weder im Leben noch in seinem Spiegelbilde, der Litteratur. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Decadence in Deutschland schon vor 1870 begonnen hat und nun schon fast ein Menschenalter hindurch anhält.

Decadence in Deutschland vor 1870? Ich weiß wohl, man liebt es, das Deutschland vor dem großen Kriege als durchaus tugendhaft und sittenrein hinzustellen und dadurch den Sieg über das verfaulte Frankreich des zweiten Kaiserreichs zu erklären; auch leugne ich selbstverständlich nicht, daß die Volkskraft in unserm Vaterlande unversehrter war als jenseits des Rheines. Aber die Kennzeichen des beginnenden Verfalls sind bei uns vor 1870 so gut zu erkennen wie in den übrigen europäischen Kulturländern. Die schöne Abend-

Digitized by Google

röte des alten Deutschlands ging eben in den sechziger Jahren zu Ende, die Folgen des Kapitalismus, den ich übrigens nicht für alles verantwortlich mache, zeigten sich in der zunehmenden Genußsucht und der materialistischen Lebensanschauung, die in den Werken der Moleschott, Vogt und Büchner ihre wissenschaftliche Begründung erhalten hatte und immer tiefer ins Volk eindrang, während sich die Gebildeten mehr und mehr der Philosophie Schopenhauers zuwandten. Alle Schäden, die die übermäßige Ausdehnung der Industrie und das Anwachsen der Großstädte zur Folge haben, traten damals zuerst hervor, mit ihnen kam die Sozialdemokratie. Will man die Tugend der Deutschen vor 1870 dennoch verteidigen, so erinnere ich nur an die damals noch auf deutschem Boden vorhandnen Spielhöllen, in denen sich die Verkommenheit ganz Europas zusammenfand, die aber bei uns nicht bloß geduldet wurden, sondern in breiten Kreisen einen Halt fanden, freilich auch heftige Opposition, die in Fr. Th. Vischers „Epigrammen aus Baden-Baden" wohl ihre klassische Form erhielt. Angesteckt waren wir auf alle Fälle, und angesteckt zeigt sich auch die deutsche Litteratur jener Zeit, die ich darum als die der Frühdecadence bezeichne. Bald mit dieser, bald mit jener Zeitströmung im Bunde, setzt sich dann die Decadence nach dem Kriege fort und erreicht um 1880 ihren Höhepunkt. Jener Hochdecadence folgt dann in unsern Tagen die Spätdecadence. Man wird sehen, daß die folgerechte Anwendung des Begriffs auf die Litteratur des verflossenen Menschenalters manches ins rechte Licht stellt und erklärt, vor allem die Übersicht erleichtert.

Auch die Decadence hat ihre Wurzeln in früherer Zeit, plötzlich tritt in der Litteratur nie etwas auf, Übergänge sind immer da. Oder ist Adalbert Brachvogels „Narciß," der 1857 erschien und den größten Erfolg hatte, nicht ein echtes Decadencewerk? Hebbel wußte wohl, was er that, als er sich mit Ekel von dem Stück abwandte. Brachvogel versuchte dann mit dem „Adalbert vom Babenberge" eine gesündere Bahn einzuschlagen, aber der Erfolg blieb bezeichnenderweise aus, und so war er bald wieder im alten Bann. Im Hinblick auf seine gesamte Thätigkeit kann man Brachvogel nur einen Decadencedichter nennen.

Starke Elemente eines solchen hat auch Friedrich Spielhagen, der um 1860 mit seinen „Problematischen Naturen" hervortrat. Man hebt immer gern hervor, daß er ein unendlich viel temperamentvollerer Dichter sei als der Begründer des Zeitromans, Gutzkow, man weist auf seine unzweifelhaft echte, liberale Begeisterung hin (die dem Dichter später freilich sehr gefährlich wurde, als sie von der Berliner Fortschrittspartei nicht loskonnte) — alles recht schön und gut, ich gebe zu, daß seine Zeitbilder, einige wenigstens, im ganzen getreu und zum Teil echt poetisch sind; aber das hindert mich nicht, die Decadence zu erkennen, die sich vor allem darin zeigt, daß die interessanten Helden der Spielhagenschen Romane im Grunde doch alle Libertiner sind. Spielhagen

Digitized by Google

hat gegen die Strömung nach abwärts gekämpft, wie vor allem sein Roman „Hammer und Amboß“ erweist, aber in allen seinen Werken ist ein Etwas, das nichts weniger als frisch und erquickend wirkt, und das sicher nicht bloß aus dem Stoff, sondern aus der Seele des Dichters kommt. Daß Spielhagen künstlerisch seinen ersten Roman nicht übertroffen hat, erwähne ich nur beiläufig.

Ausgesprochner Decadencedichter ist dann Robert Hamerling trotz all seines pessimistischen Idealismus. Ich will hier auf den Streit über die Bedeutung Hamerlings, der seit einigen Jahren entbrannt ist, nicht eingehen, ohne Zweifel hat Hamerling große Eigenschaften, etwas Schillerisch Schwungvolles, sodaß man, zumal da er ein Vorkämpfer des Deutschtums in Österreich war, wohl begreift, weshalb ihn seine Landsleute so hoch halten. Aber er hat mit seinen beiden Hauptwerken, dem „Ahasver“ (1866) und dem „König von Sion“ (1869) sicherlich Hauptwerke der deutschen Frühdecadence geschaffen, Werke, in denen die farbig-üppige, leidenschaftlich-glühende Schilderung unzweifelhaft das Gestaltete überwiegt, und die man nicht mit Unrecht mit Makarts gleichzeitigen Bildern vergleicht. Man könnte vielleicht den Versuch machen, die Decadence des Dichters und des Malers aus den österreichischen Verhältnissen zu erklären, aber für die Kunst giebt es die schwarzgelben Grenzpfähle im allgemeinen nicht, und im übrigen blieben ja die Erfolge der beiden Künstler nicht auf Österreich beschränkt.

So ereilte denn auch die Münchner das Schicksal. Der einzige von ihnen, der nie der Decadence verfallen ist, ist Geibel, Paul Heyse dagegen entging ihr nicht. Durchaus Decadencedichter sind die Jungmünchner, an der Spitze Hans Hopfen. Schon die Lyrik, namentlich die erotische, dieses Dichters der mächtigen Sendlinger Bauernschlacht verrät die Decadence, in noch höherm Grade thun es seine Romane, die seit 1863 erschienen. Bezeichnenderweise heißt der zweite, 1867 herausgekommene „Verdorben zu Paris“ — man darf einen unmittelbaren Einfluß der französischen Litteratur des zweiten Kaiserreichs auf Hopfen annehmen, er hielt sich auch eine Zeit lang in Paris auf. Der Dichter schuf ungefähr bis zur Höhe der deutschen Decadence in gleichem Geiste fort, so ist noch sein 1879 erschienener Roman „Die Hochzeit des Herrn von Waldenburg“ höchst bedenklich; dann gesundete er allmählich. Nicht bloß Decadencedichter, sondern auch Decadencemensch war der Schweizer Heinrich Leuthold, das enfant terrible des Münchner Kreises. Er vertritt zunächst — bei allem Talent — den Untergang des Münchner Klassizismus im leeren Formenkultus, und zugleich ist ihm die für alle Decadencedichter bezeichnende „Wut auf Farbe“ eigen, wie er denn zu seiner Rhapsodie „Hannibal“ bezeichnenderweise durch Flauberts „Salambo“ angeregt wurde. Adolf Wilbrandts Decadenceperiode fällt namentlich in die siebziger Jahre, ebenso die Wilhelm Jensens, der von Storm ausging, doch sehr bald von dem Zuge der

Digitized by Google

Zeit erfaßt wurde, freilich ein so kräftiges Talent ist, daß er sich immer einmal wieder freimachen konnte. Am freiesten vom Verfall erhielten sich von den jüngern Münchnern wohl Wilhelm Hertz und Felix Dahn, vielleicht, weil ihre Stoffwelt in der Vergangenheit lag, doch wird man in „Sind Götter" und auch im „Kampf um Rom" die Decadence schwerlich verkennen.

Der charakteristischste Decadencepoet vor 1870 aber ist Eduard Grisebach, der „neue Tanhäuser," dessen Sammlung 1869 erschien. Mit welcher Sorgfalt man oft Litteraturgeschichte schreibt, beweist der Umstand, daß man sie als Spiegelbild sowohl des wilden Genußtaumels, wie der ihm folgenden pessimistischen Katerstimmung der — Gründerperiode hinstellte. Grisebachs Decadencelyrik steht übrigens nicht allein, 1868 bereits waren die „Lieder einer Verlornen" der Wienerin Ada Christen erschienen, ebenso die ersten Gedichte von Emil Claar, und wer die Gedichtbücher jener Zeit genauer durchforscht, wird sicherlich noch mehr Vertreter einer stark parfümirten Decadencelyrik finden. Ihr Gipfel war in den siebziger Jahren Prinz Emil Schönaich-Carolath.

Auch die beiden Vertreter der schlüpfrigsten Unterhaltungslitteratur unsrer Zeit, die man zum Teil ruhig mit der frivolen französischen Litteratur vor der Revolution vergleichen kann, Sacher-Masoch und Emile Mario Vacano traten noch vor 1870 auf. Es ist bezeichnend, daß beide aus den östlichen Ländern stammten. Vacano scheint in seiner Jugend in den Händen von „Geschäftsleuten" gewesen zu sein, die ihn in Sinnlichkeit „machen" ließen. Sacher-Masoch wäre eher selbst verantwortlich und bei seinem bedeutenden Talent als das verlottertste Subjekt der deutschen Litteratur zu betrachten, wenn man nicht fast gezwungen wäre, eine Art erotischen Wahnsinns bei ihm anzunehmen.

Nimmt man zu den geschilderten Erscheinungen nun noch den in den sechziger Jahren zuerst aufgeführten „Tristan" Wagners, sicher ein großartiges Decadencewerk, und die Operetten Offenbachs, die schon vor 1870 nach Deutschland eingeführt wurden, so hat man das Bild der deutschen Frühdecadence so ziemlich zusammen. Doch wollen wir nicht vergessen, daß wir namentlich dank den Bemühungen Heinrich Laubes auch die moderne französische Sittenkomödie vor 1870 bereits ganz gut kennen lernten, und daß sich der Pariser Feuilletonismus schon damals in Wien und Berlin einbürgerte. Schon erfreute sich Paul Lindau eines gewissen Ansehens! Wenn ich endlich noch hinzufüge, daß die Marlitt schon vor 1870 berühmt, also die Herrschaft auf dem Gebiet des Unterhaltungsromans vom Mann auf die Frau übergegangen war, so wird wohl nicht gut mehr zu bestreiten sein, daß sich unser Vaterland seit der Mitte der sechziger Jahre in unaufhaltsam scheinendem Niedergange befand.

Digitized by Google

6

Der Krieg von 1870/71 hat ganz ohne Zweifel alles, was noch gut und tüchtig im deutschen Volke war, aufgerüttelt und hervorgetrieben und den Verfall zunächst doch noch aufgehalten. Als aber der Krieg siegreich beendet und das neue Reich gegründet war, da schoß die Decadence in Blüte, und wir erlebten jene schauerliche Gründer- und Schwindelzeit, über deren Orgien wir uns noch jetzt schämen und zu schämen auch alle Ursache haben. Wenn wir dennoch nicht in ganz Deutschland Zustände bekamen, wie sie das zweite französische Kaiserreich hervorgebracht hatte, so lag das daran, daß die Neugründung des Reichs als die Erfüllung der nationalen Hoffnungen doch auf bestimmte Teile unsers Volkes günstig einwirkte. Man hatte jetzt den Boden, auf dem man fest und sicher stehen konnte, und rettete sich wenigstens die Gesundheit, wenn man auch keinen neuen geistigen Aufschwung herbeizuführen vermochte. Vielen erscheint der sogenannte Kulturkampf als ein solcher, aber er war wohl nur die letzte, in der Hauptsache vergebliche Kraftäußerung des Liberalismus. Seit 1870 haben wir im Grunde zwei Gesellschaften in Deutschland, eine moderne, aus gemischten Bestandteilen zusammengesetzte, die die europäischen Kultur- und Zeitkrankheiten getreulich mitmacht, und eine mit dem Deutschland vor 1870 noch zusammenhängende, die in teilweise erstarrten Lebensformen dahinlebt, aber sich doch auch einige der alten idealen Güter gerettet hat. Diesen deutschen Dualismus darf man bei einer Betrachtung der neuern deutschen Geschichte und Litteratur nicht übersehen. Neuerdings hat sich dann noch eine dritte Gesellschaftsschicht zu bilden begonnen, die zwischen den beiden andern in der Mitte steht und auf Grund sozialer Grundsätze einen Ausgleich zwischen dem Alten und Neuen anstrebt.

Gilt schon im allgemeinen, daß ein politisches Ereignis nicht immer litterarische Folgen nach sich zieht, so hat wohl meine bisherige Darstellung ergeben, daß der Krieg von 1870 für das künstlerische und geistige Leben Deutschlands unmöglich sofort Bedeutung erlangen konnte. Wie hätte die durchaus im Niedergang befindliche Litteratur dem großen Krieg poetisch gerecht werden, wie ein einziges Kriegsjahr voller Erfolge ein neues kraftvolles Dichtergeschlecht wachrufen sollen? Es war weiter nichts als eine große Naivität, wenn man für 1870 eine vaterländische Dichtung wie die Lyrik der Befreiungskriege verlangte, es war eine noch größere, wenn man sofort nach der Gründung des Reiches auf die neue echt nationale Dichtung größten Stils hoffte. Diese Hoffnung war freilich allgemein verbreitet, die Enttäuschung daher um so größer; noch Litzmann beginnt seine Darstellung der neusten Litteratur mit der Klage darüber. Aber die Litteratur ist doch kein Treibhaus, wo Blüten und Früchte gleichsam auf Kommando entstehen, sie ist wie ein Acker, der gepflügt und besät werden muß, ehe Saaten auf ihm sprießen können, und auch dann noch steht die Ernte in Gottes Hand. Gewiß, die Kriegs-

Digitized by Google

lyrik von 1870 ist im ganzen unbedeutend — obwohl sie immerhin ihren Zweck erfüllte —, aber was hätte die herrschende akademische und Decadence-Poesie andres hervorbringen sollen? Übrigens hinderte, wie Riehl in einem seiner Vorträge gezeigt hat, auch eine Reihe äußerer Gründe die Entfaltung der Kriegsdichtung, vor allem die rasche Folge der Ereignisse. Will man den Vergleich mit der Lyrik der Befreiungskriege gerecht durchführen, so muß man auch die nationale Dichtung, die den Krieg und die Einigung vorbereitete, heranziehen, die Geibelsche in ihrer Gesamtheit, Storms wunderbare Strophen nach 1848 usw.; dann erhält man auf alle Fälle einen achtunggebietenden Eindruck. Wenn ferner nicht gleich nach 1870 die neuen großen deutschen Dichter kamen, so ist das auch kein Wunder; eben da der nationale Gehalt gleichsam vorweggenommen war, konnten die etwa vorhandnen jüngern Talente nicht sofort neues bringen, es mußte erst eine neue große geistige Bewegung kommen und die Seelen aufrütteln, und das war die soziale. Litzmann redet von den unzähligen befruchtenden Samenkörnern für die Phantasie, die ein großer Krieg mit sich bringt, und meint, wenn irgendwann, so sei damals der Augenblick gekommen gewesen für ein deutsches Heldenlied. Aber selbst die Befreiungskriege haben keins gezeitigt, obwohl der Sturz Napoleons I. doch gewiß ein viel gewaltigeres Schauspiel war als der Napoleons III., und die Befreiung von der Fremdherrschaft die Gemüter sicher tiefer ergriff als die Einigung der deutschen Stämme. Es ist überhaupt eine eigne Sache um die Einwirkung der Kriege auf die Phantasie der Dichter, und das Heldenlied, das alte „objektive" Epos will in unsrer Zeit gar nicht mehr gedeihen, was man ästhetisch auch recht wohl begreifen kann.

Manche ältere und jüngere Dichter haben wenigstens versucht, auf dem Boden des Reichs größere Zeitbilder, als wir sie bis dahin hatten, zu schaffen; trotz aller Decadence und dem immer mehr überhandnehmenden Konventionalismus kann man bei ihnen etwas wie ein energisches Sichzusammennehmen bemerken. Ich gebe Litzmann zu, daß weder Freytags „Ahnen" noch Spielhagens neue Romane Werke großartiger Prägung sind, aber die Idee der „Ahnen" kann man sich schon gefallen lassen, und Spielhagens „Sturmflut" ist trotz seiner Schwächen ein wirklich aus der Zeit herausgeborner Roman. Auch Heyses „Kinder der Welt" kann man von einem bestimmten Gesichtspunkt aus und gegen das frühere Schaffen des Dichters gehalten loben, der Roman zeigt wenigstens den ernsten Willen des Dichters, ein Zeitproblem zu gestalten. Selbst die Idee des nationalen modernen Epos wurde damals gefaßt, und zwar von Julius Grosse, dessen „Volkramslied" dann freilich erst 1889 erschien. Im ganzen ist allerdings, wenn man die herrschenden Strömungen, die führenden Geister im Auge hat, der Anblick der Zeit trostlos, trotzdem daß Keller nun wieder hervortritt, Storm und Raabe ihr bestes leisten, und selbst wieder einige Dichter auftreten, die man als homines sui generis bezeichnen muß. Charakte-

Digitized by Google

ristischerweise sind sie mit einer Ausnahme keine Reichsdeutschen, und der eine Reichsdeutsche ist kein Norddeutscher.

Da ist zuerst Konrad Ferdinand Meyer zu nennen, der Schweizer Dichter, der nach eignem Geständnis durch die Ereignisse des Jahres 1870 zu deutscher Litteratur getrieben wurde. Man stellt ihn jetzt gelegentlich über Keller und macht ihn dadurch zum größten Dichter unsrer Zeit; so hoch ich aber auch Meyers Gedichte, Novellen und Romane halte, diese Schätzung kann ich nicht gelten lassen. Allein der „Grüne Heinrich" wiegt die Gesamtthätigkeit Meyers auf, der denn doch ganz entschiedner Spezialist und Manierist ist. Seine Künstlerschaft in Ehren, aber seine Werke können ihrem ganzen Wesen nach nicht die allgemeine Bedeutung beanspruchen wie die Kellers, Welt, Leben und Zeit sind weder so mannichfach noch so groß in ihnen wiedergespiegelt wie in denen des ältern Landsmanns, es sind Kunstwerke im engern Sinne, die nur der künstlerisch Gebildete vollständig zu genießen vermag. Aber ihre Stellung in der deutschen Litteratur werden sie behaupten; sie mit dem archäologischen Roman der Zeit ihres Ursprungs zusammenzuwerfen wäre einfach ein Verbrechen.

Der zweite dieser Dichter, Martin Greif, trat noch kurz vor 1870 hervor und hat dann sehr langsam seinen Weg gemacht. Jetzt räumt man ihm vielfach die erste Stelle unter den Lyrikern unsrer Zeit ein. Man hat ihn einen Goethianer genannt, und als solchen könnte man ihn zu den Münchner Klassizisten in Beziehung setzen, aber man thut es besser nicht. Greif ist als Lyriker durchaus selbständig, auch kein Epigone und schließt sich unsern großen nachklassischen Lyrikern Mörike, Hebbel, Storm würdig an, wenn er auch nicht ganz ihre Höhe erreicht und ungleich ist.

Die Dichter, die in den siebziger Jahren das eigentlich Neue brachten, stammten aus Österreich. In einem Aufsatze Hebbels findet man das merkwürdige Wort, die nächste Regenerirung der deutschen Litteratur sei von Österreich zu erwarten; hier finde sich am meisten ungebrochner Boden, und selbst die hier so häufige Rassenkreuzung werfe ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagschale. Dieses Wort hat sich wenigstens zum Teil als richtig erwiesen, ja es gilt, wenn man für Österreich den deutschen Osten überhaupt setzt, auch noch für die neuste Litteratur. Von Hamerling abgesehen, der auch erst in den siebziger Jahren seine Geltung erlangte, tritt nach 1870 das neue Österreich mit drei bedeutenden Talenten in die Schranken: mit Anzengruber, Rosegger und Marie von Ebner-Eschenbach, von denen wenigstens die letztgenannte halbslawischen Blutes ist.

Ludwig Anzengruber, dessen „Pfarrer von Kirchfeld" 1870 auf die Bühne kam, und der in den folgenden zwanzig Jahren bis zu seinem verhältnismäßig frühen Tode noch neunzehn Dramen, zwei Dorfromane und mehrere Bände kleiner Geschichten schrieb, ist ohne Zweifel die bedeutendste Erscheinung von

Digitized by Google

den dreien, wenn man seine dramatische Thätigkeit deshalb auch noch nicht, wie es geschehen ist, mit der Shakespeares zu vergleichen und ihm ebensowenig die Vollendung dessen, was Hebbel und Otto Ludwig mit „Maria Magdalena“ und dem „Erbförster“ begonnen hatten, zuzuschreiben braucht. Kommt Anzengruber diesen beiden weder als künstlerischer Genius noch als Persönlichkeit gleich, so überragt er doch alle, die mit ihm auf demselben Gebiete thätig gewesen sind, selbst Jeremias Gotthelf, den Keller das größte epische Talent seiner Zeit nannte; denn er hat sich nach und nach über die Tendenz, wenigstens die unmittelbare erhoben, die bei dem durchaus praktischen Gotthelf immer den roten Faden und sehr oft viel mehr als das abgab, und als Dramatiker war er ja schon von vornherein zu einer geschlosseneren Form gezwungen als der Schweizer Romanschriftsteller. Wenn man will, kann man Gotthelf und Anzengruber die beiden größen Naturalisten unsrer Litteratur nennen — unsre modernen Naturalisten würden bei einem Vergleich mit ihnen schlecht wegkommen trotz ihrer ausgebildeten Technik und ihrer „Konsequenz.“ Anzengruber hat auch etwas wie ein Programm des Naturalismus, den er freilich bloß Realismus nannte, gegeben, in der Vorrede zu seinen „Dorfgängern.“ Zum Unterschied von dem modernen konsequenten würde ich seinen (und auch Gotthelfs) Naturalismus den poetischen nennen; denn hier ist noch das dichterische „Temperament“ alles und die Methode nichts, weswegen man denn auch Anzengruber gegenüber mit der „alten“ Ästhetik recht wohl auskommt, z. B. die Begriffe Tragödie und Komödie sehr gut auf seine Dramen anwenden kann. Sie sind von ungleichem Wert, aber die besten von ihnen erheben sich weit über das, was man als „Volksstück“ bezeichnet und schon vor 1870 in Wien und München pflegte, sie wachsen unbedingt in die „hohe“ Litteratur hinein. Auch Anzengrubers erzählende Schriften können auf dem Gebiete der Dorfgeschichte, wenn wir diesen Namen festhalten wollen, eine besondre, überragende Stellung beanspruchen; man findet in ihnen nicht bloß die genaue Wiedergabe dessen, was wir jetzt das „Milieu“ nennen, sondern auch, wie z. B. in dem 1885 erschienenen „Sternsteinhof“ die psychologische Schärfe und Unerbittlichkeit, die das junge Geschlecht damals von Russen, Norwegern und Franzosen lernen zu müssen glaubte. Endlich hat Anzengruber auch das moderne Sozialgefühl. Wenn einer von Anzengrubers Bewunderern sagt, daß er uns in seinen Werken ein Weltbild hinterlassen habe, wie es tiefer und ergreifender noch von keinem Dichter geschaffen worden sei, so ist das sicherlich übertrieben, aber völlig falsch ist es, Anzengruber als gewöhnlichen volkstümlichen Tendenzdichter aufzufassen; er ist zweifellos einer der größten Menschendarsteller unsrer Zeit und um so mehr zu schätzen, als er nicht von oben herab für das Volk, sondern aus dem Volke herausschuf. Die robuste Kraft Jeremias Gotthelfs und dessen starke Hoffnung hatte er nicht, er wußte,



Digitized by Google

daß er in einer Verfallzeit stand; über die moderne Bildungsdichtung ist er trotzdem in der Regel hinaus- oder vielmehr selten in sie hineingekommen.

Schwächer, dabei aber liebenswürdiger als Anzengruber ist Rosegger, der bekanntlich aus einem Schneidergesellen ein Dichter und im Jahre 1864 entdeckt wurde, und zuerst 1870, unter der Protektion Robert Hamerlings, Gedichte in steirischer Mundart veröffentlichte. Die große Beliebtheit, die er seitdem errungen hat, beruht auf seinen Geschichten und Skizzen aus der steirischen Heimat, die sich, wie die Anzengrubers, von den ältern Dorfgeschichten durch viel größere Wahrheit, Frische und Unmittelbarkeit unterscheiden. Daß Rosegger aber mehr als ein realistischer Dorfgeschichtenschreiber, daß er ein Poet großer Entwürfe ist, hat er durch seine Romane: „Der Gottsucher," „Jakob der Letzte," „Martin der Mann" bewiesen, die künstlerische Ideen von großer Tragweite mit nicht gewöhnlicher Kraft durchführen. Ihre Probleme sind religiöser und sozialer Natur, der Naturdichter ist allmählich Kulturpoet geworden, hat aber seine besten Eigenschaften bewahrt.

Marie von Ebner-Eschenbach, das dritte große österreichische Talent, war schon in den sechziger Jahren als Dramatikerin aufgetreten und hatte sogar die Aufmerksamkeit Otto Ludwigs erregt, ehe sie in den siebziger Jahren die Aufmerksamkeit weiterer Kreise als Erzählerin auf sich zog. Gegen das Ende der achtziger Jahre wurde sie dann als die größte zeitgenössische deutsche Dichterin anerkannt. Ihre Bedeutung klar zu machen, ist nicht leicht; am ersten könnte man sie mit Gottfried Keller vergleichen, mit dem sie das wunderbar klare Auge, die reich ausgebildete Erzählungskunst und eine gewisse Schalkhaftigkeit gemeinsam hat. Daß sich der demokratische Schweizer und die österreichische Aristokratin im übrigen gewaltig unterscheiden, brauche ich nicht zu sagen. Auch für diese Österreicherin ist das stark ausgebildete Sozialgefühl charakteristisch.

An diese Reihe schließt sich dann wieder eine ganze Reihe kleinerer, aber eben so echter Talente; ich nenne nur die Österreicher Ferdinand von Saar und Stephan Milow, beide schon in den sechziger Jahren hervorgetreten, ferner Karl Emil Franzos, der sich um die Mitte der siebziger Jahre in seinen galizischen Geschichten eine Spezialität schuf, dann den Baiern Karl Stieler, endlich die Norddeutschen Heinrich Seidel, Richard Leander (Volkmann) und Viktor Blüthgen, die alle drei bald nach dem Kriege hervortraten und nicht ohne Erfolg blieben, aber freilich nicht geschaffen waren, eine hervorragende Stellung in der Litteratur einzunehmen. Diese hervorragende Stellung erhielten aber auch die großen Talente der Zeit nicht, sie fiel ganz andern Leuten zu, die in folgendem zu charakterisiren eine nicht besonders angenehme, ja nicht einmal eine ganz reinliche Aufgabe sein wird.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

# Der geheilte Pan

Pan war krank. Unsre Leser werden sich des mit vieler Sachkenntnis geschriebnen Aufsatzes von K. Lange im Jahrgang 1895 (Heft 30 und 31) erinnern, worin der großen Enttäuschung Ausdruck gegeben war, die die ersten beiden Hefte der anspruchsvollen, kostbaren Zeitschrift bei zahlreichen Freunden der Kunst und der Litteratur hervorgerufen hatten. Es war da ausgesprochen, daß, wenn es so weiter ginge, man einem offenbaren Bankerott entgegenzusehen habe. Dieselbe Einsicht hat inzwischen den Aufsichtsrat und den Vorstand veranlaßt, das Unternehmen zu „saniren," wie es in der Börsensprache heißt, zwar nicht finanziell (was bei den anfangs gezeichneten 100000 Mark noch nicht nötig war), aber geschäftlich, in der Organisation. Das Personal hat gewechselt, es ist eine neue Redaktionskommission gebildet worden, und mit einem neuen ausdrücklichen und schärfern Programm nach den beiden Seiten der Litteratur und der Kunst hin ist der also geheilte Pan mit den drei letzten Heften seines ersten Jahrgangs wieder in die Welt hinausgelassen worden. Der allgemeine Eindruck, gegenüber den ersten beiden Heften, dürfte sein: Pan macht keine so tollen Sprünge mehr, er ist anständiger geworden und vollführt nicht mehr solche Ungebührlichkeiten, die unserm Mitarbeiter damals Anstoß gaben, aber dafür ist er auch weniger „gspaßig." Er ist sogar ein wenig lehrhaft geworden und hat jetzt den besten Willen, uns zu unterhalten, aber er ist nun eigentlich kein Pan mehr, obwohl der Bockfüßler im Bilde, in Zierleisten und Schlußstücken noch eben so oft wie früher erscheint. Büttenpapier und Karton sind ebenfalls geblieben und machen uns anspruchsvoll. Großes und Imponirendes, was mit einem Schlage allem Räsonniren ein Ende machen könnte, bringt er aber trotz alledem nicht. Und wenn wir es versuchen, uns mit dem mancherlei Kleinen eingehender zu beschäftigen, so kommt uns bisweilen das Gähnen an. Und dazu brauchte man doch eigentlich keinen Pan.

Wir wollen zuerst die Litteratur auf uns wirken lassen, dann die Kunst. Cäsar Flaischlen, der Litterarhistoriker der Modernen, giebt uns im 4. Hefte die Voraussetzungen: „Zur modernen Dichtung," auf Grund deren wir die „Realisten," die „Generation von 1860" verstehen können, die seit dem Ende der achtziger Jahre die neue Bewegung in der Litteratur geschaffen hat. Das heißt, geschaffen haben sie eigentlich noch nichts, es wäre auch ganz unrecht, das so schnell zu verlangen. Goethe und Schiller haben viel länger dazu gebraucht und hatten außerdem noch „ein Vierteljahrhundert vorher Lessing als Vorbereiter und Bahnbrecher" nötig. Zudem sind jetzt die „Aufgaben und Ziele so groß und weittragend, wie sie sich die Kunst einer frühern Periode wohl kaum zu stellen wagte. Man darf nur nicht gleich mit allzu hohen und allzu eiligen Erwartungen kommen wollen und gleich klassische Werke fordern. Das ist immer mißlich und enttäuschend." Wir

Digitized by Google

müssen also vorläufig und namentlich in diesen drei Panheften noch bescheiden sein und uns der Zukunft getrösten. Das Geschlecht von 1860, sagt Flaischlen, hatte wahrgenommen, daß der große Krieg von 1870 in der Dichtung nichts hervorgerufen hatte als das Kutschkelied (denn die Wacht am Rhein war älter). Daran war aber begreiflicherweise das Geschlecht von 1860 selbst ebenfalls unschuldig. Denn mit zehn Jahren macht man auch nicht einmal Kutschkelieder. Also, sagt Cäsar Flaischlen, mußte das neue Geschlecht zuerst mit allem Vergangnen brechen und hatte dann vor sich nichts als den neuen Weg zum Realismus. Wir können uns denken, wie schwer das sein mußte. Aber — meint Cäsar Flaischlen, „allmählich lernte man." Man kam nämlich auf Zola, auf „das soziale Moment seiner Kunst" und auf seine Technik. Doch er war zu sehr Romane, darum war Ibsen nötig. Das gab den Bruch mit Frankreich und „eine Art Ausgleichung, die eine gewisse Ruhe und Sammlung zur Folge hatte und uns zu uns selber führte." Und als man sich endlich nach „schöpferischer That" sehnte, sah man, daß der „Befreier", nach dem man draußen gesucht hatte, längst da war, im eignen Lande, der „Herr und Sieger", nämlich Nietzsche, der „wie Prometheus das Feuerlicht einer neuen Weltanschauung vom Himmel geholt und nun zur Strafe dafür sich an den Felsen schmieden und sein Herz den Geiern zum Fraß lassen mußte." Nebenbei bemerkt: wir glauben nicht, daß der Vergleich vorsichtig gewählt ist. Bei Prometheus war es, soviel wir wissen, die Leber, und die wuchs dann wieder. Das „Herz" des modernen Prometheus, d. h. seine Gedanken, verspeisen aber weniger die bösen Geier, die ihn verkennen, als die Herren Cäsar Flaischlen und Genossen. Doch wie dem auch sei, nun wird doch bald die angekündigte „schöpferische" That kommen. Nein, lieber Leser, es wird „vielleicht noch Jahrzehnte dauern, ehe man ihre (der neuen Welt) Abgründe und Gipfel erstiegen haben wird." Denn einstweilen besteht das Ganze noch „in einer im stillen wirkenden philosophischen Konzentration des Einzelnen," vorläufig „kann man gar nicht anders als negativ sein." Man muß mit der Sprache aufräumen. Auf Luther folgte Lessing, darauf Goethes „aristokratische Prosa." Aber der Mensch spricht nicht so logisch und grammatikalisch, sondern unruhig und abgerissen, und so muß man ihn wiedergeben. „Ein ganz neuer Wortschatz arbeitete sich heraus und mit ihm, in befruchtender Wechselwirkung, ein ganz neuer Geist wunderbarer Jugendkraft, alles neuprägend und umwertend." Da hätten wirs also, nur noch nicht gleich. Aber es kommt sicher. Denn wenn man fragt, worin „die große Bedeutung dieser neuen Bewegung liege, und was durch diese ganze Schilderhebung gewonnen worden," so antwortet Cäsar Flaischlen darauf mit fünf Nummern, die alle „mit Lessing" beginnen und etwas großes in Aussicht stellen, zuletzt eine Neugestaltung der Sprache, „wenn auch vorerst nur stammelnd und stotternd."

Mit großen Ansprüchen dürfen wir also an das Dargebotene nicht herantreten. Aber vielleicht glückt es uns doch, von der „stillen Konzentrirung des Einzelnen" schon etwas wahrzunehmen. Cäsar Flaischlen selbst erzählt in einem Fragment — „Flügelmüde" — im 5. Heft, wie ein Berliner Dichter, Jost, mit seiner Braut, einer Waise, die sich als Lehrerin ihr Brot verdient, eine Landpartie in den Grunewald macht. Jost ist ein ernster Mann, schon hoch in den Dreißigen, hat bereits alles versucht, ist dann am Schriftstellern hängen geblieben, kann sich aber nie genug thun und hat vor allen Dingen keinen äußern Erfolg. Sein vornehmer Verleger hat wohl eine importirte Cigarre für ihn, aber keinen Auftrag mehr. Sein klügerer Freund, ebenfalls ein Künstler, aber ein Maler, konnte als solcher

Digitized by Google

die Tochter eines reichen Photographen heiraten und selbst Photograph werden. Gerade jetzt ist er mit seiner jungen Frau von einem „fünf- bis sechshundert Mark langen" Aufenthalt in Nizza zurückgekehrt. Für Jost dagegen ist, wenn es so weiter geht, an heiraten überhaupt nicht zu denken. Da hat ihm gerade heute morgen ein alter Gönner eine Stelle als Korrespondent in seinem Kontor angeboten mit 150 Mark monatlich. Jost möchte annehmen, um heiraten zu können. Doch Hannie, das kluge, für unsre Neigungen reichlich temperamentvolle Mädchen, findet das entsetzlich und weiß ihn immer wieder davon abzubringen. Aber der Herr will sofort Antwort haben. Während der Landpartie zieht nun ein äußerer Eindruck nach dem andern an dem jungen Paar vorüber, um sich in Verbindung mit ihrer augenblicklichen Lage zu allerlei Betrachtungen zu gestalten. Zuletzt, in einem Biergarten, treffen sie einen Mann, ähnlich an Figur und Haltung wie Jost, nur erheblich älter, der bietet Bleistifte zum Kaufen an. Jost weist ihn mürrisch ab, Hannie aber winkt ihn heran und nimmt ihm ein Paket Bleistifte ab. Er hat auch Bücher zu verkaufen, und zwischen allen möglichen Schundartikeln entfällt seiner Mappe plötzlich auch ein Bändchen: Fata Morgana-Lügen von Wolf Walther. Aber das ist ja des jungen Paars Lieblingsbuch, das Jost einst in einem Laden alt gekauft hat, und das Hannie fast auswendig weiß. Und jetzt findet es sich bei diesem Alten, der es schnell verstecken will, denn — er hat es ja selbst geschrieben, einst in seiner Jugend, er ist selbst Wolf Walther, und nun erzählt er unter Thränen den jungen Leuten die Geschichte seines Schiffbruchs. Jost aber wird so ergriffen von dem Erlebnis, daß er sofort seine Stelle mit 150 Mark monatlich annimmt, trotz Hannies Widerspruch. Denn, sagt er, „nur wer Geld hat, darf sich den Luxus gestatten, seine Ideale (!) leben zu wollen*); wer das nicht hat, hat kein Recht dazu. Es sei denn, daß er es sich erst verdiene. Also!"

Die Erzählung ist, wie man sieht, recht hübsch und nicht ohne Züge von Gemüt. Ob wir sie auch für originell und die siebzehn zweigespaltenen Quartseiten, auf die sie gedruckt ist, für wohl angewandt halten, das wird, namentlich bei einem Realisten, von der innern Wahrheit der Erfindung abhängen müssen. Sollen wir es beklagen oder als ein Glück ansehen, daß Jost seine Dichterlaufbahn für 150 Mark Monatsgehalt aufgiebt? Um das zu entscheiden, müßten wir wissen, was seine Gedichte wert sind. Daß Hannie sie schön findet, reicht für unsern Eindruck nicht aus. Wir müßten also selbst etwas von seinen Gedichten kennen. Hätte nicht vielleicht der Verfasser einige Proben davon in seine Prosa einlegen können? Welch dummer Einfall! denkt er wohl. Nun ja, wir verstehen das ja nicht. Wir wollten nur den Vorzügen seiner Novelle gerecht werden und müssen uns nun den Maßstab für Josts dichterisches „Können" auf andre Weise suchen. Ist Wolf Walther ein wirklicher Dichter oder eine Erfindung? Wir sind so ungebildet, das nicht zu wissen. Im ersten Falle würde er jedenfalls keine Bleistifte verkaufen, und dann wäre diese erfundne Hälfte, das Bleistiftverkaufen, für den wirklichen Wolf Walther so wenig schmeichelhaft, daß wir doch zu der Ansicht neigen, der ganze Wolf Walther beruhe auf Erfindung, und nur, um diese recht wirksam zu machen, habe der Verfasser einen Vers von ihm noch als Motto über seine Geschichte gesetzt. Wir dürfen uns nun doch an den Versen, von denen Hannie und Jost so entzückt sind, einen Anhaltepunkt suchen für die Verse, die Jost gedichtet haben würde, wenn er die Stelle mit 150 Mark nicht angenommen hätte. Wir setzen Wolf Walthers Verse für den Leser hierher:

*) In Berlin sagte Mauschel schon vor dreißig Jahren: „Ich esse mein Geld."

Digitized by Google

Was überfliehn,
was überhasten!
ruhiges Mühn,
ruhiges Rasten!
Eines gebe
dem Andern Gewicht!
fröhliche Freude,
fröhliche Pflicht!
Goldrot im Nebel glüht die Sonne,
frisch hinein in den prächtigen Tag,
vorwärts! Glück und Sieg entgegen!

Was die Verse betrifft — wir verstehen das ja nicht, aber als aufmerksame und teilnehmende Leser Cäsar Flaischlens möchten wir es fast für sicherer halten, daß Jost jetzt die 150 Mark genommen hat und das Dichten läßt, als wenn er später vielleicht auch Bleistifte verkaufen müßte.

Die Novelle ist also nicht nur gemütvoll, sondern auch vernünftig und gut, und der Realismus ist, vielleicht ohne es zu wollen, wieder bei einem Erbstück unsrer Väter angekommen, der „moralischen" Erzählung, nur daß die Moral, was auch ein Vorzug ist, noch rechtzeitig kommt und nicht grausamerweise für die Helden der Geschichte zu spät. So ist die Geschichte also auch, wenn auch vielleicht ein wenig ermüdend, doch allgemein interessant. Nur ist der Nebentitel: „ein Abschnitt aus dem Leben eines jeden" etwas anspruchsvoll, was man aber einer neuen Richtung nicht übel nehmen darf. Der geneigte Leser kann sich ja stillschweigend ausnehmen.

Im Gegensatz zu dieser Novelle, die uns zu manchen nützlichen Beobachtungen angeregt hat, müssen wir bekennen, daß wir das „Capriccio" von Kühl in demselben Hefte absolut nicht verstehen. In wildgewordner Prosa äußert sich jemand über seine Eindrücke am Himmel nach Sonnenuntergang, wovon der wichtigste der ist, daß ihm Venus und Jupiter im Wirbeltanz über den Himmel zu fahren scheinen, während sie doch in Wirklichkeit ganz still stehen und er nur zuletzt an sich bemerkt, daß ihm sein Nacken infolge des Kopfdrehens weh thut. Komisch! So hieß es ja früher vom Prinzen Louis Napoleon, für das Wichtigste an dem Krimkriege habe er es immer angesehen, daß er während des Feldzuges oft Leibweh gehabt hätte. Es kann ja auch jemand über einen unbedeutenden Inhalt Betrachtungen anstellen, aber es wird gut sein, nicht zu vergessen, daß es dann doch immer wesentlich darauf ankommt, wer die Betrachtungen anstellt. Häufig fehlt ja dieses Maß von Selbsterkenntnis. Sonst wäre auch ein so selbstgefälliges, tolles Geschreibsel wie Ecce poeta von Grohmann im vierten Hefte nicht möglich. In einer Prosa, wie sie etwa ein atemloser Mensch herausstößt, und die ihre Hauptwirkung in der Wiederholung von Worten und Satzteilen sucht, ermahnt Christus jemanden, nicht über seinen Kreuzestod nachzugrübeln, sondern sich über die Rosen zu freuen, die er — ecce poeta! — den Menschen gegeben habe. Eine Randleiste aus Rosengesträuch mit einem entsetzlichen Glotzkopf darin, der wohl an das Schweißtuch der Veronika erinnern soll, verdeutlicht diesen abgeschmackten und praktisch ganz unbrauchbaren Vergleich allen, die ihn nicht empfinden können.

Recht gut den Gedanken nach ist „Liebe" von Matthieu Schwann, aber das beste daran verdirbt eine wunderliche Symbolik. Ein Mensch sitzt auf einem Berggipfel und sieht unten in der Sonne Kinder und Greise friedlich mit einander spielen, dazwischen das mittlere Alter sich zanken und um einen Glücksball streiten; endlich am Bergeshange ein menschliches Ehepaar im Schatten liebloser Pflichterfüllung sich trennen, sodaß der Mann mit Zustimmung seiner Frau allein

Digitized by Google

dem sonnigen Gipfel zustrebt, den sie nicht mehr erreichen kann. Aber er wird zurückkehren und ihr von seinem Glücke mitbringen, und dann werden sie wieder in Sonnenschein und Liebe leben, wie einst. Wir dächten, mit den Mitteln der „alten" Technik hätte sich das alles viel hübscher sagen lassen.

Die Übersetzungen wollen wir übergehen (eine Liebesgeschichte aus dem Norwegischen, „Liv" von Obstfelder, gehört zu den bessern dieser Art), auch die zum Teil recht nichtssagenden oder blasirten Theater- und Litteraturberichte. Das liest man in jeder größern Zeitung ebenso — gut oder schlecht, wie man will. Aber die Poesie der Modernen soll uns noch etwas beschäftigen. Wir wollen mit dem besten beginnen.

Das „Letzte Lied" von Lindner (Heft 5) hat nur zwei Strophen, aber es ist Stimmung drin. Freilich bei Lenau findet man solche Sachen dutzendweise und auch noch bessere. Die „Prozession" von Franz Evers in demselben Hefte hat gute Verse und erinnert sofort an Heine, auch mit dem Stich ins Frivole, nur verstand Heine doch diese Saiten, die schlimmen, aber auch die guten, viel wirkungsvoller anzuschlagen. Das „Liebeslied" von Morgenstern erinnert wieder etwas an Goethes Gedichte in freien Versmaßen, nur daß Goethe vielleicht etwas bescheidener gewesen wäre und nicht ein so unbedeutendes kleines Gedicht geschlossen hätte mit den Worten: „Daß meine Töne um dich fallen, Ein Purpurmantel der Unsterblichkeit." „Heimweh" auf ein gestorbenes Kind, von Brückner, ebenfalls in freiem Metrum, ist auch noch gut empfunden, wiewohl die vielen abgebrochnen Konstruktionen und der Aufwand an Gedankenstrichen den Ausdruck seiner Sprache dem Stammeln näher bringen, als es der Verfasser beabsichtigt haben mag, jedenfalls als es ihm vorteilhaft ist. Wenn ferner ein Dichter, wie Julius Hart im Eingange eines Gedichtes „In der Einöd" verspricht, seines „Geistes Flügel über alle Berge zu breiten", so mußte schon am Ende etwas mehr herauskommen, als schwülstige, malende, in öden Pantheismus sich verlierende Naturstimmung. „Blindenklage" von Henckell (Heft 4) nimmt sich aus wie ein Text zu dem bekannten Bilde von Pigleim, ist aber ebenso unbedeutend, wie „Ritter im Grünen" von Gustav Falke, sechs zweizeilige Verse in der Stimmung von Scheffels Heini von Steier. Da ist immer die Umrahmung noch besser, obgleich sie auch nur ein zusammengesuchter Helldunkelholzschnitt in Cranachs Art ist. Bei desselben Dichters „Thal der Flammen" (Heft 5) verzichten wir auf Verständnis, denn der Wortschwall sagt uns nichts, während die geschmacklose Randleiste doch wenigstens ein Flammengeschlinge und Rauchwolken darüber zeigt.

„Magdalenenwein" hat Hartleben acht Bänkelsängerverse ohne jede Stimmung betitelt. Vielleicht soll der Wert in der Erfindung liegen: Dionysos reicht der Magdalena eine Schale Weins, um sich dann bei ihr niederzulassen. Wir sind nicht Feinschmecker genug, das zu schätzen; wohl aber fällt uns Schillers kostbares „Trink ihn aus den Trank der Labe", nicht zum Vorteil für den modernen „Dichter" ein. Dagegen finden wir die fünffüßigen Trochäen von Hartlebens kleinem Epos „Der Prophet Jona" ganz gut und kräftig, aber — Herder und Heine haben dergleichen viel schöner und eindringlicher gemacht, und wir selbst haben einige Privatfreunde, die solche Trochäen bauen, ohne daß sie darum schon als Dichter gelten wollen, und den „Jona" haben wir seit unserer Kindheit in der Bibel ebenso gelesen. Wir verstehen darum nicht recht, wozu das alles hier im Pan. Da loben wir uns noch Bierbaums „Sommerstrophe", sechs Zeilen kurz, aber — deutlich, so deutlich, daß wirs dem Leser leider nicht mitteilen können. Der Pan aber konnte es brauchen und hats gerade noch mitnehmen

Digitized by Google

können in seinem dritten Heft, das, wie die neue Redaktion mitteilt, noch von der vorhergehenden Leitung versorgt worden ist. Der Pan kann sich also des kleinen Fanges freuen und wird lüstern dazu mit der Zunge geschnalzt haben.

In Bezug auf diese ganze Poesie und Litteratur des Pan bemerken wir schließlich nur noch eins: Dazu hätte man Lessing, Goethe, die Romantiker u. s. w. nicht erst zu zertrümmern brauchen. Das machen manche Privatmenschen genau so gut, die sich darum noch gar nicht einreden, mit irgend etwas gebrochen zu haben, als höchstens mit der Gewohnheit, alles drucken zu lassen, was sie in stimmungsvollen Augenblicken niederschreiben. Sie lesens ihrer Frau oder ihren Kindern vor (wozu sich der Pan freilich nicht durchweg eignen würde), kommen dann aber auch später nicht in die Lage, verkannt zu werden oder Bleistifte verkaufen zu müssen.

Die alte Redaktion hat wohl auch noch die Heliogravüre nach einem Bilde Nietzsches vor das dritte Heft gesetzt. Das Original scheint kein Kunstwerk zu sein, und der Gegenstand ist zum Anblicken mehr als unerfreulich. Als unser Freund K. Lange von dem Nietzschekultus, wie von einer abgeschlossenen Erscheinung sprach, konnte er noch nichts wissen von dieser vorläufig „im Stillen wirkenden philosophischen Konzentrirung des Einzelnen." Das Weitere werden wir noch zu erleben haben.

Für den künstlerischen und kunstgeschichtlichen Teil der Zeitschrift giebt Lichtwark in einem Artikel des dritten Heftes: „Die Entwicklung des Pan" das neue Programm der Aufgaben. Man hat bisher zu viel von ausländischer Kunst gebracht und dabei doch nicht immer das beste ausgewählt. Fortan soll mehr die deutsche Kunst berücksichtigt werden und nach ihren Mittelpunkten: Berlin, München, Dresden und Hamburg in einzelnen Heften zum Ausdruck kommen. Außerdem aber sollen geschichtliche Fragen ihre Beantwortung finden, z. B. welches die entscheidenden Kräfte in der Kunst unsers nun zu Ende gehenden Jahrhunderts gewesen sind, weil darüber das Publikum ganz unrichtige Vorstellungen hat. Es soll überhaupt besondrer Nachdruck darauf gelegt werden, daß unsre Gebildeten vertraut werden mit dem, was in unsrer ältern deutschen Kunst noch wirklich brauchbar, lebendig, national wertvoll ist, was nützlich sein kann, um das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, der Kulturgemeinschaft zu fördern.

Diesem Programm stimmen wir von Herzen zu. Es giebt noch viele Menschen in Deutschland, die sich nicht als bloße Kunstgelehrte, denen alles gleich interessant ist, mit der Kunst vergangner Zeit beschäftigen, sondern weil sie daran die Gegenwart messen und verstehen lernen wollen. Solche können, weil sie zu unterscheiden wissen, schon in der Unterhaltung durch feinere geistige Auswahl die Gegenwart aus der Vergangenheit bereichern. Wie viel mehr kann eine Zeitschrift, an deren Spitze Männer stehen, hervorragend in amtlicher Stellung, durch künstlerische oder wissenschaftliche Leistungen oder auch durch eigne Wertschätzung, diese schöne Aufgabe im großen auf sich nehmen und mit Glück durchführen! Ein richtiges Verstehen der frühern Kunst, was freilich nicht jedermanns Sache ist, giebt den besten Maßstab für die werdende und kann sie, was auch die Künstler dagegen sagen mögen, vor manchen Irrgängen bewahren. Es hat auch unsern ganzen Beifall, wenn Lichtwark den Zusammenhang der hohen Kunst mit dem Handwerk in den Vordergrund stellt, und demnach der Pan mit einem großen Teil seiner Beiträge auch in den Dienst des Kunstgewerbes treten wird. Denn das giebt am ehesten greifbare Aufgaben und Interessen, in denen sich viele Menschen zusammenfinden können, und dadurch wird eine Zeitschrift um kein Haar breit weniger vornehm.

Digitized by Google

Alles Volkstümliche, alles Natürliche und Gesunde hat uns auf seiner Seite, und das Ungesunde ist in den ersten Heften des Pan hinlänglich zu seinem Rechte gekommen, teils in dem äußerlichen Wiederholen früherer künstlerischer Motive und in dem sezenhaften Nachahmen primitiver Stufen in Formgebung und Technik, teils auch in den gezierten, angestochnen, halbfaulen Erzeugnissen einer ausländischen Kunst, deren Abfälle für uns noch gerade gut genug zu sein schienen.

Das also soll nun anders werden. Es wird damit ein Hauptgewicht auf den belehrenden Aufsatz gelegt werden, und das schadet auch nichts, und wenns gut gemacht wird, so kann das auch äußerlich ebenso vornehm aussehen, wie das gespreizte Geistreichthun hin und her. Nur müßte dabei zweierlei vermieden und von vornherein unerbittlich ausgeschlossen werden. Erstens das Langweilige und zweitens das Einseitig-Verkehrte, was wohl an dem Unterhaltungsabend eines Kunstklubs gefallen mag, andre gewöhnliche und natürliche Menschen aber nur abstoßen und zu Verkehrtem verleiten kann. Über solche Späße muß eine ernsthafte Kunstzeitschrift hinweg sein. Sie darf sich dergleichen nicht erlauben, weil in Bezug auf die allgemeine Bildung in Sachen der bildenden Kunst in Deutschland eigentlich noch alles zu thun ist, wenigstens nichts leichtsinnigerweise verdorben werden darf.

Langweilig sind nun aber z. B. die „Quellen zur Geschichte der Maltechnik“ von Berger, denn das ist nur eine Aufzählung von Titeln, die keinen Menschen interessiren können, und wer etwas darüber wissen will, findet an verschiednen Stellen ohne Mühe weit mehr, als ihm diese äußerst dürftigen Notizen sagen. Langweilig sind ferner „Walfischstrandungen in ihrem Einfluß auf Kunst und Poesie“ von Carus Sterne. Man weiß manchmal nicht, ist der „Walfischstil“ ernst gemeint, oder soll es geistreicher Scherz sein? So etwas liest man in Westermanns illustrirten Monatsheften — wo dann auch die Abbildungen mehr Sinn zu haben pflegen — ganz gern, aber in eine vornehme Kunstzeitschrift gehört es nicht. Verkehrt, absolut verkehrt und jenseits jeder Unterscheidung verschiedner, möglicherweise berechtigter Auffassungen ist der Aufsatz über Giovanni Segantini, der in seinen Bildern zuerst die wahre, große Seele der Alpennatur aufgeschlossen haben soll. Ein Bild über diesen Aufsatz zeigt uns, fern vom Grat des Gebirges umgrenzt, ein weites Thal, dessen Bodenfläche von dem Rückstand einer allgemeinen Überschwemmung bedeckt erscheint. Es kann aber auch Nebel oder Schnee sein — das Original ist in Netzätzung wiedergegeben —, und aus diesem Wasser oder was es denn sein mag, ragen blätterlose Bäume hervor, an deren einem ganz im Vordergrunde eine Frau mit einem Kindchen an der Brust, wie nach einer zurückgetretnen Überschwemmung, mit ihren Haaren hängen geblieben ist. Sehen wir näher zu, so hält sie sich auch noch mit einer Hand an einem Zweige fest; sie lebt noch, und durch ihren schönen Körper zuckt eine tiefe, schmerzliche Bewegung. Ist denn kein rettender Kahn in der Nähe? Jetzt lesen wir den Text und lernen, daß wir mit unsern einfältigen Beobachtungen ganz auf dem Holzwege gewesen sind. Der italienische Maler schildert vielmehr den Kampf der armen verlassenen Bäume oben auf dem Hochplateau. Das Kindchen ist die Seele des Baumes, und die Frau ist der Engel, der kommt, ihn zu nähren. Das ist nun, wie der Verfasser des Aufsatzes findet, ein ergreifendes und lebensfähiges (!) Mysterium, denn der Künstler habe gläubig hingemalt, was er denkt. Wahrscheinlich wird den Leser nicht mehr nach den zwei andern hier wiedergegebnen, nicht symbolischen Bildern verlangen. Und wenn er nun mit seiner neuerworbnen Kenntnis in seinem Urteil dem Künstler Unrecht thut, so ist das die Schuld der Redaktion, die



Digitized by Google

ihm dazu die beste Anleitung gegeben hat. Noch verkehrter ist womöglich ein Aufsatz über H. de Toulouse-Lautrec. Wenn ein unbefangner und natürlicher Mensch den Aufsatz gelesen hat: was dieser Maler alles schildern kann und mit wie wenig Mitteln, und wenn er dann die mächtige „Originallithographie in acht Farben" daneben besieht, so kann er nicht anders als denken, daß dieses scheußliche Frauenporträt an der unrechten Stelle eingeklebt sein müsse. Die acht Farben kann er nachzählen, im übrigen aber findet er keine Form und keinen Ausdruck, und für das Ganze wäre „blödsinnig" noch eine gelinde Schmeichelei. Und dieses natürliche Gefühl gräbt uns die Redaktion einer Kunstzeitschrift ab, indem sie den Verfasser des Aufsatzes schreiben läßt, wie wunderbar stilvoll, treffend, lebendig, eigenartig natürlich überzeugend dieser Schmierfex Form, Bewegung, Charakter und was weiß ich alles mit einer Kleinigkeit wiederzugeben versteht. Man möchte gern meinen, es solle Spaß sein. Aber damit erklärt man doch nichts. Die Redaktion muß sich doch wirklich über dieses geschmacklos hingeklexte Frauenzimmer mit seinen acht Farben gefreut haben.

Es ist allerdings, wie wir ja wissen, die frühere Redaktion, die das dritte Heft noch zusammengestellt hat; diesem Hefte gehören auch die andern eben erwähnten Aufsätze an. Nachdem uns Lichtwark seine bessern Grundsätze über das nach Menge und Beschaffenheit an ausländischer Kunst zulässige mitgeteilt hat, darf man annehmen, daß auch der riesige Doppelaufsatz über den Menschen- und Tiermaler Besnard von zwei Verfassern in einem der folgenden Hefte mindestens stark gekürzt worden wäre. Denn das Endergebnis, daß Besnard kein Degas ist und auch kein Puvis de Chavannes, hätte sich auf weniger umständliche Weise gewinnen lassen.

Gegenüber solchen Aufsätzen, die man in der Hauptsache doch nur als Verirrungen bezeichnen kann, entsprechen andre Beiträge unsrer ersten Kunstforscher durchaus den von Lichtwark entwickelten Grundsätzen. Bodes Mitteilungen über italienische Bronzen des Berliner Museums sind belehrend und interessant, ebenso Jessens Aufsatz über Buchzeichen (Ex-libris), beide im vierten Heft, und im fünften Heft Lichtwarks Aufsatz über französische Medaillen, sowie die Aufsätze von Fuchs und Bode über die Stick- und Webemuster des Schweizers Hermann Obrist, obgleich hier schon des Guten, wenigstens von Fuchs, etwas zu viel gethan zu sein scheint. Noch mehr darf man das in Bezug auf „Gerhard Munthes dekorativen Stil" (3. Heft) sagen: norwegische Volkskunst, die, nach den Abbildungen zu urteilen, jedenfalls nicht so weit her ist, wie es der Verfasser des Textes ansieht. Auch des Engländers Sandys schöne Holzschnittillustrationen im dritten Heft sind sehr der Betrachtung wert. Dagegen vermögen wir uns nicht in die Wertschätzung hineinzudenken, die Singer der „Plakatkunst" im fünften Heft angedeihen läßt. Denn was die Vorbilder betrifft, auf die wir Deutschen hingewiesen werden, so können uns die beiden Franzosen durchaus nicht reizen: Chéret, der „zu seiner Muse, zu seinem einzigen Formenschatz" die Balleteuse, die Chansonette „erhebt," und Lautrec, der die entsetzliche Fratze vollführt hat, die wir schon besprochen haben, und den Singer als originell und individuell und alles mögliche preist. Und die englischen Muster haben für unsre persönliche geistige Gewöhnung samt und sonders etwas — stumpfsinniges. „Wenn man recht viel jetrunken hat, denn jeht et," sagte mal vor vielen Jahren ein Berliner vor einem Schaufenster bei ähnlichen Auslagen. Überhaupt können wir bei einer Kunst, die eigentlich erst auf einen Viertel-Kilometer Entfernung genossen werden soll, wohl eine gewisse humoristische Wirkung zugeben; aber wir dächten, die deutsche Kunst und die deutschen Kunstforscher hätten doch noch näher liegende Bedürfnisse. Ferner ist uns aufgefallen, daß Singer an der ein-

Digitized by Google

zigen Eigenschaft eines Schriftplakats aus Dresden, das er abbildet, ohne eine Bemerkung vorübergeht: es ist nämlich so gut wie unleserlich. Endlich aber möchten wir die Herren Kunstgelehrten freundlich bitten, mit den Mitteln unsers deutschen Sprachvorrats etwas weniger verschwenderisch umzugehen. Denn wenn wir hier von den „Heroen des Plakats“,*) von einem „Raffael der schwarzen Katze,“ von dem Genius, der Muse und der Inspiration der Affiche (wörtlich!) lesen, und wenn sich das Publikum erst an diesen Sprachgebrauch gewöhnt haben wird, was bleibt dann übrig, wenn einmal jemand wieder über den wirklichen Raffael oder über Michelangelo schreiben muß? Er müßte dann ja wohl oder übel einen neuen Sprachvorrat erfinden, wenn er in seinen Zeitgenossen mit seinen Worten noch eine seinen Gedanken entsprechende Vorstellung erwecken wollte.

Der selbständige künstlerische Schmuck dieser Hefte, dem wir noch einige Bemerkungen zu widmen haben, ist nicht hervorragend. Vielleicht liegt das daran, daß, wie K. Lange mitteilte, die Zeitschrift meist auf Gratisbeiträge von Künstlern angewiesen ist. Das wäre, wenn nur nichts geradezu schlechtes angenommen wird, für eine Zeitschrift mit guten Aufsätzen und brauchbaren Illustrationen kein Unglück. Nur kann man dann natürlich in den selbständigen künstlerischen Beilagen nicht ein Bild der Kunst der Gegenwart haben wollen.

Erfreulich sind die Landschaftsradirungen, sehr schön sogar Erlen im Moor am Wasser mit Durchblick auf das Dach eines Bauernhauses von Peter Halm, tüchtig, aber mehr neutral gestimmt Meyers (Basel) Bäume am Wasser, beide im vierten Heft. Sehr naturgetreu, ebenfalls ohne intimere Stimmung ist ein Motiv von der obern Lahn von Ubbelohde, klein und fein und echt gestimmt, wie ein gutes Bild von Goyen, ist ein Uferrand mit Weiden und Kühen, die ins Wasser gehen, von Gampert, beide im fünften Heft. Auch ein Lichtdruck nach einer Landschaft von Haider im dritten Hefte interessirt uns wegen der überraschenden Naturwahrheit. Man blickt von einer hohen Horizontallinie aus tief hinein in einen mitteldeutschen, etwa Thüringer Buchenwald mit einer scharf gezackten Wand von Tannen im Hintergrunde und einem Himmel von ganz regelmäßig geschichteten, watteartigen Wolken darüber. Das Bild ist nicht schön und nicht intim, hat aber doch als unmittelbares Porträt der Natur einen gewissen Reiz.

Die farbige Originalradirung eines Mädchenkopfes mit lang herunterhängenden Haaren von Klotz im 3. Hefte mag technisch sehr schwer und künstlerisch völlig gelungen sein. Als Abbild dessen, was sie darstellen soll, nämlich eines jungen Mädchens, ist sie jedenfalls entsetzlich. Dagegen lassen wir uns in zwei kleinen Studienköpfen desselben Künstlers das Häßliche eher gefallen und können uns an der vollendeten Technik um so eher erfreuen, als es uns um die Originale — einen magern Mann und ein abschreckendes Hutzelweibchen dahinter — nicht leid thun kann, sie so unerbittlich hervorgezogen zu sehen. Für dasselbe Heft hat Stauffer den Kopf des Landschafters Halm im Profil radirt. Daß der Kopf nicht interessant ist, dafür können beide nichts. Er erinnert technisch an die Umrißstiche des sechzehnten Jahrhunderts und ist ausdrucksvoll und gewiß ähnlich. Man kann das anerkennen und vielleicht auch schätzen, aber nachahmenswert ist es schwerlich. Dagegen können wir eine „Originalradirung“ von Kirchner im 4. Hefte nur als eine Geschmacksverirrung bezeichnen: ein modern in Mannskostüm gekleidetes Frauenzimmer mit geschlitzten Augen ohne Gesichtsausdruck hält

*) Ein unbefangnes Sprachgefühl würde darunter Dienstmänner, Zettelankleber, allenfalls auch den Kommissionsrat Rudolf Mosse verstehen.

Digitized by Google

einen dicken Spazierstock hinter dem Rücken und räkelt sich an einer Thür, über der auf einer Sopraporte ein Zug von Lawntennisfexen friesartig in Reliefstellung aufmarschiert.

Von hervorragenden Künstlern hat noch Adolf Menzel eine Bleistiftzeichnung beigesteuert, einen Frauenkopf, der im 4. Hefte in Lichtdruck wiedergegeben ist, und Uhde einen wenig bedeutenden Bildausschnitt, ein Mädchen mit seiner Wärterin (Heliogravüre im 3. Heft). Im übrigen haben wir nur noch eine Anzahl von Absonderlichkeiten. Angenehm ist darunter wohl nur ein großer, kräftig gezeichneter Holzschnitt in zwei Farben, schwarz und gelb, Schwertlilien von Eckmann im 3. Hefte. Den „Feuertanz" von Doudelet, Lichtdruck nach einer Zeichnung des Künstlers, erlauben wir uns eine Verrücktheit zu nennen. Der grün angelaufne „Originalholzschnitt" einer Stadt von Veldheer im vierten Hefte würde, wenn er unter alten Sachen auftauchte, unter die Inkunabeln gerechnet werden, dabei aber einem auch nur oberflächlichen Sammler durch seine modernen Zuthaten verdächtig sein. Wie man ihn einordnen oder bezeichnen oder dem Leser beschreiben soll, da er hier als etwas neues geboten wird, wissen wir nicht. Vielleicht „Abfall der Niederlande"? Über ein großes farbiges Plakat von Mabel Dearmer, ein Frauenzimmer, von dem man nur einen knallroten Kleiderrock sieht, weil alles andre durch ein weißes Blatt, das sie sich vors Gesicht hält, verdeckt ist, wissen wir vollends nichts mehr zu sagen. Wir haben unsern Wortvorrat verbraucht, soweit er auf solche Kunstwerke noch passen könnte.

Der nackte Mann und die nackte Frau, gewöhnlich Adam und Eva genannt, kommen im ganzen viermal vor, einmal, im 5. Hefte, zur Abwechslung auf den Bäuchen liegend und in einer ornamentalen Kopfleiste mit entgegengerichteten Köpfen anmutiglich, wie zwei Böcke oder Stiere, zu einer Art Wappenbild geordnet. Ein andres mal, im dritten Hefte, hat Adam einen Blattzweig im Munde. Das ist neu! Soll das den Adam dem tierischen Zustande näher bringen, um deswillen ja der nackte Mensch hauptsächlich malenswert ist? Oder soll es an die Pfeife seiner Nachkommen — immer symbolisch! — erinnern? Das wäre dann ein äußerst sinniger proleptischer Zug an unserm Urahn, den wir vielleicht (was Atavismus ist, weiß ja jedes Kind) „Nepotismus" zu benennen vorschlagen dürfen? Schade, daß uns die Gelehrten des Pan solche Rätsel aufgeben. Daß sich übrigens Adam und Eva vom dunkeln Grunde abheben und sich durchaus wie zwei Elfenbeinstatuetten, nicht wie eine Malerei ausnehmen, beruht auf einer Mischung der Kunstgattungen, die ein Vorzug ist, was nicht jedermann bekannt sein dürfte.

Eine sehr dankenswerte künstlerische Beigabe ist noch, im 5. Hefte, Klingers „Penelope," eine Jubiläumsgabe für den Zoologen Leuckart, in farbigem Druck mit zwei Kupfer- und vier Steinplatten hergestellt, und nicht nur technisch interessant, sondern auch gewinnend durch das intime Naturstudium und die eigenartige Stimmung, die sich in dem von der Penelope gewebten Teppichbilde kundgeben. Dem Text gegenüber, worin nun auch in Bezug auf den tiefern geistigen Gehalt des Kunstwerks ein Lied in höherm Chor angestimmt wird, wie das ja einmal nicht anders zu gehen scheint, wenn es sich um einen bedeutenden Künstler handelt, möchten wir nicht unterlassen darauf aufmerksam zu machen, daß wir doch immerhin nur einer sehr tüchtigen dekorativen Arbeit höherer Ordnung gegenüberstehen. Denn die Seelenstimmung der in den antiken Sessel gelehnten Frau, die der Text zu einem kleinen Dithyrambus verarbeitet, hat doch wohl vor zwanzig oder dreißig Jahren — wenn uns unsre Erinnerung keinen Possen spielt — Anselm Feuerbach bei ähnlichem Anlaß besser geschildert. Immerhin ragt

Digitized by Google

Klinger auch mit diesem Bilde merklich über die meisten andern hervor, die zu dem Bilderschmuck des Pan beigetragen haben.

Und nun wollen wir Pan, den muntern, vielseitigen Gesellen, seine Wege weiter ziehen lassen.*) Uns liegt die Kunst nicht weniger am Herzen, als das Interesse der Leser, denen sie vorgeführt werden soll. Es ist uns ebenso sehr um die Künstler zu thun, wie um unser Volk, für das sie doch schaffen wollen. Aber wir meinen: welchem viel gegeben ist — ob man nun darunter hier die 100 000 Mark der Aktionäre oder die geistige Begabung der künstlerischen und litterarischen Mitarbeiter verstehen will —, von dem darf man auch wohl etwas fordern. —

Wir schließen hieran noch einige Bemerkungen über das erste und zweite Heft des neuesten — siebenten — Jahrgangs von Franz Hanfstaengls Kunstzeitschrift: „Die Kunst unserer Zeit". Die um die Veröffentlichung hoch verdiente Firma bietet in diesem Doppelheft, das auch allein abgegeben wird, unter dem Titel: „Die Radirer unserer Zeit" sechsunddreißig Nachbildungen moderner Radirungen von deutschen (mit Ausnahme Klingers,) französischen und englischen Künstlern. Die Auswahl ist zweckmäßig, die Wiedergabe (Photogravüre und Netzdruck) vorzüglich, und die kleine Sonderausgabe macht einen angenehmen, vornehmen Eindruck. Der Text von Hans Singer ist gut. Vermißt haben wir darin ein Wort über Herkomers „Serpentinentanz", der abgebildet ist. Aufgefallen ist uns ein Urteil gleich im Anfange, wo von Klinger gesagt wird, er sei zu vielseitig, um Schüler zu haben, während bei Michelangelo, „dessen Ausdrucksform so einseitig ist," der schulbildende Einfluß selbstverständlich sei. Das ist unrichtig ausgedrückt, vielleicht auch schon nicht ganz klar gedacht. Michelangelo hat nicht deswegen seinen in der Kunstgeschichte einzig dastehenden Einfluß ausgeübt, weil seine Kunst einseitig war, sondern weil sie charakteristisch und gewaltig groß war. Sie konnte von Nachahmern leicht einseitig nnd äußerlich aufgefaßt werden, aber ihr inneres, persönliches, vielseitiges Wesen haben sie wohlweislich auf seinem tiefen, stillen Grunde sitzen lassen, und das suchen wir nun bei Michelangelo ganz allein und finden es auch, sofern wir uns bemühen, es zu verstehen. Wenn Klinger eine ähnlich große Kunst hat, worüber wir nicht streiten wollen, und wenn er darin mit Michelangelo verglichen werden könnte, woran wir bis jetzt noch nicht gedacht haben, so wäre die vorausgesetzte größere Vielseitigkeit jedenfalls kein Hindernis für die Aneignung seiner Kunst und keine Erschwerung für seine Nachfolge. Denn große charakteristische Züge müssen sich, wenn sie überhaupt vorhanden sind, auch vereinzelt unter vielen ihresgleichen erfassen lassen. Wenn also Klinger noch keine Schüler gebildet hat, so muß der Grund anderswo liegen. Hätte er sie aber unter der Voraussetzung einer Michelangelo adäquaten Größe und größerer Vielseitigkeit haben müssen, so wird ein Fehler in den Voraussetzungen liegen. Mit solchen Parallelen thut man, meinen wir, keinem modernen Künstler einen Gefallen. Wenn aber der Verfasser des Textes weiterhin sogar die Radirungen des amerikanisch-französischen Farbenharmonikers Whistler „ohne Zaudern" mit den Meisterwerken der altgriechischen Skulptur und in demselben Satze — mit den Bildern Giovanni Bellinis in „eine Reihe" stellt, so gehört das zu den unbedachten und irreführenden geistreichen Blitzen, womit man das Publikum, das noch soviel an den Elementen richtiger Kunstbetrachtung zu lernen hat, nicht verwirren sollte, vollends wenn man bedenkt, daß andere Leute Whistler, ebenfalls „ohne

*) Soeben ist das sechste Heft erschienen. Wir werden es später besprechen.

Digitized by Google

Zaudern", unter die krankhaften Manieristen zu rechnen pflegen. Aber manchmal scheint das Vergleichen der Teufel erfunden zu haben. Ob ich z. B. ein delikates Butterbrot lieber esse, oder einen ausgesuchten Pfirsich, weiß ich wirklich nicht. Darum vergleiche ich sie auch nicht mit einander, sondern genieße beide, vorausgesetzt daß ich sie habe, mit dem gleichen Wohlgefallen.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Aus dem Königreiche Stumm.** Seit anderthalb Jahren ziehen die Vorgänge im Königreiche Stumm immer mehr die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich, denn immer mehr kommt man in den weitesten Kreisen zu der Überzeugung, daß dieselben Vorgänge, die sich an der Saar abspielen, morgen oder übermorgen überall eintreten können, wo sich heute eine wirtschaftlich starke Gruppe unter einem thatkräftigen Führer entschließt, ihre äußern Machtmittel aufzubieten, um alle mittelbar oder unmittelbar von ihr abhängigen auf politischem, religiösem und andern geistigen Gebieten zur unbedingten Gefolgschaft zu zwingen. Daß die Bestrebungen der Partei Stumm auf dieses Ziel hinauslaufen, hat sich immer deutlicher herausgestellt; und wenn sie auch Mißerfolge erfahren hat, so hat sie doch ihr Vorhaben durchaus noch nicht aufgegeben. Wollen die Bürger an der Saar ihre geistige und sittliche Selbständigkeit wahren, so müssen sie auch in Zukunft bereit sein, die Eingriffe des Schloßherrn von Halberg und seiner Anhänger energisch abzuwehren. Darin liegt die Bedeutung des hiesigen Kampfes, und das giebt auch den gegenwärtigen Führern, den Geistlichen der Synode von Saarbrücken, einen berechtigten Anspruch auf den Beistand der unabhängigen Presse.

Man begegnet nicht selten noch „draußen im Lande" der Frage, was denn eigentlich an der Saar geschehen sei, weshalb die Leute dort einander so grimmig an die Köpfe fahren. Und in der That, wenn wir die Dinge ins Auge fassen, an denen der Gegensatz der Interessen und der Lebensauffassung zwischen der Partei des Halbergs und der sogenannten Bürgerpartei zu Tage getreten ist, so erscheinen sie durchaus nicht bedeutend genug, einen mit solcher Ausdauer geführten Kampf zu erklären. Den Anfang des Streites bildeten, wie unsern Lesern bekannt ist, die Angriffe der Partei Stumm auf die evangelischen Arbeitervereine, die durch Errichtung eines Rechtsbüreaus einen bescheidnen Schritt auf dem Wege der Selbsthilfe unternahmen, und zweitens auf den Verein für Volksbildung, auch Handwerkerverein genannt, dessen Vorstand es wagte, auch über volkswirtschaftliche Gegenstände Vorträge zu veranstalten. Welch bescheidnen Gebrauch aber die evangelischen Arbeitervereine von ihrem Recht der Selbsthilfe machen, zeigte sich vor kurzem wieder, als sie trotz der günstigen Lage und trotz der mehrfachen Sympathieversicherungen der Partei Stumm in einer Vertreterversammlung den Antrag ablehnten, in ihrem Rechtsbüreau auch solche Streitfälle zu behandeln, die auf das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter Bezug haben.

Digitized by Google

Schwerlich hat die Halberger Partei die hier angeführten Vorfälle — und weitere lassen sich nicht anführen — für bedeutend genug gehalten, den schon früher in Aussicht gestellten „Kampf auf Leben und Tod“ zu beginnen. Sie sah wohl darin nur die ersten verhältnismäßig harmlosen Anzeichen einer sich ausbreitenden staatsgefährlichen Gesinnung, staatsgefährlich nämlich für den Bestand des Königreichs Saarabien. Nur so erklärt es sich, daß man immer wieder auf diese Vorgänge zurückkam, sie als den Ausfluß einer radikalen christlich-sozialen Agitation hinstellte und schließlich mit voller Heeresmacht gegen eine hiesige christlich-soziale Partei zu Felde zog, die gar nicht vorhanden war und auch in absehbarer Zeit hier schwerlich entstehen wird. Denn was die Anhänger Stumms hier als christlich-soziale Parteibildung ansahen und ohne jeden ausreichenden Anhaltepunkt immer noch ansehen, das war und ist weiter nichts als das Interesse weiterer Kreise für die sozialen Fragen überhaupt und der thätige Anteil einzelner Gruppen an praktischer sozialer Arbeit, die heutzutage besonders von den Christlich-sozialen befürwortet wird, die aber von der politischen Parteistellung unabhängig ist und hoffentlich auch bleiben wird. Für solche soziale und, wenn man sie so bezeichnen will, christlichsoziale Bestrebungen ist dann die hiesige Bürgerpartei eingetreten und haben auch die Geistlichen mehrfach das Wort ergriffen.

So könnte denn, wenn man sich verständigen und nur auf die gegenständlichen Bestrebungen sehen wollte, die Streitaxt längst begraben sein, wenn nicht von vornherein und im weitern Verlauf immer mehr statt der Gegenstände des Kampfes die Kampfesmittel in den Vordergrund des Interesses getreten wären, und es nicht immer klarer geworden wäre, daß hier ein Kampf gegen den Grundsatz der geistigen und sittlichen Bevormundung ausgefochten werden muß. Wir wollen nur einen der neuesten Vorfälle anführen. Nachdem sich das Presbyterium und die Repräsentation der evangelischen Gemeinde zu Brebach — Sitz der Halberger Hütte — zu Gunsten Stumms und gegen die Pfarrkonferenz der Synode von Saarbrücken ausgesprochen hatten, bemühte sich ein Beamter der Halberger Hütte, auch in einigen andern um den Halberg liegenden Gemeinden solche Erklärungen zustande zu bringen. Geschah das mit Wissen des Freiherrn von Stumm? Wir wissen es nicht; aber nach den vielen bekannten Fällen von Bevormundung müssen sich die Bewohner jener Gemeinden, an die ein solches Ansinnen erging, unter einem Zwange gefühlt haben. Das zeigten sie denn auch in gelegentlichen Gesprächen mit ihrem Pfarrer, dem mehr als ein Unterzeichner gestanden hat, daß er nur unter dem Zwange der Verhältnisse seine Unterschrift gebe. So kamen auch in Fechingen, Bischmisheim und Scheidt öffentliche Erklärungen für Freiherrn von Stumm und gegen die Broschüre der Geistlichen zustande, freilich nicht wie in Brebach von der gesamten Gemeindevertretung unterzeichnet, sondern nur von einzelnen Vertretern und sonstigen Gemeindegliedern. Außerhalb dieses nächsten Umkreises des Halbergs, wo nicht nur die Arbeiter wirtschaftlich von der einem Schwager Stumms gehörigen Halberger Hütte abhängen, sind keine Erklärungen dieser Art erfolgt und auch kaum zu erwarten. Es ergeben sich also immer neue Fälle, wo der wirtschaftliche Machtbereich der Partei Stumm und der Bereich derer, die sich zu ihrer Fahne bekennen, derselbe ist. Zum Glück haben die jetzigen Vorgänge gezeigt, wie eng umgrenzt dieser Machtbereich ist. Ganz zuverlässig in Stumms Sinne ist eigentlich außer Neunkirchen nur Brebach. In den nächsten Dörfern wird es für ihn schon bedenklich, sich auf die Stimmung der Bewohner zu berufen. Nach der ganzen bisherigen Entwicklung der Verhältnisse — das kann man wohl als eine sichere Folge des Kampfes bezeichnen — ist kaum noch zu befürchten,

Digitized by Google

daß sich ein großer Teil der Bevölkerung des ganzen Kreises wieder, wie früher, unter die Vormundschaft des Freiherrn stellen wird, nachdem sich oft genug gezeigt hat, daß seine Macht dem entschlossenen Widerstande der Bürger gegenüber doch lange nicht so weit reicht, als man vielfach annahm. Insbesondre haben sich die evangelischen Geistlichen durch ihr mannhaftes Eintreten für die Rechte der Persönlichkeit überall wohlverdienten Dank und lebhafte Zuneigung erworben. Dem Entscheid des Konsistoriums auf die Beschwerde des Freiherrn von Stumm werden sie wohl mit Gemütsruhe entgegensehen. Und wenn es ihre Freunde für nötig halten sollten, auch ihrerseits wie die Gegenpartei öffentliche Erklärungen zu veranstalten, so dürfte die Gegenprobe zu einer der schwersten bisherigen Niederlagen des Halberger Systems führen.

Zum Londoner Kongreß. Die letzte Heerschau der internationalen Sozialdemokratie hat die Haltung, die die Grenzboten der Arbeiterbewegung gegenüber einnehmen, aufs neue gerechtfertigt. Die Blätter aller bürgerlichen Parteien stimmen darin überein, daß es Thorheit wäre, von einer Partei, die einen so schwachen Bruchteil der europäischen Bevölkerung umfaßt, und deren nach Völkern und Sekten gespaltene Mitglieder so uneinig sind, den Umsturz der europäischen Staats- und Gesellschaftsordnung zu fürchten. Sollten dieselben Blätter, die heute über die Ohnmacht der Sozialdemokratie spotten, nach einigen Monaten wieder Ausnahmemaßregeln gegen die verachtete Partei fordern, so würden wir nicht ermangeln, ihnen aufs neue zu sagen, daß sie die Besorgnis um den Bestand des Staates nur vorschützen, um ihre Gönner, die Großunternehmer, von den Unbequemlichkeiten zu befreien, die ihnen durch die Koalitionsfreiheit der Arbeiter und durch einen energischen Arbeiterschutz bereitet werden. Auch beweisen die verzweifelten Anstrengungen unsrer Sozialistenführer, von den Anarchisten loszukommen und mit den englischen Gewerkvereinen gut Freund zu bleiben, wie fern ihnen phantastische Pläne liegen, und wie gründlich sich das revolutionäre Feuer abgekühlt hat, das früher in ihren Herzen gelodert haben mag. Es ist dabei ganz gleichgiltig, ob ihre jetzige Friedfertigkeit der Überzeugung entstammt, daß die Revolution ein für allemal der Evolution gewichen sei, oder der Einsicht, daß das Proletariat zur offenen Empörung noch nicht stark genug sei, denn dieses „noch nicht" wird auch nach fünfzig Jahren noch gelten. Aus alledem dürfen wir die begründete Hoffnung schöpfen, daß sich die deutsche Sozialdemokratie so lange weiter mausern werde, bis sie eine die bestehende Gesellschaftsordnung anerkennende Arbeiterpartei geworden ist. Revolutionär wird sie nur insofern bleiben, als doch jede Evolution zugleich eine Revolution ist, und als sie den Gedanken der von ihren wissenschaftlichen Häuptern beschriebnen Evolution festhalten wird. Und damit wird sie der bürgerlichen Gesellschaft verschiedne wichtige Dienste geleistet haben, u. a. den einer wirklichen Erklärung gewisser wirtschaftlicher Übel, die heute noch von Agrariern, Zünftlern und Antisemiten auf recht kindische Weise erklärt und demgemäß mit den verkehrtesten Mitteln bekämpft werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Zur Irrenpflege

In den letzten Jahren hat sich über Deutschland eine Flut von Schriften ergossen, die über unser Irrenwesen Beschwerde führen und Vorschläge zu seiner Verbesserung machen. Aber während man anfangs fast nur Leute lärmen hörte, die von der Sache herzlich wenig verstanden, beginnen jetzt auch die Stimmen erfahrner Männer laut zu werden. Vor uns liegt ein neu erschienenes Buch von Dr. Albrecht Erlenmeyer in Bendorf: Unser Irrenwesen. Studien und Vorschläge zu seiner Reorganisation. (Wiesbaden, Bergmann, 1896.) Das Buch beschäftigt sich nicht mit dem gesamten Irrenwesen, denn dieses hat zwei Seiten, eine rechtliche und eine medizinische. Das Gebiet des Irrenarztes ist die Behandlung der Geisteskranken und die Organisation der Irrenanstalten, und auf dieses Gebiet sucht sich Erlenmeyer möglichst zu beschränken. Wir bedauern das, denn die beiden Seiten der Frage lassen sich nicht völlig scheiden. Dem Juristen muß darum zu thun sein, den Bürger vor widerrechtlicher Freiheitsbeschränkung zu bewahren; der Irrenarzt wird im Interresse seiner Kranken auf eine möglichste Vereinfachung des Verfahrens dringen, zumal für die Unterbringung in einer Anstalt. Denn erfahrungsgemäß stehen die Heilungsaussichten in einem ganz bestimmten Verhältnis zu der Beschleunigung des Eintritts in eine kunstgerechte Pflege. Der Gesetzgeber muß daher auch in scheinbar überwiegend rechtlichen Angelegenheiten auf den Irrenarzt hören.

Die Frage nach der Beaufsichtigung der Irrenanstalten, die ja auch beide Seiten in sich vereinigt, ist denn auch von Erlenmeyer nicht übergangen, im Gegenteil in den Mittelpunkt der Erörterung gestellt worden. Seine Hauptforderung ist die einer zentralisirten Staatsaufsicht, die sich über alle Geisteskranken ausdehnen soll, sie mögen nun in öffentlichen oder in Unternehmer-



Digitized by Google

anstalten, in fremder oder in der eignen Familie verpflegt werden. Für die zu schaffende Aufsichtsbehörde macht er zwei Vorschläge. Der eine, von ihm besonders empfohlne fordert die Errichtung einer Zentralbehörde für das gesamte Irrenwesen. Diese soll aus einer Zentralkommission und drei Provinzialkommissaren bestehen. In der Zentralkommission hätte ein erfahrner Irrenarzt den Vorsitz zu führen, ein Jurist und ein Bauverständiger die Beisitzer zu bilden. Diese hätten sämtliche Geisteskranke einmal im Jahre zu besuchen. Die Provinzialkommissare dagegen, ausschließlich Irrenärzte, hätten je einen bestimmten Bereich, der etwa 15000 Kranke umfassen würde, zweimal jährlich zu revidiren. Alle diese Beamte wären im Hauptamte anzustellen. Juristische und bautechnische Hilfsbeamte müßten ihnen von den Behörden, in deren Bereich die Revisionen stattfänden, je nach Bedarf zeitweilig zugeteilt werden.

Dieser Vorschlag findet unsern vollen Beifall. Der Hauptgegenstand aller Revisionen sind die Kranken selbst, deshalb ist auch der Irrenarzt der berufene Leiter der Revision. Auch die meisten Rechtsfragen erledigen sich ohne weiteres durch sein sachverständiges Urteil. Wenn man alle Beschwerden Geisteskranker über widerrechtliche Einsperrung an die Gerichte weitergeben wollte, dann hätten diese kaum noch Zeit für die Rechtshändel der Gesunden. Nur für den Fall, daß dem revidirenden Irrenarzt Zweifel an der Art des Geisteszustandes aufstießen, müßte der Jurist die Sache in die Hände nehmen. Er hätte sich außerdem an der Untersuchung von Beschwerden zu beteiligen, die über schlechte Behandlung durch die Anstalt oder den Vormund klagen.

Um der Zentralbehörde ein größeres Gewicht beizulegen und ihre Revisionen fruchtbringender zu machen, schlägt der Verfasser vor, daß jede Genehmigung einer Anstalt oder eines Erweiterungsbaues von ihrem Gutachten abhängig gemacht werden soll, und daß jede Genehmigung von ihr auch soll zurückgenommen werden können. Insbesondre soll sie überall die höchste Belegziffer festzusetzen haben. Deshalb sollen ihr auch alle bereits bestehenden Anstalten, private wie öffentliche, genaue Pläne einreichen, die nicht nur die Gebäude und Gärten, sondern auch die Art der Belegung verzeichnen. Hierdurch wäre ein einheitliches Archiv für das gesamte Irrenwesen gegründet, und die revidirende Behörde ginge stets mit genauster Kenntnis aller Verhältnisse einer Anstalt an ihre Besichtigung. Sie hätte schließlich auch die Macht, ihren Worten Geltung zu verschaffen. Es leuchtet ein, wie viele jetzt bestehende Übelstände hierdurch schon im Keime erstickt werden würden.

Da der Verfasser fürchtet, sein Vorschlag könnte an den zu hohen Kosten scheitern, so macht er noch einen zweiten. Er schlägt vor, einen Irrenarzt als Dezernenten im Kultusministerium und zwar im Hauptamt anzustellen, und unter seiner Leitung die Revisionen durch die Kreisphysiker vornehmen zu lassen. Diese Aufsicht könnte sich aber nur auf die Privatanstalten erstrecken und hätte selbst dabei manches mißliche. Denn als erste unerläßliche Forde-

Digitized by Google

rung hätte man an einen Revisor doch die zu stellen, daß er dem zu revidirenden an Fachkenntnissen mindestens gleichkäme.

Dem Verfasser ist zunächst darin beizustimmen, daß die öffentlichen Anstalten mit demselben Maße zu messen sind wie die privaten, daß sie der Aufsicht gleichfalls dringend bedürfen. Die erste, umfassendere Aufsichtsbehörde würde also unbedingt vorzuziehen sein. Andrerseits erscheint uns aber die Furcht vor zu hohen Kosten bei der Wichtigkeit der ganzen Angelegenheit kaum gerechtfertigt. Es ist uns sogar zweifelhaft, ob der erste Vorschlag des Verfassers so sehr viel höhere Kosten verursachen würde als der zweite. Die Revisionen der genannten Zentralbehörde würden viel eindringender sein und könnten deshalb in größern Abständen erfolgen; drei im Jahre, wie Erlenmeyer annimmt, ist wohl schon etwas hoch gegriffen. Vor allem aber, und das ist in der ganzen Frage das Wichtigste, würden sie im Publikum ein ganz andres Gefühl der Rechtssicherheit erwecken.

Außer dieser zentralisirten staatlichen Aufsicht schlägt Erlenmeyer noch eine örtliche vor, die von Privatmännern und zwar von Laien ausgeübt werden soll. Für jede Irrenanstalt soll ein sogenanntes Patronat gebildet werden, das aus mindestens drei Mitgliedern zu bestehen hätte. Ein Drittel soll von der Anstalt gewählt werden, zwei Drittel von der Zentralbehörde. Dem Patronat soll stets ein Jurist angehören, der den Vorsitz führen soll. Das Patronat ist als Ehrenamt gedacht, nur Reisekosten sollen vergütet werden. Die Patrone hätten nach Belieben in der Anstalt aus- und einzugehen, freundschaftlich mit den Kranken zu verkehren, alle ihre Wünsche und Beschwerden, große und kleine, entgegenzunehmen und sich hierüber mit den Ärzten zu beraten. Solche Sitzungen hätten mindestens aller vier Wochen stattzufinden. Der Verfasser meint, die Kranken würden bald in den Patronen ihre besten Freunde sehen und sich in allen Dingen bei ihnen Rats erholen.

Wir halten diesen ganzen Vorschlag für so verfehlt, daß wir kaum begreifen können, wie ein erfahrener Psychiater auf ihn verfallen konnte. Angenommen selbst, die Einrichtung ließe sich gut an, die Patrone gewönnen das Vertrauen der Kranken und wären ihnen in manchem behilflich: in welche schiefe Stellung würden die Ärzte zu ihren Pfleglingen geraten! Wie können die Ärzte segensreich auf die Kranken einwirken, wenn sich eine Mittelsperson zwischen beide eindrängt! Das, was den Kranken und den Arzt verbindet, ist ja eben das Vertrauen, das sich auf alles, großes und kleines, erstreckt, das getrost jeden Wunsch, jede Beschwerde vorbringt und zuversichtlich auf Abstellung hofft. Die Ärzte sind doch keine heilenden Maschinen, die nur auf eine eng begrenzte Art der Thätigkeit eingerichtet wären. Sie sehen doch in dem Kranken vor allem den Menschen mit seinen menschlichen Leiden und Freuden.

Aber die Einrichtung des Patronats würde überhaupt nicht ohne Reibung arbeiten. Je mehr Eifer der Patron an den Tag legt, in einen um so

Digitized by Google

stärkern Gegensatz wird er zum Arzt geraten. Er wird dem Kranken bald als der stets zum Gewähren bereite, der Arzt als der stete Verweigerer erscheinen. Der Kranke wird sich ja nur dann an den Patron wenden, wenn er vom Arzt abschlägig beschieden worden ist, andernfalls steht ihm der Arzt, den er täglich mehrmals sieht, doch näher. Der Arzt wird aber oft Veranlassung haben, irgendwelche Wünsche abzuschlagen, sei es daß der Zustand des Kranken oder auch die gebotene Sparsamkeit die Erfüllung nicht erlaubt. Es muß aber auch für den Arzt unerträglich sein, sich fortwährend in seinen Beruf, den er nach besten Kräften auszuüben trachtet, hineinreden zu lassen, und zwar von Leuten, die vielleicht nur sehr geringes Verständnis für seine Aufgabe haben. Mag er sich auch alle erdenkliche Mühe geben, für das Wohlergehen seiner Kranken zu sorgen, so wird er doch keinen Dank dafür ernten, denn die Kranken werden in ihm immer mehr den strengen Herrn, im Patron dagegen den willfährigen Freund sehen. Durch ein solches Verhältnis würde aber nicht nur den Ärzten ihr Beruf völlig verleidet, sondern den Kranken der größte Schaden zugefügt werden.

Übrigens würde es auch gar nicht so leicht sein, Patrone zu gewinnen. Anfangs würden sich wohl manche aus Neugierde zu diesem Amte hergeben. Würden sie aber erst gewahr, wie dornenvoll die Aufgabe ist, wie schwer es ihnen wird, mit den Kranken überhaupt zurechtzukommen, so würden sich wohl die meisten wieder zurückziehen, in der Erkenntnis, daß, um Geisteskranken zu helfen, man sie vor allen Dingen verstehen muß.

Wir können uns nur denken, daß den Verfasser seine Thätigkeit als Leiter einer Privatanstalt, die wohl ausschließlich Angehörige der gebildeten Stände beherbergt, zu seinem Vorschlag verleitet hat. Gebildete haben mehr Wünsche und sind überhaupt in höherm Grade umgangsbedürftig als Ungebildete. Für Gebildete mögen in der Anstalt aus- und eingehende Patrone eine angenehme Zerstreuung sein und eine willkommne Gelegenheit, ihr Herz auszuschütten, den Ungebildeten werden sie schwerlich näher treten, aber gerade diese füllen unsre öffentlichen Anstalten. Machen wir doch diese Erfahrung an den meisten Anstaltsgeistlichen. Sie haben Gelegenheit genug zum Verkehr mit den Kranken und ergreifen sie auch anfangs bereitwillig. Bald aber müssen sie in jedem einzelnen Falle von den Ärzten darum gebeten, ja dazu gedrängt werden, sie scheuen die nähere Berührung mit den Kranken, denn sie haben das Bewußtsein, daß ihnen deren Inneres fremd ist.

Richten sich aber die Beschwerden des Kranken gegen die Anstaltsärzte selbst, wozu sind denn dann seine Verwandten oder der Vormund da, wozu die Vorgesetzten der Ärzte, wozu die staatliche Aufsicht? Vielleicht hat der Verfasser seinen Vorschlag nur aus Nachgiebigkeit gegen die in jüngster Zeit von Laien wiederholt gestellte Forderung der Laienaufsicht gemacht. Dann wäre er aber nicht weniger im Unrecht, denn jene Forderung ist thöricht und

Digitized by Google

geht nur von ganz Unkundigen aus. Man revidire, man thue es gründlich und oft, aber man lasse die Revisionen von Leuten vornehmen, die das Fach verstehen. Kein Beruf kann sich eine Aufsicht oder irgend ein Eingreifen gefallen lassen von Leuten, die keine Sachkunde haben und, statt Belehrung zu erteilen, erst Belehrung empfangen müssen.

Alle Revisionen, auch die besten, dürfen nicht überschätzt werden. Gute staatliche Aufsicht ist gewiß nicht zu verachten, sie hilft Mißstände abstellen und verallgemeinert erst vereinzelt bestehende Errungenschaften, aber eigentlich schöpferisch wirkt sie nicht. Alle Fortschritte in der Pflege und Heilung von Geisteskranken können nur von den mitten in dieser Thätigkeit stehenden, d. h. von den behandelnden Ärzten herrühren. Der Geist, in dem die Irrenpflege einer Anstalt gehandhabt wird, geht von ihrem Leiter aus, teilt sich den Hilfsärzten mit und wird von diesen dem ganzen Wartepersonal eingeimpft. Daß Ärzte und Wärter auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, das ist in der ganzen Angelegenheit die Hauptsache.

Verweilen wir zunächst bei der Wärterfrage, der der Verfasser besondre Aufmerksamkeit widmet. Er wünscht, daß zur bessern Ausbildung die Irrenwärter in eignen Schulen vorbereitet werden und erst nach Ablegung einer Prüfung in ihren Beruf eintreten. Auch in der Anstalt sollen sie von den Ärzten in besondern Kursen fortgebildet werden. Nach ihrem Dienstalter und ihrer Tüchtigkeit sollen sie dann in Anwärter, Hilfswärter und Wärter eingeteilt werden. Die Stellung des Oberwärters wünscht der Verfasser aufgehoben zu sehen. Von den Militäranwärtern, denen diese Stellung meist ohne genügende Vorbereitung übertragen wird, behauptet er, daß sie einen barschen militärischen Ton in die Krankenpflege brächten, der nicht hineingehöre. Außerdem sei es viel besser, wenn der Arzt unmittelbar mit den Wärtern verkehre und sie in allem anleite. Zwei bis drei Krankenbesuche an einem Tage hält Erlenmeyer nicht für ausreichend, er wünscht den Arzt womöglich den ganzen Tag auf den verschiednen Abteilungen zu sehen.

Hier scheint uns vieles graue Theorie zu sein. Von der Ausbildung in Wärterschulen können wir uns nicht viel versprechen, weil sie vorwiegend theoretisch sein würde. Jetzt wird in einer gut geleiteten Anstalt der neueintretende Wärter planmäßig ausgebildet, indem er der Reihe nach den verschiednen Abteilungen: Wachsaal, Krankensaal, Station für Unruhige, Halbruhige, Ruhige usw. zugeteilt wird. Überall wird er von dem alten, erfahrnen Stationswärter und in allen wichtigern Angelegenheiten von dem Arzte selbst angeleitet. Eine solche Schulung versetzt ihn unmittelbar in die Praxis und macht ihn am sichersten und schnellsten zu einem brauchbaren Wärter. Auch besondre Fortbildungskurse innerhalb der Anstalt erscheinen uns gekünstelt. In der Praxis des Krankensaales bietet sich alle Tage Gelegenheit, den angehenden Wärter unmittelbar auf seine mannichfachen Obliegenheiten und auf

Digitized by Google

die in jedem einzelnen Falle dem Kranken gegenüber einzunehmende Stellung aufmerksam zu machen. Eine stufenförmige Einteilung der Wärter besteht wohl schon jetzt in allen größern Anstalten. Jeder Krankenabteilung steht der tüchtigste und meist auch älteste Wärter als sogenannter Stationswärter vor. Er ist für die Ordnung auf der Station zunächst verantwortlich. Die übrigen Wärter der Station sind ihm untergeben. An der Spitze des ganzen Wärterpersonals stehen Oberwärter und Oberwärterin. Was Erlenmeyer gegen die Stellung des Oberwärters einwendet, entbehrt jeder Berechtigung. Dieser Beamte ist ein ganz notwendiges Glied der Anstaltsorganisation. Es giebt in einer Anstalt vielerlei niedern Dienst, der auch zum Teil nicht unmittelbar mit der Krankenpflege zusammenhängt: es sind allerhand Listen zu führen über die Bekleidung, das Gewicht, die Beschäftigung der Kranken, es ist die Sorge für Ordnung und Reinlichkeit zu beaufsichtigen, die Wärter sind in und außer dem Dienste zu überwachen usw. Wenn man das alles dem Arzte aufladen wollte, dann würde das sehr kostspielig werden. Außerdem würde manches sogar weniger gut erledigt werden. Der Oberwärter steht in seinem Bildungsgrade den Wärtern näher und hat daher in mancher Hinsicht einen tiefern Einblick in ihr ganzes Thun und Treiben. Um vollends die Wärterinnen in Zucht zu halten, ist eine ihnen an Bildung überlegne Oberwärterin ganz unumgänglich nötig. In zu häufigen Besuchen des Arztes bei seinen Kranken oder gar in seinem dauernden Verweilen auf den Abteilungen sehen wir schließlich keinen Vorteil. Er muß sich freilich über alles genau unterrichten, genaue Befehle erteilen und ihre Durchführung überwachen, aber dazu ist fortwährende Anwesenheit nicht nötig. Man darf nicht vergessen, daß sehr viele Kranke vor allem der Ruhe bedürfen, sie müssen — wenigstens anscheinend — ganz sich selbst überlassen bleiben. Die Gegenwart des Arztes aber, zumal wenn er sich mit diesem oder jenem Kranken in ein Gespräch einläßt, nimmt immer in gewissem Grade die Aufmerksamkeit auch der andern Kranken in Anspruch. Eine gewisse Gattung von Kranken, unheilbar Verrückte, die an Größen- und Verfolgungswahn leiden und sich oft nur schwer der Anstaltsordnung fügen, werden meist allein durch das achtunggebietende Wesen des Arztes in Schranken gehalten. Der Arzt verliert aber diesen wohlthätigen Einfluß, den er seiner höhern Bildung verdankt, sobald er sich mit diesen Kranken zu gemein macht. Er darf mit ihnen nicht mehr verkehren, als gerade zu ihrer dauernden Beobachtung nötig ist. Aber auch die Wärter leisten durchaus nicht besseres, wenn das Auge des Arztes fortwährend auf ihnen ruht, und seine Anordnungen allzuoft in ihre Arbeit eingreifen. Jeder tüchtige Mensch muß in seiner Thätigkeit eine gewisse Selbständigkeit haben. Allzu große Geschäftigkeit ist daher nicht die richtige Art sorgfältiger Krankenpflege. Das gilt hier gerade so wie in andern Berufen auch. Wenn der Hauptmann fortwährend dem Rekrutendrillen beiwohnen

Digitized by Google

wollte, so würde die Ausbildung schwerlich besser werden. Die Ärzte haben also auch keinen Grund, sich in ihrem Fache zu Unteroffizieren zu erniedrigen.

Ganz im Rechte ist dagegen der Verfasser, wenn er den Mangel an gutem Wartepersonal hauptsächlich auf die unzureichende Besoldung schiebt. Bezahlt man die Wärter ausreichend und gewährt man ihnen die Möglichkeit, sich zu verheiraten, dann wird man auch tüchtige Leute bekommen. Erlenmeyer rät namentlich, Familienhäuser für das Wartepersonal zu errichten. Auch rügt er die oft zu knapp bemessene Zeit für Erholung und Urlaub, deren doch die Wärter bei ihrem schweren Dienst dringend bedürfen.

Die Wärterfrage ist denn auch von Irrenärzten schon öfter erörtert worden, so erst kürzlich wieder auf der Jahresversammlung süddeutscher Psychiater in München. Aber noch wichtiger erscheint uns die der Ärzte. Hier handelt es sich wieder um zweierlei, um ihre Vorbildung und um ihre soziale Stellung. Daß die psychiatrische Ausbildung auf der Universität reformbedürftig sei, ist eine alte Klage, und sie wird auch von Erlenmeyer mit Recht von neuem vorgebracht. Der angehende Irrenarzt muß schon von der Universität gute Fachkenntnisse mitbringen, und die Universität muß die Zentralstelle bleiben, von der aus der Geist der Wissenschaft und der Humanität befruchtend auf das ganze Irrenwesen wirkt. Solange aber die Psychiatrie noch nicht einen Prüfungsgegenstand in dem Staatsexamen des Arztes bildet, bleibt das ganze Irrenwesen ohne rechten Zusammenhang mit der Universität.

Aber die gute Vorbildung des Irrenarztes thut doch nicht alles. Oft pflanzt sich ja die Auffassung, die er von seinem Berufe hat, auf die Wärter fort und durchdringt die ganze Anstalt; aber sie allein reicht doch nicht aus, wenn die Handhabung der Irrenpflege allen Anforderungen entsprechen soll. Dazu gehört, daß der Arzt in allem, was die Krankenpflege betrifft, auch die Macht hat, seinem Willen Geltung zu verschaffen, d. h. daß er Herr im Hause ist. Das trifft nicht zu für die Leiter solcher Privatanstalten, deren Besitzer nicht sie selbst, sondern irgendwelche Unternehmer, vielleicht Aktiengesellschaften sind. Erlenmeyer fordert hier mit Recht, daß sich die staatliche Aufsicht auf die Kontrakte dieser ärztlichen Anstaltsleiter ausdehne, und daß ihnen völlige Unabhängigkeit in rein therapeutischer Hinsicht gewährleistet werden solle. Er weist auch wieder auf die trüben Erfahrungen hin, die mit Anstalten gemacht worden sind, die unter nichtsachkundiger, geistlicher Leitung stehen, und in denen der Arzt nur eine Nebenrolle spielt. Aber seine Hoffnung, daß der Staat endlich einmal mit diesen Zuständen aufräumen werde, wird sich wohl nicht so bald erfüllen.

Erlenmeyers Bemerkungen beschränken sich auf die Verhältnisse in Privatanstalten, lassen dagegen völlig unerwähnt, daß in dieser Hinsicht auch in den öffentlichen Anstalten meist sehr viel zu wünschen übrig bleibt. Und doch ist die Sache wahrlich der Erwähnung wert, denn gerade die Stellung der

Digitized by Google

Anstaltsärzte ihrer vorgesetzten Behörde, Staat oder Provinz, gegenüber, dieser Teil der Anstaltsorganisation ist von der allerhöchsten Bedeutung für das Gedeihen der gesamten öffentlichen Irrenpflege. Wenn die Behörden, denen vor allem die Fürsorge für die Geisteskranken obliegt, immer auch ein rechtes Herz und das rechte Verständnis für ihre Schutzbefohlenen hätten, dann hätte ja der ihnen unterstellte Irrenarzt leichtes Spiel. So aber muß er nur zu oft die Sache seiner Kranken gegen seine Vorgesetzten verfechten. Um das aber mit Nachdruck thun zu können, muß er auch eine hinreichend selbständige und unabhängige Stellung haben. Die ihm übergeordnete Verwaltung dagegen hat ein Interesse daran, den unbequemen Mahner in möglichster Abhängigkeit zu halten, und es ist nicht anzunehmen, daß sie von diesem Grundsatz freiwillig, ohne ein Machtwort des Staates, abgehen werde. Nun sind ja wohl die Direktoren öffentlicher Anstalten allmählich alle fest angestellte Beamte geworden, aber größtenteils bestehen für ihre Gehalte keine festen Bestimmungen: der Anfangsgehalt ist willkürlich, und ein bestimmtes Aufsteigen in höhere Gehaltsklassen giebt es nicht. Da ist es freilich nicht zu verwundern, wenn manche Provinzialverwaltungen die einschneidendsten Maßregeln auf dem Gebiete des Irrenwesens treffen, ohne es für nötig zu halten, auch nur einen ihrer sachverständigen Beamten zu Rate zu ziehen. Noch schlechter als mit den Direktoren ist es mit den Oberärzten (zweiten Ärzten) und den Hilfsärzten bestellt. Sie sind vielfach auf kurze Kündigung bei unzulänglichem Gehalt angestellt. Anscheinend bekleiden sie allerdings auch nur unselbständige Stellungen, nach den papiernen Bestimmungen wenigstens ist der Direktor allein für alles verantwortlich. In Wahrheit verhält es sich aber ganz anders. An einer größern Anstalt fehlt dem Direktor bei den umfangreichen Verwaltungsgeschäften geradezu die Zeit, sich eingehender um die Krankenpflege zu kümmern. Die ist Sache der Abteilungsärzte. In der eigentlichen Krankenbehandlung ist sogar öfter der Einfluß des zweiten Arztes allein maßgebend, zumal wenn er ein Mann von wissenschaftlichem Streben ist. Es liegt hier also ein schreiendes Mißverhältniß vor. Man vergleiche damit die Einrichtungen irgend einer andern größern Krankenanstalt, z. B. eines Militärlazaretts. Hier ist jeder Stabsarzt, der einer Station vorsteht, in seiner Krankenbehandlung von dem das ganze Lazarett leitenden Oberstabsarzt völlig unabhängig, und dabei ist er meist jünger als der Oberarzt einer größern Irrenanstalt. Der Irrenarzt gewinnt zum erstenmal irgendwelche Selbstständigkeit in dem Augenblicke, wo er Direktor wird, also etwa mit vierzig Jahren. Bis dahin hat er nicht das Recht, einem Kranken eigenmächtig einen Löffel Rizinusöl zu verordnen. Das ist doch eine unvernünftige Zentralisation. Hiermit gehen die vielfach geradezu entwürdigenden Anstellungsbedingungen der Anstaltsärzte Hand in Hand. In dieser Hinsicht zeigen die verschiednen Provinzen die bunteste Mannichfaltigkeit. Für dieselbe Stellung eines Oberarztes, die in der einen

Digitized by Google

Provinz ein fest angestellter Arzt mit 5000 Mark und mehr Gehalt bekleidet, sind in der andern an einer annähernd gleich großen Anstalt 2400 bis 3000 Mark bei vierteljährlicher Kündigung ausgeworfen. Man denke, ein Mann der Wissenschaft nach vielleicht zehnjähriger oder auch längerer Dienstzeit auf dreimonatliche Kündigung angestellt, wie ein Hausknecht! Dabei ist er in Abwesenheit des Direktors sein Vertreter und somit Vorgesetzter eines ganzen Heeres von Beamten. Und um das Mißverhältnis noch zu steigern, befinden sich unter diesen die festangestellten Oberbeamten, Rendant, Hausverwalter, Kontrolleur usw. Diese Subalternbeamten auch auf Kündigung anzustellen, hat man bisher noch nicht fertig gebracht. Man denke nicht, daß die schlechte Stellung der Ärzte noch aus der Zeit herrühre, wo die Anstalten noch kleiner, und die Ärzte nur jüngere Gehilfen des Direktors waren. Es giebt Provinzen, die ihre früher festangestellten Ärzte neuerdings auf Kündigung gesetzt und ihren Gehalt herabgesetzt haben, trotz der unterdes eingetretnen Verdoppelung ihrer Arbeitslast.

Die auffällige Verschiedenheit der Anstellungsbedingungen läßt sich auch nicht durch Übergang von einer Provinz zur andern ausgleichen. Die Provinzialverwaltungen haben unter einander keinen Zusammenhang, sie schließen sich sogar vielfach gegen einander ab, ziehen Bewerber aus ihrer Mitte ältern auswärtigen vor, und wenn sie einen Fremden anstellen, übernehmen sie nicht ohne weiteres auch die durch frühere Dienstzeit erworbnen Pensionsansprüche. Manche Ärzte haben überhaupt noch gar keinen Pensionsanspruch, und für alle auf Kündigung angestellten ist er nichts als ein Truggebilde, denn sie können ja vor Eintritt der Pensionsberechtigung jederzeit ohne Gründe entlassen werden. Entlassungen aus Gründen, die zur Einleitung eines Disziplinarverfahrens nicht hingereicht hätten, sind daher auch wiederholt vorgekommen. Bei alledem darf man nicht vergessen, daß, wer einmal jahrelang Irrenarzt gewesen ist, nur sehr schwer von dieser spezialistischen Thätigkeit zu der allgemeinen eines praktischen Arztes zurückkehren kann.

Die Zerstücklung des Irrenwesens nach den Provinzen bewirkt endlich auch, daß die Schnelligkeit der Beförderung ebenso wie die Höhe der Gehalte allenthalben wechselt und selbst innerhalb einundderselben Provinz zu verschiednen Zeiten verschieden ist. Zudem gilt durchaus noch nicht allgemein das Aufrücken nach dem Dienstalter. Überhaupt entscheidet über die Anstellung und Beförderung des Irrenarztes in der Regel nicht sein ärztlicher Vorgesetzter, der wird oft gar nicht gefragt. Man kann sich hiernach vorstellen, daß das Vorwärtskommen des Irrenarztes im allgemeinen Sache des Glücks, der Protektion ist. Diese trostlosen Verhältnisse müssen allen tüchtigen Leuten die Laufbahn des Irrenarztes verleiden und üben selbstverständlich auf unser ganzes öffentliches Irrenwesen einen höchst nachteiligen Einfluß auf. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Regierung bei ihren Revisionen auch der Ärzte-



Digitized by Google

frage ihre Aufmerksamkeit schenkte, bisher ist das nur sehr wenig geschehen. Deshalb haben wir hier die Gelegenheit wahrgenommen, weitere Kreise auf diese Übelstände hinzulenken, die sich bisher der Öffentlichkeit völlig entzogen haben.

Doch wir wollen nicht länger bei ihrer Betrachtung verweilen, sonst könnten diese kurzen Andeutungen leicht zu einem Aufsatze werden, der nicht die Rechtlosigkeit der Irren, sondern der Irrenärzte zum Gegenstande hätte. Wir kehren daher zum Schluß noch einmal kurz zu unserm Ausgangspunkte zurück. Wenn wir auch manchen Vorschlägen und Behauptungen Erlenmeyers entgegentreten mußten, so enthält seine Arbeit doch so viel Material und so viele beachtenswerte, ja vortreffliche Ratschläge, daß sie allen, denen die Förderung unsers Irrenwesens am Herzen liegt, warm empfohlen werden kann. Jedenfalls ist sie das Beste, was bisher zur Irrenfrage veröffentlicht worden ist.

# Ein unbequemer Konservativer

(Schluß)

Die zweite Schrift, über das Sinken der Grundrente und dessen mögliche Folgen, ist ein sehr schludrig gearbeitetes Ding und enthält teils Wiederholungen, teils Ergänzungen des in dem größeren Buche gesagten. 33 Seiten werden mit Tabellen ausgefüllt, die einem 1893 erschienenen Güteradreßbuch der Provinz Pommern entnommen sind. Meyer glaubt, daß 62 adliche Latifundienbesitzer, 62 wohlhabende Adliche und 35 reiche Bürgerliche samt den Domänen und dem Korperationsgrundbesitz, die zusammen 1114 Güter und beinahe 706000 Hektar haben, durch Ausnutzung der Krisis ihren Besitz vergrößern werden, daß 159 Besitzer, meistens Adliche, mit 782 Gütern und 463431 Hektaren, von der Krisis nichts zu fürchten haben, daß es bei 1194 meistens bürgerlichen Gutsbesitzern mit 1476 Gütern und 783000 Hektaren zweifelhaft ist, wie sie die Krise überstehen werden, uud daß unter den übrigen 1200 Gutsbesitzern die 1500 Güter und fast 800000 Hektar besitzen, „manche sind, die die Krisis nicht überstehen dürften." Dieser ganze Tabellen- und Berechnungsapparat ist völlig wertlos. Daß die Latifundien größer werden, wenn sich die kleinern Rittergutsbesitzer nicht mehr halten können, ist allerdings richtig; denn der Satz, daß der kapitalistische Betrieb das Gut desto mehr der Unsicherheit aussetzt, je größer es ist, gilt natürlich nur für das einzelne Landgut, nicht für das Latifundium, weil großer Reichtum den Besitzer über den Wechsel

Digitized by Google

der Konjunkturen erhebt. Dazu sind die meisten Latifundien als Fideikommisse gegen jeden Wechsel der Zeiten sicher gestellt. Dagegen sieht man nicht ein, worauf sich der Unterschied stützt, den Meyer zwischen den 1194 und den 1200 Besitzern macht, und das, was er von den 1200 sagt, klingt so harmlos, daß es sich zu sagen gar nicht lohnt, denn zu allen Zeiten, auch wenn die Landwirte im allgemeinen glänzende Geschäfte machen, giebt es immer manche, die zu Grunde gehen. Kommt es doch selbst heute, wo seit mehreren Jahren das Geschrei: Wir gehen allesamt zu Grunde, die Landwirtschaft ist tot! das Land durchtobt, hie und da immer noch vor, daß ein intelligenter Landwirt mit unzureichenden Mitteln ein großes Rittergut kauft und sich so mit sehenden Augen ins sichere Verderben stürzt — warum? vielleicht weil er nun einmal ein Wagehals ist, oder weil er durchaus Schloßherr sein und nicht in den Stand der Rustikalen hinabsteigen will. Wie verwegen mögen da die Herrn erst bei steigenden Preisen sein!

Meyer führt nun aus, daß und warum die Preise noch weiter sinken werden — vorzugsweise deswegen, weil in Argentinien erst ein Prozent des dortigen Weizenbodens bebaut ist —, und meint, die Staatsregierungen könnten unter den obwaltenden Umständen weiter nichts thun; die Maßregeln, die er seinerzeit empfohlen habe: Abstellung der Schuldenwirtschaft und Anerberecht, kämen heute entweder zu spät oder seien nicht mehr durchführbar. Wir selbst haben das wiederholt noch ein wenig allgemeiner ausgesprochen; wir haben gesagt: die unverschuldete Vererbung des ungeteilten Grundbesitzes macht sich in Zeiten, wo sie möglich ist, d. h. bei Überfluß an billigem Boden, ganz von selbst ohne Gesetz, von der Zeit ab dagegen, wo diese natürliche Bedingung schwindet, sind Gesetze, die die unverschuldete und ungeteilte Vererbung erzwingen sollen, nicht mehr durchführbar; der gesetzliche Schutz gegen Verschuldung ist möglich, solange er nicht nötig ist, und unmöglich, wenn er gerade nötig wäre. Meyer glaubt nun, daß die Güter massenhaft von den Hypothekenbanken angekauft werden, und daß diese Aktiengesellschaften den Betrieb selbst übernehmen werden, sodaß auch in der Landwirtschaft der Großbetrieb den mittlern und den kleinen auffaugen würde. Ob diese Gefahr in Pommern so nahe bevorsteht, wissen wir nicht; in den meisten Gegenden Deutschlands sind wir noch nicht so weit. Als einziges Mittel der Selbsthilfe empfiehlt Meyer, der die von den Agrariern vorgeschlagnen Mittel verwirft, die Anwendung der in Amerika allgemein eingeführten landwirtschaftlichen Maschinen, die viel vollkommner seien als die bei uns gebräuchlichen. Diese Maschinen erfordern aber zu ihrer Bedienung intelligente Arbeiter, und das seien die Arbeiter Ostelbiens nicht, könnten es auch nicht werden, weil sie gegen früher, wo sie noch richtiges Deputat bekamen, im Nahrungsstande heruntergekommen und im Vergleich zu ihren Vätern und Großvätern nur noch Krüppel seien. Demnach hänge das Schicksal der ostelbischen Landwirtschaft von der Hebung des Arbeiterstandes ab.

Digitized by Google

Bei reichlicher Anwendung sehr vollkommner Maschinen, die ja auch Zugvieh ersparten, werde der Körnerbau selbst dann noch rentiren, wenn die Preise noch weiter sänken; der amerikanische Landwirt könne den Weizen billiger liefern als der deutsche, weil viel weniger, aber dafür intelligentere Arbeit darin stecke. Wir lassen es dahingestellt sein, ob nicht Meyer die Bedeutung der Maschine für die Landwirtschaft arg übertreibt, und bemerken nur, erstens, daß auf diesem Wege der landwirtschaftliche Betrieb den kapitalistischen Charakter in noch höherm Grade annehmen würde, zweitens, daß Maschinen nicht allein Vieh, sondern auch Menschen sparen, demnach diese Entwicklung die Menschen noch mehr als bisher vom Lande in die Städte treiben würde, endlich aber, daß wir es mit allen Maschinen so fruchtbaren „Sommerländern," wie Argentinien eins ist, in der billigen Getreideerzeugung doch nicht würden gleich thun können, wenn diese einmal im größten Maßstabe von europäischen oder amerikanischen Kapitalisten ausgenutzt werden sollten, was ja nicht ausbleiben kann, wenn nicht eine von den europäischen Regierungen planmäßig geleitete Kolonisation Staaten daraus macht, die ihr Getreide für ihre eigne Bevölkerung brauchen.

Das dritte Buch ist womöglich noch liederlicher gearbeitet als das zweite, aber es ist das bei weitem interessanteste. Der erste Teil enthält nichts als Zitate aus ältern und neuern agrarpolitischen Schriften von vierzig konservativen Autoren. Wir lernen zunächst Thaer als den eigentlichen Vater des kapitalistischen Betriebs der Landwirtschaft in Deutschland kennen. Ehedem galt der Landwirt für einen volkswirtschaftlichen Beamten, der um einen angemessenen Lohn das Volk mit Nahrungsmitteln zu versorgen habe, der Rittergutsbesitzer noch außerdem für einen Mann, dem sein größeres Einkommen und seine Muße die Ehrenpflicht auferlegten, als unbesoldeter Verwaltungsbeamter thätig zu sein, und für den Militärstaat Preußen war der ländliche Grundbesitz der Quell seiner Wehrkraft. Thaer aber schreibt im Jahre 1809: „Die Landwirtschaft ist ein Gewerbe, welches zum Zweck hat, durch Produktion (zuweilen auch durch fernere Bearbeitung) vegetabilischer und tierischer Substanzen Gewinn zu erzeugen oder Geld zu erwerben. Nicht die mögliche höchste Produktion, sondern der höchste reine Gewinn ist Zweck des Landwirts." Nachdem dieser des sittlichen, gemütlichen, patriotischen und volkswirtschaftlichen Inhalts bare Begriff gerade den rationellen Landwirten in Fleisch und Blut übergegangen war, konnten die ungemütlichen Geschichten, die wir heute erleben, unmöglich ausbleiben. Sehr entschiedne Gegner der Thaerschen Auffassung sind unter den hier angeführten Autoren Hundeshagen und Bülau. Hundeshagen widerlegt 1831 in seinem Lehrbuche der Forstpolizei die Ansicht, die ganze Aufgabe der Bodenkultur beschränke sich darauf, dem Unternehmer Geld einzubringen; und F. Bülau schreibt 1834: „Für den Privatmann kann es von Wichtigkeit sein, den reinen Ertrag des Grundstücks, das er bebaut, bis aufs höchste zu

Digitized by Google

steigern. Anders der Staat. Er kennt kein Sondereigentum. Sein Zweck fordert die höchstmögliche Benutzung aller der Grundkräfte, aus denen Güter entspringen, und nur die Kräfte, die ungenutzt und ungekannt vermodern, sind ihm verloren, entzogen, geraubt. Der Bruttoertrag ist es, von dessen Größe der Flor des Nationalwohlstandes abhängt. Was kümmert es die Gesellschaft, ob einzelne einen höhern oder geringern Gewinn von ihren Besitzungen ziehen? Der kleine Wirt, der mehr um sich zu nähren, als auf den Verkauf baut, freut sich wohlfeiler Zeiten, reicher Produktion.*) Der große Gutsherr ist wohl über den geringen Ertrag froh, wenn er durch hohen Preis wertvoll ist." v. Bülow-Cummerow schreibt 1844: „Ohne alle Frage gehört es zu den größten Mißgriffen, die ersten Lebensbedürfnisse mit Abgaben zu belegen. Wir wollen hier den philanthropischen Gesichtspunkt übergehen und es der Entscheidung der Regierung überlassen, inwieweit es gerechtfertigt erscheint, dem Teile des Volks, der kein andres Vermögen besitzt als seine Hände, das Salz, das Brot und das Fleisch, das Getreide, das Bier und den Branntwein zu verteuern, und uns zunächst dem volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte zuwenden. Der Mensch arbeitet, um leben zu können, daher zuerst und vor allem für seinen Magen; steigen die ersten Bedürfnisse im Preise, so muß er entweder mehr arbeiten, was auch seine Grenzen hat, oder er muß einen höhern Arbeitslohn fordern. Ein Erfahrungssatz ist es aber, daß die Verteuerung immer auf eine Verminderung der Arbeit wirkt, und da nur kräftige und gesunde Arbeiter den höhern Lohn zu verdienen imstande sind, so verarmen die schwächern, und da sie sich nicht vollständig ernähren können, arbeiten sie überhaupt nicht mehr und fallen so den reichen Mitbürgern zur Last. Die betrübende Zunahme der Völlerei und des Pauperismus haben unstreitig, wenigstens teilweise, ihre Wurzel in der Verteuerung der Nahrungsmittel durch die Mahl- und Schlachtaccise. Wer sich irgend die Mühe giebt, das Leben der Trunkenbolde und die Ursachen zu verfolgen, die sie so weit gebracht haben, wird häufig finden, daß Mangel an guter Nahrung und der Mißmut, der sich daraus erzeugt, die erste Veranlassung dazu gegeben haben. [Die Wirkung bleibt natürlich dieselbe, mögen die Lebensmittelpreise um der Staatsfinanzen willen oder der Bodenrente der Grundbesitzer zuliebe erhöht werden.] Durch billige Preise steigt, durch hohe fällt die Konsumtion." Dieser zweite volkswirtschaftliche Grund gegen künstliche Preiserhöhungen wird nun weiter ausgeführt.

Natürlich stellt sich, wie in England, so auch in Deutschland, sofort mit dem kapitalistischen und „rationellen" Betriebe auch die „Not der Landwirtschaft" ein, denn wo Kaufmannsgeschäfte betrieben werden, da kommen auch Pleiten vor, und alle, die Pleite machen, schreien: die Landwirtschaft ist in

*) 1891 fragten wir eine Kleinbäuerin: Der jetzige hohe Getreidepreis ist Ihnen wohl gerade recht? — Nein, sagte sie, uns ists lieber, es ist billig, und wir haben viel in der Scheuer.

Digitized by Google

Not! Thünen huldigte nicht den kapitalistischen Grundsätzen (obwohl er einigermaßen in den Thaerschen Ansichten befangen blieb), aber er bekam doch auch die Wirkungen des kapitalistischen Systems zu spüren. Im Herbst 1826 schreibt er an seinen Bruder Christian: „Die lange projektirte Anlegung des neuen Gartens wurde begonnen, und gerade, wie wir bei dieser Luxusarbeit waren, traf die Nachricht von der freien Korneinfuhr in England ein.*) In der That war dieses Ereignis zum fernern frohen Lebensgenuß unentbehrlich. Nie standen die Aussichten der mecklenburgischen Landwirte so tief und trübe, als in der Mitte dieses Sommers beim Wollmarkt. Alle Landwirte hatten die Wollproduktion als den letzten Notanker angesehen und ihre letzten Kräfte, ihr letztes Geld hierauf verwendet. Und jetzt, wo wir den Lohn zu ernten gedachten, wurde uns kaum die Hälfte des vorjährigen Preises geboten, und das zu einer Zeit, wo das Korn unter einem Drittel seines frühern Mittelpreises stand, also absatzlos (!) war.“ Avenarius beschreibt 1827 in einer Schrift „Über den Verkauf zahlreicher adlicher Güter in der Provinz Preußen“ die Not der Landwirtschaft in dieser Provinz und giebt dieselben Ursachen dafür an, die wir für die heutige Not, soweit sie besteht, anzugeben pflegen. Am Schlusse heißt es: „Zwar hat auch hier die Gnade des Königs geholfen, soweit dies nur möglich war, denn mehrere haben ansehnliche Summen zur Unterstützung und Aushilfe erhalten. Manche Familie ist dadurch gerettet, aber allen konnte nicht geholfen werden, weshalb viele dem Drange einer schweren, unglücklichen Zeit unterliegen und ihre Güter verlassen mußten.“ Bülow-Cummerow schreibt 1842: „Es ist leicht zu berechnen, daß, wie die Sachen jetzt liegen, die bei weitem größere Mehrzahl der Güter in die Hände des Bürgerstandes kommen wird. Ich spreche davon, was alle Tage der Fall ist, daß gewöhnliche Wirtschaftsinspektoren, Schulzen, Müller, Schuhmacher, Schornsteinfeger, Scharfrichter usw. Rittergutsbesitzer werden.“ Also schon vor siebzig Jahren hat einmal ein letzter Notanker versagt! Kann man es uns verargen, wenn wir bei dem Notgeschrei der Landwirte kühl bleiben und uns von niemand bange machen lassen, auch von Meyer nicht?

Als Hauptursachen der Not finden wir bei zehn von diesen Agrarschriftstellern angegeben die stetige Steigerung der Güterpreise und die Leichtigkeit des Schuldenmachens, da diese beiden Umständen zusammenwirkten, die Landgüter zu Spekulationsobjekten zu machen, wobei es sich eben von selbst verstehe, daß viele dieser Spekulationen mißglückten. Verurteilt Meyer die Hypothekenbanken als höchst verderbliche Anstalten, so sehen die ältern Autoren

*) Es kann hier nur eine vorübergehender Ermäßigung des Zolls nach dem Grundsatze der gleitenden Skala gemeint sein. Bis 1823 war das Getreide in England trotz des hohen Zolls sehr billig gewesen; von da ab stieg der Preis, und das hatte eine Ermäßigung des Zolls zur Folge. Anm. des Rezensenten

Digitized by Google

schon in dem Pfandbriefwesen der preußischen Landschaften das Verderben; Verschuldung der Landgüter, meinen sie, dürfe, wenn überhaupt, so doch nur unter der Bedingung der Zwangsamortisirung gestattet werden. Heute ist es recht komisch anzusehen, wie die Landwirte in einem Atem über die Verschuldung jammern und zugleich darüber, daß sie nicht genug Schulden machen können, weil der Kredit zu teuer oder zu schwer zugänglich sei; auch das ist sehr hübsch, wie sie beständig schreien: wir stehen vor dem Bankrott! und zugleich sich darüber beschweren, daß sie keinen billigen Kredit finden; eine wirklich naive Zumutung an Geldinstitute, daß sie Leuten, die sich selbst für bankrott erklären, Geld leihen sollen, und noch dazu billiges, besonders wenn diese Herren außerdem noch den Wunsch aussprechen, Goldschulden mit Silber abtragen zu dürfen. Aus den Äußerungen jener zehn heben wir nur ein paar besonders charakteristische hervor. v. d. Marwitz schreibt: „Die Begierde nach Reichtum bemächtigte sich in der Zeit steigender Güterpreise der Adlichen, und die Leichtigkeit, Kapitalien in die Hand zu bekommen, verführte sie zum Güterhandel auf Spekulation, eine Verderbnis, die in einer deutschen Rechtsverfassung [?], die sich notwendig zur Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes hinausgebildet hätte, nimmermehr einreißen konnte." Auch der Bauer sei in das Verderben hineingezogen worden; er bekomme Geld in die Hände, arbeite nicht mehr, spiele den Herrn. „Statt daß er sonst auf seinem Acker arbeitete, sieht man ihn jetzt [d. h. 1823, seitdem muß er sich bedeutend gebessert haben, wenn er damals wirklich so war, wie ihn dieser preußische Edelmann beschreibt] vor der Hausthür oder im Wirtshause vor der Branntweinflasche sitzen. Wo sonst im Sommer um drei Uhr morgens alles schon munter war, wird es jetzt kaum um sechs Uhr lebendig." v. Bülow-Cummerow meint, ein Land, wo das Schuldenmachen in ein System gebracht werde, gehe um so rascher seinem Verderben entgegen, je besser die Zeiten seien. Kosegarten kommt in seinen „Betrachtungen über die Veräußerung und Teilbarkeit des Landbesitzes" (1842) zu demselben Ergebnis wie vor ihm Niebuhr: „Alle deutschen Staaten, die nicht ganz stationär sind, gehen mit ihrer Gesetzgebung dahin, wo die Italiener sind: in den Städten Pfuscher und Krämer, auf dem Lande zeitpachtendes und taglöhnerndes Lumpengesindel."

So schlimm ist es nun glücklicherweise in den 54 Jahren, die seitdem verflossen sind, im größern Teile Deutschlands noch nicht geworden, und es ist schwer zu sagen, was bei Unteilbarkeit und Unverschuldbarkeit der Güter aus den 22 bis 25 Millionen Menschen, um die sich seitdem die Bevölkerung des Gebiets des jetzigen deutschen Reichs vermehrt hat, hätte werden sollen. Vielleicht also haben die Staatsmänner, die, dem Drange der Not gehorchend, als revolutionär verschrieene Reformmaßregeln trafen, nicht so ganz Unrecht gehabt, und die Worte, die Meyer aus Hardenbergs Denkschrift von 1807 anführt, verdienen von Zeit zu Zeit immer wieder einmal erwogen zu werden:

Digitized by Google

„Der Wahn, daß man der Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung ihrer Grundsätze entgegentreten könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und ihr eine stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht [freiwillig] annimmt, entweder seinem Untergange oder der erzwungnen Annahme entgegensehen muß. Also eine Revolution in gutem Sinne, geradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder außen — das ist unser Ziel, unser leitendes Prinzip." Freilich sprach und schrieb man so erst, nachdem die „gewaltsame Impulsion von außen" schon erfolgt war und dazu genötigt hatte. Ein paar Jahre vorher war Ernst Moritz Arndt von den Edelleuten des damals noch schwedischen Neuvorpommerns als Leuteverderber und Bauernaufhetzer verfolgt worden, weil er die Bauernlegerei des Fürsten Putbus gegeißelt hatte; aber der König Gustav IV. schlug die Untersuchung gegen ihn nieder und reformirte ebenfalls.

In der Zeit, wo in England der brutalste Kapitalismus seine Orgien feierte, deren Lust eben erst anfing von der chartistischen Lärmtrompete gestört zu werden, war in Deutschland der humane Geist der Klassikerzeit noch lebendig, der erst später in Verruf erklärt werden sollte. So schrieb Bodz Reymond in seinem Werke: Staatswesen und Menschenbildung (1837—1839), es sei nicht die Aufgabe des Staats, dafür zu sorgen, daß jemand reich werde, hier oder dort Reichtümer auf Reichtümer sich häuften, sondern, daß keiner arm bleibe, nicht einer Not leide, und die Schriften und Briefe Thünens sind ganz von dem Geiste edelster Humanität beseelt. In einem Briefe an seinen Bruder Christian vom Jahre 1830 heißt es: „In einem sehr lebhaften Gespräch mit Heinrich über die großen Gegenstände war es mir, als wenn sich plötzlich die Zukunft den Blicken öffnete, und ich sah in den kommenden Jahrhunderten einen andern furchtbaren Kampf beginnen, der zu seiner Entscheidung vielleicht ein halbes Jahrtausend voller Zerstörung und Elend bedarf. Ich meine den Kampf zwischen dem gebildeten Mittelstand und dem gemeinen Volk, oder eigentlich zwischen dem Kapitalisten und dem Handarbeiter. In der gegenwärtigen Krisis ist zwar alles durch das Volk, aber nichts für das Volk geschehen. Nur der Mittelstand hat Rechte gewonnen, kann diese künftig vertreten, der Handarbeiter hat nirgends Zutritt zu den Kammern gefunden, kann auch auf seiner jetzigen Bildungsstufe sich nicht selbst vertreten. Wem aber ist die Vertretung der Rechte des Volkes — der Handarbeiter — anvertraut? Alle Schriftsteller über Nationalökonomie sind darin einverstanden, daß die Summe der zum Lebensunterhalt notwendigen Subsistenzmittel der natürliche Arbeitslohn sei. Die Wissenschaft beherrscht notwendig die Meinung aller Menschen, und so finden wir auch, daß alle Regierungen, alle Repräsentanten diesem

Digitized by Google

Grundsatz huldigen, und so wird jedes Streben nach höherm Lohn als Aufruhr betrachtet und bestraft. Niemals ist der Mensch furchtbarer, als wenn er im Irrtum ist, er kann dann ungerecht, grausam sein, und sein Gewissen ist ruhig, denn er glaubt ja seine Pflicht zu erfüllen. Wird das Volk aber jemals die Ansicht der Nationalökonomen teilen, wird es sich überzeugen, daß die furchtbare Ungleichheit in der Belohnung der geistigen und der körperlichen Arbeit, sowie der Dienste des Kapitals in der Natur der Sache begründet sei? Durch solche Betrachtungen angeregt, wurde ich mit solcher Gewalt zu meinen frühern, schon jahrelang fortgesetzten Untersuchungen über das Verhältnis zwischen Zinsfuß und Arbeitslohn zurückgetrieben, daß ich innerhalb vier Wochen keines andern Gedankens fähig war, obgleich meine Gesundheit sehr darunter litt." An denselben Bruder schrieb er dreizehn Jahre später: „Die Unterthänigkeit ist aufgehoben, aber statt deren tritt in allen Ländern, selbst in dem freien England, für den Arbeiter ein Beschränken auf einen gewissen Raum, eine zurückweisende verächtliche Behandlung, die drückender ist als jene. Dies kann nicht der Zweck des Weltgeistes sein, und wir erkennen daraus, daß in unsrer bürgerlichen Gesellschaft ein ungeheurer Grundfehler steckt, der durch kein Palliativmittel zu heben ist." In einem Briefe an seine Tochter kommt der Satz vor: „Ist es nicht unedel, glücklich sein zu wollen, wenn dies nur durch das Unglück andrer erlangt werden kann?" Daß er nach seinen Grundsätzen gehandelt haben muß, geht aus der Haltung der Arbeiter gegen ihn im Jahre 1848 hervor; nicht allein standen seine eignen Leute treu zu ihm, sondern auch die Arbeiter der andren mecklenburgischen Güter sagten, gegen Tellow solle nichts unternommen werden, ja sie wollten, wenn es nötig wäre, zu Hilfe kommen.

Der zweite Teil des Buches enthält Briefe der Herren v. Heyden-Kartlow, v. Blanckenburg, v. Knebel-Döberitz, Andrae, Niendorf, des Geheimrats Wagener und des Grafen Belcredi an Meyer und einige an Bismarck gerichtete Denkschriften und Berichte Wageners. Die Briefe und Denkschriften der preußischen Herren geben ein freilich lückenhaftes Bild der katheder-sozialistischen Bewegung, und die des Grafen Belcredi bilden einen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der neuen österreichischen Gewerbegesetzgebung. Heyden spricht u. a. den richtigen Gedanken aus, daß die vielbeklagte Kreditnot des Grundbesitzes nicht sowohl eine Kreditnot als eine Vermögensnot sei. So ists! Wer Vermögen hat, der hat auch Kredit, und jeder hat nach dem Maße seines Vermögens Kredit. Die sogenannte Kreditnot besteht darin, daß sich Leute, deren Vermögen für ihre Ansprüche zu klein ist, das Fehlende durch Darlehen verschaffen wollen, die sie nicht oder wenigstens nicht zu einem niedrigen Zinsfuße erhalten, weil sie keine oder keine angemessene Sicherheit gewähren können. Als Stimmungsbild ist der Brief dieses Herrn vom 19. März 1871 (es steht verdruckt 1891) interessant. „Ihr »salonfähiger« Sozialismus hat mir sehr



Digitized by Google

gefallen. So ist es recht, das Manchestertum mit seiner freien Konkurrenz gehört in die Arena der Gladiatoren und Tierhetzen, der Gaukelbuden und Reklamefabriken. Welche Herrlichkeit wäre es, wenn der jetzige Aufschwung der Gemüter mit der Geldabundanz durch die Kriegskostenentschädigung benutzt würde, den Sozialismus κατ' ἐξοχήν [?] einzuführen bei der germanischen Menschheit! Alle Elemente dazu sind vorhanden. Der Schulzwang hat eine große Menge von Erkenntnis in den Massen verbreitet. Die Militärpflicht hat eine unendliche Menge persönlicher Tüchtigkeit gebildet. Das Recht zum dritten Examen hat eine Menge von vorragenden Intelligenzen ausgesondert. Diese drei starken Fundamente des preußischen Staates sind die Grundlagen der sozialen Idee und machen sie nicht allein ausführbar, sondern werden sie zum Gefolge haben. Die Massen werden und wollen sich nicht länger ausbeuten lassen vom Kapitalismus der Manchesterleute, sie wollen sich nicht berauben lassen von den Eisenbahnkompagnien, Versicherungskompagnien und Bankierkonsortien. Wir unglücklichen Heloten der Arbeit, wir, das heißt Sie und ich und alle arbeitenden Menschen, wir erkennen immer allgemeiner, daß wir nicht länger für Kompagnien und Konsortien arbeiten wollen, sondern für die ganze Staatssozietät, wir wissen, daß uns Verwaltungsbeamte nicht fehlen werden, daß Staatsbeamte in der Verwaltung nach heutiger Sachlage die ehrlichen, die strammen, die pflichttreuen Beamten sind." Es gehört kein großer Scharfsinn dazu, einzusehen, daß die drei spezifisch preußischen Einrichtungen: Schulzwang, allgemeine Dienstpflicht und Einbeziehung möglichst vieler Lebenskreise in die Staatsaufsicht und büreaukratische Staatsverwaltung, zum Sozialismus führen oder eigentlich schon die Anerkennung des Sozialismus im Prinzip sind, und daß diese Wahrheit von den damals Bismarck nahe stehenden Kreisen verbreitet wurde, war natürlich nicht eben geeignet, die gleichzeitig von unten herauf andringende sozialistische Bewegung einzudämmen. Dabei waren die Herren in einer gefährlichen Täuschung befangen, wenn sie meinten, das Volk werde in ihnen, den Rittergutsbesitzern, unglückliche Heloten der Arbeit, Mitsklaven und Verbündete sehen, und der von oben geschürte Unwille gegen das Kapital werde vor seinen beiden dauerhaftern Formen, der Großindustrie und dem Großgrundbesitz, Halt machen. Auch wird man nicht leicht einen Bankier finden, der nicht ebenfalls ein hart arbeitender Sklave zu sein behauptet, und von den kleinern, die täglich acht bis zehn Stunden in ihren Kontors stehen, gilt das ja auch ganz gewiß, während allerdings solche Leute wie die Verwaltungsräte nicht leicht jemand einreden werden, daß ihre Arbeitslast einen Lohn von jährlich 10—30 000 Mark wert sei, und da hat denn die Folgezeit die unangenehme Entdeckung gebracht, daß es unter den konservativen Großgrundbesitzern nicht wenige giebt, die einen so leichten Verdienst durchaus nicht verschmähen.

Die Hauptbestandteile der spätern Sozialpolitik: Zwangsversicherung und

Digitized by Google

Arbeiterschutz, sind von jenen Männern gefordert und begründet worden. Wie weit die Ausführung ihren Ideen und Plänen entspricht, das einmal darzustellen wäre Professor Adolf Wagner der berufenste; dabei würde er ohne Zweifel dem einen der Wagenerschen Programmpunkte eine besonders helle Beleuchtung angedeihen lassen, der lautet: „Um jeden Preis ist zu verhindern, daß die arbeitende Bevölkerung nicht zu einer großen, kompakten oppositionellen Masse sich zusammenschließt." Zunächst drängten die Männer des Kathedersozialisten-Kongresses, die man als die Väter des Evangelisch-sozialen Kongresses bezeichnen darf — zum Teil sind es ja dieselben Personen —, auf eine gründliche Untersuchung der Arbeiterverhältnisse. Es sei ein offenbarer Skandal, äußerte Professor Held auf einem der Kongresse, daß wir von den sozialen Verhältnissen Englands mehr wüßten als von unsern eignen, und wenn man Geld hätte, um den Venusdurchgang beobachten zu lassen und das Innere von Afrika zu erforschen, so müßte auch welches dafür vorhanden sein, die Lage der deutschen Arbeiter festzustellen. Nur, schreibt Wagener an Bismarck, müßte die Untersuchung auch wirklich nach den englischen Vorbildern ausgeführt werden. „Eine Enquête durch Beamte wird schwerlich jemals dazu führen, etwas zu erfahren und festzustellen, was der dirigirende Minister nicht wissen will, oder was dem herrschenden System unbequem ist, und es verlohnt sich deshalb kaum des Aufwandes an Zeit, Mühe und Geld, eine solche auf Illusionen hinauslaufende Enquete vorzunehmen." Was würden jene Männer gesagt haben, wenn man ihnen prophezeit hätte, daß zwanzig Jahre später Personen, die freiwillige und kostenlose Beiträge zur Kenntnis der sozialen Lage liefern, indem sie in Versammlungen oder in der Presse Übelstände aufdecken, unter dem Vorwande der Beleidigung oder des groben Unfugs bestraft werden würden?

Der Bericht Wageners über einen der Kongresse — daß es der von 1874 gewesen sei, erfährt man auf S. 274 ganz zufällig — enthält eine Charakteristik der Führer. Als unbedingte Anhänger des Staatssozialismus werden genannt: Adolf Wagner, von Scheel aus Bonn, Jannasch aus Dresden und Hildebrand aus Jena. „Alle diese Herren gehören zur Schule Lorenzens von Stein in Wien, haben von Rodbertus-Jagetzow gelernt und stehen politisch ungefähr auf dem Standpunkte, den Herr von Blanckenburg und ich in den Jahren 1865 bis 1869 vertreten haben. Der alte Professor Roscher aus Leipzig und sein Sohn Dr. Roscher aus Zittau, sowie Professor Rößler aus Rostock dürften ähnlich stehen, obschon sie mit den Kathedersozialisten als solchen nicht harmoniren. Diejenige Partei, die durchaus im Manchestertume wurzelt und schon 1872 nur erschienen war, um Wasser in den Wein zu gießen und die Bewegung wieder allmählich in das Fahrwasser des volkswirtschaftlichen Kongresses hinüber zu leiten, stand bis 1873 unter Gneists und Engels Führung. . . . Von Professoren gehören, und auch nur bedingungs-

Digitized by Google

weise, Brentano in Breslau und Knapp in Straßburg zu dieser Partei. Zu ihrer Unterstützung hatten diese Herren sich die Führer der Gewerkvereine, Duncker und Hirsch, mitgebracht, die wieder ein Gefolge von Gewerkvereinlern um sich sammelten, an die sich wieder einige Arbeitgeber und Verwaltungsbeamte wie Borcherdt aus Berlin und Wolff aus Meerane anlehnten." Der Streit zwischen den beiden Parteien bewegte sich vorzugsweise um die Organisation der Arbeiterschaft. Die Liberalen wollten natürlich Koalitionsfreiheit und Gewerkvereine nach englischem Muster, die konservativen Katheder-sozialisten dagegen die Zwangsversicherung; ja diese entschieden sich sogar für die Bestrafung des Kontraktbruchs, obwohl der Referent, Held, dagegen gesprochen hatte. Wagener mißbilligt diese Entscheidung. Er berichtet u. a.: „Wenn die Verteidiger der Bestrafung des Kontraktbruchs auf die Schäden hinwiesen, die aus dem Allgemeinwerden von Kontraktbrüchen für Industrielle und für die Industrie im allgemeinen erwüchsen, so wurde [dagegen] geltend gemacht, daß die Kontraktbrüche der Industriellen und namentlich der Handwerker weit häufiger und eine von Alters her sehr wohlbekannte Thatsache seien, ohne daß man bisher daran gedacht habe, sie kriminell bestrafen zu wollen. Das einzig durchschlagende Motiv für die ganz exzeptionelle Bestrafung der Arbeiter sei, daß man bei der vollen Freizügigkeit und Gewerbefreiheit den Arbeiter schwer fassen und bei seiner notorischen Armut ihm auf zivilrechtlichen Wege keine Entschädigung für den Kontraktbruch auferlegen könne. Acceptire man die diesen Motiven zu Grunde liegenden Thatsachen, so sei es offenbar richtiger, die Arbeiter zu organisiren und sie solidarisch haftbar zu machen. Die Sozialdemokratie werde übrigens dankbar dafür sein, daß die bettelhafte Armut der Arbeiter jetzt selbst von der Gesetzgebung zugestanden werde."

Man muß gestehn, das Motto, das Meyer auf dieses Buch gesetzt hat, paßt vortrefflich: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken." Es auch immer und immer wieder zu sagen, dazu gehört allerdings ein gewisser Mut. Meyer hat diesen Mut, wird aber damit unter den heutigen Umständen nicht viel ausrichten. Er hat seinerzeit für einen bedeutenden Nationalökonomen gegolten und scheint sich in Österreich und Frankreich noch heute eines gewissen Ansehens zu erfreuen. Aber mit den Konservativen im deutschen Reiche hat er es gründlich verdorben, die Liberalen mögen selbstverständlich nichts von ihm wissen, die Ultramontanen und die Sozialdemokraten aber brauchen ihn nicht, denn die einen haben ihre sozialpolitischen Jesuiten, und diese haben so schon mehr Gelehrte, als ihre Kasse zu tragen vermag. Dazu erschwert Meyer seinen neuern Veröffentlichungen den Eingang durch die Nachlässigkeit der Form — seine Kränklichkeit, die er öfter erwähnt, kann man einigermaßen als Entschuldigung gelten lassen — und durch wegwerfende Urteile über verdiente Fachmänner wie die Professoren von der Goltz und Max Weber und den badischen Minister Buchenberger.

Digitized by Google

Uns hat das alles nicht abgehalten, auf das Beachtenswerte in seinen Büchern hinzuweisen. Die Konservativen werden ihm vielleicht Absolution erteilen, wenn sie erfahren, daß er, wie man auf S. 290 der „Hundert Jahre“ liest, schon einmal wegen einer Duellforderung auf der Festung gesessen hat.

# Unsre Volkstrachten

Die dahinschwindende Volkstracht zu erhalten bemüht man sich jetzt in den verschiedensten Teilen Deutschlands. Aus kleinen, fast zufälligen Anfängen, die belächelt wurden, ist diese Bewegung zu einer sozialen geworden. Sie will uns mit den Trachten den guten deutschen Bauer erhalten, der sich allein noch nicht überall städtisch-modisch-charakterlos trägt. Das scheint ja sehr äußerlich angefaßt zu sein, es greift aber doch bis in den Kern. Denn in der Tracht spricht sich das Standesgefühl aus, das einen wichtigen Teil des Volkes zusammenhält, und dieselbe Pietät, die die Formen und Farben der Kleidung der Eltern und Großeltern nicht verlieren will, hält auch gegen zersetzende Einflüsse auf andern Gebieten Stand. In einem Schriftchen des badischen Volksschriftstellers Dr. Hansjakob,*) der aus dem an Volkstrachten noch reichen Schwarzwalde stammt, heißt es: „Wer an der Tracht des Bauern rüttelt, rüttelt am ganzen Bauer, also auch an seinen religiösen und staatlichen Anschauungen.“ Nun wissen wir wohl, daß der Übergang Deutschlands zum Industriestaat gerade am Bauer noch gehörig rütteln wird. Was ihm in frühern Jahrhunderten die Kriege anthaten, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, das besorgt heutzutage der Verkehr. Hier entwertet er, und dort steigert er, und im allgemeinen nicht zu Gunsten des Bauern. Der steht bei weitem nicht mehr so fest auf seinem Boden wie früher. Aber gleichviel, solange er die Verbindung mit seinem Boden festhält, bleibt er der gesündeste, zufriedenste, in Wahrheit

*) Unsre Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung von Pfarrer Hansjakob. Vierte, erweiterte Auflage. Freiburg, 1896. Auf dem Titel ist ein reizendes Köpfchen mit der Spitzenhaube der nördlichen Schwarzwälderinnen abgebildet. Die Rückseite trägt ein Gruppenbild, wo zwar die Tracht gut gegeben, aber das Gesicht der Bäuerin städtisch verfeinert ist. Es giebt ja dort so feine Gesichter, aber das sind doch nicht die, die man wiedergiebt, wo „die Gattung“ gezeigt werden soll. Durch solche verfeinerte Trachtenbilder haben die Maler dem Volk und der Kunst geschadet.

Digitized by Google

unabhängigste Stand im Lande. Das macht ihn widerstandskräftig gegen die zum Teil absolut schädlichen Veränderungen, denen andre Stände fast willenlos unterliegen, und darum blickt alles, was noch etwas zu konserviren hat, voll Hoffnung auf diesen von Natur konservativsten Stand. Darum auch die Teilnahme, deren sich die Volkstrachtenbewegung in weiten Kreisen erfreut. Der Bauer ist sonst mit Recht mißtrauisch gegen das Interesse, das er den Stadtleuten und besonders dem Staat im ganzen einflößt. Mancher Bauer wird sich mit vollem Recht fragen: Warum erhalten diese Leute nicht selbst ihre Altertümlichkeiten? Warum lassen sie sie so leicht fahren, reißen sogar ihre schönsten alten Bauten ein, verpfuschen ihre Städte und kommen dann, um uns zu erhalten? Mögen sie doch bei sich selber anfangen. Darin ist viel richtiges. Es steckt auch in dieser Bewegung etwas von dem Egoismus, mit dem man den Bauern vorschiebt, wenn es sich um Opfer für das Allgemeine handelt. Wie wir aber wissen, daß für diese Bewegung Herzen schlagen, die dem guten Alten und Schönen unter allen Formen ehrlich huldigen, so hoffen wir auch, daß sie nicht Halt machen wird bei der Bauerntracht, sondern auf die zurückwirken wird, die dafür eintreten, ohne selbst Bauern zu sein. Vielleicht wird ihr selbst das anscheinend Unmögliche gelingen, in die Herrschaft der geist- und pietätlosen Mode endlich eine Bresche zu legen. Ich weiß zwar nicht, ob die naheliegende Anregung so ganz gesund ist, die „Herren und Damen" möchten selbst wieder mehr zu den alten Trachten zurückkehren. Hansjakob meint, je mehr die bessern Stände wieder Stücke der alten, schönen Tracht annähmen, um so mehr würde unser Landvolk in seiner Volkstracht bestärkt werden. Das gilt für einzelne Fälle, steht aber doch im Widerspruch zu dem Wesen der Trachten. Wenn der Kaiser von Österreich in Steiermark die verfeinerte Jägertracht der grauen Joppe und der grünen Strümpfe, und der Prinzregent von Baiern in den bairischen Alpen die Lederhosen und die Wadenstrümpfe trägt, so folgt ihnen ihre Umgebung, weil sie muß, und alles, was Hoffitten nachahmt. Die Jäger und Treiber uniformiren sich in dieser Tracht, nicht ohne Übertreibung. Es giebt da Kerle, die es dem Kaspar im Freischütz abgesehen zu haben scheinen. Das würde doch auf eine Maskerade hinauslaufen, wenn sich solche Aneignungen ländlicher Trachten durch die Städter über die eben erwähnten Fälle hinaus erstreckten. Die Tracht unsrer Alpenbewohner ist eben in vielen Fällen praktisch und zugleich ganz in die Natur hineingepaßt. In offnen Kniehosen steigt sichs besser als in schlotternden „Pantalons"; wenn sie der Städter anzieht, ist es nicht viel anders, als wenn er Bergschuhe oder Steigeisen trägt. Aber im allgemeinen ist sicherlich das Vernünftige, daß die Städter das erhalten, was sie gutes altes haben und damit den Bauern ein gutes Beispiel geben. Die Hervorholung der alten Salzsiederkostüme in Schwäbisch-Hall, der Hallorenumzug in Halle — interessante Beispiele der Anknüpfung der Tracht an bestimmte Berufe —,

Digitized by Google

und die erzgebirgische Bergmannstracht treffen in dieser Beziehung das Richtige. Seitdem Innsbruck mit seiner wohlgelungnen Landesausstellung 1893 ein Trachtenfest verband, das ungeahnte Schätze von schönen alten Kleidungs- und Ausrüstungsstücken an den Tag brachte — schon die ursprünglichen Regenschirme, die „Paradachln" waren des Studiums würdig —, hat München 1895 und in demselben Jahre Freiburg ein solches Fest gefeiert, und im Frühjahr 1896 hat Zürich das Einläuten des Frühlings mit einem Trachtenfest verbunden. Am 29. September 1895 kamen in Freiburg gegen 2000 Landleute von den entlegensten Schwarzwaldthälern bis in die Rheinebene bei Straßburg in ihren Trachten zusammen, und alles war eine Stimme über die Schönheit dieser Trachten. Ein Hauptverdienst des Münchner Trachtenfestes war die Vorführung von ganz vergessenen baierisch-schwäbischen und fränkischen Trachten, die bei dieser Gelegenheit sozusagen wieder entdeckt wurden. Gewiß ist gerade dadurch das Interesse für die Trachten überhaupt neu belebt worden. Aber bei allen diesen Schaustellungen konnte man den Eindruck nicht los werden, daß sie sich ins Theatralische verirren und unpraktisch werden aus lauter historischem Bestreben und Kuriositätenkram. Besonders in Innsbruck sah man die reinen Defregger-Modelle, die am Biertisch beim Breinösl saßen, wie von der Bühne entflohene Choristen in einem Zwischenakt. Der Sache selbst wird es kaum nützen, daß man den ältesten Plunder ausgräbt. Man erzielt damit höchstens einen vorübergehenden Erfolg bei müßigen Zuschauern; und das ist nicht selten ein Heiterkeitserfolg, der die Träger solcher Inventarstücke nicht begeistern wird. In der Dresdner Ausstellung ist neulich auch ein Trachtenfest gefeiert worden. Das klingt ja unwahrscheinlich, denn Sachsen hat, bis auf die Wenden, seine Trachten längst aufgegeben, es ist thatsächlich das trachtenloseste Land in Deutschland. Ob eine solche Wiederbelebung des nicht schlummernden, sondern gänzlich abgestorbnen Altertümlichen etwas fruchten wird, ist doch zu bezweifeln. In der sächsischen Lausitz strebt man die Erhaltung der Trachten längst an, aber das ist eine Bewegung sozusagen in der Familie: sie betrifft nur die Wenden. Bei den Deutschen ist auch dort von Tracht nichts mehr zu erhalten, im besten Fall nur noch im Museum hinter Glas und Rahmen.

In Oberbaiern und Bairisch-Schwaben hat die Trachtenbewegung schon lange vor diesen Festen begonnen, und ehe die Zeitungen davon etwas merkten und der Außenwelt mitteilten, hat sie Früchte getragen. Der konservative Sinn und der Kunstsinn, die dem Volke dieser Landschaften in allen Schichten innewohnen, konnten nicht unthätig dem Verfall altgewohnter Trachten zusehen. Ihnen kam die unleugbare Thatsache zu Hilfe, daß so manche von den hiesigen Trachten augenfällig vorteilhaft sind, sei es durch Schönheit oder Nützlichkeit. Das grüne Hüatl mit der Goldschnur oder den grünen Seidenquasteln ist nun einmal eine der schönsten Kopfbedeckungen, die Joppe ist ein zwanglos-prak-

Digitized by Google

tischer Rock, und die kurzen Lederhosen, die die Kniee freilassen, sind auch bequem. Das macht die Arbeit für Erhaltung der Trachten leichter. Drum konnte der Dorfpfarrer sagen: Kein Madl soll mir mit einer andern Kopfbedeckung als dem grünen Hüatl in die Kirche kommen; und sie folgten ihm, groß und klein. Drum hat die Joppe von München aus ihren Eroberungszug über die Welt gemacht. Und drum sind die Berchtesgadner Lederhösln und Wadenstrümpfe überall in den Alpen bei Jägern, Bergfexen und den vielen, die gebirglerisch aussehen wollen, mode geworden. Wenn der Kaufmann B. und der Rechtsanwalt P. aus München, zwei begeisterte Freunde der bairischen Gebirgstracht, nach Bairisch-Zell kamen und durch Feste und Preise für die Erhaltung und erneute Verbreitung dieser Tracht wirkten, so hatten sie eben Erfolg, weil sie durch die That bewiesen, daß sie sie schön und praktisch fanden. Es war auch so natürlich, daß sich die Liebe zu den Bergen mit der Liebe zu allem verband, was zu den Bergen gehört. Dazu kam dann die immer weiter sich verbreitende Erkenntnis, daß Baiern und Tirol einen Teil der ganz natürlichen, reklamefreien Anziehungskraft auf Reisende aller Länder, vor allem aber auf Deutsche und Österreicher, der Eigenart ihres Volks verdanken, das, mit oder ohne Tracht, sich etwas naturwüchsiges, kraftvolles bewahrt hat. Das freut uns in einem Zeitalter der Gleichmacherei, das immer auch eine Zeit der Abschwächung der Persönlichkeiten ist. Wenn ich einen Eichenwald unter die Schere nehme, verliert jeder Baum an Wert. So ists der Masse unsers Volks ergangen. Im Alpenland und Alpenvorland, im südlichen Schwarzwald, in vielen Teilen von Holland, in der Bretagne, in Wales, bei den Siebenbürger Sachsen ist die Erhaltung altertümlicher Trachten nur ein Ausdruck der Kraft des Volkes, sich zu behaupten in dem sogenannten Strom der Zeit. Was ist dieser Strom als ein trübes, mit allen möglichen weggerissenen Dingen treibendes Gewässer? Niemand badet sich darin gesund. Wo sich ein kräftiges Bauerntum zwischen Büreaukraten und Juden, zwischen Verkehr und Versumpfung erhalten hat, sind auch Trachten bewahrt. Wo man reinliche Häuser mit hellen Fenstern und heitern Menschen, wohlgepflegte Hausgärten und stolze Misthaufen sieht, wo nicht die Wolke der Hypothekenlast sichtbar und greifbar über Haus und Hof schwebt, da ist die Heimat der Trachten, oder vielmehr ihre Zuflucht. In den Schauben und Tüchern, den faltenreichen Kleidern und den goldquastigen Hüten steckt oft ein Wert von hunderten, aber er geht auf die Enkel und Urenkel über. Solange sie ihn haben, erhält er sie über den tiefern Schichten, er erhält ihnen ihre Stellung, ihren Stand und ihren Stolz. Wie hab ich mich gefreut, als eine Unterinnthalerin, die draußen in Baiern diente, vor der Messe mit ihrem geradrandigen, schwarzen, goldausgeschlagnen Hut, der höchst kleidsam ist, vor mich hintrat und mir ihren ererbten wertvollen Besitz mit Stolz zeigte! An diesem Sonntagmorgen war sie keine Magd und fühlte sich jeder Hofbäuerin gleich, die in diesen Flachlandgegenden schon schwer seidne

Digitized by Google

Kleider tragen wie in Niederbaiern. Es ist schön, daß es in Tirol noch Sitte ist, dem Dienstboten, den man gern hat, einen Feiertagshut zu schenken, der ihm ein Besitz fürs Leben ist. Der Bauer, der sich in der Stadt einen fertigen Anzug kauft, den er nach der Ernte nicht mehr anständig tragen kann, ist unter seinen Knecht gesunken, der sich die Tracht bewahrt hat. Nächstens wird er beim Abzahlungsgeschäft angelangt sein oder beim Kleidertrödler.

Wenn der Bauersmann im schäbigen Rock und in der Tuchmütze wüßte, welchen Stempel der Unselbständigkeit und Unfreiheit ihm dieses charakterlose entlehnte Gewand aufprägt, er hätte es sicherlich nie angelegt. Man kann es überall verfolgen, daß die Bauern die Tracht ablegen, die durch die Berührung mit den Städtern ihr Selbstgefühl für die thörichte Eitelkeit ausgetauscht haben, es den Städtern gleichthun zu wollen. Die „bessern" Bauern, besonders Bürgermeister und Ratsschreiber gehen voran, mit ihnen auf einer Linie die von ihnen über die Achsel angesehenen Handwerker, die auf der Wanderschaft Stadtluft geschmeckt haben, die Buben, die zu schwach zur bäuerlichen Arbeit waren und deshalb in Schreibstuben und Kramläden gesteckt wurden, die heimgekehrten Soldaten und nicht zuletzt die Mädchen, die in der Stadt gedient haben.

Der beste in der Hansjakobschen Schrift ist der vierte Abschnitt: „Warum haben die Volkstrachten abgenommen?" Es ist eine kleine, aber höchst inhaltreiche Studie aus dem heutigen Volksleben des Schwarzwaldes, die sehr viel zu denken giebt und die größte Verbreitung und Beherzigung verdient. Der Kinzigthäler spricht da ganz aus eigner Erfahrung und, wie immer, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. In dem verkehrsreichen Rheinthal hatte die Tracht schon seit der Gleichmacherei der Revolution stark abgenommen, und wer heute von Basel bis Köln wandert, sieht nur noch bei solchen Tracht, die zufällig aus dem Gebirge in die belebte, fruchtbare Ebne herausgewandert sind. In wenig Jahren werden auch sie die Kleider abgelegt haben, die sie ungleich machen. Meines Wissens macht immer noch eine Ausnahme auf der badischen Seite das Hanauer Ländle gegenüber Straßburg, wo eine wohlhabende Bauernschaft durch die geschichtliche Vergangenheit ihres Ländchens und weil sie inmitten von Katholiken protestantisch ist, eine Gemeinschaft von starkem Selbstgefühl bildet. Drüben im Elsaß ist mindestens in dem Vogesenvorlande noch mehr von Tracht erhalten geblieben, wie ja überhaupt unter der Fremdherrschaft, die sich ums Volk wenig kümmerte, mehr altertümliches am Leben blieb, als in dem gründlich „durchregierten," mit einer höchst eifrigen Büreaukratie gesegneten Baden. Wandert man vom Rheinthal in den Schwarzwald, so sieht man in den größern außenliegenden Orten nur noch Spuren von Tracht, und erst in den abgelegnen Gebirgsdörfchen gewinnt man den Eindruck, daß sie noch herrscht. Nur dort, wo Alt und Jung in Tracht geht, lebt sie noch. Deswegen betrachten wir als eine der hoffnungsvollsten Mit-



Digitized by Google

teilungen, die Hansjakob bringt, die Angabe, daß zu Ostern 1895 von 491 Gemeinden der Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg in 226 Gemeinden die Jugend zur Kommunion oder Konfirmation in Volkstracht erschienen ist. Ich weiß wohl, daß diese hohe Festzeit der Jugend besonders auch dadurch gefeiert wird, daß man die Kommunikanten sich durch ihre Kleidung von der übrigen Jugend unterscheiden läßt. Mancher wird kurz nachher die Tracht für immer ablegen, die nur für diesen Zweck vererbt war. Dennoch ist jene Zahl größer, als man hoffen konnte.

Es giebt Trachten, die so versteinert sind, daß sich ihre Erhaltung nicht mehr anstreben läßt; sie würde sich gar nicht lohnen. Es sind nur noch Kuriositäten. Im günstigsten Fall wird man einzelnes festhalten können aus so barocken Trachten, wie der Altenburger oder Schwälmer. Daß der mühselige Henneberger Kopfputz nicht immer wieder hergestellt werden wird, leuchtet ein. Schon der Zeitverlust verbietet es. Es giebt aber noch eine Masse von lebensfähigen Elementen in den heutigen Trachten, die man nicht verkommen lassen darf; weil sie schön und vorteilhaft sind, muß man sie erhalten, nicht bloß weil sie alt sind.

Sehr interessant ist es, zu sehen, wie verschieden der Geschmack ist, der sich in den deutschen Volkstrachten ausspricht. In den künstlerisch begabten Stämmen des Südens und Südwestens haben wir die schönsten. Ist es eine Beimischung romanischen Schönheitssinnes, die in Tirol, die im bairischen Oberland, in der Schweiz, in Baden und im Elsaß, also in bairischen und alemannischen Landen Trachten erzeugt hat, die zum Teil den Ansprüchen eines verfeinerten Geschmacks genügen? In dem lothringischen Häubchen ist die französische Entlehnung greifbar. Ein Miesbacher Hut oder eine Spitzenhaube aus dem nördlichen Schwarzwald ziert das feinste Gesicht. Eine männlich freiere und frohere Kleidung giebt es nicht als die oberbairische Gebirgstracht.

Das sind alles Trachten, die sich noch im Lauf unsers Jahrhunderts verfeinernd weitergebildet haben. Welcher Abstand davon in der flachgedrückten faltenreichen Dachauerin oder der barocken, gleichsam eingesponnenen Altenburgerin. Das ist stehen und stecken geblieben. Geschmackvolle Trachten lehnen sich dann wieder an die so schön entfalteten niederländischen in Friesland und auf den friesischen Inseln an. Die Vierländerin ist etwas kokett — der Einfluß Hamburgs! Westlich davon fangen aber ganz andre Trachten mit slawischen Elementen an, oft sehr farbenreiche, aber in keiner einzigen Ausprägung das Elegante auch nur streifend. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man jenen geschmackvollern Trachten eine größere Lebenskraft und Ausbreitungsfähigkeit zuschreibt als diesen plumpern. Man sieht das in Baiern: die Dachauer Tracht stirbt aus, die Miesbacher macht Eroberungen.

Wenn man vom Ästhetischen der Volkstracht redet, kommt man von

Digitized by Google

selbst auf das Größere und Tiefere des Strebens nach Erhaltung der Tracht. Man muß sie in ihre Umgebung versetzen. Mit ihr hängt sie nicht bloß in dem geschichtlichen Sinne zusammen, daß die Volkstracht das kräftigste Leben in der Zeit hatte, wo die Jahrhunderte das breite Holzhaus mit dem schön geschnitzten Giebel bräunten, in dessen Küche und Wohnraum der Kessel an der Kette hing und der Kienspan im Spalt ein viel tieferes, farbigeres Licht, wenn auch ein trüberes, ausstrahlte, als die Petroleumlampe; es war zugleich die Zeit, wo die Axt im Haus den Zimmermann sparte, der Bauer sein eigner Handwerker und die Bäuerin am Spinnrad ihre eigne Leinwandfabrikantin war. Ich denke jetzt mehr an die licht- und farbenreiche Umgebung der Wiesen, Äcker und Wälder, in die die farbenreichen Volkstrachten so recht hineinpassen, und aus der so manche Farbenzusammenstellung unmittelbar genommen zu sein scheint. Wer zum Kirchgang die Rose am Hut, hinterm Ohr oder im Munde trägt, wie der Bursch, und den Strauß im Mieder wie das Mädchen, kleidet sich auch nicht vom Kopf bis zu den Füßen in schwarz oder grau. Die Farbenfurcht kommt dem Pfahlbürger natürlich vor, der in seiner sonnen- und farblosen städtischen Umgebung mit aller Poesie auch den Farbensinn eingebüßt hat. Für jene wäre es wider die Natur. Und nicht bloß wider die Natur, die sie umgibt, sondern auch wider die, die in ihnen ist. Kein Rot und Grün an sich leiden zu wollen, alles auf ödes Schwarz und Weiß zu reduziren, ist ein Stück widernatürliche soziale Heuchelei. Wer seiner natürlichen Freude am Dasein Ausdruck giebt, zeigt auch, daß er Farbe liebt. Aber in unsrer deutschen bürgerlichen Gesellschaft braucht nur einer eine Nelke ins Knopfloch zu stecken, so muß er gleich ein Sozialdemokrat oder ein Don Juan sein.

Damit sind wir bei dem schwierigsten Kapitel der Tracht, bei der Tracht der Gebildeten und dem Verhältnis der Mode zur Tracht angekommen. Darüber hier nur soviel, daß in keinem Lande der Welt gegenwärtig die Charakterlosigkeit und Schwunglosigkeit in allem, was Kleid und Schmuck heißt, soweit gediehen ist wie in Deutschland. Was die Franzosen und Engländer vormachen, ahmen wir blind nach, zum Selbstschaffen fehlt uns der freie, mutige Sinn. Die philiströsesten Bekleidungsweisen finden bei den deutschen Männern und Jünglinge die weiteste Verbreitung. Der schwarze Gehrock, geöffnet, so daß er schlapp auf beiden Seiten herunterhängt, vielfach etwas schäbig, das Röhrenbeinkleid, schlechtes Schuhwerk: das ist national. Dieses Zeichen mangelnden Selbstgefühls ist sehr beachtenswert. Es ist dasselbe Sichwegwerfen wie beim Aufgeben der bäuerlichen Tracht. Nur nicht hervortreten, nur nicht angesehen werden! Zugleich steckt unser Nationallaster, das Phlegma darin. Wenn doch die Trachtenbewegung vom Land in die Städte dränge und die Aufmerksamkeit vieler auf diese Zustände richtete, die eigentlich beschämend sind! Wir werden zwar keine Tracht im Handumdrehen schaffen. Wieviel schöner und besser flösse aber unser tägliches Leben, wenn viele Einzelne auch in ihrem äußern

Digitized by Google

Gehaben freien Sinn und Schönheitssinn walten ließen, statt diese Dinge mit einer Gedankenlosigkeit zu behandeln, die endlich gegen jegliche Zerstörung und allen Verfall des Schönen und Ehrwürdigen rings um uns her stumpf machen muß.

# Die Alten und die Jungen

**Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart**

Von Adolf Bartels

(Fortsetzung)

## 7

Ein Gemälde der sogenannten Gründerzeit an dieser Stelle zu geben, wird man mir erlassen. Die meisten von uns haben sie noch mit erlebt und werden die scharfen Worte, mit denen sie zum Beispiel Adolf Stern charakterisirt: Wüster Genußtaumel, sittliche Verlotterung, Lüsternheit und Gemütsroheit, materieller Dünkel, niedrige Geldanbetung gewiß unterschreiben. Ich war in jenen Tagen ein Knabe von zehn Jahren und lebte in einer kleinen holsteinischen Stadt, aber auch mir ist, so jung ich selber und so weltfern mein Geburtsort war, allerlei im Gedächtnis geblieben, was zeigt, daß die Zeitkrankheit auch in den entlegensten Winkeln des Reiches wirkte. Dennoch wäre es falsch, eine plötzliche Erkrankung des ganzen Volkes anzunehmen, wenn auch weite Kreise von einer Art Rausch ergriffen waren. Die Decadence war schon vor dem Kriege da; jetzt trat sie in abschreckender Weise zu Tage, aber doch namentlich in einer Gesellschaftsschicht, in der, die ich als die moderne Gesellschaft bezeichnet habe, und die wesentlich in den Großstädten zu finden war, dort aber auch im Vordergrunde stand und im Ganzen mit dem Schlagwort „Bildungspöbel" abzuthun ist. Die Schichten, die die eigentlichen Träger unsrer nationalen Kultur und Sitte waren, wurden von der Krankheit nicht in dem Maße befallen, daß eine allgemeine Zersetzung eingetreten wäre, wenn auch die Epidemie alle Stände und nicht bloß das internationale Gesindel ergriff. So war es denn noch möglich, die Krankheit zu unterdrücken, doch gelang es nicht, das Gift aus dem Volkskörper zu entfernen, es fraß weiter und schwächte den Organismus immer mehr; die Decadence dauerte trotz jenes Ausbruchs fort und erreichte erst eine Reihe von Jahren

Digitized by Google

später, im Anfang der achtziger Jahre ihre Höhe. Um die Mitte der siebziger glaubte man im allgemeinen noch an die bisher das deutsche Volk beherrschenden nationalen und liberalen Ideen; erst als man diesen Glauben verlor und zunächst keinen neuen Halt fand, als man anfing, an allem Göttlichen und Menschlichen zu verzweifeln und die ganze gegenwärtige Gesellschaft verfault, die Zukunft immer gefahrdrohender erschien, und der Zweifel nun auch die Besten des Volkes ergriff, da trat das ein, was ich die Hochdecadence nenne. Aber freilich, sie wäre nicht so bald eingetreten, wenn ihr die Gründerperiode mit ihren Orgien des niederträchtigsten Kapitalismus nicht so gewaltig vorgearbeitet hätte; auf den nackten, frechen Materialismus der Gründerzeit mußte notwendig eine Periode des Pessimismus folgen, wenn dieser Pessimismus auch noch aus weit tiefer liegenden Ursachen seine Nahrung zog, als aus dem großen Taumel nach dem siegreichen Kriege.

Die Litteratur der Gründerzeit kann man am besten mit dem Namen Feuilletonismus bezeichnen. Das ist eine sehr milde Bezeichnung, aber da in der That alles, was die Richtung hervorbrachte, entweder Feuilleton war oder, ob nun Drama oder Roman, aus dem Feuilleton herauswuchs, so ist sie richtig, zumal da sie zugleich anzeigt, daß die ganze Richtung mit der Poesie gar nichts zu thun hatte. Man könnte sie in der Geschichte der deutschen Dichtung vollständig übergehen und es der Kulturgeschichte überlassen, sie zu richten, wenn sie nicht den frechen Anspruch erhoben hätte, wirklich die Dichtung der Gegenwart zu sein und alle Poesie zurückgedrängt, ja sie, kritisch witzelnd, wie sie auftrat, verhöhnt und verspottet hätte. Der Feuilletonismus ist im Grunde nicht Decadence, wenigstens nicht im Sinne der Weigandschen Erklärung, sondern einfach Korruption. Er leitet sich aus dem Paris des zweiten Kaiserreichs her und behielt die französischen Litteratur- und Preßzustände immer als Ideal vor Augen; sein Sitz wurden unsre Großstädte, vor allem Berlin, von wo aus man dann durch raffinirte Ausbeutung der Macht der Presse auch die „Provinz“ — der Begriff kam auch aus Frankreich — eroberte, seine Hauptvertreter waren Juden und Judengenossen. Sowohl die Erhebung Berlins zur litterarischen Hauptstadt als auch die herrschende Stellung, die das Judentum in der Presse erlangte und in der Litteratur mit allen Mitteln zu erlangen strebte, stammen aus dieser Zeit und sind in ihren bösen Folgen nie wieder überwunden worden. Nur einige wenige Juden der ältern Generation haben sich bei dem „Geschäft“ nicht beteiligt und sich die Achtung des deutschen Volkes bewahrt. Im übrigen merkte das Volk die Korruption der Litteratur gar nicht, sondern ließ sich die schmachvolle Herrschaft der französisirten Journalisten — weiter waren sie allesamt nichts — gemütlich gefallen, ließ sich, da die Herren immer wieder den Anspruch erhoben, die zeitgemäßen Vertreter der Litteratur zu sein, und es nicht an der nötigen Frechheit fehlen ließen, da sie ferner mit

Digitized by Google

dem Kapital in der engsten Verbindung standen und endlich über einzelne scheinbar glänzende Eigenschaften verfügten, wie über den Witz, der den Deutschen immer imponirt hat, einfach verblüffen und verdummen. Große Teile des Volkes waren ja auch von der Zeitkrankheit ergriffen und genossen mit Behagen die feuilletonistische Litteratur, andre waren dem Leben der Gegenwart so völlig entfremdet, daß sie gar nichts merkten. Zu tadeln sind nur die deutschen Dichter und Schriftsteller, die, obwohl sie die Verwerflichkeit und Niedrigkeit der ganzen Richtung erkennen mußten, doch Hand in Hand mit ihr gingen und sogar von unreinen Händen gepflückte Kränze annahmen.

Als Typus der neuen Preß- und Litteraturbeherrscher muß Paul Lindau gelten, der „Mann der Gegenwart," wie ihn die „Gartenlaube," das verbreitetste deutsche Volksblatt der Zeit, feiernd nannte. Seine unheilvolle Thätigkeit ist im letzten Jahrzehnt so oft geschildert worden, daß ich mich auf das Notwendigste beschränken kann. Nachdem er im Anfang der sechziger Jahre in Paris seine Lehrjahre durchgemacht und den französischen Feuilletonisten und Dramatikern die Mache abgesehen hatte, kam er 1864 nach Deutschland zurück und war zunächst bei verschiednen Provinzialblättern thätig, bis er im Jahre 1870 in Leipzig das „Neue Blatt" gründete, in dessen Briefkasten er zuerst die Fülle seines Witzes ausschüttete. Gleichzeitig erschienen die „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters" und die „Litterarischen Rücksichtslosigkeiten," die vielleicht das Niederträchtigste sind, was die deutsche Kritik hervorgebracht hat. Fast alle Größen der Zeit werden in dem Buch auf das bösartigste angegriffen, und zwar im Grunde völlig zwecklos, vom Zaun gebrochen, ohne jede höhere Anschauung; man wird unwillkürlich an den Lakaien erinnert, der seinen Herrn kritisirt. Aber Lindau erreichte mit seinen Kritiken seinen Zweck, der gefürchtete Mann zu werden, und gründete 1872 die „Gegenwart"; gleichzeitig begann er seine dramatische Thätigkeit, die in dem erfolgreichen Lustspiel „Der Erfolg" gipfelte. Auch Lindaus Dramen sind oft genug charakterisirt worden, sodaß ich mich nicht in besondre Unkosten zu stürzen brauche. Die Lustspiele glänzen durch das jüdische oder Berliner Surrogat für den französischen Esprit, die Schauspiele zeichnen sich meist durch widerliche Sentimentalität aus; alle gehen auf das große Vorbild der Franzosen zurück, sind aber vorsichtigerweise mit starken Dosen deutscher Spießbürgerlichkeit versetzt, damit sie ja nicht anstoßen. Im Ganzen erhält man das berühmte Bild von der Katze, die um den heißen Brei schleicht. Im Laufe seiner Entwicklung wurde Lindau übrigens kecker und freier, er profitirte auf seine Weise vom Naturalismus, unterließ es aber nicht, diesen mit „sittlicher" Tendenz zu versehen („Die beiden Leonoren" 1888). Zuletzt verfiel er dem schändlichsten Sensationsdrama. Auch dem Roman widmete er seine erfolgreiche Thätigkeit und wurde für einige Jahre, als sich die neue Richtung noch nicht durchgerungen hatte, einer der Hauptvertreter des Ver-

Digitized by Google

liner Romans. Diesem Zweig seiner Produktion hat man mit dem Schlagworte „höhere Kolportageromane“ alle Ehre angethan. Immer blieb Lindau der „Mann der Gegenwart,“ zeigte eine feine Nase für das Zeitgemäße, doch wurde er seit Anfang der achtziger Jahre scharf angegriffen und mußte Anfang der neunziger Jahre einiger „Unannehmlichkeiten“ halber Berlin verlassen. Seitdem war er für die ernsthaften Leute in Deutschland tot; er starb aber nicht, sondern ging zunächst nach Dresden und soll jetzt Hoftheaterintendant irgendwo im Meiningischen sein.

Ganz ähnlich wie Lindau machte nach ihm Oskar Blumenthal seinen Weg. Seine „litterarischen Rücksichtslosigkeiten“ heißen „Allerlei Ungezogenheiten“ (1874), seine kritische Thätigkeit an dem „Berliner Tageblatt,“ das man bei der Charakteristik des Feuilletonismus ja nicht vergessen darf, verschaffte ihm den Beinamen des „Blutigen.“ Blumenthal hat ein hübsches epigrammatisches Talent, und das konnte er natürlich nicht besser verwenden, als daß er Dramen schrieb. Auch er hatte große Erfolge und war imstande, Lindau im Anfang der achtziger Jahre in den Hintergrund zu drängen. Seine Dramen, im ganzen Nachahmungen der spätern Werke Sardous, sind, wie schon ihre Titel („Ein Tropfen Gift,“ „Der Probepfeil,“ „Die große Glocke“) anzeigen, raffinirter und daher noch unerträglicher als die Lindaus. In unsern Tagen ist Blumenthal — seit 1888 Direktor des Berliner Lessingtheaters — ein ganz gewöhnlicher Possenfabrikant geworden.

War Lindau, wie es kein gebildeter Mensch bezweifeln durfte, der deutsche „Dumas Sohn,“ Blumenthal unser Sardou, so blieb für Hugo Lubliner, der sich zuerst Hugo Bürger nannte, der Vergleich mit Pailleron. Er hat litterarisch weniger auf dem Gewissen als seine beiden Kollegen, ist aber auch ein gutes Teil breiter und langweiliger.

Kleine Lindaus und Blumenthals, die sich aber meist auf das Feuilleton und die Kritik beschränkten und nur hin und wieder einen Vorstoß auf die Bühne wagten, gab es in den siebziger und achtziger Jahre eine ganze Menge, sie sind auch heute noch nicht ganz ausgestorben. Auch Ludwig Fulda muß man in einer gewissen Beziehung zum Feuilletonismus zählen; er hat freilich mehr Geschmack und Bildung als seine Vorgänger, auch ein hübsches formal-poetisches Talent, aber im Kern ist er ihres Geschlechts, wie seine Epigramme, seine geistreichen Lustspiele mit ihrem Mangel an Naivität, seine Schauspiele, die dafür um so reichlicher Sentimentalität haben, selbst sein berühmter „Talisman“ beweisen. Aber er gehört doch schon der Übergangsperiode an.

Neben Lindau muß man sich in der Gründerzeit dann Jacques Offenbach stehend denken. Doch waren wir im neuen Reich nicht mehr auf die Operetteneinfuhr aus Frankreich angewiesen, so gut uns auch die „schöne Helena“ immer noch schmeckte, seit 1874 hatten wir die berühmte „Fledermaus“, die auch recht amüsant ist und des erfreulichen Nachwuchses nicht entbehrte. Mit

Digitized by Google

dem Millöckerschen „Bettelstudenten“ begann dann eine etwas anständigere Operettenära.

Schon Litzmann hat hervorgehoben, daß die Surrogate von Lindau und Genossen der französischen Originalsittenkomödie den Weg bereitet hätten — soweit das noch nötig war, möchte ich hinzufügen; denn Heinrich Laube hatte schon als Burgtheaterdirektor das Menschenmögliche gethan und that es auch als Direktor des Wiener Stadttheaters. Es wird die höchste Zeit, die Legende von den unsterblichen Verdiensten Laubes um die deutsche Bühne, die in der Hauptsache eine Folge eigner und fremder Reklame ist, aus der Welt zu schaffen. Wer den Geschäftsmann und Bühnenhandwerker Laube richtig kennen lernen will, der lese einmal, was Feodor Wehl in seinen Tagebuchaufzeichnungen „Zeit und Menschen“ (Altona, 1889) von ihm berichtet. „Hab ich Pech mit dem Berlin,“ jammerte er in den vierziger Jahren in seinen Briefen an Wehl, „man thut dort nichts für meine Stücke. »Anna von Österreich« hat ja das nötige Berliner Glück gemacht, was ich der Birch von Herzen gönne, obwohl sie eigentlich Glück genug hat.“ So sah der „Dichter“ aus, der den „König Lear“ und „Heinrich IV.“ für die deutsche Bühne zu bearbeiten wagte und Grillparzer und Otto Ludwig angeblich freie Bahn schuf. Als Wehl Laubes Vorliebe für die Franzosen zu tadeln wagte, mußte er sich von dessen Busenfreund Robert Heller folgendermaßen anfahren lassen: „Was werfen Sie unserm Freund Laube immer das Pariser Schauspiel vor? Haben wir denn ein eignes? Man hat in Deutschland einmal versucht, eines zu schaffen, aber es ist gleich wieder in die Brüche gegangen. Was wir jetzt davon besitzen, ist stümperhaftes Zeug und nicht wert, der französischen Komödie die Schuhriemen zu lösen. Geben Sie der Wahrheit die Ehre und schämen Sie sich nicht, Laubes Unverdrossenheit, den deutschen Zuschauer mit Pariser Schöpfungen zu ergötzen, das gebührende Lob zu zollen.“ Das war die allgemeine Meinung, und es ist ja richtig, daß das deutsche Lustspiel, das die fünfziger Jahre im Entstehen gesehen hatten, in die Brüche gegangen war, aber doch wohl totgeschlagen von dem raffinirten französischen, das die Theaterdirektoren einzuführen nicht müde wurden. Gegen eine vernünftige Einfuhr hätte sich ja nichts einwenden lassen, das deutsche Publikum hatte sogar Anspruch darauf, die besten Werke der hochentwickelten Bühnenkunst eines Nachbarvolkes kennen zu lernen, aber anstatt sich wirklich an die besten Werke, wie die des ernsten Augiers und die frühern Sardous zu halten, griff man mit Vorliebe zu den raffinirtesten und geradezu unsittlichen und gab endlich den größten Schund, wenn er nur recht obscön war. So gerieten wir, die Sieger, bald nach dem Kriege wieder unter die Herrschaft des französischen Geistes, und des unsaubersten dazu. Einige Gegenwirkungen waren zwar da, das aus der Berliner Posse der sechziger Jahre erwachsene gesunde, aber unpoetische Volksstück L'Arronges, auch die leichtere Ware Gustav von Mosers, die mit dem alten deutschen Lustspiel von Benedix lose zusammenhing und im ganzen

Digitized by Google

anständig blieb, aber sie wollten wenig bedeuten. Die Franzosen und ihre deutschen Nachfolger behaupteten das Feld, dank vor allem der korrumpirten Presse der Großstädte, der die Provinzialpresse im ganzen nachstammelte.

Für deutsche Dichtung ließ also, das ergiebt diese Darstellung, die Gegenwart wenig Platz, und die deutschen Dichter sahen das auch gehorsam ein und flüchteten in die Vergangenheit. In der That, der archäologische Zug, der der Dichtung der siebziger Jahre anhaftet, mag sich zum Teil auf ein Zurückweichen vor dem einflußreichen Feuilletonismus, der die Litteratur zu sein beanspruchte, zurückführen lassen. Doch hatte er auch noch andere Gründe. Der beste unter ihnen war die im geeinten Deutschland wieder lebhafter erwachte Teilnahme an der Vergangenheit des eignen Volkes, der Wunsch, sie den neuen Deutschen lebendig vor Augen zu stellen, und darauf sind z. B. wohl Freytags „Ahnen" zurückzuführen. Leider ward die Vergangenheit kaum in einem der Verfasser archäologischen Romane wirklich lebendig, es fehlte die notwendige leidenschaftliche Teilnahme an Volk und Stamm, die leidenschaftliche Liebe zur Heimaterde, zur engern Heimat, die die Schöpfer großer historischer Romane wie Walter Scott und Willibald Alexis auszeichnete. Fast alle archäologischen Dichter schrieben als Männer der Wissenschaft, als Archäologen und Philologen, nicht als Poeten, und das Ergebnis war denn trotz manchmal hübscher Darstellungsgaben, daß das aus Studien gewonnene geschichtliche und das dichterischer Phantasie entstammende nicht zusammengingen, entweder die Geschichte vorwog und die Poesie erdrückte, oder das Dichterische, ganz schablonenhaft, die Geschichte herabwürdigte. Und da nun doch einmal die Wissenschaft das zum Schaffen anregende war, so blieb man natürlich nicht bei der Vergangenheit des eignen Volkes stehen, sondern ging, stolz auf die Errungenschaften der modernen Forschung, soweit als möglich zurück, zu den alten Ägyptern und was weiß ich. Das Publikum ließ es sich gefallen, nicht weil es, wie man wohl gemeint hat, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart in die Vergangenheit geflüchtet war, sondern ganz einfach aus Bildungsdünkel. Man hat nicht mit Unrecht von dem Alexandrinertum dieser Zeit geredet, nicht mehr der Philosoph oder der Naturwissenschafter, der Philolog beherrschte seit 1870 das geistige Leben in Deutschland, und die deutsche Bildung nahm seine wohlbekannten Schwächen an. Das schöne Wort vom Volk der Dichter und Denker wurde trotzdem immer weiter zitirt, obwohl die Dichter und Denker selten genug bei uns geworden waren. Genug, der archäologische Roman kam einem Zeitbedürfnis entgegen und wurde für die nicht oder wenig von der Decadence ergriffnen Kreise das, was der Feuilletonismus für die andern war; es waren die anständigen Leute, die ihn aufrecht hielten, für die unanständigen war er viel zu langweilig. Im ganzen war die neue Romandichtung auf den Backfisch zugeschnitten, obwohl sie doch gelegentlich ein bischen wohlversteckte Sinnlichkeit enthielt.



Digitized by Google

Es hat wenig Zweck, diese jetzt halbverschollne Romanlitteratur ebenso wie die mit ihr eng zusammenhängende episch-lyrische Dichtung und die Butzenscheibenlyrik eingehend zu charakterisiren. Scheffel war das große Modevorbild geworden, und die meisten Dichter der Gegenwart traten als seine Nachahmer auf. Sein „Ekkehard" war das Muster des archäologischen Romans, das freilich keiner erreichte, sein „Trompeter" das der episch-lyrischen Dichtung mit eingeschobnen Liedern, des „Sangs" oder der „Märe," seine Lyrik das der Butzenscheiben- und der feucht-fröhlichen Kneippoesie. Die erfolgreichsten Romanschreiber waren bekanntlich Georg Ebers, George Taylor (Adolf Hausrath), Felix Dahn und später Ernst Eckstein, der erfolgreichste Epiker Julius Wolff, der erfolgreichste Lyriker Rudolf Baumbach. Ebers hat einmal, im Homo sum, ein ernst zu nehmendes Werk geschrieben, Dahns „Kampf um Rom" hat wenigstens eine große Anlage, wenn er auch im einzelnen vielfach theatralisch wirkt, Taylor fesselt hin und wieder durch psychologische Feinheit, während es Eckstein, außerdem der Schöpfer der Gymnasialhumoreske, in seinen Romanen aus der römischen Kaiserzeit nur auf äußerliche Wirkung abgesehen hat. Julius Wolff ist der gemachteste und gezierteste aller dieser Dichter, Baumbach dagegen ein echtes kleines Talent. Diese Urteile stehen jetzt so ziemlich allgemein fest. Vergessen will ich nicht zu bemerken, daß die meisten dieser Dichter nicht weniger Anbeter des Erfolgs waren als die Lindau und Genossen, wenn sie auch die Erfolgmache durch die Presse vielleicht nicht so gut verstanden; aber sie schlachteten ihren Ruhm ganz gehörig aus, stellten sich regelmäßig zur Weihnachtszeit mit ihrem neuen Bande ein, und Publicus, d. h. hier der gebildete, anständige Reichsdeutsche kaufte. Das ging so ungefähr ein Jahrzehnt, schon hatten die Litterarhistoriker die neuen großen Dichter eingetragen, da — trat der Krach ein. Vernünftige Leute hatten freilich schon lange erkannt, daß diese Modepoesie nichts weniger als echte Poesie sei. Da lebte da oben in Königsberg ein alter Gymnasiallehrer, Karl Witt mit Namen, dem Berliner Freunde Anno 1878 mit dem damals noch leidlich neuen „Wilden Jäger" Wolffs eine rechte Weihnachtsfreude zu machen gedachten. Na, die Freude, als sie darauf die Kritik des alten hartgesottenen Goetheverehrers empfingen: „Es muß ehrlich heraus: das Ding ist klapperdürr! Von Anfang bis zu Ende bin ich nicht imstande gewesen, den leisesten Zug von Poesie zu spüren. Sprachgewandt muß der Mann in hohem Grade sein, aber er geht mit dieser wie mit noch mancher andern schönen Gabe aufs lächerlichste um. Seine Naturschilderungen — er muß sich viel mit Pflanzenkunde abgegeben haben — langweilige Naturgeschichte, und gleich der erste Abschnitt, die Kriegsgeschichte von Winter und Frühling, wie unendlich breit getreten! Die wenigen Zeilen im Faust, wo das gleiche unternommen ist — alle Schätze Eldorados überwiegen nicht so sehr den Pfennig in der Tasche des Bettlers. Und die Nachahmungen der alten Volkslieder! Lesen Sie einmal in

Digitized by Google

des Knaben Wunderhorn, da ist ein Quell erfrischenden Wassers, wie er aus Felsenadern sprudelt, und hier ein Gebräusel, von Heu abgezogen. Dazu die Romantik der Geschichte usw." Zunächst kamen solche Stimmen natürlich nicht gegen die Mode auf, später aber setzte die jüngstdeutsche Kritik gerade gegen Ebers, Wolff und Genossen mächtig ein, und daß die neue Richtung siegte, verdankte sie vor allem dem Umstande, daß sie solche Gegner vor sich hatte. Im übrigen ist wohl niemals eine Poesie in Deutschland bei den Dichtern niedernsten Ranges so beliebt gewesen wie diese, so einen „Sang" oder eine „Märe" mit irgend einem Landstreicher als Helden konnte auch der gottverlassenste Kerl unter ihnen zusammenstoppeln, und seine vorrätige Lyrik wurde er bei dieser Gelegenheit auch gleich los. Ich beneide den neuen Goedecke nicht, der die Werke dieser Art einst aus ganz Deutschland wird zusammensuchen müssen. Und er soll sich alles genau ansehen, einiges wertvollere ist doch dabei, indem manchmal die Heimatliebe des Verfassers aus dem Sang etwas werden ließ, wenn auch meist nur von örtlicher Bedeutung. Da Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden" in der „katholischen" Litteratur als klassisches Werk gilt, so nenne ich beispielsweise die beiden epischen Dichtungen Friedrich Geßlers, des jungverstorbnen badischen Dichters (der nebenbei bemerkt wegen seiner „Sonette eines Feldsoldaten" auch in der Lyrik von 1870 einen Platz verdient): „Dieter und Walheide" und „Hohengeroldseck." Auch hat der „Sang," der, ästhetisch betrachtet, zwischen dem alten objektiven und dem modernen subjektiven Epos ja nicht ganz unglücklich die Mitte hält, sogar den neuen Sturm und Drang überdauert und, realistischer geworden, in Josef Lauff (geb. 1855 zu Köln) und Richard Nordhausen (geb. 1868 zu Berlin) neuerdings begabte Vertreter gefunden.

Das Bild der deutschen Litteratur der siebziger Jahre vervollständigt dann der Familienroman, von Frauenzimmern geschrieben und von Frauenzimmern leidenschaftlich gelesen. Da ist die Gartenlaubenreihe: Marlitt-Werner-Heimburg, da sind die mehr aristokratischen Schriftstellerinnen von „Über Land und Meer," später die Größen von „Schorers Familienblatt"; daß gegen die meist industriellen Kräfte wirkliche Talente wie Louise v. François u. a. schwer aufkamen, versteht sich von selbst. Als die „Höhe" dieser ganzen Entwicklung hat Nataly von Eschstruth zu gelten, bei der der Backfisch buchstäblich zuletzt in Hosen auftritt, aber dabei immer sehr anständig bleibt und deshalb auch seinen Leutnant bekommt. Von Dichtern war zuletzt in der Litteratur der siebziger Jahre einfach nichts mehr zu bemerken, selbst die noch rüstig fortproduzirenden Münchner waren ganz zurückgetreten, mit Ausnahme von Paul Heyse, dessen Novellen zu lesen zum guten Ton gehörte. Erst nach 1880 kamen allmählich die großen alten und neuen Talente, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Marie v. Ebner-Eschenbach zu allgemeinerer Geltung.

Digitized by Google

8

Ich habe bisher absichtlich nichts oder doch nur wenig von Richard Wagner gesagt. Daß er die Erscheinung ist, die das gesamte deutsche Kulturleben vom Ende der sechziger bis zum Anfang der achtziger Jahre am mächtigsten beeinflußt hat, wird niemand bestreiten, mag er sich im übrigen zu ihm stellen, wie er will. Litzmann hebt hervor, daß er allein durch sein Dasein daran erinnert habe, daß das deutsche Volk noch eine andre als eine politische und militärische Rolle zu spielen habe, und nimmt eine befruchtende Anregung unsers gesamten künstlerischen Lebens durch Wagner an, den Mann, der „für die Vatergötter deutschen Volkes lebenslang gezeugt." Ich will ihm nicht widersprechen, aber daneben erscheint mir die Auffassung Wagners als des Hauptvertreters der deutschen und vielleicht der allgemeinen Decadence nicht so leicht abzuweisen. Für einen musikalischen Laien ist es schwer, sich über eine Erscheinung wie Wagner ein klares Urteil zu bilden; daß er aber seine Stoffe, mit Ausnahme etwa der „Meistersinger," durchaus im Sinne der Decadence verwertet, wird jeder zugeben, der ein litterarisches Urteil hat. Es klingt ja ganz hübsch, wenn z. B. Max Koch sagt: „Die von Goethe gepriesene befreiende Macht der Selbstüberwindung ist im Parsifal als welterlösendes Mitleiden, wie in den Nibelungen der Sieg über die Mächte der Nacht und des Neides in frei und stolz das Leben abwerfendem Schicksalstrotze des germanischen Gottes und Helden als höchstes nationales Kunstwerk zur dramatischen That geworden"; ich habe aber immer den Eindruck, als habe Wagner den germanischen Göttern und Helden das Mark aus den Knochen gesogen, und von den modernen Erlösern habe ich nie viel gehalten. Damit stimmt es so ziemlich zusammen, wenn Wilhelm Weigand schreibt: „Das selige Vegetiren der Romantiker ist bei Richard Wagner zum Aufgehen in der Musik geworden. Wagner glaubt alles Ernstes, daß seine Musik erlöse. Wagner hat sein ganzes Leben lang die Einheit von Geist und Sinnlichkeit gesucht, um zuletzt, wie alle Romantiker, als Frömmler zu enden." Der Ausdruck Frömmler ist vielleicht zu stark. Aber, wie gesagt, ich fühle mich nicht kompetent, die Entscheidung über Wagner ist jedenfalls nur auf dem Boden der Musik zu fällen, aber schon die oft bezeugte, in Rausch versetzende und nervenaufrührende Wirkung seiner Musik spricht für den Verfallcharakter seiner Kunst. Auch sind die fanatischen Anhänger Wagners jederzeit Verfallzeitler gewesen.

Aber Wagner ist, so groß sein Wirkungskreis auch war und noch ist — man hat sich eben inzwischen mehr an das „Gift" gewöhnt —, keineswegs der einzige Vertreter der deutschen Hochdecadence gewesen, die um das Jahr 1880, oder sagen wir geradezu, in das, wie wir sehen werden, sehr merkwürdige Jahr 1882, das Erscheinungsjahr des „Parsifal" fällt; tritt doch um diese Zeit auch sein anfänglicher Freund und späterer Gegner Friedrich Nietzsche

Digitized by Google

hervor, eine Decadencenatur wie wenige, der Philosoph und Prophet der Decadence. Doch kommt er in dem Zeitraum, von dem ich hier rede, noch nicht zur Wirkung. Hier zu nennen ist nun Adolf Wilbrandt mit seinen Dramen aus der römischen Kaiserzeit, die noch in die Gründerjahre fallen, und mit seinem im ganzen ungesunden Verbrecherdrama „Die Tochter des Herrn Fabricius“ (1883), das in Bohrmann-Riegens „Verlorener Ehre“ (1876) einen Vorläufer hat, aber selbst wieder Schule machte. Hier ist auch der richtige Ort, auf das Schaffen Wilhelm Jensens zu kommen, das um 1880 mit den Romanen „Nirwana“ und „Versunkene Welten“ gipfelte und unzweifelhaft reiche Decadencezeichen enthielt, wenn auch Jensen die Kraft hatte, sich in manchen seiner Erzeugnisse wieder über die Decadence zu erheben. Zweifelhaft kann man einer Erscheinung wie Arthur Fitger gegenüber sein, doch glaube ich immerhin manches bedenkliche in ihm zu erkennen, obwohl sein für die moderne Weltanschauung aufgewandtes Pathos echt erscheint. Jedenfalls enthält seine Lyrik mancherlei pessimistisches und zeigt denselben Zug zum Volke, namentlich zum fahrenden, den wir z. B. auch bei Hans Hopfen finden. Der glücklichere Nachfolger Fitgers auf dramatischem Gebiet, Wildenbruch, der 1881/1882 berühmt wurde, verrät die Decadence in seinen „Karolingern,“ auch noch im „Harold“ und im „Marlowe“; im ganzen rettete ihn aber sein Preußentum oder seine ziemlich enge Weltanschauung; man stellt ihn daher besser an die Spitze der Übergangszeit. Von den zahlreichen pessimistischen Lyrikern, die in diese Zeit fallen, nenne ich nur Hieronymus Lorm (Gedichte, 1880) und den Plateniden Albert Möser, die beide aber schon viel früher hervorgetreten sind. Ganz dieser Zeit an gehört Prinz Emil von Schönaich-Carolath, und er bezeichnet die Höhe der ganzen Entwicklung, die mit Hopfen und Grisebach beginnt. Ohne Zweifel ein reiches Talent, ist er der Hauptvertreter jener keineswegs erlognen, aber zugleich blasirten und schwülen Poesie, die dann entsteht, wenn der Dichter allen Zusammenhang mit seinem Volke verliert und weiter keine Aufgabe kennt, als sein Ich möglichst interessant zu spiegeln; die Wahrheit der dargestellten Empfindungen ist nicht ausgeschlossen, aber man posirt. Ist es überhaupt schon der Fluch der Dichtung des verflossenen Menschenalters, daß sich der Dichter schaffend immer als Dichter oder Sänger, nie nach Goethes und aller echten Dichter Weise einfach als Mensch fühlte („dieser ist ein Mensch gewesen“), so putzen Dichter dieser Art den Dichter nun noch sensationell heraus, und ihre Dichtung erhält ein Parfüm, weshalb sie auch eine gesunde Natur kaum erträgt. Es ist möglich, daß sich das Unwesen von Byron herleitet, wie es oft, wenn auch nicht ausschließlich, bei aristokratischen Dichtern auftritt; in Deutschland war es ziemlich verbreitet und ist es jetzt noch. Ich finde es vielfach auch bei Frauen, so bei der sonst mit Recht gerühmten Alberta von Puttkamer. Das Posiren kann übrigens auch als Natur-

Digitized by Google

burschentum auftreten, ja das blasirte Wesen mußte naturgemäß in ein Naturburschentum umschlagen, wie es Detlev von Liliencron zeigt, der dem Alter nach zu diesen Poeten gehört, freilich mit dieser Bemerkung nicht abgethan ist. Decadencelyriker sind endlich im ganzen auch die Gebrüder Hart, die als Kritiker ja die neue Zeit einleiten, und manche andre Jüngstdeutsche.

Noch aber habe ich mir das vortrefflichste Exemplar eines Decadencemenschen und -dichters, die Krone der Decadence sozusagen, aufgespart, nämlich Richard Voß, der von seinen ersten Veröffentlichungen, den „Nachtgedanken" und den „Scherben, gesammelt von einem müden Mann" an eigentlich weiter nichts gethan hat, als die einzelnen Stadien der — Verwesung, hätte ich bald gesagt, zu verkörpern. Nein, so schlimm ist es doch nicht, aber Voß hat bis auf diesen Tag kein Werk geschrieben, das auch nur eine gesunde Faser hätte, und was das Schrecklichste ist, die Züge wahren Leidens, die bei ihm unverkennbar sind, vermischen sich mit dem äußersten Raffinement und wieder mit der allergewöhnlichsten Effekthascherei, sodaß man sich bei aller Anerkennung einer gewissen Begabung des Dichters zugleich gequält, angeekelt und erbittert fühlt. Ich wüßte keine einzige Erscheinung der ganzen Weltlitteratur zu nennen, die so unangenehm wirkte wie Richard Voß.

Damit kann ich die Schilderung der Decadencelitteratur abschließen. Er versteht sich von selbst, daß nicht alle um das Jahr 1880 herum thätigen Talente von der Decadence ergriffen waren, wie ich überhaupt den Begriff Decadence keineswegs als den einzigen, der auf die neuere Litteratur anzuwenden wäre, angesehen wissen will. Seine Anwendung zeigt, wie die aller dieser allgemeinen Begriffe, eben auch nur eine Seite der Dinge. Daß Dichter wie Keller und Storm, oder um einige weniger berühmte zu nennen, F. Th. Vischer, der 1879 den humoristischen Roman „Auch Einer" herausgab, wie W. H. Riehl, der 1881 neue Novellen veröffentlichte, wie Adolf Stern, der um diese Zeit die beiden Romane „Die letzten Humanisten" und „Ohne Ideale" schrieb, dem Kern ihres Wesens nach gesund waren und blieben, bedarf keiner Versicherung. Aber sie merkten auch, daß eine neue Zeit gekommen sei, das alte Deutschland zu Grunde gegangen und das neue noch nicht geboren sei; daher, wenn auch kein Verzweifeln an der Zukunft des Volkes, doch ein Hauch der Resignation über allen ihren Werken. Nur in Wilhelm Jordans beiden sehr merkwürdigen Romanen „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen" merkt man nichts davon; sie fallen aber etwas später, schon in die Übergangszeit. Zu Beginn der achtziger Jahre kamen dann zu den Decadencefreien alten auch noch einige neue gesunde Talente oder traten mehr in den Vordergrund, so Hans Herrig, der Dramatiker, der damals sein Lutherfestspiel schrieb und von einer deutschen Volksbühne träumte, so Hans Hoffmann, der Erzähler, so Ferdinand Avenarius, der wenige Jahre später den „Kunstwart" gründete — sie alle konnten die Decadence zunächst nur in sich selbst überwinden. Wäre damals aber auch der größte

Digitized by Google

deutsche Dichter aufgetreten, er hätte kaum Aufmerksamkeit erregt; die gebildeten wie die sensationssüchtigen Kreise lagen bereits im Banne der fremden Litteraturen, in denen ungeahnte Kräfte zur Entwicklung gelangt zu sein schienen, die nun auf Deutschland einzuwirken und vor allem die Jugend aufzuregen begannen. Aus dieser Beschäftigung mit den Fremden wurde dann um die Mitte der achtziger Jahre ein neuer Sturm und Drang, die sogenannte Revolution der Litteratur, die „Moderne" geboren.

(Fortsetzung folgt)

# Volkskunst, Bauernkunst und nationale Architektur

Seit wir eine Nation geworden sind, kann man auf den verschiedensten Gebieten Bestrebungen wahrnehmen, die dieser Thatsache auch im geistigen Leben Ausdruck geben möchten. Zu einer neuen Litteratur und einer neuen Kunst sind wir zwar noch nicht gekommen. Denn was die schaffenden Geister auf den Markt gebracht haben, das läßt das deutsche Volk nach der größren Zahl seiner Angehörigen nicht dafür gelten. Desto mehr sucht man dem, was frühere Zeiten geschaffen haben, sofern es für unser heutiges Leben noch brauchbar ist und diesem Nationalgefühl entgegenkommt, sich wieder zu nähern und sich mit seinen Gedanken darin einzuleben, und was nach dieser Seite hin gebildete Männer an sich erfahren und andern in geeigneter Form mitteilen, das darf wohl auf Entgegenkommen bei unsern Lesern rechnen.

Dahin gehört zunächst ein feines kleines Buch, das wir empfehlen möchten: Volkskunst von Robert Mielke. (Mit 85 Abbildungen. Magdeburg, Niemann, 1896.) Der Verfasser ist weit gereist und hat in der Kunstthätigkeit aller Völker immer die Spuren aufgesucht, in denen sich die nationale Eigenart des betreffenden Volkes offenbart, möglichst unberührt von künstlich aufgedrängten Einflüssen. Das hat er dann auf vielfachen Wanderungen durch ganz Deutschland auf unsre heimatliche Kunst angewandt und bietet nun die vielen Bestandteile der „Bauernkunst" in Wohnung und Hauseinrichtung, Geräten und Schmuckgegenständen gesammelt in einem hübsch geschriebnen Büchlein mit vielen gut gewählten interessanten Abbildungen dar. Auch wer ziemlich heimisch in diesen Dingen zu sein glaubt, wird immer noch manches neue daraus lernen. Es versteht sich fast von selbst, daß der Verfasser ein Gegner des Klassizismus ist, und daß er die Renaissance, insofern sie nach Deutschland

Digitized by Google

gekommen ist, mit ungünstigen Blicken ansieht. Aber die antike Schule ist nun einmal durch die Geschichte so in unser Leben eingedrungen, daß wir sie nicht wieder beseitigen werden. Es fragt sich also nur, wieviel wir von dem Urdeutschen aus der Bauernkunst noch retten können. Handelte es sich nur um sinnige Betrachtung und liebevolle Versenkung in die Überbleibsel dieser Kunst, woraus dann ja für den Geist unsers Volkes, sein früheres Leben und das Verständnis der volkstümlichen Littratur vieles zu gewinnen wäre, so ist das Gebiet weit genug und anziehend und deutlich erkennbar und in kleinern und größern Denkmälern noch jetzt erhalten. Das wäre ein Gesichtspunkt, der sich vortrefflich einfügt in die Gedanken, die die Grenzboten kürzlich über deutsche Altertumsprofessoren ausgesprochen haben. Aber der Verfasser bleibt nicht auf diesem theoretischen Standpunkte, bei dem Sammeln, Verstehen, Nachempfinden und dem Wiederherstellen einer früheren Gedankenwelt stehen. Er will auch etwas praktisches. Aber was? Und wird es sich erreichen lassen? Er möchte seiner Volkskunst die Industriekunst entgegenstellen, die eine gegen die andere in den Kampf führen. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege — so meint er —, als die Kunst zur Repräsentationsdirne der Reichen wurde, als sich die entvölkerten, ehemals ackerbauenden Städte mit industriell gesinnten Einwohnern füllten, ist jene Scheidung eingetreten. Die Kunst, die allen verständlich sein könnte, die volkstümliche Bauernkunst ist verschwunden und wird in ihren Kreisen verachtet, höchstens von einzelnen Sammlern und Kennern aufgesucht und zusammengekauft. Dafür haben die Antike und die Renaissance und das Großstadtmilieu der in den Städten zusammengepferchten Leute, die sich in die Fenster gucken, mit den Ellenbogen stoßen und immer nervöser werden, eine Art von Kunstzerstreuung geschaffen, an der die andern keinen Anteil haben, und die dem innern Wesen des Deutschen fremd ist.

Gewiß, das hat ungefähr seine Richtigkeit, und es ziehen immer mehr Leute in die Städte, auch die es gar nicht nötig hätten, und die es draußen viel besser haben könnten. Aber — „da halte mal einer auf!“ sagte 1848 ein aufständischer Bürgermeister eines hessischen Örtchens, der sich vermessen hatte, ganz allein das erwartete Militär zum Dorfe hinauszuschlagen, als er nun in Wirklichkeit die Reihen der anmarschierenden Soldaten immer länger werden sah. Da liegts! Der Verfasser lebt doch selbst in einer großen Stadt, und er ist mit seiner feinen und weiten Bildung ein echtes Produkt der großstädtischen Kulturentwicklung, nur ein besseres, als viele andern. Sein hübsches Buch würde er nicht geschrieben haben, und auf alle seine netten Gedanken würde er nicht gekommen sein, wenn er noch, wie vielleicht sein Großvater, auf dem Lande säße mitten unter seiner geliebten Bauernkunst. Wir können betrachten, bedauern, auch klagen, das geht alles. Aber sowie wir anfangen, praktische Vorschläge zu machen, dann fangen auch die Schwierigkeiten an. Der Verfasser ist Idealist, und ohne Idealismus können solche

Digitized by Google

Bücher nicht geschrieben werden. Er sagt z. B.: „Der Arbeiter, hinter dessen lebhaftem Verlangen nach sozialen Verbesserungen auch das nach Befriedigung seines Kunstgefühls schlummert, hat sich bisher noch wenig um sie gekümmert. Sicher ist das nicht seine Schuld, sondern die der mangelnden Kunsterziehung, die es nicht verstanden hat, in die Mansarden- oder Kellerwohnungen zu bringen.“ Wir haben noch keinen Arbeiter kennen gelernt, der Kunstbedürfnis gehabt hätte, außer wenn er den Beruf hatte, selbst eine Art Künstler zu sein, wie mancher Möbeltischler. Für alle übrigen kommt das Kunstbedürfnis, von dessen Erfüllung sich der Verfasser soviel verspricht, von selbst an die Reihe, wenn — erst alles andre da ist. Aber — doch wir wollen dem Verfasser lieber in eine andre Gedankenreihe folgen.

Es ist reizend, in seinen Abbildungen von Bauernstühlen, Bauernschränken, Bauerntischen, Bauernornamenten usw. zu blättern, wirklich poetisch. Aber könnte man damit wohl die Kunst, deren das Leben nun einmal bedarf, aufbauen? Häuser ganz gewiß nicht. Es sind doch immer nur noch einzelne Stücke, Ausstattungsgeräte, Zierteile und dergleichen, die verwendbar wären, und das alles wäre doch auch immer nur mehr für die verfeinerten Menschen, die sich in dem Zustande wohlhabenden Behagens diese Vereinfachungen, so zu sagen, leisten, um sich einmal an den Gegensätzen des Lebens zu erfreuen. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Handwerk. Der Verfasser liebt den Kerbschnitt. Wir auch. Aber was kann man damit „machen?“ Wenn die Jungen in den Städten keine Fenster mehr einwerfen dürfen und keine Schneemänner mehr machen können und die Mutter ihnen dann einen Platz für die unvermeidliche Schmutzerei einräumen kann und mag, so giebt das eine ganz hübsche Winterbeschäftigung. Aber als Dekoration an Möbeln macht doch der Kerbschnitt zu wenig aus, um sich bezahlt zu machen. Relief leistet mehr, und Stecharbeit geht schneller. Kerbschnitt wird wohl hie und da im Kunstgewerbe angewandt, aber die Unternehmer klagen bei jedem schönen Stück, daß es zu teuer geworden sei und sich schwer verkaufe. Geübte Schnitzerinnen, die sich damit einen Teil ihres Unterhalts verdienen, sagen, daß sie nicht auf ihre Kosten kommen würden, wenn sie sich ihre Arbeit stundenweise nur nach einem bescheidnen Satze bezahlen lassen wollten. Und so geht es auch in andern Teilen der Volkskunst. Wir können uns daran freuen und werden und wollen sie nicht untergehen lassen, aber für unsre praktische Kunst und für unsre sozialen Bedürfnisse steht das alles leider sehr im Hintergrunde.

Die Verbindung von Kunstbetrachtung mit Ausblicken in das Leben findet sich wie in Mielkes Buch auch in den Aesthetisch-politischen Briefen von einem Ästhetiker. (Leipzig, Werther, 1896.) Im übrigen aber sind sie etwas ganz andres. Ihre Sprache ist Schulsprache, die Gedanken sind nicht immer abgeklärt, und die Sätze sind manchmal nicht leicht zu genießen. So ist ihrem Verfasser z. B. die Vernunft „die weise Beraterin seines Empfindens —



Digitized by Google

dessen, was der Chirurg mit dem Messer nicht finden kann, und was doch in ihm ist" (S. 18). Wir kennen aber wohl Chirurgen, die den Menschen Arme und Beine abschneiden, würden es aber doch nicht für rätlich halten, sie uns bei lebendigem Leibe so nahe kommen zu lassen, daß sie in den „Sitz unsers Empfindens" eindringen könnten. Hat er sich ferner wohl einen Augenblick klar zu machen versucht, wie er es anstellen will, eine Aureole oder eine Apotheose zu „zertrümmern" (S. 72)? Oder hat er an etwas andres als an die mechanische Satzbildung gedacht, als er S. 91 schrieb: „die nach innen gewandte Erziehung gewinnt eine neue, tiefere Bedeutung: die der exekutiven Reformfähigkeit in sich"? Denn die Worte scheinen uns keinen Sinn zu haben. Eine Broschüre, zumal wenn sie namenlos erscheint, sodaß man sie nicht um ihres Verfassers willen liest, muß klar und treffend geschrieben sein, womöglich auch unterhaltend und etwas spannend. Diese hier ist nur lehrhaft und macht uns noch dazu das Lernen ziemlich schwer. Aber vielleicht lohnt es sich gerade darum.

„Politisch" hat der Verfasser seine Briefe genannt, weil er meint, daß seine Fragen von öffentlichem Interesse seien und den Staat etwas angingen, dieser wohl auch etwas zu ihrer Lösung thun könne. „Ästhetisch" sind sie, insofern sich der Verfasser mit Gegenständen der Litteratur und der Kunst beschäftigt. Hören wir also. Von S. 49 an handelt er über das Nationaldenkmal von Begas und über Hauptmanns Hannele und sieht „das Hervorstechende der beiden Werke," also das, was die Zusammenstellung in seinen Augen rechtfertigt, bei dem Denkmal in der „Größe des plastischen Vorwurfs und der unbestreitbar vollen und vornehmen Künstlernatur des ausführenden Meisters," bei dem Theaterstück aber in dem „geistigen und gesellschaftlichen Niveau derer," die es auf der Bühne des Schauspielhauses zugelassen haben. Und dieses sein „Hervorstechendes" ist ihm außerdem noch „sei es ein unterlegtes (!) oder begründetes." Wir glauben nach diesem Anfange nicht, daß in der Beschäftigung mit Kunst und Litteratur von jeher die Stärke des Verfassers gelegen habe, und können uns auch von seinen praktischen oder, wie er sie bezeichnet, politischen Gedanken nichts andres versprechen, als eine „Erfolgsunmöglichkeit dieser Absicht," um einen nicht gewöhnlichen, aber in diesem Falle zutreffenden Ausdruck von ihm selbst zu gebrauchen. Denn daß die Kunst „das Aschenbrödel des Staats ist," entgeht zwar seiner Einsicht nicht, aber es wird nirgends klar, wie er das praktisch zu ändern gedenkt. Er mißbilligt es, daß in den Zeichensälen Anatomie getrieben wird, wovor die Griechen aus religiöser Scheu zurückschreckten, und daß die Akademien „aus der Technik die künstlerische Begabung gewinnen wollen," während sie „umgekehrt die Künstlernatur, die immer sporadische, zur vorhandnen Intuition nur im Handgriff zu belehren hätten." Dagegen hat er eine Art Menschheitsschule im Auge, wo nichts auswendig gelernt werden darf, sondern für das zu erzielende Kunstverständnis

Digitized by Google

nur die Geschmacksbildung auf sinnlichem Wege bleibt, Vorträge von Liedern, Orgelkompositionen, Anschauen von Bildern usw. Aber wir wollen das nicht im einzelnen verfolgen. Wer sich dafür interessirt, findet unter anderm auch noch einen „gangbaren Weg zu einer Neugestaltung des thätigen und sittlichen Lebens: die absolute Scheidung der materiellen Interessen von den geistigen, eine Reform, die erst das Geistige in das Ideale wandelt," was dann, um etwaige Zweifel zu besiegen, einstweilen nicht anders als durch gesperrten Druck bekräftigt werden konnte. Übrigens sagt der Verfasser auch sehr viel richtiges und gutes über den Widerstreit unsrer Verstandesbildung mit dem Gemütsleben, ohne daß wir etwas anzugeben wüßten, was wir bei ihm zuerst in dieser Form ausgedrückt gefunden hätten. Es scheint, als läge ihm die Erörterung allgemeiner sittlicher Fragen mit etwas philosophischer Färbung näher, als jene ganz konkreten Sachen, die Kenntnis und Reife des Urteils fordern, wovon in seinen „ästhetisch-politischen Briefen" nichts, vielleicht dürfen wir sagen: noch nichts zu spüren ist.

Wer als gebildeter denkender Mensch oder einer einzelnen bestimmten Aufgabe gegenüber, z. B. als wohlhabender Bauherr zu einem selbständigen Urteil angeleitet werden möchte über das, was innerhalb unsrer heutigen Architektur möglich oder nicht möglich ist, dem empfehlen wir die Architektonischen Betrachtungen eines deutschen Baumeisters, mit besondrer Beziehung auf deutsches Wesen in deutscher Baukunst von Robert Neumann. (Berlin, Ernst und Sohn, 1896.) Er findet darin zuerst eine historische Übersicht über die Baustile in ihrem Zusammenhang mit dem Leben der Völker und ihrer besondern Geschichte, alles gut und klar dagelegt, nichts zu weit hergeholt, dann in einem zweiten Teile die Folgerungen in Bezug auf die Art, wie man heute bauen oder nicht bauen sollte. Der Verfasser ist nicht einseitig für einen bestimmten Stil eingenommen, und er meint auch nicht, daß die nächste Zukunft noch einen neuen Stil zu erfinden hätte. Man soll aus dem Vorhandnen auswählen und zusammenfügen und dabei dem nationalen Gefühl gerecht zu werden und einen Gedanken auszudrücken suchen, so wie die Alten mit ihren historischen Stilen bestimmte Gedanken ausgedrückt haben. Über das Verhältnis der beiden großen organischen Baustile der Vergangenheit, des griechischen und des gotischen, spricht er sich so aus, daß man ihm wohl zustimmen kann. Er nimmt den gotischen nicht ausschließlich für uns in Anspruch und sieht andrerseits als Zögling der Berliner Bauakademie mit Recht in dem griechischen die beste praktische Vorschule für die Beschäftigung mit jedem andern Stil. In diesem Zusammenhange werden auch Karl Böttichers Verdienste um die Erklärung der griechischen Bauglieder gebührend anerkannt, nicht überschätzt, aber auch nicht bemäkelt, wie das jetzt Mode ist. Böttticher ist mit seiner Strukturſymbolik im einzelnen vielfach in die Irre gegangen, aber an alle Einzelheiten hat auch außer ihm vielleicht zu keiner Zeit

Digitized by Google

irgend jemand geglaubt. Seine Wunderlichkeiten haben die Urteilsfähigen unter den Archäologen sowohl als unter den Baumeistern stillschweigend unter einander als solche erkannt. Kein Mensch hätte es für nötig gehalten, darüber Bücher zu schreiben. Denn man wußte doch, daß vor Böttticher „das reine Griechisch" eine unverstandne Sache war. Nun erst sah man, daß mit den Bauformen etwas gemeint war, und Böttticher hatte gezeigt, was das sein könnte. Seine Übertreibungen abzustreifen war nicht schwer. Böttichers Bedeutung für die theoretische Erziehung der Architekten greift weit hinaus über den Bereich der einstigen Schinkelschen Schule; sie ist grundsätzlich und allgemein.

Wir bemerken das gegenüber einem kleinen Buche, dessen Verfasser sich nachträglich und lange nach Böttichers Tode die ganz überflüssige Mühe einer Zusammenstellung Böttticherscher Verkehrtheiten gemacht hat: Karl Böttichers Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. Eine Kritik von Dr. Richard Streiter, Architekt[en]. (Hamburg und Leipzig, Voß, 1896.) Und wir möchten noch ausdrücklich hervorheben, daß, da das große Verdienst Böttichers, zuerst die Grundlage einer Erklärung der griechischen Bauformen aufgestellt zu haben, feststeht, es eine völlig gleichgiltige Sache ist, wie sich die ästhetische Theorie irgend einer Zeit, also auch der neuesten, mit seinen einzelnen Ergebnissen abfinden mag. „Dieses Buch — sagte einst Springer in seiner Leipziger Antrittsvorlesung über Böttichers Tektonik der Hellenen — macht alle Sünden des Mannes wieder gut."

Neumann, zu dessen Buche wir zurückkehren, urteilt verständig über die Bestandteile der einzelnen Baustile in ihrer Bedeutung für die Gegenwart, z. B. wenn er sagt: „Ein dürres Reis, wie das altgermanische Zierschnitzwerk, wieder beleben zu wollen, wäre vergebliches Beginnen. Auf dem Boden, den die uns vorangegangenen Generationen bestellt haben, müssen wir weiter arbeiten" — was uns wieder auf Mielkes „Volkskunst" zurückweist. Ferner wenn er in der sogenannten deutschen Renaissance, der er für den Profanbau im allgemeinen das Wort redet, doch den Mangel an kräftiger Gruppirung hervorhebt und sie deswegen für ungeeignet zu Monumentalbauten erklärt. Unter diesem Gesichtspunkt bespricht er dann die italienische Renaissance, den Barockstil und die romanische Architektur. Auch was er über die Verwendung gotischer Zierformen an dem übrigens durch Romanen geschaffnen modernen deutschen Hause sagt, kann man gelten lassen. Denn wir stehen ja in der Praxis lange nicht mehr in dem reinen Stil, noch auf der idealen Höhe einer wirklich geschichtlichen Anschauung, von der aus Jakob Burckardt vor vierzig Jahren sagen konnte: gotisches Detail am bürgerlichen Hause sei Undank gegen die italienischen Baumeister, die diesem Hause die Disposition gegeben hätten. Wir sind eben Eklektiker und müssen froh sein, wenn es in der Architektur nicht zu Geschmacklosigkeiten kommt. Daß wir große und erfreuliche Werke

Digitized by Google

mit neuen Baugedanken werden entstehen sehen, daran denkt einstweilen wohl niemand. Es genügt gerade, daß wir die vorhandnen und zugänglichen Gedanken noch verstehen und praktisch zu gebrauchen wissen. Was hat man früher von dem „Eisenstil“ gehofft! Und was ist abgesehen von dem Nutzbau dabei herausgekommen? Neumann spricht darüber sehr gut. Das Eisen kann die weitesten Räume überdecken. Aber weiter, als die menschliche Stimme reicht, kann sich eine Kirche, ein Theater, ein Musik- oder Sprechsaal nicht wohl ausdehnen, und das sind Maße, denen die älteren Baustoffe für die Raumdeckung annähernd genügen. Da das Eisen, das viel mehr leistet, hauptsächlich als Raumdecke benutzt wird, aber in seiner ganzen Leistungsfähigkeit gar nicht ausnutzt werden kann, so darf man seinen Einfluß auf die Stilbildung nicht hoch anschlagen.

Nur in einem Punkte können wir dem Verfasser nicht beistimmen, daß nämlich um die Erziehung des Volkes zum Verstehen des Schönen durch Aufstellung schöner Gebäude die — Postverwaltung ein großes Verdienst habe. Wir sind der Meinung, daß dieses Geld anders und besser hätte angewandt werden können. Denn die Reichspost ist und bleibt doch schließlich nur eine Verkehrsanstalt und keine Repräsentationseinrichtung. Der Verfasser sagt zwar: „Die Regierung und mit ihr die Vertretung des Volkes sollte sich niemals durch allzuängstliche Sorge um das augenblickliche Gleichgewicht des Etats zu übermäßiger Sparsamkeit in Angelegenheiten der dem Volke zugänglichen Kunst veranlaßt fühlen.“ Aber damit wird er wohl keinen Eindruck machen. Denn leider hat die Regierung oder sagen wir auch: unser Volk einstweilen noch wichtigeres zu thun, als schöne Postgebäude zu bauen. Überhaupt ist die „Schönheit,“ so schön sie auch ist, da sie Geld kostet, nicht das Nächstliegende. Vieles andre muß erst da sein. Aber es ist begreiflich, daß jeder seine Sache, je ernsthafter er sich mit ihr beschäftigt, um so eher auch als „national“ anzusehen geneigt ist. Früher hatten wir zu wenig von diesem Streben, alles auf die Gesamtheit zu beziehen und in das politische Leben ausmünden zu lassen. Jetzt wird es dessen manchmal ein bischen zu viel. Aber das schadet nichts. So lange Bücher in dem Bereiche theoretischer Betrachtung bleiben, erfreuen sie uns durch Belehrung und Unterhaltung. Werden sie aktuell, soll der „Racker von Staat“ zu den Lasten der Beschäftigungen eines Verfassers herangezogen werden, dann — wirds gewöhnlich schwach. Ach, wie schwer ist es doch, in sozialen Fragen, zu denen diese ja doch auch gehören, etwas neues und dabei doch brauchbares zu sagen!

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Organisation des Handwerks. Wenn in alten Zeiten Standesgenossen eine jener Blutsbrüderschaften schlossen, die im germanischen Norden gewöhnlich Gilden genannt wurden, so lautete der einzige Paragraph, der nicht aufgeschrieben zu werden brauchte: wir vereinigen uns zu Schutz und Trutz und gegenseitiger Hilfe. Den weitern Inhalt des Bündnisses erwartete man vom Leben, das nicht zögerte, Gelegenheiten zu gegenseitiger Hülfeleistung zu liefern. Wurde dann später einmal, nach jahrzehnte- oder jahrhundertelangem Bestand der Gilde, zur Abfassung von Satzungen geschritten, sei es zur Schlichtung von Streitigkeiten oder weil es die Obrigkeit forderte, so enthielten diese Satzungen nichts, was nicht jeder Genosse aus langjähriger Übung gekannt hätte. In unserm papiernen Zeitalter fängt man das Organisiren von Genossenschaften wie so manches andre von hinten an. Nicht immer und überall. Die englischen Gewerkvereine, die westfälischen, hessischen, fränkischen, schlesischen Bauernvereine mit ihren Darlehns-, Einkaufs- und Molkereigenossenschaften sind aus dem Bedürfnis erwachsen, haben sich mit einem mäßigen, bloß kodifizirenden Paragraphenwerke beholfen und sind von der Gesetzgebung und Staatsaufsicht teils ganz verschont geblieben, teils erst in deren Obhut genommen worden, als sie schon fertig waren. Aber der vorliegende „Gesetzentwurf, betreffend Änderung der Gewerbeordnung“ — des darauf verwendeten mühsamen Fleißes wegen thut es uns leid es sagen zu müssen — ist eines der merkwürdigsten Beispiele der modernen Vonhintenmethode. Ein im Lesen und Verstehen geübter Mann braucht mindestens anderthalb Stunden, um die 133 Paragraphen und die darauf folgenden sechs Artikel mit Bedacht durchzulesen. Wie viel Zeit wird der gewöhnliche Handwerker dazu brauchen, dem die Motive des Entwurfs „Schwerfälligkeit, Mangel an Initiative“ und „unzureichende Gewandtheit und Sicherheit in der Behandlung der unter den heutigen Verhältnissen nicht zu entbehrenden geschäftlichen Formen“ nachsagen; wie viel Zeit wird er dann dazu brauchen, diese Paragraphen zu verstehen und zu verdauen, und wie wird er sich dazu anstellen, wenn er sie in genossenschaftlicher Thätigkeit verwirklichen soll! Wird es nicht kommen wie in Österreich, wo, wie ein amtlicher Bericht vom Jahre 1894 mitteilt, die Thätigkeit der Innungen „sich vielfach auf die Erhebung der Beiträge beschränkt, sodaß die Mitglieder die ihnen auferlegten Lasten fühlen, ohne der Vorteile der Genossenschaft teilhaftig zu werden?“

Sehr bedeutend könnten übrigens diese Vorteile auch im günstigsten Falle nicht sein, denn der Inhalt, den der § 84 den Innungen zuweist, ist recht dürftig. Einen weit reichern Inhalt bietet der § 84a dar, der angiebt, wozu die Innung außerdem „befugt“ sein soll, und zwar decken sich die hier angedeuteten Aufgaben wie die Gründung von Unterstützungskassen und gewerblichen Einrichtungen so ziemlich mit dem, was zur Zeit der höchsten Blüte der Innungen ihren Inhalt ausmachte. Aber wenn der zur Lösung solcher Aufgaben erforderliche Gemeingeist bei den Handwerkern vorhanden wäre, dann würden sie sie längst in die Hand genommen und nicht auf die „Befugnis“ gewartet haben, die ihnen hier erteilt wird. Von den Schwierigkeiten, unter denen so viele unsrer heutigen Handwerker leiden, berührt der Entwurf keine einzige unmittelbar, und die Organe der dem Zunftwesen überaus freundlich gesinnten Zentrumspartei beeilen sich denn auch, ihren Lesern zuzurufen, sie sollten sich nicht etwa einbilden, daß durch die Zwangsorganisation die soziale Frage fürs Handwerk gelöst werde. Mittelbar könnte ja die Organisation zu dieser Lösung einiges beitragen, namentlich wenn sie die Handwerker dazu brächte, von den ihnen gewährten „Befugnissen“ Gebrauch

Digitized by Google

zu machen; es ist aber eben sehr unwahrscheinlich, daß dieser Anstoß von außen die fehlende innere Triebkraft ersetzen werde. Zudem wollen gerade die tüchtigsten Handwerker von genossenschaftlicher Hilfe nichts wissen. Soweit sie solche brauchen können, steht sie ihnen in der Form von Vorschußvereinen, Gewerbevereinen, Handels- und Aktiengesellschaften schon zur Verfügung; im übrigen haben sie keine Ursache, sich über die modernen Verhältnisse zu beschweren, sondern ziehen aus allen: aus dem Maschinenwesen, aus den Verkehrsanstalten, aus den Kreditanstalten, aus der freien Konkurrenz den größten Nutzen. Man sehe sich doch die großen Tischler, Schlosser, Ofenfabrikanten, Uhrenfabrikanten, Metzger und Wurstmacher, die sich von kleinen oder mäßigen Anfängen emporgearbeitet haben, einmal an und frage sich, was ihnen eine Zwangsgenossenschaft hätte bieten können? Sie hätte ihnen nur die Bewegungsfreiheit geraubt, und als energische Männer, die sie sind, würden sie vielleicht der wohlwollenden Obrigkeit, die sie hätte bevormunden wollen, den Kram vor die Füße geworfen haben und mit ihrem Ersparten nach Amerika ausgewandert sein. Neun Zehntel aller deutschen Handwerker haben, wie die Motive eingestehen, bisher von den Innungen nichts wissen mögen. Der kleinere Teil von diesen neun Zehnteln besteht aus den Tüchtigen, Energischen und Schlauen, die in ungebundner Freiheit am besten fortkommen, die dabei wohlhabend und zum Teil reich werden, der größere Teil aus jenen Armen, Kraft- und Mutlosen, die für genossenschaftliche Bestrebungen kein Geld und keinen Sinn haben. Die Genossenschaft im Sinne der idealistischen Vertreter des Genossenschaftswesens bedeutet den Verzicht des Einzelnen aufs Reichwerden um der Gesamtheit willen. Diese Bedeutung hat auch die Innung zur Zeit ihrer höchsten Blüte gehabt, indem sie durch die Beschränkung der Zahl der Hilfsarbeiter, durch Preis- und Lohntaxen einer starken Differenzirung der Vermögen vorzubeugen suchte. Die Handwerker konnten damals eine solche Entsagung üben, weil erstens auch bei mäßigem Verdienst die Existenz keines Einzelnen gefährdet war, weil zweitens jeder in seinem Hausgrundstück eine von den Schwankungen des Gewerbeertrags unabhängige Grundlage des standesgemäßen Daseins hatte — der Mann konnte nicht weit fliegen, aber in dem Neste, worin er saß, saß er sicher und warm —, und weil drittens das gemeinsame Interesse der Genossen daran, die Herrschaft in ihrem kleinen Staate gegen die Geschlechter zu behaupten, weit stärker war als das Interesse jedes Einzelnen an ein paar Gulden Mehrverdienst. Der heute unter den Handwerkern herrschende Individualismus wird dadurch entschuldigt, daß diese die Entsagung leicht machenden und zum Anschluß an die Genossen drängenden Umstände nicht mehr bestehen. Im modernen Großstaat kann von einem Ringen der Handwerker mit dem Adel um die Herrschaft keine Rede mehr sein; dagegen sieht sich jeder gezwungen, rücksichtslos Geld zusammenzuraffen, weil schon eine bedeutende Einnahme dazu gehört, um sich eine die gesellschaftliche Stellung sichernde Wohnung verschaffen zu können, und weil länger anhaltende Dürftigkeit des Einkommens die Gefahr eines schrecklichen und schmachvollen Schicksals nach sich zieht. Die genossenschaftliche Organisation soll nun zwar diese Gefahr beseitigen, aber jeder fürchtet sich, den Anfang damit zu machen, weil der Erfolg solcher Versuche sehr zweifelhaft, der Schaden dagegen, den unter den beschriebnen Umständen die Einbuße von ein paar Thalern verursacht, ganz sicher ist. Die Regierung wird daher mit ihrem wohlgemeinten Versuche beim größten Teile der Handwerker auf entschiednen Widerstand stoßen; schon haben ihr mehrere nicht zünftlerische Handwerkerversammlungen, wie die der thüringischen und pfälzischen Gewerbevereinsverbände, rund abgesagt. Gewiß sind Handwerkerorganisationen wünschenswert; gewiß wird es auch wieder einmal dazu kommen, und

Digitized by Google

die Regierung wird wohl daran thun, für Neubildungsversuche einen weiten und einfachen Rahmen bereit zu halten. Aber für eine allumfassende und ins einzelne gehende Organisation ist die Zeit noch nicht gekommen. Die beständige Umwandlung der Handwerke durch den technischen Fortschritt, die Vernichtung alter und die Entstehung neuer Gewerbe schreitet noch so rasch fort, daß Innungsstatuten, die heute zweckmäßig erscheinen, morgen schon gegenstandslos geworden sein können.

Höchst dankenswert sind die Bestimmungen des Entwurfs über das Lehrlingswesen; aber gerade bei den Innungsmeistern hat die Regierung auf keinen Dank dafür zu rechnen, weil sich viele von ihnen bloß durch Lehrlingszüchtung und Lehrlingsausbeutung über Wasser halten. Den Innungen „die Durchführung und Überwachung der Vorschriften über das Lehrlingswesen" zuweisen, das würde geradezu heißen, den Bock zum Gärtner machen, wenn nicht die Staatsaufsicht auf allen drei Stufen der geplanten Organisation die Verhütung von Mißbräuchen verbürgte, aber eben von dieser strengen Staatsaufsicht sind die Innungsmeister ganz und gar nicht erbaut. Für das „gedeihliche Verhältnis zwischen Meistern und Gesellen" endlich, das die Innungen fördern sollen, sind die Aussichten herzlich schlecht, indem einerseits die Meister, zunächst auf dem „Deutschen Tischlertage," schon gegen die Gesellenausschüsse protestirt haben, andrerseits die Gehilfen mit den Bestimmungen über die Zusammensetzung dieser Ausschüsse noch nicht zufrieden sind und außerdem fürchten, daß die jetzt bestehenden Gewerbegerichte, deren heilsame Wirksamkeit sie anerkennen, von den Innungsschiedsgerichten, denen sie nicht trauen, werden verdrängt werden. Nun, wenn der Entwurf sonst nichts nützt, wird er uns doch im nächsten Winter eine lange Reihe sehr interessanter Reichstagsdebatten bescheren.

## Schwarzes Bret

Von dem Ausspruch Bismarcks: Wir Deutschen fürchten Gott usw. werden immer mehr Vorläufer nachgewiesen. Schon bei Ernst Moritz Arndt heißt es in einem Gedicht „Die alten und die neuen Teutschen":

Ihr (der Väter) Speer fuhr durch Roß und durch Reiter,
Durch Panzer und Schild wie der Blitz,
Sie fürchteten Gott und nichts weiter,
Und hielten nur Tugend für Witz.

Und in Racines Athalie sagt, ziemlich zu Anfang, Joad zu Abner:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Der Ausspruch Bismarcks läuft auf ein Wortspiel hinaus, bei dem fürchten das einemal im Sinne von Ehrfurcht, das andremal im Sinne von Feigheit genommen ist, und das interessanteste an den bisherigen Nachweisen ist, daß dieses Wortspiel auch im Französischen und Englischen möglich ist. Im übrigen liegt es so nahe, daß es uns gar nicht wundern sollte, wenn noch ein Dutzend weitere Vorläufer nachgewiesen würden. Es geht mit solchen Aussprüchen wie mit manchen Melodien: sie kehren immer wieder, aber immer wieder selbständig und ohne daß im geringsten an Entlehnung zu denken wäre.

---

Wie die Kölnische Zeitung vom 17. August berichtet, ist am 15. August am Königl. Gymnasium in Trier eine „Spetafel" (so!) enthüllt worden, die folgende Inschrift trägt: „In diesem Hause hat gewohnt und in der Kirche nebenan liegt begraben Friedrich Spe von Langenfeld, S. J., der tapfere Vorkämpfer des Hexenwahns und fromme Dichter der Trutznachtigall. Geb. 1591, gest. 1635."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Die Ursachen der Unsicherheit im Innern

Die Krisengerüchte wollen nicht verstummen. Man glaubt nicht daran, daß die jetzige Regierung von großer Dauer sein werde. Man glaubt auch, daß noch andre Gründe als das hohe Alter und der Gesundheitszustand des Reichskanzlers hierfür bestimmend seien. Man hat sich daran gewöhnt, unsre politische Lage als unsicher anzusehen. Und besonders der gegenwärtigen Regierung ist von Anfang an keine lange Dauer prophezeit worden. Neuerdings sind aber durch den Rücktritt des Kriegsministers die öfter geäußerten Vermutungen bestätigt worden, und so scheint es, daß wir uns bereits mitten in einer Krisis befinden.

Wodurch entsteht diese Unsicherheit? Was auch immer den einzelnen Ministern vorgeworfen werden mag, ob sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen sein mögen, die Ursache der Unsicherheit liegt doch tiefer. Sie entsteht durch das Bestreben, nach Grundsätzen zu regieren, die sich in dem heutigen politischen Leben nicht durchführen lassen.

In konstitutionell regierten Ländern pflegen die Führer der politischen Parteien zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen zu werden, und das Stärkeverhältnis der Parteien entscheidet darüber, welcher Parteirichtung die Herrschaft über die Gesetzgebung zufällt. Bei uns mag wegen unsrer ganzen geschichtlichen Entwicklung die Befolgung konstitutioneller Grundsätze in diesem strengen Sinne nicht notwendig sein. Ja wenn der Versuch gemacht würde, bei uns mit einem Schlage eine solche Regierungsweise einzuführen, so ist es sogar zweifelhaft, ob das ersprießliche Folgen haben würde. Aber wie wir auch immer die Eigentümlichkeiten des Volkscharakters und die sonstigen in Betracht kommenden Verhältnisse berücksichtigen mögen, auch bei uns ist es doch unerläßlich, daß die Regierung die Volksstimmung beachte, daß sie darnach ihre Maßnahmen treffe, ihre Vorschläge mache. Das ist auch dem Grundsatze nach immer an-



Digitized by Google

erkannt worden; nur wird in der Praxis zu wenig darnach verfahren, und die Folge ist dann Mißbehagen und Unzufriedenheit. Politiker, die keineswegs für den Konstitutionalismus schwärmen, haben doch die Forderung gestellt, daß die Regierung nach der Bildung einer starken zuverlässigen Mehrheit streben und bestimmte politische Grundsätze befolgen müsse. Mit andern Worten, die Regierung soll ihre Stütze in der Zustimmung der Mehrheit des Volkes suchen. Dazu ist aber erforderlich, daß volle Klarheit über die von der Regierung vertretnen politischen Grundsätze herrsche, damit man nach wohlerwogner eigner Überzeugung für oder wider Stellung nehmen könne.

Die Politik ist nicht eine Sache, die sich einseitig von oben herab leiten und bestimmen ließe, und wobei das Volk nur den unbeteiligten Zuschauer zu spielen hätte. Auf diese Art kann keine Zufriedenheit erreicht werden. Wollten wir aber einem offiziösen Blatte glauben, so müßten wir einen solchen Zustand als den glücklichsten ansehen, nur daß sich dieses Ideal gegenwärtig doch wohl schwer verwirklichen läßt. Daß die Autorität zu wenig geachtet werde, darüber wird ständig geklagt; daß die Autorität der Felsen sei, auf dem der Staat am sichersten ruhe, wird immer wieder behauptet. Wäre das richtig, dann müßte man doch um so mehr im Volke wissen, was die Regierung, in deren Namen die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande gepredigt wird, eigentlich will. Wenn die Autorität ein „unbeschriebnes Blatt“ ist, wenn nur ganz allgemein darauf hingewiesen wird, daß das, was die Regierung wolle, das Beste und Richtigste sein müsse, wenn man auch ihre Absichten nicht genau kenne, so kann das doch nimmermehr zur Beruhigung dienen. Je entschiedner die Forderung gestellt wird, daß die Anschauungen der Regierung für die Bestrebungen der Parteien maßgebend seien, desto berechtigter ist die von der andern Seite gestellte Forderung, die Regierung solle ein bestimmtes Programm aufstellen, nach dem man sich richten könne.

Daß es hieran fehlt, hat ja beständig Anlaß zu Klagen gegeben. Gerade die Parteien, die am ehesten geneigt sind, auf die Anschauung von der verpflichtenden Autorität der Regierung einzugehen, haben die Fähigkeit zur Führung bei der Regierung schmerzlich vermißt. Zwischen den Blättern dieser Parteien und den offiziösen hat sich zeitweilig ein Federkrieg abgespielt, der ganz ergötzlich sein könnte, wenn nicht die Sache zu ernst wäre. „Ihr wißt nicht, was ihr wollt,“ hieß es auf der einen Seite, und auf der andern: „Ihr könnt nur kritteln und mäkeln, aber keine verständigen Vorschläge zur Besserung machen.“ Bei diesem gegenseitigen Ausschelten, bei diesem Bestreben, die Schuld an der Unsicherheit der politischen Lage einander zuzuschieben, ist man nicht von der Stelle gekommen.

Gewiß, es hat bei uns eine Zeit gegeben, wo die Regierungsautorität eine große Rolle spielte. Aber es sollte doch endlich eingesehen werden, daß das Verhältnis, das sich zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Volke, oder

Digitized by Google

sagen wir einem großen Teil, dem überwiegend größten Teil des Volks gebildet hatte, und wodurch lange Zeit die politische Lage bestimmt wurde, ganz eigentümlich und ungewöhnlich war, daß die Bedeutung einer außerordentlichen Persönlichkeit und große ungewöhnliche Zeitereignisse zusammengewirkt hatten, ein solches Verhältnis zu ermöglichen. Es sollte allgemein zugegeben werden, daß hiervon nicht für alle Zeiten das Muster einer Regierung entlehnt werden darf, und die, die den Ruf nach der „starken Hand" erheben, sollten sich eines geflügelten Worts erinnern und bedenken, daß die Zeit gekommen ist, wo Deutschland zeigen muß, daß es „reiten" kann, nachdem es von geschickter Hand in den Sattel gehoben worden ist.

Die auf beiden Seiten erhobnen Vorwürfe sind nicht ganz unberechtigt. Auch im Volke fehlt es zu sehr an der Fähigkeit zu fruchtbarer Parteibildung und fruchtbarer politischer Thätigkeit. Alle Versuche, ein neues Kartell zu bilden, sind schmählich gescheitert, weil die Bedingungen für eine Parteibildung nach dem Muster der frühern nicht mehr vorhanden sind. Auch das Volk bedarf der politischen Erziehung, weil es unter der Bismarckschen Regierung die Selbstthätigkeit zu sehr verlernt hat, aber die Fähigkeit zu fruchtbarer Thätigkeit wird sich schon einstellen, wenn dem Volke größere Selbständigkeit gewährt wird, wenn man im Volke weiß, daß die Parteibildung und das Stärkeverhältnis der Parteien für die Gesetzgebung entscheidend ist. Vor allem aber: wenn gewohnheitsgemäß auf die Initiative der Regierung so viel Wert gelegt wird, ist das Verlangen berechtigt, daß die Regierung einen festen Kurs steuere.

Und da stellt sich denn mehr und mehr als ein Mangel heraus, was als ein Vorzug gepriesen worden ist. Es ist als die Aufgabe der Regierung bezeichnet worden, keinen bestimmten Parteistandpunkt einzunehmen, vielmehr unter den Parteiprogrammen eine Auswahl zu treffen. Aber dieses Bestreben, Parteilichkeit und Einseitigkeit zu vermeiden, hat zu einem haltlosen Schwanken geführt. Es ist zuzugeben, daß Ausschreitungen des Parteigeistes verwerflich sind, daß der Parteikampf viel Abstoßendes hat. Aber daraus darf nicht gefolgert werden, daß Parteilosigkeit ein Vorzug und das Festhalten bestimmter Grundsätze entbehrlich sei. Bei Personenwechseln in der Regierung ist mehrfach die Versicherung abgegeben worden, daß es sich nicht um einen Systemwechsel handle. In Wahrheit aber wird damit die Berechtigung des Personenwechsels sehr in Frage gestellt. Denn nicht Personenfragen, sondern wichtige politische Fragen sollten in solchen Fällen entscheiden. Welche Gründe eigentlich für die Entlassung von Ministern und die Neubesetzung ihrer Ämter bestimmend waren, ist in mehreren Fällen nicht genügend aufgeklärt worden. Die Auskunft aber, daß politische Meinungsverschiedenheiten nicht den Anlaß zur Entlassung gegeben hätten, eine Änderung der Regierungspolitik nicht beabsichtigt sei, kann nach keiner Seite befriedigen. Denn im Volke ist man von der Not-

Digitized by Google

wendigkeit überzeugt, daß die verantwortlichen Leiter der Politik Vertreter bestimmter politischer Anschauungen seien. Wohl nur bei so eigentümlichen Verhältnissen kann es vorkommen, daß ein neuernannter Minister als ein „unbeschriebnes Blatt“ bezeichnet wird. Wo Klarheit im politischen Leben herrscht, ist es allgemein bekannt, was ein Ministerwechsel bedeutet; man weiß, daß triftige Gründe diesen Wechsel notwendig machen, und wenn auch selbstverständlich nicht alle zufrieden sind, so wirkt es doch beruhigend, wenn den Forderungen der Gerechtigkeit nach Möglichkeit Genüge geschieht.

Das ist der Widerspruch: man sucht bei uns die Gegensätze im politischen Leben hinwegzudeuten; man thut, als ob die Regierung sie nicht zu beachten, nicht im Parteikampf eine klare, unzweideutige Haltung einzunehmen brauchte. Und doch treten gerade gegenwärtig sehr scharf ausgeprägte Parteibestrebungen, namentlich wirtschaftspolitische, hervor und sind zum Teil unter dem Schutz oder doch der wohlwollenden Nachsicht der Regierung zu solcher Stärke gediehen. Dadurch werden aber dem vermittelnden Streben der Regierung die größten Schwierigkeiten bereitet. Fanatiker kann man nicht zufrieden stellen, indem man ihnen die Versicherung giebt, die Regierung werde schon wissen, wie weit ihre Forderungen durchführbar seien, und werde das Mögliche für sie thun. Sie verlangen die volle Durchführung ihres Programms, wie unsinnig auch ihre Forderungen sein mögen. In einer so wichtigen Frage, wie z. B. der Währungsfrage, kann halbes Entgegenkommen der Regierung gegen die Anhänger der Doppelwährung weder diese noch ihre Gegner befriedigen. Man verlangt im Volke mit Recht, daß die Regierung eine entschiedne Haltung in solchen Fragen einnehme, und man wünscht auch eine Gewähr dafür, daß nicht zu jeder Zeit zufällige Umstände die Überzeugung der Regierung erschüttern und ihre Haltung ändern können.

Wir haben gesagt, daß die Regierung konstitutionelle Forderungen, so weit sie für uns gelten müssen, zu wenig beachte. Mitunter aber könnte es scheinen, als ob sie zu gewissenhaft und streng konstitutionell verführe. Sie hat Reichstagsbeschlüssen nachgegeben, die ihrer Überzeugung nicht entsprachen. Aber jeder weiß doch, wie das zugegangen ist. Es würde der Regierung leicht sein, die Herrschaft der Agrarier im Reichstag zu brechen. Wenn die Regierung die Forderungen der Agrarier entschieden abwiese, so würde das seine Wirkung nicht verfehlen auf die Parteien, die den Agrariern wohlwollend gegenüberstehen und eine ähnliche Haltung einnehmen wie die Regierung. Die Nachgiebigkeit der Regierung im Terminhandel beweist nur, daß es der Regierung in wirtschaftspolitischen Fragen an einem bestimmten Programm fehlt, daß sie die volle Bedeutung dieser Fragen nicht würdigt.

Aber nicht nur im Volke werden die hervorgehobnen Mängel schmerzlich empfunden. Auch die verantwortlichen Leiter der Regierungspolitik selbst fühlen sich von dieser Unsicherheit und Unklarheit nicht befriedigt. Wie wenig

Digitized by Google

auch diese Männer Anhänger des Konstitutionalismus sein mögen, so drängen sich ihnen doch gewisse Forderungen des Konstitutionalismus als unabweisbar auf. Und wie geschmeidig sie auch teilweise sein mögen, wie sehr daran gewöhnt, als Vollstrecker eines höhern Willens ihren Ehrgeiz befriedigt zu fühlen, sie haben sich doch bestimmte politische Anschauungen gebildet, die sie, je nachdem es die Verhältnisse fordern, nicht preiszugeben gewillt sind. Der Ansicht, daß die Parteigegensätze im Volke von untergeordneter Bedeutung seien und einander nicht ausschlössen, daß die Regierung eine höhere Einheit im Parteileben darstellen solle, entspricht es, daß auch die Regierung ungleichartig zusammengesetzt ist, daß in ihr Vertreter verschiedner Parteianschauungen zusammenwirken. Was dabei herauskommt, haben wir oft genug erfahren. Die Reibungen nehmen kein Ende und finden gelegentlich in der Presse scharfen Ausdruck.

Es ist begreiflich, daß bei diesem Mangel an Einheitlichkeit Ministerposten nicht sehr begehrt sind. Namentlich muß der oberste und verantwortliche Leiter der Reichs- und Staatspolitik diesen Zustand als eine wesentliche Erschwerung seiner Aufgabe empfinden. Er hat beständig mit Bestrebungen zu kämpfen, die seine Politik kreuzen, und dieser Kampf muß ihm das Amt verleiden. Man hat von einer Nebenregierung, von unberufenen, für die Politik nicht verantwortlichen Ratgebern gesprochen. Eben weil nicht das Stärkeverhältnis der Parteien im Volke über den Gang bei Politik entscheidet, giebt sich das Bestreben kund, auf anderm Wege gewisse Dinge durchzuführen, die von der Mehrheit des Volkes nicht gebilligt werden. Und so hat ein Ränkespiel hinter den Kulissen einen unbilligen und bedenklichen Einfluß auf die Politik gewonnen.

Bei den neuesten Vorgängen steht eine Militärfrage im Vordergrunde und scheint bei den Meinungsverschiedenheiten den Ausschlag zu geben. In diesen Fragen pflegte bisher die Mehrheit des Volkes, pflegten die führenden Kreise des Volkes auf Seiten der Regierung zu stehen. Um so sorgfältiger sollte darauf Bedacht genommen werden, daß das der Regierung geschenkte Vertrauen nicht verscherzt werde. Wenn aber, sei es in nächster Zeit oder später, ein Wechsel in der Person des Reichskanzlers stattfinden sollte aus den mehrfach in der Presse erörterten Gründen, was durch den Rücktritt des Kriegsministers sehr wahrscheinlich geworden ist, so würde dem „kommenden Mann" nicht mit besonderm Vertrauen entgegengesehen werden. Man würde darin das Zeichen einer Schwenkung der Regierungspolitik sehen, die in weiten Kreisen Mißbilligung finden würde, und die damit eingeleitete Politik würde wahrscheinlich Widerstand finden weit über die Kreise hinaus, die bisher in Militärfragen zur Opposition zu gehören pflegten. Denn auch solche Politiker, die der Regierung gern alles bewilligen wollten, was zur Stärkung der Wehrmacht dient, und die zu dem Urteil der Regierung in diesen Fragen bisher volles Vertrauen hatten, stehen doch in diesem Falle auf Seiten der

Digitized by Google

bisherigen Regierung. Sie trauen es weder dem Fürsten Hohenlohe noch dem bisherigen Kriegsminister zu, daß sie Änderungen empfehlen würden, von denen eine Untergrabung der Heereszucht und Schwächung des Heeres zu befürchten wäre. Sie halten es für eine berechtigte und zeitgemäße Forderung, daß eine Änderung der Militärstrafgerichtsbarkeit eingeführt werde. Überall wird der Verdacht bestärkt, daß spezifisch militärische Anschauungen, daß die Bestrebungen, einen besondern militärischen Kastengeist zu pflegen, einen ungebührlichen Einfluß auf die Regierungspolitik erlangt haben. Und zugleich ist der Verdacht wohl berechtigt, daß ein Mann, der neuzeitlichen Anschauungen in schroffer Weise entgegentritt und berechtigte neuzeitliche Forderungen mißachtet, auch in andern Fragen nach rechts hin weniger Widerstandskraft besitzen werde als Fürst Hohenlohe, daß die auf der Rechten vertretenen extremen Forderungen noch mehr Unterstützung bei der künftigen Regierung finden werden. Das sind trübe Aussichten.

## Die geographische Lage Deutschlands

Die englische Presse, bestrebt, an Deutschland soviel Schwächen und Blößen wie möglich zu entdecken, hat sich in den letzten Monaten auch öfter auf das geographische Gebiet begeben, um die Lage des deutschen Reichs zwischen drei Groß- und fünf Kleinstaaten als eine äußerst mißliche, wenn nicht gefahrvolle darzustellen. Für die Bewohner eines Inselandes ist es ja nun ein billiges Vergnügen, sich natürlicher Vorteile zu rühmen, für die sie nichts können. Aber ganz harmlos ist es nicht. Die Größe eines Volks auf Vorteile der Lage und der Gestalt seines Wohngebiets begründet zu glauben, ist eine Täuschung, die verhängnisvoll werden kann. Die Natur bietet keine Lage von unbedingter Unbesieglichkeit. Entscheidend bleibt immer die Art der Ausnutzung natürlicher Vorteile, und diese liegt in der Erziehung des Volkes. Nicht die Völker haben in der Geschichte das Größte geleistet und die dauerndsten Werke geschaffen, über die die Natur das reichste Füllhorn ihrer Gaben ergossen hat, sondern die armen und zurückgedrängten, die sich Freiheit und das Leben täglich verdienen mußten. Daher wollen wir zwar gern dem Standard und seinen Genossen glauben, daß ihnen unsre Lage bedenklich erscheint; wir werden uns aber dadurch nicht entmutigen lassen, auf diesem vielbedrohten Boden nach wie vor unsern Mann zu stellen. Wir denken an das Kolleg über praktische

Digitized by Google

politische Geographie, das Bismarck am 6. Februar 1888 in seiner berühmten großen Rede dem Reichstage gelesen hat. Dort heißt es: „Gott hat uns in eine Lage gesetzt, in der wir durch unsre Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Versumpfung oder Trägheit zu geraten. Die französisch-russische Pression, zwischen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsre Kohäsionsfähigkeit auch durch Zusammendrücken erheblich steigern, sodaß wir in dieselbe Lage der Unzerreißbarkeit kommen, die fast allen andern Nationen eigentümlich ist, und die uns bis jetzt noch fehlt." Bismarck als politischer Geograph und Geschichtsphilosoph ist wohl frei von dem Vorwurf der Beschönigung. Die Lage Deutschlands birgt auch für ihn Gefahren. Wer kennte sie besser? Aber sie umschließt auch Quellen der kräftigenden Selbsterziehung und der gesteigerten Wirkung nach außen. Allerdings verlangt die Offenhaltung dieser Quellen eine ununterbrochne Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Volkes. Es kann uns ganz angenehm sein, daß die Engländer nur an die Sicherheit ihrer meerumschlungnen Lage denken, ohne sich der Kehrseite zu erinnern: der Möglichkeit, von allen Hilfsquellen abgeschnitten zu werden oder der gegebnen Beschränktheit des Raumes, die schon so vielen Inselvölkern verderblich geworden ist. Uns ist der Luxus einer so optimistischen Betrachtung versagt. Wir müssen die Nachteile und Vorzüge unsrer Lage scharf ins Auge fassen und werden nie darüber im Unklaren sein dürfen, daß unser Staat wesentlich auf dem Willen seiner Bewohner ruht, ihn zu erhalten. Die Seele unsers Staates ist die Seele unsers Volkes. Keinem andern Volke muß es so klar werden wie uns, daß Staaten nicht tot neben einander liegen wie auf der Landkarte. Jede Nachbarschaft ist auch eine Beziehung. Die Staaten müssen aufeinander wirken, und in den mannichfaltigen Bewegungen der Geschichte drängen alle gegeneinander. Der schwächere Nachbar wird von dem stärkern seiner Selbständigkeit beraubt. Das Gebiet des starken Staates wächst, das des schwachen weicht zurück. Kleine Nachbarn, die ihren Raum nicht vergrößern können, senden den Überschuß ihrer Volkszahl auf das Gebiet des größern; ihre Auswandrer machen zwar dort keine politischen Eroberungen, aber sie erwerben Lohn, oft reichen Lohn, Boden und Einfluß. Die Geschichte kennt Beispiele, wo aus einer solchen scheinbar rein wirtschaftlichen Ausbreitung eine friedliche politische Eroberung hervorging. Inmitten aller dieser Bewegungen fest an dem Boden zu halten, den wir als unser Staatsgebiet abgegrenzt haben, erfordert ununterbrochne Gegenbewegungen von unsrer Seite. Jede Lücke und jede Schwäche würde uns verhängnisvoll werden. Unser inneres Leben muß so stark sein, daß es den Gedanken an einen Einbruch gar nicht zuläßt, weil es ununterbrochen selbst nach außen wirkt und nach den Grenzen zu noch mehr Energie zeigt als im Kern. Deutschland ist nur, wenn es stark ist. Kräftig zusammengefaßt und doch von schlagfertiger Beweglichkeit, von einem starken Selbstbewußtsein erfüllt und doch vorsichtig und wachsam,

Digitized by Google

kühn, arbeitsam und ausdauernd: so muß der Staat sein, der nicht von seinen Nachbarn erdrückt werden, sondern selbst noch Raum gewinnen will. Die größte Gefahr einer solchen Lage liegt in der politischen Passivität, zu der sie so leicht das von allen Seiten bedrohte und zuletzt ermüdende Staatswesen verleitet. Unthätiges Gehenlassen ist sicher der Anfang seines Untergangs. Jener größten Freiheit des politischen Handelns zu entbehren, die dem Inselstaate gewährt ist, und doch nicht zu erschlaffen in der ununterbrochnen Bereitschaft zu handeln, ist Schicksal und Aufgabe der Länder in unsrer Lage. Die Geschichte lehrt uns nur drei Wege, die ihnen gewiesen sind: der Polens, der zur Zertrümmerung führte, der der Schweiz, an dessen Ende die neutrale Verzichtung auf politisches Handeln liegt, und der Deutschlands, der durch Zusammenraffen zu rechter Zeit die im alten Reich und im Bunde schon verlorne Kraft sich wiedergewann.

Deutschland steht ja glücklicherweise nicht allein damit in Europa, daß das, was seine Staaten und Stämme wie aus einem seelischen Mittelpunkte zusammenhält, nur zum Teil die Gemeinsamkeit des Bodens, der Lage und des Klimas ist, zum andern und größern in dem Geist und dem Charakter seiner Bevölkerung liegt. Das politische Übergewicht Europas ist ja überhaupt kein Massengewicht, sondern ein geistiges. Die Kämpfe des kleinen europäischen Griechenlands mit dem großen asiatischen Persien haben sich unzählige male wiederholt. In dem Sieg der geistigen Mächte über die Massen liegt etwas bezeichnend europäisches.

Der Blick des Geographen richtet sich natürlich zuerst auf das Gemeinsame, das der Erde eingeschrieben ist. Die Lage, die Größe, die Gestalt unsers Erdteils kommen in der Lage, der Größe, der Gestalt unsers Landes zum Ausdruck. Trägt doch jedes Land Eigenschaften seines Erdteils. So gehört auch Deutschland nicht bloß äußerlich zu Europa, sondern es saugt durch die tiefsten Wurzeln europäisches ein. Die Vergangenheit seiner Völker reicht nach Asien hinein, und asiatische Nomadenhorden haben mehr als einmal Deutschland überschwemmt. So nimmt es an der größten Thatsache der Geographie Europas, an dem breiten Zusammenhang mit Asien teil. Aber noch wichtiger ist die Teilnahme an der reichen Gliederung West- und Mitteleuropas, die durch Bildung von Staaten entsprechender Größe diese Erdhälfte zu dem eigentlichen Lande der kleinern und mittlern, mehr durch Volkszahl und Kultur als durch Raumgröße ausgezeichneten Staaten gemacht hat. Bedeutungsvoll für Deutschland ist nun allerdings, daß während es selbst in diese europäische Familie gehört, östlich von seinen Grenzen, in Rußland bereits eine Macht von asiatischer Größe das europäisch-asiatische Übergangsgebiet einnimmt. Den Segen andrer Staaten Europas, von wenig größern oder kleinern Staaten umgeben zu sein, erfährt also Deutschland, mit Österreich-Ungarn, nicht mehr unverkürzt. Dabei ist Deutschland doch ein kerneuropäisches

Digitized by Google

Land. Es hat nicht nur äußerlich, weil es ein Stück von Europa ist, teil an allen Eigenschaften, die unsern Kontinent auszeichnen; so wie unser Land ist, kann es nur in Europa sein, und seine Geschicke werden immer von denen Europas mitbestimmt werden. In dieser engen Zugehörigkeit liegt eine Stärke, es könnte aber vielleicht auch einmal eine Schwäche darin liegen. Wir ruhen mit einer gewissen Schwere so recht mitten in Europa. Schwerfälligkeit, die die Folge davon sein könnte, sollte uns aber nicht befallen. Vor dem Beginn der deutschen Kolonialerwerbungen im Jahre 1884, als Deutschland keine Quadratmeile Boden in fremden Erdteilen besaß, war es unter den Großmächten die europäischste. Keine war politisch und teilweise auch wirtschaftlich so europäisch beschränkt. Noch immer ist es von Asien durch Rußland, vom Mittelmeer mit seinen afrikanisch-asiatischen Beziehungen durch die Alpen getrennt, und nur durch die Nordsee hängt es mit dem Weltmeer zusammen. Ein Vorteil dieser zurückgezognen Lage hat sich mehr als einmal in den letzten Jahrzehnten darin gezeigt, daß Deutschland von orientalischen und Mittelmeererschütterungen unberührt geblieben ist. Es ist zweifellos von Vorteil für eine sich sammelnde Macht, wie es Deutschland in dieser Zeit war, den Augenblick der Zurückhaltung oder des Eingreifens wählen zu können. Doch besteht die Gefahr, daß ein augenblicklicher Vorteil dabei zu teuer erkauft wird. Denn nicht die unmittelbare Nachbarschaft allein entscheidet über den Anteil eines großen Staates an der Entwicklung der Weltgeschicke.

Triest kann bei einer feindlichen Stellung Italiens für Deutschland so wichtig werden, daß nur Österreichs Teilnahme daran noch größer gedacht werden kann. Da neben England Deutschland den größten Verkehr durch den Suezkanal unterhält, ist es an der Neutralität dieses wichtigen Weges noch stärker beteiligt als alle Mittelmeermächte. Vergessen wir bei der Schätzung jener negativen Vorteile nie, daß die Machtstellung eines Reichs nichts starres ist. Heute mehr als je steht sie unter dem Einfluß von Kultur- und besonders Wirtschaftsbewegungen, die die politischen Räume verkleinern, die Entfernungen und damit so manchen kleinen geographischen Vorzug der Lage oder Gestalt unaufhaltsam schwinden machen.

Was bedeutet es, daß wir sagen: Deutschland liegt zwischen 47° 20′ (Einödsbach im Algäu) im Süden und 55° 53′ nördlicher Breite (Nimmersatt bei Memel) im Norden? Die nördliche Breite besagt zunächst: Da Deutschland auf der Nordhalbkugel liegt, so nimmt es an den Eigenschaften teil, die dieser Halbkugel durch die Masse des Landes erteilt werden. Das Land ist hier $2^5/_7$ mal größer als auf der Südhalbkugel. Außerdem ist die Verschiebung dieser Landmassen nach Norden zu beachten. Deutschland gehört damit der kontinentalen Halbkugel an, deren Klima die Wirkungen des Landübergewichts zeigt, der Halbkugel, die durch ihren Reichtum an Land weit volk- und staatenreicher und besonders auch reicher an großen Staaten ist.



Digitized by Google

Während auf der Südhalbkugel die Ländergruppen durch breite Meere getrennt und deshalb dem immer mehr sich ausbreitenden ozeanischen Verkehr erschlossen sind, sind auf der Nordhalbkugel nur die am Rande gelegnen Länder, besonders die Inseln und Halbinseln dem Verkehr leicht zugänglich. Die Frage: Wie liegt es zum Meer? ist daher eine der ersten, die man gegenüber jedem Lande der nördlichen Halbkugel stellen muß.

Die Kultur ist auf unsrer Erde von der Nord- auf die Südhalbkugel gewandert. Die Nordhalbkugel ist menschheitsgeschichtlich älter als die Südhalbkugel, die in der Kultur noch lange von der Nordhalbkugel abhängig sein wird. Noch heute zeigt in der Zahl und Rasse der Bevölkerung, in der Verbreitung der Kultur, besonders der Religion, und überhaupt aller geistigen Fortschritts- und Veredelungskräfte die Nordhalbkugel ein ausgesprochnes Übergewicht. Jedes Volk auf dieser Seite der Erde zieht davon den Vorteil, auf einem ältern, höhern Grunde zu stehen und wird in engerer Berührung mit den fortgeschrittensten und am entschiedensten weiter fortschreitenden Völkern vorwärts gedrängt. Die größten und reichsten Völker, der lebhafteste geistige und wirtschaftliche Verkehr, die größte Zahl mächtiger Haupt- und Handelsstädte gehören der nördlichen Halbkugel an. Deutschland, das an Volkszahl in Europa nur Rußland nachsteht und im Handelsumsatz nur England, dessen Hauptstadt unmittelbar auf London, Newyork und Paris folgt, nimmt in seiner Weise an diesen Vorzügen teil.

Deutschland nimmt in dem Gürtel zwischen dem 36. und dem 72. Grade, in dem Europa liegt, eine mittlere Stelle ein. Es liegt 12 Grad vom Südende, 15 Grad vom Nordende Europas entfernt. Demnach gehört Deutschland wieder einer nördlichen Gruppe von Ländern an: England, die skandinavischen Königreiche, die Niederlande liegen alle nördlich vom 50. Grade, und nördlich von diesem liegt auch die größere Hälfte Deutschlands. Sogar Östereich ragt noch mit Nordböhmen in diese Zone herein. Diese Länder sind vorwiegend von germanischen Völkern bewohnt. Als eine südliche Gruppe liegen südlich von 50. Grad Portugal, Spanien, Italien, der größere Teil von Frankreich und Rumänien: eine romanische Ländergruppe. Die germanische Familie ist also nicht bloß stammverwandt, sondern auch lageverwandt. Vom Norden Europas ist sie ausgegangen, im Norden liegt noch immer ihr Schwerpunkt; oder vielmehr nach Norden ist er wieder zurückgekehrt, als die Mittelmeerzweige des germanischen Stammes abstarben. In Deutschland wiederholt sich dann noch einmal das Übergewicht des Nordens, dessen immer stärkeres Hervortreten greifbar durch die ganze deutsche Geschichte läuft.

Deutschland liegt ferner zwischen dem 6. Grad (Redingen in Lothringen) und den 23. Grad östlicher Länge von Greenwich (Pillkallen in Ostpreußen). Das bedeutet in Europa die Lage in demselben Maridianstreifen mit der skandinavischen Halbinsel, mit Dänemark, der Schweiz, Italien und der größern

Digitized by Google

westlichen Hälfte von Österreich-Ungarn und der Westhälfte der Balkanhalbinsel bis zum Vardar. Der nächste östliche Meridianstreifen von gleicher Breite schneidet im Parallel von Mitteldeutschland die Wolga in der Nähe von Saratow, der nächste westliche schneidet durch Island, und liegt fast 7 Grad westlich vom Westrand Europas. Deutschland liegt 16 Längengrade vom Westrande und 42 Grade vom Ostende Europas. Berlin und Leipzig liegen meridional ziemlich in der Mitte Deutschlands, dessen Hälften der Volkszahl nach sich im allgemeinen immer mehr ausgleichen, während die Zahl der Deutschen, die im Reich südlich vom Thüringer Wald und vom Taunus wohnen, nur noch ein Viertel von denen des Nordens beträgt.

Mit Europa gehört Deutschland der östlichen Halbkugel und damit der Erdteilgruppe an, die wir — mit Ausnahme des nur in erdgeschichtlichem Sinne alten Australiens — als die Alte Welt bezeichnen, weil sie geschichtlich älter ist als die Neue Welt. Es herrscht hier ein ähnliches Verhältnis der geschichtlichen Altersüberlegenheit wie zwischen den Ländern der Nord- und der Südhalbkugel. Von Europa her ist Amerika der Kultur gewonnen worden, aber Deutschland hat nicht durch Koloniengründung daran teilgenommen. Es gehört auch heute nicht zu den europäischen Mächten — England, Frankreich, Spanien, den Niederlanden und Dänemark —, die in Amerika Kolonien besitzen, auch nicht zu denen, die solche besessen haben, wie Rußland, Portugal und Schweden. Es hat aber durch eine gewaltige Menge von Auswanderern, durch geistige und Wirtschaftsbeziehungen an der Europäisirung Amerikas teilgenommen und gehört zu den Ländern Europas, die schon jetzt tief beeinflußt werden durch die Entwicklung großer nordamerikanischer Länder unter ähnlichen Daseins- und Produktionsbedingungen wie Europa. Fassen wir endlich noch die „Ökumene" ins Auge, d. h. den Gürtel auf der Erdkugel, den wir als die Erde des Menschen, als den Theil des Planeten aufzufassen haben, der dem Menschen zur Wohnstätte bestimmt ist, so sehen wir, daß Europa nur im Norden die Grenzen dieses Gebietes berührt, nämlich dort, wo die Grenze zwischen dem nördlichen Eismeer und der skandinavischen Halbinsel und den nördlichsten Provinzen Rußlands hinzieht. Deutschlands Lage in der Ökumene ist also bezeichnet durch ihre Entfernung von den Grenzen dieses Gürtels und selbst von jenen Randgebieten, die die Stätten der schwersten Lebensbedingungen auf der Erde sind. Nirgends außer in unbewohnten Hochgebirgshöhen drückt bei uns ein Winter von neun Monaten die menschliche Thatkraft zu Boden, indem er die Möglichkeit ihrer Bethätigung einengt, überall ist der Ackerbau in mannichfaltiger Richtung möglich, er sieht sich nicht auf einige wenige Produkte wie im Norden des Erdteils beschränkt, wo zuletzt nur noch die Gerste gedeiht.

Deutschland ist die nachbarreichste unter den europäischen Großmächten. Im Osten, Westen und Süden umlagern es drei große Länder, zu denen im

Digitized by Google

Südwesten, Westen und Norden noch drei kleinere Königreiche, ein Freistaat und ein Großherzogtum kommen. Nicht unmittelbar berührt es sich mit Italien und Schweden, doch sind diese Länder von Süden und Norden her so innig mit seinen Geschicken verflochten, daß sie unter den Nachbarn nicht ungenannt bleiben können. Rußland und Österreich-Ungarn sind Deutschland räumlich überlegen, das europäische Rußland fast zehnfach, Österreich-Ungarn in dem Verhältnis von 1 : 1,16. Die kleinern: die Schweiz, Dänemark, die Niederlande, Belgien und Luxemburg sind zusammengenommen kaum ein Viertel so groß wie Deutschland. Dafür ist aber ihre Lage um so wichtiger. Einige gehörten einst zum alten deutschen Reiche, dessen neuen Bau sie wie abgestürzte Trümmer umlagern. Andre sind durch die Gemeinsamkeit geschichtlicher Schicksale von frühester Zeit an mit Deutschland verbunden, wenn sie auch heute oder längst politisch davon getrennt sind. So vor allem Frankreich, bei dessen Betrachtung der Geograph sich an den Kopf faßt und fragt: Wie konnte bei soviel Ähnlichkeit soviel Feindschaft entstehen und dauern?

Was Deutschland mit Frankreich verbindet, liegt räumlich auf dem Boden Mitteleuropas, zu dem Deutschland, Frankreich und Österreich in enger Beziehung stehen. Aber es liegt wieder ein großer Unterschied darin, daß Deutschland selbst den größten Teil von Mitteleuropa umfaßt, während Frankreich nur teilweise nach Mitteleuropa hineinragt. Deutschland und Frankreich liegen nebeneinander wie zwei Blätter eines Fächers, dessen Zusammenhalt die Alpen bilden. Das dritte Blatt ist Österreich. Frankreich ist aber um fünf Breitengrade nach Süden verschoben. Für Frankreich südlich von der Loire giebt es in Deutschland kein Beispiel, und ebensowenig in Frankreich für das nördlich vom Thüringerwald liegende Deutschland. Es entsprechen also einander Süddeutschland und Nordfrankreich. Für Norddeutschland giebt es in Frankreich, für Südfrankreich in Deutschland nichts vergleichbares. Doch ist Norddeutschland durch das Meer Frankreich näher gerückt als Südfrankreich uns durch die Alpen.

Österreichs Lage zu Deutschland hat mit der Frankreichs viel ähnliches, das freilich vor dem großen Gegensatz von West und Ost zurücktritt. Auch Österreich legt sich als eine im ganzen südlichere Macht an Süddeutschland an und ragt nur mit seiner nördlichsten Provinz Böhmen nach Mitteldeutschland herein. Sein nördlichster Punkt liegt bei 51° 3′ nördlicher Breite. Wie Frankreich, ragt es dafür im Süden weit über Deutschland hinaus ans Mittelmeer, wo sein südlichster Punkt bei 42° 10′ nördlicher Breite liegt. Die beiden Nachbarn umfassen also von Südwesten und Südosten her unser Land; daher sind sie auch beide Alpenstaaten und zwar in viel größerm Maße als Deutschland. So wie Frankreich Mitteleuropa mit Westeuropa verbindet, bildet Österreich-Ungarn den Übergang zu Osteuropa. Aber jenseits von Frankreich liegt der Atlantische Ozean mit den

Digitized by Google

freien Wegen nach dem reichen Westen, während hinter Österreich der eigentliche Orient mit seiner Verkehrsarmut und seiner Zurückgebliebenheit anfängt.

Trotzdem haben Deutschland und Österreich viel verwandtes und zusammenführendes in ihrer Lage. Beide sind mitteleuropäische Mächte, beide mit einer Neigung nach Osten, die in ihrem eigentümlichen Ausgreifen nach dem osteuropäischen Tiefland (Ostpreußen, Schlesien, Galizien und Bukowina) räumlichen Ausdruck gewinnt. Mit geschichtlich und ethnisch gleichen Provinzen, Teilen des alten Polens, grenzen sie hier an den gemeinsamen mächtigen Nachbar Rußland. Nicht bloß die seit vielen Jahrhunderten verfolgte östliche Wachstumsrichtung ist ihnen gemein. Sie sind Teile, die sich einst zu einem größern, wenn auch nicht mächtigern Ganzen ergänzten. Sie standen zum größern Teil im römischen Reich nebeneinander, dann umfaßte sie ein halbes Jahrhundert der deutsche Bund. Darum heißt es auch in dem Allianzvertrag vom 7. Oktober 1879: in Erwägung, daß beide Monarchen ähnlich wie in dem früher bestandnen Bundesverhältnis durch festes Zusammenhalten beider Reiche imstande sein werden, diese Pflicht (für die Sicherheit ihrer Reiche und die Ruhe ihrer Völker unter allen Umständen Sorge zu tragen) leichter und wirksamer zu erfüllen usw.

(Schluß folgt)

# Die Haustiere und das Wirtschaftsleben der Völker

Der weit verbreiteten Ansicht, daß die Kulturentwicklung mit dem Jäger- und Fischerleben begonnen habe und über die Stufen der nomadisirenden Viehwirtschaft und des Ackerbaus hinweg zur Industrie fortgeschritten sei, ist schon von ältern Volkswirtschaftslehrern die Thatsache entgegengehalten worden, daß Jägervölker niemals, Nomaden selten seßhaft werden, und daß wir die Ackerbauer, soweit wir auch in der Geschichte zurückgehen mögen, immer als Ackerbauer finden. Die Germanen der Völkerwanderung waren keine Nomaden, sondern nomadisirten nur periodisch auf der Suche nach bessern Wohnsitzen. In einem höchst interessanten Buche über die Haustiere nun, das, wie der Verfasser bescheiden sagt, keineswegs das berühmte Werk von Viktor Hehn über die Kulturpflanzen und Haustiere ersetzen soll, wird jetzt der wissenschaftliche Beweis geführt, daß aus Jägern niemals Hirten werden konnten, der Hirt aber den Ackerbauer voraussetzt: Die Haustiere

Digitized by Google

und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen. Eine geographische Studie von Eduard Hahn. Mit einer chromolith. Karte: Die Wirtschaftsformen der Erde. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1896.)

Haustiere sind nach Hahns Definition Tiere, die der Mensch in seine Pflege genommen hat, die sich hier regelmäßig fortpflanzen und dabei eine Reihe erworbner Eigenschaften auf ihre Nachkommen übertragen. Der Elefant ist kein Haustier, denn er pflanzt sich in der Gefangenschaft nicht fort, alle gezähmten Elefanten sind eingefangne Wildlinge. Die Biene ist es bis auf Dzierzon nicht gewesen, denn der Mensch that bis dahin weiter nichts, als daß er ihr Obdach gewährte und sich einen Teil ihrer Produkte aneignete; erst jetzt greift er durch eigentümliche Einrichtung ihrer Wohnung in ihren leiblichen Organismus ein. Hahn bespricht nun in den ersten Kapiteln seines Buches die Veränderungen, die mit den Tieren vorzugehen pflegen, nachdem sie Haustiere geworden sind, die Bedingungen und Wirkungen der Kreuzung, das Verwildern, die verschiednen Benutzungsarten. Hierauf werden 36 Arten von Haustieren in eben so vielen Kapiteln dargestellt, sodann folgende sechs Wirtschaftsformen: Jagd und Fischfang, Hackbau, Plantagenbau, Gartenbau, Viehwirtschaft, Ackerbau; ihre Verbreitung auf der Erde wird durch eine Karte veranschaulicht. Zuletzt werden die Wirtschaftsverhältnisse der verschiednen Länder und Kulturgebiete der Erde beschrieben. Das Eigentümliche des Buches ist, daß es das Wirtschaftsleben von dem Gesichtspunkte der Haustierzucht betrachtet. Versuchen wir, den Kern dieses Gedankengewebes, das auf Neuheit Anspruch machen kann, herauszuschälen; die Kritik überlassen wir den Zoologen, Geographen, Ethnologen und Mythologen von Fach.

Daß sich wildlebende Tiere in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen — aus Ursachen, über die Hahn Vermutungen anstellt —, hat ursprünglich auch für unsre jetzigen Haustiere gegolten. Es haben sehr lange Zeiträume dazu gehört, die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Fortpflanzung in der Gefangenschaft im Wege stehn; Jäger hätten dazu niemals die Geduld gehabt, auch fehlten bei ihrem unruhigen, herumschweifenden Leben die physischen Bedingungen der Viehzucht. Wenn der Jäger Tiere einfängt, so geschieht es aus dem Grunde, der auch anderwärts wirkt, und der jedenfalls der erste Beweggrund zur Tierhaltung gewesen ist, daß er Gefährten haben will, Wesen, an denen er abwechselnd seine Zärtlichkeit und seine Grausamkeit auslassen kann. Außerdem war in der ersten Zeit, wo die Stammeltern unsrer heutigen Haustiere eingefangen wurden, an andre Nutzung als etwa die ihres Fleisches und ihres Fells nicht zu denken; die Schafe trugen noch keine Wolle, und die Milchtiere gaben zur Not so viel Milch, als zur Ernährung ihrer Jungen nötig war, nicht einen Tropfen mehr; die Wolle, der Milchüberschuß der Milchtiere und der Eierüberschuß unsrer gefiederten Eierlieferanten sind Kunsterzeugnisse einer Zucht, die Jahrhunderte erfordert hat. Diese Zucht kann

Digitized by Google

auch nicht das Werk von Nomaden gewesen sein; gerade das Rind, das wichtigste unsrer Haustiere, ist kein Nomadentier; die Hirtenvölker hatten Schafe, Kamele, Esel und Pferde, aber keine Rinder. Das Rind steht in innigster Verbindung mit dem Ackerbau, ist mit dessen Entstehung Haustier geworden, und erst nach ihm sind von denselben Ackerbauern auch die übrigen Haustiere gewonnen worden. Nicht in Ägypten, sondern in Vorderasien, zuerst in der Euphratniederung ist dieser ungeheure Kulturfortschritt gemacht worden, und zwar unter den Antrieben der Religion.

In ganz Vorderasien ward unter verschiednen Namen, als Mylitta, Astarte, Kybele, große Mutter, der Mond verehrt, dessen Name bekanntlich in allen Sprachen außer der deutschen weiblichen Geschlechts ist. Der Mond war der erste Zeitmesser. Die Sonne mißt nur die Tage; um an ihr die größern Zeitabschnitte messen zu können, dazu sind die Unterschiede ihrer Auf- und Untergangs-Zeiten und Orte im Süden zu unbedeutend für die Beobachtungsfähigkeit von Naturvölkern. Die Mondphasen hingegen folgen rasch auf einander und sind noch dazu an dem Wechsel der Mondgestalt deutlich zu erkennen; ihm also verdankte man die Einteilung der Zeit in Monate, in Wochen, in Jahre. Nun konnte man nicht umhin, auch die Menstruation mit dem Mondwechsel in Verbindung zu bringen, und da das Ausbleiben der Menstruation den Beginn der Schwangerschaft anzeigt, so erschien die Mondgöttin als die Göttin der Fruchtbarkeit, die sie ja bis auf den heutigen Tag geblieben ist, da nach dem Volksaberglauben das Säen, Haarabschneiden und andre dergleichen Verrichtungen bei zunehmendem Monde vorgenommen werden müssen, wenn sie gut ausschlagen sollen. Da die Mondsichel einem Kuhgehörn gleicht, so war die Kuh ihr heiliges Tier, und ihre mancherlei Gestalten, von denen Io die bekannteste ist, wurden gehörnt vorgestellt. Natürlich mußten ihr nun Kühe geopfert werden, und weil oft ganz plötzlich Opfer notwendig wurden, bei Mondfinsternissen, um — je nachdem man sich die Sache dachte — der von einem Ungeheuer bedrohten Göttin zu Hilfe zu kommen, oder um die sich im Zorn verbergende zu versöhnen, so mußten stets Kühe, daher natürlich auch Stiere, vorrätig und bei der Hand sein. Man legte daher Hürden an, und in dieser zwischen Freiheit und Gefangenschaft mitten inne stehenden Lage haben sich die Tiere nach längerer Zeit der Unfruchtbarkeit zuletzt zur Fortpflanzung bequemt.*) An den gefangnen Tieren wurden

*) Wir erhalten nachträglich Kenntnis von einer Abhandlung des Archivrats Beyer in Schwerin über die mecklenburgischen Schwerine. Das wendische Wort Zuarin bedeutet Tiergarten; gemeint sind aber nicht Wildparke für Jagdvergnügen der Edeln, sondern heilige Haine, in denen das dem slawischen Kriegsgott Swantewit geheiligte Tier, das Roß, gezüchtet wurde. Diese Pferdezucht im Freien war auch in Deutschland üblich und blieb in der christlichen Zeit für die profanen Zwecke in Brauch; Stuttgart, Stutengarten, hat seinen Namen von dem Gestüt, das Liutolf, Kaiser Ottos I. Sohn, 949 in den dortigen Waldungen anlegte.

Digitized by Google

nach und nach die Eigenschaften bemerkt, die der Mensch für sich nutzbar machen kann, z. B. der Wohlgeschmack ihrer Milch und die Verwendbarkeit der Haare. Nun fing der Mensch an, nicht bloß für die Göttin, sondern auch zum eignen Gebrauch solche Tiere einzufangen. Aber die Göttin, die ihre Wohlthaten nicht anders als unter grausamen Bedingungen spendet, fordert von allen Besitztümern des Menschen immer das beste und ihm liebste Stück als Opfer. Daher mußten stets die milchreichsten Kühe und die am dichtesten behaarten Schafe der Göttin, d. h. in diesem Falle den Priestern, dargebracht werden. So sammelte sich bei diesen ein Bestand von guten Zuchttieren an, woraus sich eine stetige Verbesserung der Rasse ergab. „Es muß ein starkes Machtmittel gewesen sein, das der angebornen Indolenz und Roheit der Menschen entgegenwirkte [was die eingefangnen Tiere zu Nutztieren umgewandelt hat], ein solches gewährte aber nur der religiöse Zwang." Und nicht bloß um die Überwindung der Trägheit und Sorglosigkeit des Naturmenschen handelte es sich, es mußte ja die Erfahrung von dem Nutzen der Umwandlung erst gemacht werden, wenn der Mensch den Gedanken fassen sollte, auf solche Umwandlungen hinzuarbeiten, solche Erfahrungen wurden nun eben zufällig gemacht an den für den Kult bestimmten Tieren.

Das gilt besonders auch für das Pflugtier, den Ochsen. Der heutige Landwirt zieht den Ochsen dem Stiere vor, weil er sanftmütiger und lenksamer ist, aber woher konnte man das wissen, daß die Ochsen diesen Vorzug haben, wenn keine vorhanden waren? Es muß also die Kastration der Erkenntnis des Zwecks, zu dem sie jetzt vorgenommen wird, vorhergegangen, sie muß aus irgend einem andern Grunde vorgenommen worden sein. Auch das war ein religiöser Grund. Die große Göttin mußte, wenn sie ihre Gaben gewähren sollte, aufs heftigste bestürmt werden, sie forderte von ihren Verehrern, oder wenigstens von ihren Priestern, deren Inbrunst den Mangel der Laien ersetzen muß, religiöse Exaltation, einen orgiastischen Taumel. Ein solcher ist aber bei Leuten schwer zu erzeugen, die regelmäßig arbeiten und in ordentlicher Ehe leben, daher fordert die Göttin Diener und Dienerinnen, die entweder in wilden Ausschweifungen oder in strenger Enthaltsamkeit leben, und da diese bei Männern nur auf künstlichem Wege erzwungen werden kann, so wird die Kastration religiöser Brauch. Diese Vorstellung wird dann auch auf die heiligen Tiere der Göttin übertragen. Ihr Bild — der Wunsch, dieses von Ort zu Ort bewegen zu können, lehrt zuerst die Rinder als Zugtiere gebrauchen — darf nur von noch unberührten Kühen oder von Ochsen gezogen werden. Dann spannt man dieses heilige Tier an den ebenfalls heiligen Pflug. Auch bei ihm ging der Gebrauch aus religiösen Gründen der Erkenntnis seines wirtschaftlichen Nutzens vorher; welches seine ursprüngliche Bedeutung war, lehrt Hahn S. 93 bis 98. So erfährt der alte Glaube, daß die Götter den Ackerbau gelehrt hätten, eine wissenschaftliche Bestätigung, die seinen eigentlichen

Digitized by Google

Sinn erklärt, und nahe genug liegt die Erwägung, ob nicht auch heute noch in manchen Fällen religiöse Beweggründe die noch nicht erkannten oder den Massen noch nicht erkennbaren wirtschaftlichen Beweggründe ersetzen müssen.

Gleichzeitig mit der Milchkuh, dem Pfluge und dem Pflugochsen wird das vierte Element der Ackerwirtschaft, das Getreide, auf einem andern Wege gewonnen. Dem Ackerbau ging als Vorstufe die Gewinnung von eßbaren Knollen und Wurzeln und von Gemüsen, durch den Hackbau, wie es Hahn nennt, vorher. Nahrhafte große Knollen zu benutzen, lag ja doch weit näher, als das mühsame Sammeln von winzigen Körnchen. Erst nachdem man lange Zeit hindurch Hackfrüchte und Gemüse angebaut hatte, wurden auch Getreidegräser angeeignet und nebenbei benutzt. Aus dem Hackbau entwickelte sich auf der einen Seite durch die Verbindung mit der Rindviehzucht und durch die vorwaltende Pflege des Getreidebaus die Ackerwirtschaft, auf der andern Seite durch Ausbildung der künstlichen Bewässerung der Gartenbau. Hahn erklärt den Gartenbau für die höhere Kulturform, der unsre Ackerwirtschaft zuzustreben habe. Eine Unterform des Hackbaus ist der Plantagenbau. Nach meiner Definition, schreibt der Verfasser S. 396, „kommt Plantagenbau dadurch zustande, daß europäisches Kapital und europäische Energie die Kräfte einer Anzahl Hackbauer im europäischen Interesse zusammenfassen. Es sind wesentlich Gewürze und Genußmittel, die durch den Plantagenbau gewonnen werden [Hahn vergißt die Baumwolle]. Es beweist recht, wie so sehr schmal die wirtschaftliche Basis unsers so viel gerühmten Welthandelssystems ist, daß die verhältnismäßig so kleinen Plantagengebiete eigentlich alles hervorbringen müssen, was dem Welthandel regelmäßig zu gute kommt. [Wenn der Verfasser unter regelmäßig so viel wie normal versteht und den heutigen Austausch von Nahrungsmitteln und Gewerbeerzeugnissen zwischen den Kulturvölkern für eine Abnormität hält, so stimmen wir ihm einigermaßen bei.] Die ungeheuern Gebiete des Hackbaus produziren mit Ausnahme einiger ohne Anbau gewonnenen Erzeugnisse des Urwaldes nahezu gar nichts für unsern Handel. Diese Rohprodukte werden aber zum Teil in so roher und untergeordneter [?] Weise gewonnen, daß man sie [wen?] nur als Raubbau bezeichnen kann." Der Plantagenbau habe durch den Zwang zur Verzinsung des darin angelegten Kapitals nicht allein eine Sklaverei von solcher Grausamkeit erzeugt, wie sie weder das klassische Altertum gekannt habe, noch der heutige Islam kenne, er trage auch noch einen andern unerfreulichen Charakterzug an sich: die Plantage erzeuge bloß Ausfuhrartikel, keine Nahrungsmittel für die Arbeiter; diese müßten also mit eingeführtem Getreide genährt werden, weshalb vor unsern Zeiten der vollkommnen Verkehrstechnik auf den Plantagen oft Hungersnöte ausgebrochen seien. Heute mache sich diese unerfreuliche Seite der Plantagenwirtschaft aufs neue bemerkbar. „Unser stark entwickelter Verkehr und die Fortschritte der Nahrungsmittelindustrie (Konserven u. dgl.) haben es möglich gemacht, die



Digitized by Google

Bevölkerung der einen[?] Stelle mit Fleisch und Vegetabilien zu ernähren, die ganz anderswo gewachsen sind. Es ist ein trauriger Beweis dafür, wie wenig durchgebildet unser Handelssystem nach der Seite der Sozialökonomie noch ist, daß wir uns nichts dabei denken, wenn europäische Kolonien, die von der Natur reich begünstigt sind, sich vom armen Europa aus ernähren lassen, anstatt selbst zu produziren. So lebt nach Buchner (»Kamerun«) der Duallamann oft von Stockfisch und europäischem Zwieback. Weshalb soll er auch seine Arme rühren? Europa giebt ihm ja alles so billig, wenn nicht gar auf Kredit. Es giebt europäische Missionen in Ostafrika, die Jahrzehnte in Thätigkeit sind, und deren »Schüler« noch nicht einen Halm und keinen Salatkopf auf einem Missionsfelde für ihre Lehrer erzeugt haben, die ganz von englischen Konserven und den Produkten der Heidenneger leben." (S. 400).

Erst aus dem Ackerbau, der die Nutztiere liefert, konnte sich das nomadisirende Hirtentum entwickeln. „Der nomadisirende Hirte stellt eine scharf ausgesprochne, aber keine wirtschaftlich selbständige Kulturstufe dar. Auch die seemännische Bevölkerung, die wir an so vielen Stellen des Erdballs vertreten finden, bildet eine stark ausgesprochne Kulturstufe, für sie aber hat man niemals wirtschaftliche Selbständigkeit in Anspruch genommen, und ebensowenig darf man das für die nomadisirenden Hirten thun. Der Hirte lebt nicht direkt und ausschließlich von dem Ertrage seiner Herden, überall bedarf er zu der Milch und zum Fleisch eines vegetabilischen Zuschusses, den ihm seine Lebensweise nicht sichert; diesen gewinnt er durch feste direkte Beziehungen zu Ackerbauern, oder er muß sie sich durch den Handel verschaffen" (S. 133). Die „direkten Beziehungen" bestehen oft darin, daß der Nomade in die ackerbauenden Gegenden plündernd einbricht oder die Bauern dauernd unterjocht. Daher erscheint das Verhältnis beider in der biblischen Erzählung von Kain und Abel, die übrigens die Zusammengehörigkeit beider Formen bezeugt, sonderbarerweise verkehrt. Die Hirten sind meistens nichts weniger als sanftmütig und friedlich; die Mongolen, die Türken, die Magyaren haben mehr „politisches" Talent als Anlage zu stiller Kulturarbeit entfaltet; diese frei schweifenden Herrenvölker sehen mit Verachtung auf den über den Pflug gebückten Bauer herab; die Araber in Spanien scheinen eine Ausnahme gemacht zu haben. Daß die Tiere des Nomaden ursprünglich weder Milch noch Wolle geliefert haben und erst von ansässigen Hack- oder Pflugbauern zu Nutztieren gezüchtet werden mußten, ist schon bemerkt worden. Nachdem auch das Schaf und die Ziege gewonnen worden waren, konnte die Benutzung von Bergabhängen und Steppen beginnen, die sich weder für den Hackbau noch für den Ackerbau eigneten, und das geschah in der Weise, daß die ansäßigen Bauern ihr Vieh unter der Leitung von Hirten auf die entfernten Weiden schickten. Aus diesen nur periodisch nomadisirenden Hirten sind mit der Zeit eigentliche Nomaden geworden.

Digitized by Google

Es ist merkwürdig, daß Hahn die Gewinnung von Baumfrüchten nur einmal beiläufig erwähnt, denn das ist doch sowohl nach der Darwinischen Hypothese wie nach der biblischen Überlieferung die allererste, die ursprüngliche Wirtschaftsform gewesen. Auch lehrt uns Überlegung, daß der Mensch nur in einer Gegend, wo er das ganze Jahr über leicht zu gewinnende eßbare Früchte fand, entstanden sein kann. Ist der Mensch aus einem Klettertiere entstanden, so sind das Baumfrüchte gewesen. Denken wir ihn uns bald von Anfang an mit richtigen Menschenfüßen versehen, so werden es nicht zu hoch hängende Früchte kraut- und strauchartiger Pflanzen, namentlich die der verschiednen Musaarten gewesen sein, auf die er zunächst angewiesen war; er wird auch schon diesen Pflanzen eine gewisse Pflege widmen gelernt haben, ehe er die eßbaren Knollen entdeckte.

Hahn beklagt es, daß die Wirtschaftsformen der orientalischen und der afrikanischen Völker, sowie der amerikanischen Kulturvölker, die von den Europäern teils ausgerottet, teils in der Fortbildung ihrer Kultur gehindert worden sind, viel zu wenig beachtet würden, und daß mit der Vernachlässigung der kulturgeographischen Theorie unverantwortliche praktische Nachlässigkeit Hand in Hand gehe. Insbesondre gelte das von dem Ackerbau mit Bewässerung, auf den in einer Vorlesung hingewiesen zu haben das Verdienst Richthofens sei. „Der Ackerbau mit Bewässerung unterscheidet sich von unserm gewöhnlichen Ackerbau dadurch, daß er das nötige Vegetationswasser für das Getreidefeld nicht vom Regen erwartet, sondern es durch Kunstbauten zuleitet. Unsre Getreidearten weichen darin weit vom ursprünglich chinesischen Reis ab, daß dieser eine Sumpfpflanze ist, unsre Getreidegräser aber xerophil [d. h. Trockenheit liebend] sind, also vermutlich Steppenpflanzen waren. Sie beanspruchen nur für den Beginn der Vegetationsperiode eine durchgreifende Feuchtigkeit und können nachher ziemlich lange Trockenperioden ertragen. Vom Gartenbau unterscheidet sich dieser Ackerbau mit Bewässerung scharf genug, wenn natürlich auch hier Übergänge vorhanden sind. Der Gartenbau, der mit seinem Gemüse einen viel stärkern Fruchtwechsel treiben kann, erfordert auch eine stete Zufuhr von Wasser. Aber der Gartenbau arbeitet mit viel kleinern Arealen; beim Bewässerungsackerbau handelt es sich immerhin um Felder, wenn auch der technischen Schwierigkeiten halber die Feldstücke unter Umständen nur klein sind. Dieser Ackerbau mit Bewässerung ist nach Richthofen die gegebne Kulturform für Länder mit Schneegebirgen im Rücken, wie in Turkestan, oder mit Wasserzufuhr von höhern Gebirgen, die näher oder ferner sein können. Die Musterländer für diesen Betrieb sind natürlich Ägypten und Babylonien; das letztere jetzt leider ein Beweis dafür, wie ein solches Land nicht aussehen soll.... Nach Richthofen ist die höchste Wirtschaftsmethode die, die den Menschen am unabhängigsten von allen äußern Faktoren stellt. Und unsre scheinbar so hoch stehende, wissenschaftlich auch fortgeschrittne Landwirtschaft ist ganz und gar

Digitized by Google

auf die schwankende Zufuhr des Regens angewiesen! Der gedrückte und geknechtete Ackerbauer Turkestans, der Sarte, sieht einen landwirtschaftlichen Betrieb, der bloß vom Regen abhängt, für so untergeordnet an, daß er höchstens Kirgisen und dergleichen Leuten ansteht [anstehe!]. . . . Durch künstliche Bewässerung würden bei uns gerade die trocknen Jahre die allerfruchtbarsten, die Mißernten blieben dann nur noch durch [?] Regen zu fürchten. Ein Blick auf irgend eine Höhenschichtenkarte genügt auch, zu zeigen, daß in Deutschland, Frankreich, England, im Gebiet des Hügel- und Tieflandes noch große Distrikte ohne große Mühe sich bewässern lassen. Man wird mir einwenden, wo sollen denn die ungeheuern Kapitalien herkommen, die dazu nötig sind? Wie, unser vielgerühmtes, so hoch entwickeltes wirtschaftliches System [System?] könnte nicht einmal einer so einfachen Aufgabe genügen? Vor einiger Zeit war allerdings davon die Rede, daß der Staat bei uns die notwendigen Kanäle bauen muß, weil zu einem erschwinglichen Zinsfuß dafür kein Geld zu haben ist. Ist das nicht eine köstliche Illustration unsers Systems? Wir müssen zu dem Umwege der staatlichen Initiative greifen, weil wir so eifrig beschäftigt sind, unsre ersparten Gelder zu hohem Zins in Argentinien und in Griechenland zu verlieren, daß wir kein Geld übrig haben, die Produktionskraft unsers Vaterlandes naturgemäß zu entwickeln. Wie meilenhoch stehen wir doch über den alten Königen Ägyptens und Babyloniens! Die bauten [mit den Hilfsmitteln der Technik von vor viertausend Jahren] hohe Dämme und ungeheure Kanäle, die jetzt noch ihren Dienst thun, und hatten in ihrer verstockten Barbarei von Verzinsung, Amortisation und dergleichen nicht die blasse Idee!" (S. 416 bis 419). Hahn glaubt, daß in der Euphratniederung, in Syrien und in den übrigen verwahrlosten Gegenden des Orients die Bedingungen ihrer ehemaligen Fruchtbarkeit auch heute noch vorhanden seien, und daß die Wiederbelebung der alten sorgfältigen Bodenkultur aus ihnen die lohnendsten Kolonialgebiete machen würde.

Aus der Betrachtung jener alten und bei den „Barbaren" oder „Wilden" zum Teil heute noch bestehenden Kulturarten zieht der Verfasser den Schluß, daß sich die Landwirtschaft der zivilisirten Völker vielfach in einer falschen Richtung fortentwickle. Er findet es höchst bedenklich, daß „in Kalifornien der Gartenbau, der besonders Früchte [soll wohl heißen Obst] erzeugt, durch den hyperindustriellen Großbetrieb ganz in die Plantagenwirtschaft hineingeraten ist. Statt, wie es naturgemäß sein sollte, vielen tausenden Kleinbesitzern durch Gemüsekultur und Obst eine ausreichende Existenz zu gewähren, werden diese Obstplantagen in Großbetrieb gehalten. Sie beschäftigen daher nur kurze Zeit, während der Ernte, viele tausend Gelegenheitsarbeiter, sie verschulden(?) einen großen Teil der allzustarken Fluktuation der Arbeiterbevölkerung in der Union und nehmen ihr die Gelegenheit zum Seßhaftwerden. Das Obst aber geht vom Baum in die Darre und Blechdosen, um, Gott weiß wen, nur nicht die

Digitized by Google

ansässige Bevölkerung zu ernähren.“ Ähnlich geht es ja auch bei uns zu. In der Provinz Sachsen hat man schon einen plantagenmäßig betriebnen Gartenbau für den Export. Im übrigen Deutschland liefern zwar noch vorherrschend kleinere und mittlere Besitzer das Gemüse und das Obst, aber beide Erzeugnisse werden mehr und mehr kapitalistisch verwertet, an Konserven- und an Obstweinfabriken verkauft. Wie ein höherer Gewinn für den Besitzer und ein höherer Zins für seinen Hypothekengläubiger herausgeschlagen werden könne, darüber zerbrechen sich alle Fachleute unaufhörlich die Köpfe, an die bessere Volksernährung denkt kein Mensch, wenigstens kein Mensch von Einfluß. So werden die Weltenbummler in den Tropen mit Konserven und unsre heimischen Reichen mit Wintergemüse versorgt, und die Zahl der Genußmittel wird um einige überflüssige Sorten vermehrt, aber Gemüse und Obst bleiben verhältnismäßig teuer und für den gemeinen Mann Leckerbissen, während sie Nahrungsmittel sein sollten. Es ist das, nebenbei bemerkt, eine der Ursachen, weshalb der Alkoholismus im gemeinen Volk nie ganz verschwinden kann. Denn ein Reizmittel kann nicht entbehrt werden bei einer Kost, deren Einförmigkeit und Geschmacklosigkeit — mitunter schmeckt sie geradezu schlecht — sonst den Appetit vernichten würde. Bildet Obst den Zusatz, so ist damit dem Alkoholismus vorgebaut. Wer von Jugend auf an Obst und Milch gewöhnt ist, dem widersteht der Alkohol, namentlich in der Form von Schnaps. Wo beides fehlt, da wird in Ermanglung von Wein der Schnaps eine Notwendigkeit.

Hahn hebt eine andre Schattenseite der landwirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands hervor, den Rübenbau, womit unsre Landwirtschaft dem tropischen Plantagenbau vorübergehend erfolgreich Konkurrenz gemacht habe, aber der Erfolg werde rasch vorübergehen. „Unsre Rübe wächst nicht in tropischer Üppigkeit, und wenn sie mehr als 12 Prozent Zucker enthält, ist das viel. Zuckerrohr steht dicht wie das Schilf bei uns, es enthält bis 18 Prozent, und die Halme sind acht bis fünfzehn Fuß hoch. Sowie die tropische Arbeiterfrage ihre endgiltige Lösung gefunden haben wird, ist damit das Schicksal unsrer Zuckerindustrie besiegelt, ja sie wäre wahrscheinlich schon vernichtet, wenn nicht gerade der Aufschwung der javanischen Zuckerindustrie durch die Serehkrankheit des Rohrs zunächst eine starke Verzögerung erlitten hätte. Gelingt es, diese Krisis zu überwinden, gelingt es ferner, den Neger der amerikanischen Kolonien [von dem freien Neger der Südstaaten Nordamerikas gilt doch wohl dasselbe] seiner Indolenz zu entreißen — und in Demerara ist, vielen unerwartet, die Frage der schwarzen Arbeit, wie es scheint, gelöst —, so wird unsre Industrie nicht lange widerstehen können. Bedenkt man aber, daß unser Rübenbau einen großen Teil des allerbesten Bodens der eigentlichen Bestimmung, der Ernährung unsers Volkes, entzieht,*) und neben der Vernichtung des bäuerlichen Betriebes

*) Da die für die Zuckerindustrie verwandte landwirtschaftliche Fläche verhältnismäßig klein ist und die beim Rübenbau angewandte Tiefkultur im Fruchtwechsel auch dem Getreide zu

Digitized by Google

in einigen ehemaligen Hauptgebieten, z. B. der Magdeburger Börde, durch die starke Verwendung fluktuirender Arbeitermassen unsre ländliche Lohnarbeiterbevölkerung proletarisirt, so kann man nur dringend wünschen, daß wir diese Industrie so bald und mit so wenig Nachteil wie möglich loswerden. Der einfachste und natürlich gegebene Weg wäre der, unsre Zuckerfabriken allmählich eingehen zu lassen und das freiwerdende Kapital in Zuckerplantagen in Niederländisch-Indien zu stecken. Bis dahin geht das vielleicht ebenso wertvolle wissenschaftliche Kapital, das Deutschland den holländischen Kolonien in Gestalt seiner Chemiker, Botaniker und andrer Naturwissenschafter gewährt, leider dem Vaterland immer noch größtenteils verloren. Natürlich wird man diesem bescheidnen Vorschlage nicht folgen, es wird vielmehr wahrscheinlich ganz anders kommen, nämlich so: um der Konkurrenz des tropischen Zuckers zu begegnen, wird man subtilere und kostspieligere Herstellungsmethoden einschlagen, die natürlich dann auch in Java angenommen werden, bis unsrer Industrie endlich der Atem ausgeht, und der Zusammenbruch dann gleich gründlich erfolgt" (S. 401 bis 402). Da der Verfasser den Gartenbau für die höchste Stufe der Bodennutzung erklärt und dieser, als die intensivste Anbauart nur kleine Flächen fordert, so wünscht er die Vermehrung des kleinen Besitzes auf Kosten des großen. Mit der bessern Besitzverteilung habe sich ein zweckmäßiges System [System?] der Verteilung der Abfälle und Fäkalien zu verbinden, und außerdem sei die Volksernährung, in der die Cerealien immer noch eine viel zu große Rolle spielten, in zweckmäßiger Weise zu reformiren. Diesem Reformplane stimmen wir nur bedingungsweise bei, da das in China bereits verwirklichte Anbauideal des Verfassers denn doch auch seine Schattenseiten hat. Daß die Betriebsform unsrer heutigen großen Güter in technischer Hinsicht nicht die höchste und in sozialer eine sehr tiefe Stufe der Landwirtschaft bildet, darin hat er ja Recht.

Auch die Ziele, die bisher in unsern Kolonien verfolgt worden sind, verwirft er. Man steuert dort ausschließlich auf Plantagenbau los. Nun mag zwar für die Ausnutzung tropischer Besitzungen der Plantagenbau in einem mäßigen Umfange nicht zu vermeiden sein, aber es wäre nach Ansicht des Verfassers falsch, ihn über große Gebiete ausdehnen zu wollen, weil außer den bereits hervorgehobnen Schattenseiten in Afrika noch eine ganz besondre Schwierigkeit gegen diese Anbauform spricht. Um aus dem Neger einen Plantagenarbeiter zu machen, muß man ihn aus seiner Arbeit herausreißen und zum Sklaven machen. Der freie Neger ist in seiner Heimat nicht zur

---

gute kommt, so wird das, was die Zuckerproduktion den Nahrungsmitteln entzieht, nicht bedeutend sein. Aber die übrigen volkswirtschaftlichen und sozialen Schädigungen, die sie dem Volke zufügt, sind so groß, daß auch wir schon den Wunsch ausgesprochen haben, der Rohrzucker möchte den Rübenzucker wieder verdrängen.

Digitized by Google

Plantagenarbeit zu bringen, nicht etwa darum, weil er an unüberwindlicher Faulheit litte, sondern weil er wirtschaftlich selbständig ist. Er hat seine eigne, seinen Bedürfnissen und der Natur des Landes durchaus angemessene Bodenkultur, den Hackbau. Er ist keinesfalls auf einer tiefern Stufe zurückgeblieben, sondern sein Landbau hat sich von dem uranfänglichen Hackbau, aus dem im Norden der Ackerbau mit Rindvieh entstanden ist, den klimatischen und Landesverhältnissen gemäß weiter entwickelt, wenn er auch natürlich durch die Anwendung besserer Werkzeuge, wie sie unsre europäische Technik schafft, sehr vervollkommnet werden kann. Diese Kultur müßte man zerstören und den Neger, wie gesagt, einer der frühern nordamerikanischen ähnlichen Sklaverei unterwerfen, wenn man ihn auf Plantagen verwenden wollte, deren Rentabilität, nebenbei bemerkt, durch übergroße Ausdehnung gefährdet werden würde, da der Bedarf der Menschheit an Plantagenerzeugnissen schon heute nahezu gedeckt ist. Bedenkt man dazu, daß die Plantagenarbeiter durch Zufuhr von außen ernährt werden müssen, da sie ihre eignen Lebensmittel nicht erzeugen können, so würde diese Art „Zivilisirung" des Negers als doppelte Barbarei erscheinen. Statt dessen, meint der Verfasser, solle man den Neger bei seiner nur zu vervollkommnenden Wirtschaftsweise lassen und ihn nur zu einem guten Konsumenten deutscher Industrieerzeugnisse zu machen suchen. „Natürlich ist es dabei nicht mehr als billig, daß der Neger die Segnungen, die ihm eine tüchtige europäische Verwaltung sehr bald bringen wird, seinerseits so bald wie möglich bezahlt." Dabei handle es sich keineswegs darum, den Neger „mit aller Macht zu belehren, zu bessern, zu heben; im Gegenteil: ökonomisch versteht der Neger sein eignes Interesse ausgezeichnet; es handelt sich vielmehr hier darum, durch unsre überlegne Kultur die Schäden, die besonders aus seiner allzugroßen Selbständigkeit entspringen, möglichst zu beseitigen, ihn vor den Folgen seiner Fehler, z. B. Raubsucht, Lust an kleinen Kriegen usw. zu bewahren. Auch mit seiner hergebrachten Methode produzirt der Neger in ruhigen Zeiten, wenn ihm die Elemente günstig sind, vollkommen genug für sich, ja noch etwas für den Export. Es darf uns dabei nicht stören, daß die afrikanischen Verhältnisse öfter noch eine Stufe zeigen, die wir vor einiger Zeit überschritten haben, wenn sie auch noch nicht einmal überall in Europa, z. B. in den südslawischen Ländern nicht, überwunden worden ist, daß nämlich die Arbeit stellenweise noch nahezu ganz von Sklaven und Frauen betrieben wird. An manchen Stellen ist dies schon von selbst anders geworden; eine Änderung aber, die gewaltsam vorgenommen würde, würde ohne Zweifel zersetzend auf den Negercharakter einwirken." Hahn will also, wenn wir ihn recht verstehen, daß der Neger, nur unterstützt durch Hilfsmittel, die wir ihm darbieten, seine eigentümliche Kultur weiter pflege, daß wir ihm allmählich einige unsrer Kulturbedürfnisse angewöhnen und ihn so zu unserm Konsumenten machen. Dagegen ließe sich nun zwar auch noch so

Digitized by Google

manches einwenden, doch wollten wir die Ansicht des Verfassers über die Art, wie unsre Kolonien möglicherweise nutzbar gemacht werden könnten, unsern Lesern nicht vorenthalten, da das eben die bisher noch ungelöste Hauptfrage unsrer Kolonialpolitik ist.

Zum Schluß heben wir aus dem merkwürdigen Buche noch einige Punkte von untergeordneter Bedeutung hervor, die uns besonders aufgefallen sind. Der Verfasser findet gleich den meisten Kennern Spaniens, daß sich alle spanischen Regiernngen seit der Vertreibung der Mauren durch ihre Unvernunft in volkswirtschaftlichen Dingen ausgezeichnet haben, und das es die heutige parlamentarische Regierung des Landes nicht besser mache als ihre Vorgängerinnen. In einer Anekdote aus der Zeit Almansors werde ein Statthalter erwähnt, der an den Minister über Dünger berichte; seitdem werde das Wort Dünger in einer Korrespondenz zwischen Minister und Statthalter schwerlich noch einmal vorgekommen sein. Statt dem Landbau die nötige Pflege zuzuwenden, begnüge sich der Parlamentarismus damit, im Interesse der besitzenden Klassen den Grundbesitz zu entlasten, die Landarbeiter durch harten Druck zur Verzweiflung zu treiben, die Industrie samt Fabrikelend, namentlich in Barcelona, künstlich zu fördern und so den gemeinen Mann zum Anarchisten zu machen. Es sei kaum zu hoffen, daß sich Spanien auf seine bessere Vergangenheit besinne „und seinen Ruhm nicht länger in den Greueln der Pizarro sehe, sondern in den friedlichen Errungenschaften des fleißigen Gärtners, wie einst zu den Zeiten der Kalifen zu Cordova.“ Dagegen meint er, Südamerika habe den Spaniern und der katholischen Kirche so manches zu verdanken, und die „Befreiung“ sei für den schönen Erdteil kein Glück gewesen; die selbstgewählten Regierungen leisteten weniger als ehemals die spanischen Statthalter. Nun, vielleicht würden Deutsche die Sache besser machen, und wenn nicht im spanischen, so hätte es doch im portugiesischen Teile dazu kommen können. Leider habe Deutschland hier den Anschluß verfehlt; „gerade zu einer Zeit, wo ein kräftiger Zufluß dem deutschen Elemente zur Präponderanz(!) hätte helfen können, schnitt eine gutgemeinte, aber fehlerhafte büreaukratische Maßregel die weitere Einwanderung ab.“

Hahn findet es (S. 78 und 493) sonderbar, daß sich die Chinesen trotz der Nachbarschaft der von Nomaden bewohnten Steppen nicht zum Milchgenuß hätten „bekehren“ lassen. Wer hat sie denn bekehren wollen? Die Erklärung der Thatsache, daß die Chinesen keine Milchtrinker sind, scheint doch nahe genug zu liegen. In ihrer niedlichen Gartenwirtschaft ist für großes Vieh, namentlich für Rinder kein Platz und bei vorherrschendem Spatenbau wenig Verwendung, an ausgedehnte Weidewirtschaft natürlich gar nicht zu denken. Da demnach die Milch selten und teuer ist, kann sie kein Volksgetränk sein, und was man nicht gewöhnt ist, mag man meistens nicht, wenn es einem anderswo dargeboten wird. Die geographische Nachbarschaft der

Digitized by Google

Nomadenvölker aber kann natürlich auf die Lebensweise der Bewohner des innern und des südöstlichen Chinas nicht den geringsten Einfluß üben.

Das indische Buddhaideal soll nach Seite 428 „direkt aus dem griechischen Apollo“ hervorgegangen sein. Kann es aber zwei unähnlichere Wesen geben, als den holden Gott der Musen und den indischen Buddha, mag man darunter den asketischen Mönch verstehen oder den unförmlichen Götzen, der in der Volksreligion daraus geworden ist? Der Abschnitt Seite 431 bis 432 über Palästina ist unklar; man wird nicht klug daraus: soll hier die der biblischen Erzählung entstammende Meinung, daß die Juden ursprünglich Nomaden gewesen seien, bewiesen oder widerlegt werden? In dem Abschnitt über die Maultiere sieht es so aus, als ob heutzutage in Deutschland gar keine mehr vorkämen; aber in den deutschösterreichischen Bergen, die doch wohl geographisch bei Deutschland bleiben werden, werden hie und da für Touristen welche verwendet. Übrigens ist die Anekdote von Kaiser Heinrich II. ungenau wiedergegeben. Es heißt da, er habe sich den geschmacklosen Witz gemacht, „einem Bischof, der kein Latein verstand, in sein Brevier statt famulis et famulabus mulis et mulabus schreiben“ zu lassen. Der Bischof war Meinwerk von Paderborn, ein Mann, dem weltliche Geschäfte den Kopf so einnahmen, daß er beim Gebet und Gottesdienst immer sehr zerstreut war und oft Unsinn las und sang. Da ließ Heinrich einmal am Tage vor einer Seelenmesse in den Gebeten des Meßbuchs die Silbe fa in den genannten Wörtern wegkratzen, und Meinwerk betete richtig für die Maulesel und Mauleselinnen.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn Fachleute in einem Werke, dem eine Litteratur von gewaltigem Umfange zu Grunde liegt, noch viele kleine oder große Schnitzer entdeckten; aber das würde den Wert der Arbeit, der in der Eröffnung ganz neuer Gesichtspunkte für die Betrachtung des Wirtschaftslebens liegt, nur wenig beeinträchtigen.



Digitized by Google

# Die Alten und die Jungen

## Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart

Von Adolf Bartels

(Fortsetzung)

### 9

Die Ursachen, die es verschuldet haben, daß die deutsche Litteratur um 1880 unter den europäischen vollständig im Hintertreffen stand und den Einfluß fremder Völker erdulden mußte, die man bisher entweder für barbarisch oder für verkommen gehalten oder als klein und unbedeutend kaum beachtet hatte, sind mannichfacher Art. Zunächst hatte sich unsre klassische Dichtung, die letzte und auch wohl die edelste Renaissance, die Europa gesehen hat, bis dahin in ungetrübtem Ansehen erhalten und die Dichtung der Lebenden in mancherlei Weise bedrückt, sodaß weite Kreise der Gebildeten von dieser überhaupt nichts wissen wollten. Die Dichterschule aber, die wesentlich auf dem Boden der klassischen Dichtung stand, war, da sie ihren Geist in einer völlig andern Zeit bei dem Mangel wahrhaft schöpferischer Talente natürlich nicht erhalten konnte, zuletzt in Akademismus und Konventionalität erstarrt. Wie einst in Frankreich die Anfertigung von Dramen im klassischen Stil geradezu fabrikmäßig betrieben wurde, sodaß das Wort aufkam: „Nichts ist leichter, als eine Tragödie zu schreiben," so war jetzt auch in Deutschland die Nachahmung der Schillerschen Jambentragödie und selbst der klassizirenden Goethischen eine Sache aller jener kleinen Talente geworden, für die die Sprache dichtet und denkt; es gab eine allgemeine poetische Bildung, die z. B. den schon erwähnten badischen Autodidakten und Kaufmann Friedrich Geßler in den Stand setzte, eine „Kassandra" zu schreiben, die ein poetisch angelegter Professor der griechischen Litteratur auch nicht besser fertig gebracht hätte. Was nicht zu den klassischen Epigonen stand, was eigne Wege einschlug, das blieb im großen Ganzen vereinsamt und fand keinen rechten Boden im Volke. Schwerlich hatte um 1860 ein europäisches Volk dramatische Talente wie Hebbel und Ludwig aufzuweisen, auch sind nirgends so früh große, in gutem Sinne realistische Talente aufgetreten wie bei uns;

Digitized by Google

aber gerade sie gelangten nicht zu dauernder Wirkung. Wer las um 1880 „Zwischen Himmel und Erde" oder Jeremias Gotthelfs Romane? Neben dem Übergewicht der klassischen Dichtung verhinderten aber auch die politischen und sozialen Verhältnisse eine tiefere Wirkung der neuern Litteratur. Bei uns entwickelte sich der Industrialismus verhältnismäßig spät, und das ihn tragende Bürgertum verlangte eben eine Bourgeoispoesie, die Größe und Tiefe ausschloß; die Besten des Volks aber waren zuerst von den nationalen Einigungsbestrebungen in Anspruch genommen, bei denen ihnen denn freilich die großen klassischen Dichter, wie Schiller, dessen hundertjähriger Geburtstag überall eine Nationalfeier größten Stiles veranlaßte, ganz andre Bundesgenossen sein konnten, als die modernen. Als dann das Ziel erreicht war, da waren wir auch schon in der Decadence, und die Besten des Volks wurden von Leuten, die sich mit Behagen in ihr bewegten, in den Hintergrund gedrängt, zum Teil suchten wir, der neugewonnenen Einheit, Macht und Größe froh, die Decadence nicht zu sehen. Wäre in den siebziger Jahren eine naturalistische Dichtung mit sozialen Tendenzen in Deutschland aufgetaucht, man hätte sie durch wüstes Geschrei über Sozialdemokratie und Reichsfeindschaft sofort tot zu machen versucht, Konvention war das Zeichen nicht nur der deutschen Litteratur, sondern des ganzen deutschen Lebens geworden.

Indessen hatten die übrigen europäischen Nationen ihre soziale Litteratur erhalten. Zuerst die englische, wie denn ja der Industrialismus auch zuerst in England zur Ausbildung gelangt war, aber Kingsley und Genossen blieben in Deutschland ziemlich unbekannt; hier freute man sich an Dickens, schon Thackeray war unheimlich. Von den Franzosen kamen uns durch die Decadencelitteratur „Dumas Sohn" und Genossen herüber und fanden scheue Nachahmung; die entschiednen Naturalisten wie Flaubert mit seiner „Madame Bovary" lernte man noch nicht kennen oder hielt sie einfach für Pornographen, bis dann Zola das Eis brach. Ein gründlicher Geschichtschreiber der neuern deutschen Litteratur wird das Eindringen Zolas einst zahlenmäßig festzustellen haben, hier genügen einige persönliche Erinnerungen Ich entsinne mich, daß ich durch einen Artikel der Gartenlaube im Jahrgang 1880, glaube ich, zuerst von der Existenz Zolas unterrichtet wurde, der damals gerade die „Nana" geschrieben hatte. Dieses Werk wurde dann in schlechten Übersetzungen (namentlich von Budapest aus) als pornographisches Werk in Deutschland heimlich verbreitet. Über Zolas wirkliche Bedeutung und seinen großen Cyklus „Die Rougon-Macquart" belehrte mich ein Aufsatz Ludwig Pfaus in der Deutschen Rundschau. Daudets „Fromont junior und Rißler senior" lernte ich 1882, gleich nach seinem Erscheinen in Reclams Universalbibliothek kennen; ich erinnere mich, daß ich das Werk als stark beeinflußt von Thakerays Vanity fair empfand, den ich schon kannte. Den mächtigsten Eindruck auf das junge Geschlecht in Deutschland hat, glaube ich, Zolas „Germinal" (1885)

Digitized by Google

gemacht und viel mit zum Ausbruch des eigentlichen Sturms und Drangs beigetragen.

Schon vor diesen modernen Franzosen waren die Norweger in Deutschland eingedrungen, zuerst Björnson, dann Ibsen. Noch Heinrich Laube hatte sie freundlich begrüßt, wahrscheinlich von ihrer französischen Technik angezogen. Björnsons „Fallissement" wurde schon Anfang der siebziger Jahre sogar in deutschen Kleinstädten aufgeführt und ist eine meiner Jugenderinnerungen, seine Bauernovellen erregten nicht viel später das Entzücken weiter Kreise; Ibsens Dramen waren doch um 1880 herum schon bei Reclam und wurden verschlungen, nachdem die Berliner Aufführungen der „Stützen der Gesellschaft" und später der „Nora" die nötige Reklame gemacht hatten. Von den Russen war Turgenjew ja schon seit den sechziger Jahren in Deutschland, wo er lange lebte und Freunde hatte, bekannt; in den siebziger Jahren hat noch Julian Schmidt in Westermanns Monatsheften ausführlich über ihn geschrieben. Er lag, von westeuropäischem Geiste genährt, wie er war, unsrer deutschen Entwicklung ja auch nicht fern, ihm konnten wir ruhig unsern Storm, Heyse und Keller an die Seite setzen, wenn auch der fremdartige Reiz des Russen immer bestehen blieb. Dagegen mußten Tolstoi und Dostojewsky zunächst neu und verblüffend auf die Deutschen wirken, zugleich aber unheimlich anziehend, und das Erscheinen von Dostojewskys „Schuld und Sühne" (Raskolnikow) in der deutschen Übersetzung von Wilhelm Henckell (1882, 2. Auflage 1886) ist denn auch ein Ereignis, das in der Geschichte des jüngsten Deutschlands nicht vergessen werden darf.

Was war es nun, das die deutsche Jugend, und nicht nur sie, sondern alle Litteraturfreunde, die echten wie die unechten, die bloß Neugierigen und die Modeleute, zu den fremden Litteraturen zog? Wieder nur die unheilvolle deutsche Sucht, das Fremde anzubeten und nachzuahmen? Sie hat gewiß mitgespielt, wie andrerseits auch der deutsche Hochmut, der da zu sagen liebt: „Nein, Gott sei Dank, so was haben wir bei uns nicht," aber ausschlaggebend ist sie nicht gewesen, und für die geschichtliche Betrachtung kommt sie kaum in Betracht. Ich muß nun zwar gestehen, daß ich der Überzeugung bin, daß wir alle Vorzüge, die die fremden Litteraturen vor der gleichzeitigen deutschen aufwiesen, auch auf den Wege normaler Entwicklung von innen heraus hätten erreichen können, ja ich halte sogar dafür, daß die besten Werke der Fremden künstlerisch unter den ältern deutschen der verwandten Richtungen stehen, daß weder die Franzosen noch die Norweger noch die Russen Werke wie Hebbels „Maria Magdalena," Ludwigs „Erbförster" und „Zwischen Himmel und Erde" und eine Lebensarbeit wie die Jeremias Gotthelfs besitzen; aber das alles hindert mich nicht, das Versenken der Deutschen in die fremden Werke um 1880 herum natürlich und berechtigt zu finden. Man sieht bekanntlich besser im fremden wie im eignen Hause, und es ist vielleicht ein Gesetz der

Digitized by Google

geistigen Bewegungen, daß nur Lebendes auf Lebendes wirkt; jedenfalls traten die Fremden mit ganzen, mächtigen Entwicklungen auf, wo wir doch nur Ansätze oder einzelne einsame Größen hatten. Auch hatte die Erfolglitteratur der sechziger und siebziger Jahre — und man kann sich denken, warum — über jene Ansätze, jene großen Einsamen den dichtesten Schleier gebreitet, Hebbel und Ludwig waren fast vergessen, und als Emil Kuh 1876 seine Biographie Hebbels herausgab, konnte das damalige litterarische Deutschland fast ungestraft über den Dichter herfallen, um ihn nachträglich noch totzuschlagen. Nun, es mißlang, aber die breitern Kreise und das junge Geschlecht, das man ganz andre Größen zu verehren gelehrt hatte, wußten doch von den einsamen Genies nichts, und als die Jugend nun die Hohlheit der Tagesgrößen erkannte, da verfiel sie eben auf die Fremden, die die Presse anfänglich zu Sensationszwecken gerufen hatte, und die man nun nicht wieder los wurde. Das war eine andre Litteratur als die heimische konventionelle oder decadente Klassen- und Bildungsdichtung, da sah man wirklich die ganze Gesellschaft, das ganze Volk gespiegelt mit unerbittlicher Wahrheit und rücksichtsloser Kühnheit, mit tief eindringender Schärfe und wunderbarer psychologischer Analyse. Mochten die Heuchler und Prüden immerhin Zola der Unsittlichkeit anklagen, die Jugend merkte doch, daß er das grandiose Bild des Verfalls des zweiten Kaiserreichs nicht zur Unterhaltung für müssige Stunden male oder gar um die verdorbne Phantasie aufzuregen, sie folgten ihm mit einem aus Lust und Grauen gemischten Gefühle in den „Bauch" von Paris und bewunderten seine brutale Größe. Bei Ibsen wieder zog sie die rücksichtslose Aufdeckung der konventionellen Lügen an, und bisweilen glaubte sie das Lichtbild einer großen, starken, freien Gesellschaft der Zukunft in der Ferne aufsteigen zu sehen. Und bei den Russen endlich war es namentlich der starke Erdgeruch, der aus allen russischen Werken emporsteigt, der Zauber einer anscheinend noch schlummernden Volkskraft, zu der seltsame mystische und pathologische Erscheinungen in eigentümlichem Gegensatze stehen, was einen so unwiderstehlichen Reiz übte. Kunst in dem uns überlieferten Sinne fast nirgends, aber überall das reichste und wahrste Leben, die Natur selbst und das alte und ewig neue Evangelium von der Rückkehr zu ihr, selbst in Schmutz und Gemeinheit — wie hätte das junge Geschlecht nicht gefangen werden sollen? Hier Ebers, Wolff, Paul Lindau und Blumenthal, dort Ibsen, Tolstoi, Dostojewsky, Zola — die Wahl konnte nicht schwer sein. Ja hätte es heißen können: hier Goethe, Hebbel, Ludwig, Keller, dort die Norweger, Russen und Franzosen, wer weiß, wie die Entscheidung gefallen wäre. Aber den Vätern war Goethe ein Götze, und von Hebbel, Ludwig und selbst von Keller wußten sie nichts, was halfs da, daß sie ihre Söhne ausschalten? Im übrigen waren auch die politischen und sozialen Verhältnisse im deutschen Reiche zu Anfang der achtziger Jahre derart, daß so oder so ein Sturm und

Digitized by Google

Drang der Jugend kommen mußte, der bessern Jugend; die Reichsflitterwochenzeit war lange vorbei, die konventionelle Lüge, wie wir es so herrlich weit gebracht, hielt vor dem Ansturm der sozialen Fragen nicht mehr stand.

Man hat den internationalen Zug der jüngsten litterarischen Bewegung scharf getadelt, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, mit Unrecht. Aber das jüngste Deutschland hätte sich schneller vom Auslande freimachen, schneller die künstlerischen Schwächen, die Einseitigkeit seiner fremden Vorbilder erkennen sollen? Das ist leicht gesagt. Wer war denn schuld, das das Geschlecht von 1870 ohne alle künstlerischen Ideen aufwuchs, wer verleidete ihm denn seine Klassiker und lehrte es die tief eindringende Ästhetik Hebbels und Ludwigs gar nicht kennen? Mit dem allgemeinen Raisonnement gegen das enge Skandinaviertum Ibsens, gegen Zolas Romanismus in geschlechtlichen Dingen — und noch heute ist man darüber nicht hinaus — war doch nichts gethan, mit Redensarten macht man kein wirkliches Leben tot. Auch die Empfehlung des nationalen, d. h. preußischen Dichters Ernst von Wildenbruch als Muster und Vorbild konnte es nicht thun, zumal da Wildenbruch dann selbst noch recht hübsch tief in den Naturalismus hineingeriet. Aber die fortwährende Hinweisung auf alles, was wirklich groß und bedeutend ist und zugleich in die Gegenwart fortwirkt in unsrer Litteratur, hätte manchmal nützen können, eine Hinweisung auf die durch die Münchner unterbrochne Entwicklung der fünfziger Jahre vor allen Dingen, an die wieder anzuknüpfen sei. Daran dachte aber niemand, und wenn nun doch so etwas wie diese Anknüpfung bevorzustehen scheint, so hat sich die junge Generation selbst dazu durchringen müssen. Es ist vielleicht auch am besten so, aber die Aufregung des Sturms und Drangs und der wüste Parteikampf — schön waren sie nicht.

Einen deutschen Dichter giebt es übrigens, der, durchaus modern im Sinne der „Modernen," dem Ausland eigentlich nichts verdankt. Das ist Theodor Fontane, der in den fünfziger Jahren als Balladendichter im englischen Stil hervorgetreten war und den Münchnern nicht fern gestanden hatte, dann zunächst der Schilderer seiner märkischen Heimat geworden war, darauf seit 1876 historische Romane geschrieben hatte und nun, in dem merkwürdigen Jahr 1882, seinen ersten modernen Roman „L'Adultera" herausgab. Der Weg, auf dem Fontane zu seiner dem fremden Naturalismus, wenn nicht dem Zolas, so etwa dem der Gebrüder Goncourt, wenigstens verwandten Romanproduktion kam, ist von ihm selbst in seinem Buche „Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840 bis 1860" angegeben worden; es war dem Dichter die Erkenntnis aufgegangen, daß unsre akademische Litteratur einer Auffrischung durch die Originalität, wäre es auch die Originalität um jeden Preis, bedürfe: „Originelle Dichtungen sind nun freilich noch lange nicht schöne Dichtungen, und dem Grundwesen der Kunst nach wird das bloß Originelle hinter dem Schönen immer zurückzustehen haben. Gewiß, und ich bin der letzte, der an

Digitized by Google

diesem Satze zu rütteln gedenkt. Andrerseits aber krankt unsre Litteratur — wie jede andre moderne Litteratur — so schwer und so chronisch an der Doublettenkrankheit, daß wir, glaube ich, an einem Punkte angelangt sind, wo sich das Originale, wenigstens vorübergehend, als gleichberechtigt neben das Schöne stellen darf. In Kunst und Leben gilt dasselbe Gesetz, und wenn die Nachkommen einer zurückliegenden großen Zeit das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, so werden die willkommen geheißen, die für neue Güter Sorge tragen, gleichviel wie. Zunächst muß wieder was da sein, ein Stoff in Rohform, aus dem sich weiter formen läßt." (Vgl. auch: Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart: Theodor Fontane.) Nebenbei bemerkt teilte auch Paul Heyse diese Erkenntnis Fontanes, wie aus seiner Forderung, daß „auch der innerlichste und reichhaltigste Stoff ein Spezifisches haben müsse, das ihn von tausend andern unterscheide," deutlich genug hervorgeht, nur führte diese Forderung den Münchner Erotiker dazu, seine Probleme immer raffinirter und bedenklicher zu wählen, während Fontane der Erfindung wenig Wert beilegte und vor allem den reichen Schatz seiner Beobachtungen für die neue Kunst verwandte und so wirklich dazu kam, der erste wahre Schilderer unsrer neuen, insbesondre der Berliner Gesellschaft zu werden. Schon in seinen geschichtlichen Romanen hatte er übrigens die neue Kunst geübt, was die Vergleichung mit Willibald Alexis ohne weiteres klar macht: Fontanes geschichtliche Zeitgemälde, mit Ausnahme vielleicht der „Grete Minde," haben nicht den großen epischen Zug und das energische Leben der Werke seines Vorgängers, aber sie geben das „Milieu" getreuer oder wenigstens geschickter wieder und sind psychologisch feiner, mit einem Worte: sie sind „intimer." Und die außerordentlich zahlreichen, auf Feinheit der Beobachtung beruhenden intimen Reize sind es denn auch, die uns an Fontanes modernen Romanen besonders anziehen, mögen sie nun der Schilderung des „Milieus" oder der Menschengestaltung zu gute kommen. Mag man Poesie im alten Sinne und Größe bei Fontane vermissen, man verhehlt sich doch nicht, daß die Darstellung des Lebens bei ihm einen großen Fortschritt gemacht hat, daß nichts mehr bei ihm konventionell, alles spezifisch ist, und da der Dichter bei scheinbar vollständiger Objektivität nun doch nicht völlig hinter seinen Werken zurücktritt, da man die feine Künstlerhand wohl merkt und eine in jeder Beziehung „überlegene" (das ist das richtige Wort), zugleich aber liebenswürdige Persönlichkeit zu erkennen glaubt, wie sie zwar die alte Gesellschaft Englands und Frankreichs zu verschiednen Zeiten, Deutschland aber noch kaum hervorgebracht hat, so tritt dann zu dem stofflichen Reiz auch noch der subjektive und künstlerische, sodaß von „Stoff in Rohform" nicht mehr die Rede sein kann, man Fontane vielmehr unter die ihr eignes Weltbild gestaltenden Dichter ohne weiteres einreiht. Mag die Gesellschaft, die Fontane schildert, zum Teil decadent, zum Teil philiströs sein, der Dichter ist nichts weniger als Verfallzeitler und durchaus eigenartig.

Digitized by Google

Neben Fontane hat man als selbständig aus deutscher Entwicklung hervorgewachsenen Dichter der neuen Zeit Ernst v. Wildenbruch stellen wollen, der auch um 1882 seine Berühmtheit erlangte. Ich habe schon gesagt, daß ich in den frühern Dramen Wildenbruchs ein decadentes Element finde; auch seine starke „Theatralität" ist vielleicht Decadence. Jedenfalls bedeutet er künstlerisch, in der Geschichte des deutschen Dramas keinen Fortschritt, eher einen starken Rückschritt gegen Kleist, Hebbel und Ludwig, gehört überhaupt nicht zu den großen Charakteristikern, sondern zu den Schillerepigonen, zu Friedrich Halm und verwandten Talenten. Verkennen wollen wir aber nicht, daß er 1882 auf der deutschen Bühne allerdings einen Fortschritt, die Wendung zum Bessern bezeichnete und durch seine im ganzen realistische, oft freilich auch schwülstige, von Shakespeare und Kleist beeinflußte Sprache wie durch seine nationale Empfindung und überhaupt sein kräftiges Temperament einer von denen wurde, die uns vom Akademismus erlösten. Von seinen Hohenzollerndramen, wegen deren ihn überschwängliche Verehrer mit Äschylus und Shakespeare verglichen, halte ich nichts, der eigentliche Dichter der Mark ist und bleibt Willibald Alexis; Wildenbruchs Dramen aus der Gegenwart sind naturalistische Experimente. Neuerdings ist er zum historischen Drama alten Stils zurückgekehrt und hat mit einem „Heinrich IV." einen Erfolg errungen, der vielleicht eine Abkehrung der Mode vom naturalistischen Drama anzeigt, aber das Urteil über Wildenbruchs Talent nicht ändern kann.

Was außer Fontane und Wildenbruch den dem eigentlichen Sturm und Drang vorangehenden Dichtern der „Moderne" oder dem jüngsten Deutschland zugezählt wurde und noch wird, kann man ruhig als vom Ausland beeinflußt hinstellen. Ich erwähne ganz kurz zunächst Hermann Heiberg (geboren 1840 zu Schleswig), der spät zur Litteratur kam, 1881 mit den „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" begann und 1883 den Roman „Ausgetobt" schrieb. Man hat ihn als „Realisten der Nüchternheit" charakterisirt, er hat aber auch starke naturalistische Wirkungen nicht verschmäht; im ganzen ist er Unterhaltungsschriftsteller geblieben und, wie diese alle, sehr ungleich. Viel entschiedner ein Mann der neuen Zeit war von vornherein Max Kretzer (geb. 1854 zu Posen), mit den „Betrognen" (1882) und den „Verkommnen" (1883) wohl der erste Nachahmer Zolas in Deutschland und wohl auch ein diesem verwandtes kleineres Talent, so rasch ihn unsre Jüngsten auch über Zola stellten. Er hat im Laufe seiner Entwicklung einzelne gute, aber keineswegs bedeutende Romane geschrieben, die die genaue Kenntnis des Volkes verraten, dem er selbst angehörte. Etwas später als Kretzer trat Wilhelm Walloth hervor (geb. 1856 zu Darmstadt), zunächst mit ägyptischen und römischen Romanen, die wahrer und feiner als die von Ebers und Genossen waren, dazu aber auch raffinirter, von der Decadence stärker beeinflußt. Später schrieb er moderne Romane, die psychologisch gleichfalls fein, aber auch

Digitized by Google

gequält waren und etwa an Bourget erinnern konnten. Auch Wolfgang Kirchbachs Entwicklung (geb. 1857 zu London) begann im Anfang der achtziger Jahre; er hatte etwas, was die meisten Jüngstdeutschen nicht hatten, eine große, tiefgehende Bildung, hat deshalb auch die schulmäßige Entwicklung des Naturalismus nicht mitgemacht, sondern immer eine Sonderstellung eingenommen, ist aber doch wegen seiner „Kinder des Reichs“ und seiner (verunglückten) modernen Tragödie in Versen „Waiblinger“ (nicht etwa den Dichter, sondern einen Ingenieur behandelnd) durchaus der modernen Richtung zuzuzählen. Diese vier Schriftsteller und Dichter waren vor dem neuen Sturm und Drang da.

Die geistigen Väter des Sturms und Dranges aber sind, wie das in Deutschland nicht anders sein kann, Kritiker: zunächst die Gebrüder Hart (Heinrich, geb. 1855 zu Wesel, und Julius, geb. 1859 zu Münster), deren „Kritische Waffengänge,“ die Lindau, Lubliner, L'Arronge, Schack, H. Kruse, Spielhagen u. a. scharf angriffen, in dem merkwürdigen Jahre 1882 begannen, dann Michael Georg Conrad, der (geb. 1846 zu Gnodstadt in Franken) 1883 von Paris zurückkehrte und 1885 die „Gesellschaft,“ das Leibblatt des Sturms und Dranges, gründete, endlich Karl Bleibtreu, der 1886 mit seiner Broschüre „Revolution der Litteratur,“ für weitere Kreise wenigstens, das erste Licht über den neuen Sturm und Drang gab und die erste Heerschau abhielt. Geboren 1859 in Berlin, hatte er als frühreifes, wie es scheint, Berliner Treibhaustalent damals schon ein Dutzend Werke veröffentlicht. Den eigentlichen Beginn des Sturms und Dranges bezeichnet aber das Erscheinen der lyrischen Anthologie „Moderne Dichtercharaktere,“ 1885, in der alle die Talente vereinigt waren, die der ersten Periode der neuen litterarischen Bewegung den wesentlich lyrischen Charakter geben.

10

Man hat die Erhebung des jüngsten Deutschlands vielfach mit dem Sturm und Drang vor hundertundzwanzig Jahren verglichen, und sie ist im ganzen schlecht dabei weggekommen. Konnte man sich auch nicht verhehlen, daß beide Bewegungen „ein Ansturm der leidenschaftlich empfindenden Jugend gegen die Schranken, die gleicherweise die ästhetische Theorie und die gesellschaftliche Konvention dem unmittelbaren Ausdruck der Gefühle im Leben und in der Dichtung in den Weg stellten,“ gewesen seien, so tadelte man doch an der jüngern vor allem den internationalen, einige sagten antinationalen Zug und den Hang zur Theorie. Ich habe schon versucht, die damalige Jugend gegen den Vorwurf unnationalen Fühlens in Schutz zu nehmen. Die geistigen und damit auch die litterarischen Bewegungen der Zeit, ja die Ideen überhaupt tragen ja in der Regel, und zumal in unserm Jahrhundert, einen internationalen Charakter, können aber freilich nationalisirt werden, und zwar



Digitized by Google

dadurch, daß sie ein Volk mit Inbrunst bemeistert, ihnen Gefühlsgehalt giebt, das ihm Gemäße entwickelt, das ihm Ungemäße aus- und abstößt. Aber ein solches Verfahren setzt Kraft in der Nation und auf litterarischem und künstlerischem Gebiet eben Talente voraus. Sind diese Talente nicht vorhanden oder zu unbedeutend, so wird das ausländische Muster nicht überwunden werden; es ist aber natürlich ungerecht, den Talenten als Sünde gegen die Nation vorzuwerfen, was einfach Folge des Kraftverhältnisses ist. Auch den Hang zur Theorie sollte man beim jüngsten Deutschland nicht tadeln, obwohl er vielfach die Form der Programmwut annahm, er ist echt deutsch, alle unsre litterarischen Bewegungen haben mit einer kritischen und theoretischen Thätigkeit begonnen. Freilich — darin haben Litzmann und andre Recht —, das Ideal des „Modernen," das sich die junge Schule stellte, war darnach, einen vielgestaltigern, im Grunde nichtssagendern Begriff als das „Moderne" hätte man gar nicht wählen können. „Der gemeinsame Nährboden, sagt Litzmann, aus dem dieses Ideal seine Nahrung zieht, ist leider die moderne Nervosität und Hysterie. Auf diesem Grunde entwickeln sich, je nach der Individualität, dem Bildungsgange, dem Temperament die verschiedenartigsten Erscheinungen: krassester Materialismus, mystischer Spiritismus, demokratischer Anarchismus, aristokratischer Individualismus, pandemische Erotik, sinnabtötende Askese." Ganz richtig, aber alle diese Dinge waren schon da, hatten sich längst in den deutschen Volkskörper eingeschlichen, die Jugend brachte sie nicht, sondern brachte sie nur ehrlich zur Erscheinung, und das war ein Verdienst. Gewiß stand das jüngste Deutschland zunächst auf dem Boden der deutschen Decadence, aber es wollte doch von ihm weg, und eben in diesem Wegwollen, das allerdings oft seltsame Irrwege einschlug, hat man seine Bedeutung zu suchen. Daß im übrigen viel Menschliches, Allzumenschliches bei der Bewegung unterlief, daß die meist recht jungen Stürmer und Dränger zum Teil von einem ganz lächerlichen Größenwahne besessen waren, und daß sich unsaubere Gesellen eindrängten, soll nicht bestritten werden; davon ist aber wohl nie eine geistige Bewegung frei geblieben.

Das möchte ich vor allem festgehalten wissen: die Bewegung des jüngsten Deutschlands war nicht, wie man uns hat glauben machen wollen, von einigen Ehrgeizigen künstlich gemacht und weiterhin künstlich aufrecht erhalten. Sie entstand ganz natürlich, und sie war ehrlich von Grund aus. Man braucht sich nur in die Grundstimmung der achtziger Jahre hineinzuversetzen, um das leidenschaftliche „Aufbegehren" der Jugend vollständig zu verstehen. Es war eine im ganzen dumpfe und trübe Zeit, diese letzte Regierungszeit des alten Kaiser Wilhelms, alles schien zu stagniren und ewig stagniren zu sollen. Denn uns Jüngern fast unheimlich erhob sich die gewaltige Gestalt Bismarcks über dem Reiche und Europa, und ohne seinen Willen schien kein Windhauch zu wehen, kein Lichtstrahl leuchten zu dürfen. Wohlverstanden, ich sage nicht,

Digitized by Google

daß der große Staatsmann wirklich der Entwicklung seines Volkes im Wege gewesen wäre, im Gegenteil, er führte ja damals die soziale Gesetzgebung durch, aber die deutsche Jugend empfand seine Größe doch fast nur drückend und fragte sich: Was sollen wir? Was können wir? Was bleibt für uns? Wenigstens alle bessern Elemente, alle tiefern Naturen in ihr empfanden so; die Gewöhnlichen fühlten sich freilich äußerst wohl, da die scheinbare Stagnation ihnen ungestörte „Karriere" versprach, und es bildete sich im Hinblick auf die vielversprechende Sicherheit der Zustände jenes übermütige Strebertum aus, das von der zur Schau getragnen Eigenschaft des „Schneidigen" das schmückende Beiwort empfing. Und der Haß gegen diese äußerlich korrekten, „strammen," innerlich hohlen und leeren, vielfach aber auch brutalen Gesellen, von denen ja einige durch ihre koloniale Thätigkeit später berühmt geworden sind, stürzte uns noch um so tiefer in die Opposition. Es brauchte diese Opposition nicht immer die Form der Sozialdemokratie anzunehmen, vielfach that sie das freilich, doch hielt ein starker natürlicher Individualismus den sozialistischen Anschauungen fast immer die Wage. Damals hat sich das, was wir jetzt Sozialgefühl nennen, in der deutschen Jugend ausgebildet und immer weitere Kreise ergriffen, sodaß es das heutige Strebertum schon mit Erfolg zur Maskirung seiner selbstsüchtigen Absichten benutzen kann. Es wäre thöricht, leugnen zu wollen, daß sich hinter dem Sozialismus der damaligen Jugend auch vielfach das ôte-toi, que je m'y mette verbarg, eben so gut wie hinter ihrem litterarischen Streben, jene Begierde der Jugend, die Theodor Fontane in neuerdings bekannt gewordnen Versen*) als einziges und zwar berechtigtes Motiv des jüngsten Sturms und Dranges wie aller litterarischer Bewegungen hinzustellen scheint; die poetische Jugend eines Volkes will und muß ja leben und genießen und zu dem Zweck sich geltend machen, und es war gar kein Wunder, daß sich die Genußbegierde in jener Zeit stärker ausgebildet hatte und wildere Formen annahm als gewöhnlich; war doch gerade in die Periode unsrer Jugend, wo die stärksten Eindrücke aufgenommen werden, die Gründerzeit gefallen, hatte doch die Konvention, die zu einem guten Teil Heuchelei und Lüge war, so schwer auf uns gelastet, daß ein Umschlag in Roheit und Zügellosigkeit gar nicht ausbleiben konnte. Daß die Alten den Jungen ihre sozialistischen nnd anarchistischen Anschauungen bitter zum Vorwurfe machten, daß sie die sittlichen Ausschreitungen, die sich in den Werken der neuesten Litteratur zu spiegeln schienen, mit Entsetzen erfüllten, war gleichfalls natürlich; die aber, die am lautesten gegen das junge, rücksichtslos naturalistische und gesellschaftsfeindliche Geschlecht schrieen, waren natürlich die Pharisäer, die

*) Eins läßt sie stehn auf siegreichem Grunde:
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde,
Der Mohr kann gehn, neues Spiel hebt an,
Sie beherrschen die Szene, sie sind dran.

Digitized by Google

Leute, die heimlich Wein trinken und öffentlich Wasser predigen. Daß die brutale Wahrheit und nackte Sinnlichkeit der Jungen gegen die Verschleierung und die Lüsternheit gewisser Alten ein Fortschritt war, wird sich schwerlich bestreiten lassen.

Das allgemeine Evangelium, auf das die Jüngsten schworen, hieß wie immer Natur und Wahrheit, nur daß man unter Wahrheit dieses Mal die Wirklichkeit verstand; im einzelnen gingen die Anschauungen himmelweit auseinander. Zur Bezeichnung des ästhetischen Standpunkts der neuen Schule wurden die beiden Begriffe Realismus und Naturalismus ohne viel Unterschied gebraucht, und während des Sturms und Dranges gingen auch realistische und naturalistische Bestrebungen mit alten idealistischen wirr durcheinander. Vielleicht hat sich kaum einer der Jüngsten den Unterschied von Realismus und Naturalismus völlig klar gemacht und ebensowenig einer ihrer Kritiker; er ist ja auch keineswegs so leicht zu geben. Auch ich will mich hier nicht auf weitläufige Untersuchungen einlassen, sondern einfach eine praktische, der geschichtlichen Entwicklung entsprechende Erklärung versuchen. Nehmen wir Zolas Satz „Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament" als richtig an (und er ist, wenn auch zu allgemein, doch nicht falsch und vor allem bündig), so legt der Realismus auf das Temperament (die künstlerische Persönlichkeit), der Naturalismus auf die Natur das größere Gewicht, der Realist verzichtet nicht auf seine Künstlerrechte, das Komponiren, Abbreviren usw., wenn er auch nur dem Leben entnommnes Material verwendet, der Naturalist kennt keine Rechte, sondern nur Pflichten, das realistische Kunstwerk begnügt sich mit der Lebenswahrheit, wenn man will, kann man auch sagen, mit dem Schein der Wirklichkeit, das naturalistische will wie die Wirklichkeit, wie die Natur selbst wirken. Ob es das kann, ist eine Frage, die uns hier nichts angeht; in der Praxis läuft die Sache im allgemeinen darauf hinaus, daß der Naturalist folgerichtiger ist als der Realist und nicht bloß wirkliches Leben dem Gehalt nach, sondern das Leben mit allen Drum und Dran darstellt, genauer: durch das Drum und Dran das Leben. Ich weiß wohl, diese Auseinandersetzung ist oberflächlich, aber hier genügt sie, da sich der eigentliche Sturm und Drang auf ästhetische Systeme wohlweislich nicht einließ, sondern seine Programme, an denen es nicht fehlte, in der Hauptsache aus Phrasen bestanden, hinter denen allerdings oft genug ernste Empfindung, ja Begeisterung steckte. Erst gegen Ende der achtziger Jahre tauchen ernstzunehmende ästhetische Schriften der Jüngstdeutschen auf und setzen sich dann in unser Jahrzehnt fort; ich nenne von Wilhelm Bölsche: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" (1887), von Edgar Steiger: „Der Kampf um die neue Dichtung" (1889), von Arno Holz: „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze" (I. 1890, II. 1892), von Leo Berg: „Der Naturalismus" (1892) und die Schriften Ola Hanssons. Für die Mehrzahl auch der deutschen

Digitized by Google

Naturalisten waren und blieben Zolas bekannte theoretische und litteraturgeschichtliche Aufsätze maßgebend.

Ich habe den letzten Sturm und Drang, wenn auch nicht gerade mitgemacht, doch aus allernächster Nähe beobachten können. Es war im Jahre 1886, als sich in Leipzig eine kleine Abzweigung des Berliner jüngsten Deutschlands niederließ, angezogen hauptsächlich von einem dortigen Verlage, der die Werke der meisten Stürmer und Dränger herausgegeben und die ganze Bewegung gleichsam getragen hat, also für das jüngste Deutschland das war, was Hoffmann und Campe für das junge. Dort in Leipzig bin ich mit einigen Jüngstdeutschen bekannt und durch sie über die „Interna" der ganzen Bewegung unterrichtet worden. Es ist richtig, das jüngste Deutschland hatte etwas von einer Bohème, es lebte in jener Welt der Kellnerinnenkneipen, in der seine Romane so oft spielen, aber es war darum nichts weniger als durchgängig verlottert und verkommen — obwohl sich natürlich einzelne verkommne Subjekte fanden —, es trug in die Kneipen, in die es vor allem sein Haß gegen die Konvention trieb, die sozialen und philosophischen Probleme mit hinein, die es bewegten, und sicherlich ist an tausend andern deutschen Stammtischen mehr „gezotet" worden, als an denen der Jüngstdeutschen, so weit sich diese mit den geschlechtlichen Verhältnissen beschäftigten. Nein, gewöhnliche Kneipenhelden waren die Stürmer und Dränger nicht und ebensowenig Don Juans, wenn ich auch für ihre Tugend meine Hand nicht ins Feuer legen will; sie haben fast alle tüchtig gearbeitet, wenn auch vielleicht nicht genug an sich selber, und haben sich vor allem große Mühe gegeben, ihre Zeit zu verstehen. Daß es trotzdem viel bedenkliches gab und wiederum in einzelnen das Gebahren der jungen Dichter der komischen Wirkung nicht entbehrte, braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, aber man darf sich dadurch über den Ernst der ganzen Bewegung nicht täuschen.

Der bedeutendste jener Leipziger Jüngstdeutschen war Hermann Conradi (geb. 1862 zu Jeßnitz in Anhalt, gest. 1890 in Würzburg), Mitherausgeber der „Modernen Dichtercharaktere," Verfasser der „Lieder eines Sünders" und der Romane „Phrasen" und „Adam Mensch." Conradi war der richtige Typus eines Stürmers und Drängers, dem keine Entwicklung beschieden ist; man kann also besonders die Schwächen des jungen Geschlechts an ihm sehr gut studiren, wie die des ersten Sturms und Dranges an Lenz, man wird aber auch bei ihm einen Kern durchaus berechtigten Strebens und außerdem auch entschieden Talent finden. Eine tiefe Sehnsucht nach Schönheit und freier Luft mischt sich wunderbar mit der Freude am Häßlichen und Brutalen, ein lebhafter Drang, die Zeiterscheinungen und geistigen Bewegungen zu verstehen, zu erklären, mit leerer Prahlerei, die sogar das Brüsten mit den Titeln halb- oder nichtgelesener Werke nicht verschmäht, Unklarheit und Unwissenheit mit instinktiver Ahnung des Richtigen, eine künstlich aufgestachelte, ungesunde

Digitized by Google

Sinnlichkeit mit wahrer und reiner Empfindung, Größenwahn mit klarer Erkenntnis der eignen Bedeutung. Conradi fühlte, daß er die Decadence in sich nicht überwinden werde, und sah sein frühes Ende voraus; daher seine merkwürdige Neigung zu allen Gescheiterten und Verkommenen in der Litteratur, zur perduta gente. Nicht nur Lenz und Kleist, Grabbe und Büchner, Talente dritten und vierten Ranges dieser Art nahmen sein tiefstes Interesse in Anspruch; er hat Daniel Leßmanns „Tagebuch eines Schwermütigen" herausgegeben, gedachte Waiblinger neu bekannt zu machen und führte über den Dramatiker F. Marlowe (Wolfram), der im Leipziger Georgenhause starb, einen längern Briefwechsel mit Adolf Stern, wie mir dieser erzählte. So hat man ihn einfach für einen kranken Phantasten erklärt, und er war wohl krank, aber seine Krankheit war vor allem die Krankheit der Zeit, er war ein Schwelger in großen Worten, aber begeisterungsfähig, stark und heiß empfindend, er wurde früh ein Komödiant und war doch wieder wahr. Als Dichter hat er nur durch einige schöne lyrische Gedichte und manche quälende, aber wahre Analysen verwickelter Seelenstimmungen Bedeutung, wird aber als Typus dieses heißringenden, übermütig prahlenden, aber dabei oft tief unglücklichen Geschlechts in Erinnerung bleiben. Nicht lange nach Conradi erschoß sich in Darmstadt ein achtzehnjähriger Gymnasiast, der sich als Schriftsteller Hermann Ludwig nannte und auf den Bahnen Conradis kritisch und produktiv thätig gewesen war.

Aus der ersten Generation der Jüngstdeutschen, die um 1885 auftrat, ist überhaupt nicht viel geworden. Es waren die gährenden, vielfach rettungslos unklaren Elemente, die sich in lyrischem Überschwang äußerten, aber es später nicht zu größerer und geschlossener Produktion brachten. Von den zwanzig Dichtern, die zu den „Modernen Dichtercharakteren" Beiträge geliefert haben, ist die Hälfte völlig unbekannt geblieben, und von den übrigen zehn sind manche jetzt stark in den Hintergrund getreten. Von reifern Dichtern waren Wildenbruch, Kirchbach und die Gebrüder Hart dabei. Wunderbarerweise fehlten Bleibtreu und M. G. Conrad; gerade über ihre dichterische Thätigkeit muß ich aber jetzt sprechen. Karl Bleibtreu, der Sohn des berühmten Berliner Schlachtenmalers, ist eine so widerspruchsvolle Erscheinung, daß er für einen tiefeindringenden Litteraturpsychologen einmal ein „gefundnes Fressen" sein wird. Voll der gewaltigsten Vorsätze, aber ohne die Kraft, nur einen einzigen groß, ja nur gleichmäßig durchzuführen, mit einer Reihe von wirklichen Talenten ausgestattet, aber dabei sein Gut nehmend, wo es zu finden ist (so hat er z. B. in seinem Drama über Cesare Borgia [ich entsinne mich des Titels nicht] ganz einfach die Bankettszene aus Viktor Hugos „Lucrezia Borgia" eingeführt, auch das Wortspiel „Borgia, Orgia" benutzt), nicht ohne tiefere Einsichten, aber dann wieder unglaublich konfus, hat er immer eine große Rolle zu spielen geglaubt, aber nie eine gespielt, und seine sechzig Bände sind fast

Digitized by Google

ohne andre Wirkung geblieben, als die, gelegentlich mitschaffende Talente anzuregen. Heute ist er nur als Schlachtenschilderer weitern Kreisen bekannt, und darauf scheint sein Ruhm auch beschränkt bleiben zu sollen. Auch M. G. Conrads Dichterruhm ist nicht sonderlich bedeutend, der Dichter und der Publizist haben in ihm immer in Streit gelegen. Er ist klarer als Bleibtreu, aber er hat eine etwas erhitzte kraft- und biedermaierische Manier, die nicht nach jedermanns Geschmack ist. Als Dichter steht er Zola nicht fern; einzelne seiner energischen naturalistischen Skizzen werden vielleicht bleiben. Neuerdings ist er, was der Merkwürdigkeit halber zu erwähnen ist, Reichstagsabgeordneter geworden und gehört der süddeutschen Volkspartei an. Von den Lyrikern unter den „Modernen Dichtercharakteren" sind außer Conradi Wilhelm Arent, Arno Holz und Karl Henckell zu erwähnen, denen ich gleich Maurice Reinhold von Stern und John Henry Mackay anschließe. Arent (geb. 1864 zu Berlin) ist durchaus Decadencemensch, und es ist ihm, obgleich er zwanzig Gedichtsammlungen herausgegeben hat, nur hie und da ein echt lyrisches Gedicht gelungen; er gehört auch schon zu den Vergessenen. Arno Holz (geb. 1863 zu Rastenburg) war von Haus aus Geibelianer, schlug aber mit dem 1885 erschienenen „Buch der Zeit" stofflich die Wege Becks und Georg Herweghs ein; später ward er mit Johannes Schlaf (geb. 1862 zu Querfurt) der Begründer des folgerechten deutschen Naturalismus. Karl Henckell (geb. 1864 in Hannover) und Maurice Reinhold von Stern (geb. 1860 in Reval) waren die revolutionären Sänger des jüngsten Deutschlands, zeigten aber auch harmlosere lyrische Talente und haben sich heute vom Sturm und Drang einigermaßen freigemacht. Mackay (geb. 1864 zu Greenock in Schottland) kam früh vom Sozialismus zum idealen Anarchismus und hat in Gedichten und Skizzen ein zartes Talent gezeigt. Alle diese Dichter haben Verdienste um die deutsche Lyrik, die sie den konventionellen Pfaden entrissen, farbiger und frischer gemacht haben; es sind zum Teil die Pleinairisten und die Armeleutmaler unsrer Litteratur. Ein an das Höchste hinanreichendes lyrisches Talent ist aber kaum unter ihnen, und sie werden sich begnügen müssen, mit einigen schönen Gedichten in die Anthologien der Zukunft zu kommen.

Hier wäre nun auch Liliencron (Detlev Freiherr von Liliencron, geb. 1844 zu Kiel) noch einmal zu erwähnen, der einzige der neuesten Lyriker, der für weitere Kreise auch eine Persönlichkeit ist. Spät zur Litteratur gekommen, hat er mit seinen „Adjutantenritten" (1884) noch den Beifall Theodor Storms gefunden, und wenn er auch diese Sammlung durch die spätern nicht übertroffen hat, so hat er doch noch durch einzelne novellistische Skizzen ein großes Naturschilderungstalent, das an das Turgenjews erinnert, bewiesen. Ich habe schon bemerkt, daß ich ihn nicht frei von einem bestimmten Naturburschentum finde, er posirt und hat jetzt auch Manier; aber im ganzen ist er doch ein

Digitized by Google

gesundes, starkes Talent, voll Kraft und Frische, und eine liebenswürdige, wenn auch in mancher Hinsicht beschränkte Persönlichkeit.

Endlich sind unter den ältern Stürmern und Drängern noch zwei jüdischen Ursprungs zu nennen: Konrad Alberti (Sittenfeld, geb. 1862 zu Breslau) und Hermann Bahr (geb. 1863 zu Linz). Sie haben alle Phasen auch der spätern Entwicklung des Naturalismus mit durchgemacht, sind aber nichts weniger als erfreuliche Erscheinungen. In ihnen läuft im Grunde der Feuilletonismus naturalistisch aus. Bahr soll, wie ich noch erwähnen muß, die Schlagwörter „Decadence," „fin de siècle" und „Symbolismus" aus Paris eingeführt und dem Ausdruck „Die Moderne" (nach Antike gebildet) die erste Verbreitung gegeben haben — er ist in der That so etwas wie der Commis-voyageur der neuesten Litteraturbewegung. Auch für Albertis unruhige Geschäftigkeit nimmt man das Bild am besten aus dem Geschäftsleben.

Wie der erste Sturm und Drang seinen Hamann, hatte auch der letzte seinen „Magus." Er hieß Peter Hille (geb. 1854 bei Driburg) nnd verstand ganz hübsch zu orakeln, versteht's vielleicht auch noch, aber man hört nichts mehr von ihm.

(Schluß folgt)

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Ein Schritt vorwärts.** Am 2. Mai ist in Dresden von Vertretern deutscher und österreichisch-ungarischer Binnenschiffahrtsvereine die Gründung eines „Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Verbands für Binnenschiffahrt" beschlossen worden. Am 22. Juli hat der Vorstand des neuen Verbands, für den der Geheime Baurat Wernekinck als dritter Vorsitzender und der Hauptmann z. D. Hilken als Schriftführer, beide in Berlin, zeichnen, zum ersten Verbandstage eingeladen, der am 22. September in Dresden abgehalten werden soll. In der Konferenz am 2. Mai wurde die Notwendigkeit eines solchen Verbands und regelmäßig wiederkehrender Verbandstage damit begründet, daß der internationale Schifffahrtskongreß zwar für die technischen, bei der Verschiedenheit der nationalen Interessen aber nicht für die wirtschaftlichen Fragen genüge. Der Verband soll sich vorzugsweise mit den drei Projekten einer Verbindung der Donau mit Oder, Elbe und Main beschäftigen. Über den geplanten norddeutschen Mittelands-(Rhein-Weser-Elb-)Kanal waren die Meinungen geteilt; da seine Förderung dem Verbande die mächtige Gegnerschaft nicht allein der reichsdeutschen, sondern auch der österreichisch-ungarischen Agrarier zuziehen würde, so beschloß man, ihn vorläufig in die Studien und Verhandlungen des Verbands nicht hereinzuziehen. Diese Verkehrsprojekte, führte Dr. Zöpfel aus Nürnberg aus, hätten „für das mittelländische Festland Europas eine

Digitized by Google

ähnliche Bedeutung, wie der Suezkanal für Europa und Indien." Man dürfe von einer organischen Gemeinschaft der Bevölkerungen beider Reiche diesen Projekten gegenüber sprechen. Die Berechtigung dazu sei gegeben „in dem mitteleuropäischen Überlandweg gegenüber dem Seeweg vom Schwarzen durch das Mittelländische Meer zu den Nordseehäfen; in dem kontinentalen Handelssystem Europas, das eine wechselvolle und im Mittelalter ruhmreiche Geschichte hat, gegenüber dem ozeanischen, das nach einer die letzten drei Jahrhunderte anhaltenden rein-atlantischen Richtung durch die Erbauung des Suezkanals den ersten Schritt zur teilweisen Wiedereinlenkung nach der Mitte strebender Richtung [Wiedereinlenkung in die . . . Richtung?] erlebt hat. . . . Wenn man in allen handelsgeschichtlichen Darstellungen, zum Teil freilich auch mit Übertreibung und Einseitigkeit, darlegt, wie die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien mächtig fördernd auf die peripherischen Staaten Europas: Portugal, Spanien, Frankreich, Holland und England, sowie in hohem Grade verödend auf die in ihrem Überlandverkehr nach dem Orient brach gelegten mitteleuropäischen Gebiete und Städte wie Köln, Magdeburg, Leipzig, Prag, Nürnberg, Frankfurt, Augsburg wirkte, so sollte man doch auch die praktische Lehre ziehen, daß eine mit modernen Verkehrsmitteln herbeigeführte neue Belebung des Überlandverkehrs dieser Gegenden, wenn nicht nach dem Orient, so doch nach dem Südosten Europas in diesen weit von den Meeresküsten abgelegnen Binnenländern eine ähnliche Erhöhung der Betriebsamkeit verursachen müßte, wie wir sie als eine wesentliche Wirkung dieses Verkehrs im Mittelalter bewundern." Der Regierungsrat Schromm aus Wien bat, die Zusammenkünfte „nicht als einen Kongreß zu gestalten, damit sie nicht auf das politische Gebiet übergreifen. In einem französischen Fachblatt, im Journal de Transport, sei bereits der Idee des Dr. Zöpfel unterschoben [so!] worden, daß sie auf einen Dreibundkongreß hinausgehe; es werde daher nichts übrig bleiben, als diesem einen Zweibundkongreß entgegenzustellen."

Bei dem Zwange zur Bescheidenheit, dem wir Deutschen nun einmal unterliegen, wird sich allerdings der Verband vor dem Blümchen Rührmichnichtan, genannt auswärtige Politik, in Acht nehmen müssen. Glücklicherweise ergeben sich jedoch die politischen Wirkungen wirtschaftlicher Umwälzungen von selbst. Die Geldwirtschaft ist es nach Lamprecht gewesen, die schon im Mittelalter eine Einheit der Nation, wenn auch noch nicht des Staates, begründet hat. „Waren bisher die Stämme die eigentlichen Rahmen der nationalen Gliederung gewesen, hatten neben und unter ihnen nur noch die isolirten Organisationen großer Grundherrschaften wahrhaft fruchtbar bestanden: jetzt verwischten der zunehmende Verkehr, die Thatsache zahlreicher Ortsveränderungen einer großen Anzahl von Volksgenossen, die über das Gesamtgebiet des Reichs hinweggreifenden Rechtsbeziehungen des Handelsstandes immer mehr die Stammesgrenzen und öffneten die Grundherrschaften den allgemeinsten Einflüssen. Und über die Änderung und Zerstörung des Bestehenden hinweg erwuchsen neue, die Gesamtnation einigende Elemente. An Stelle der agrarischen Ständebildung, die stets einen landsmannschaftlichen Charakter behalten hatte, trat eine neue Gliederung nicht eines Stammes oder einiger Stämme, sondern der ganzen Nation nach Berufen: neben den Landmann trat der Ritter, der Kaufmann, der Handwerker; und er genoß wesentlich gleichen Rechtes und gleichen Ansehens, mochte er im Süden oder Norden des Vaterlandes ansässig sein oder vorübergehend sich aufhalten." So also entstand zunächst ein Nationalbewußtsein, von Nationalstaaten aber, und überhaupt von großen Staaten, kann immer erst dann die Rede sein, wenn die durchgeführte Geldwirtschaft die Anstellung von besoldeten Beamten möglich macht. Und wer wüßte nicht, welche ungeheure Verschiebung der Machtver-



Digitized by Google

hältnisse als Wirkung aus der Verlegung der Handelswege im sechzehnten Jahrhundert hervorgegangen ist, wie dann der Zollverein dem neuen Reiche vorgearbeitet hat, wie ungestüm Handel und Gewerbe vor 1866 nach Befreiung von den Fesseln verlangten, die ihnen die Kleinstaaterei auflegte, und daß in unserm Zeitalter der Eisenbahn und des Telegraphen wirklich souveräne Kleinstaaten gar nicht mehr möglich sind? So wird denn auch das unabweisbare Bedürfnis, unser Verkehrsgebiet zu erweitern, dem das gleiche Bedürfnis unsrer deutschen Brüder jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle begegnet, nicht ohne politische Wirkungen bleiben.

Aber freilich an die Möglichkeit solcher Wirkungen zu erinnern, die in der Richtung nach dem europäischen Wetterwinkel hin eintreten könnten, das ist vorläufig noch strengstens verboten. Humanitätsgedanken oder christliche Sympathien damit in Verbingung zu bringen, das darf in unserm Zeitalter der alleinherrschenden Realpolitik schon gar kein Mensch mehr wagen. Es versteht sich daher von selbst, daß über die hunderttausend gemetzelten Armenier und über die tausende von christlichen Frauen, die teils geschändet, teils auf dem Sklavenmarkte, 5 Mark das Stück, feilgeboten worden sind, alle guten Blätter unisono schweigen. Solche Dinge zu berichten, das überläßt man „Judenblättern," wie die Frankfurter Zeitung eins ist (vgl. namentlich deren drittes Morgenblatt vom 15. August); der einzige Reichsbote hat sich in der letzten Zeit an diesem heißen Brei die Finger verbrannt. Wenn zur Zeit der bulgarischen Greuel einige große deutsche Zeitungen sehr stark in Christentum und Humanität machten, so haben sie beides natürlich nur nach englischer Manier als Vorwand für politische Zwecke benutzt; ihnen zutrauen, daß es ihnen mit ihren edelen Gefühlen Ernst gewesen sei, hieße sie beleidigen. So üben sie denn jene im Zeitalter des Sensationsbedürfnisses bewundrungswürdige Enthaltsamkeit, die, seitdem es auch auf Kreta, im Libanon und am Balkan rumort, in die von den Witzblättern längst gewürdigte zärtliche Fürsorge für die Aufrechterhaltung der türkischen „Ordnung" umgeschlagen ist. Wenn diese Enthaltsamkeit unsrer Presse hie und da als Enthaltsamkeit Europas bezeichnet wird, so ist doch zu beachten, daß das höchstens auf die beiden zentralen Großmächte paßt; den peripherischen kann man eher zu viel Thätigkeit — unterirdische natürlich — als übergroße Enthaltsamkeit nachsagen. Eben deshalb beginnt sich in den Herzen mancher Realpolitiker der Zweifel zu regen, ob die Enthaltsamkeit noch so ganz den Anforderungen der Realpolitik entspreche. In Blättern, die stets aus Rücksicht auf Rußland die orientalische Frage als Noli me tangere behandelt haben, lesen wir sanfte Klagen darüber, daß unser wirtschaftliches Expansionsgebiet zusammenzuschrumpfen drohe, statt sich zu erweitern, daß sich die Hoffnung des Zollvereins, Rußland werde ihm den asiatischen Markt erschließen, nicht erfüllt habe, daß uns im Gegenteil eine Zollsperre von Tilsit bis Czernowitz schon den europäischen Osten verschließe, und daß demnach eine weitere Ausdehnung der russischen Macht auch noch vollends den Weg zum Schwarzen Meere, der uns durch die österreichische Freundschaft zugänglich gemacht wird, und der uns von den Seemächten unabhängig machen könnte, versperren würde. Natürlich wenden sich solche Darlegungen zum Schluß immer nur gegen England, das den Zerfall der Türkei erstrebe, um Anatolien, Syrien und die Inseln zu rauben, niemals gegen Rußland, das ja bekanntlich gar nicht daran denkt, in Asien um sich zu greifen; wobei man immer wieder die Enthaltsamkeit und Bescheidenheit unsrer deutschen Patrioten bewundern muß, für die es selbstverständlich ist, daß die Türkei, obwohl sie uns Deutschen vor der Nase liegt, niemals uns, sondern nur den Engländern oder den Russen oder beiden zufallen kann; brauchen die Deutschen Land, so mögen sie mit dem

Digitized by Google

vorlieb nehmen, was die andern Großmächte an afrikanischen Sandwüsten und Fieberküsten übrig gelassen haben. Frevelhaft wäre es, mutwillig zu einem Kriege zu hetzen, der leicht ein Weltbrand werden könnte, aber nicht jeder kräftige diplomatische Eingriff hat sofort den Krieg zur Folge. Möchten unsre bescheidnen, vorsichtigen und enthaltsamen Staatsmänner — wir meinen nicht die in der Regierung, deren Pläne wir nicht kennen, sondern die in der Presse — nicht an sich selber die Wahrheit des Spruches erfahren, den der Staatsmann und Feldherr Gino Capponi vor beinahe fünfhundert Jahren niedergeschrieben hat: Chi si mostra troppo pauroso di guerra, la guerra se gli fa incontro, e arrivagli a casa.

Die Ursachen des landwirtschaftlichen Notstandes. Ein sehr wertvolles Geständnis hat die Deutsche Tageszeitung abgelegt. Es ist ihr gegangen, wie denen, die zu viel beweisen wollen und sich dann mit den eignen Waffen schlagen. Es wurde nämlich darüber berichtet, wie es bei Domänenverpachtungen hergeht. Ein junger, der Landwirtschaft wenig kundiger Mann habe den bisherigen Inhaber der Pachtung überboten. Dies wurde als ein Unrecht dargestellt, und es wurde verlangt, die Regierung solle bei den Verpachtungen der Domänen die schlechte Lage der Landwirtschaft berücksichtigen und den bisherigen Pächtern das Weiterpachten ermöglichen.

Man kann zugeben, daß bei einem Pachtverhältnis der Verpächter nicht bloß auf die Höhe der gebotnen Pachtsumme sehen, sondern zugleich die Persönlichkeit des Pachtbewerbers berücksichtigen und auf dessen Befähigung zum Betriebe Wert legen sollte. Dies wird auch der Besitzer eines Grundstücks, sei es nun ein Privatmann oder der Staat, meist schon im eignen Interesse thun, da der Schade ihn trifft, wenn sein Besitz schlecht verwaltet wird und dadurch an Wert verliert. Aber das geht doch nicht so weit, daß der Verpächter einen ungewöhnlich niedrigen Preis bewilligen, und daß die Pachtpreise von den Konjunkturen unabhängig sein sollten. Sind die Grundstückpreise im Verhältnis zum Ertrag der Grundstücke allgemein zu hoch, so müssen sie auch hoch verpachtet werden, und dem Verpächter ist es dann nicht zu verdenken, wenn er den üblichen Preis fordert. Vollends beim Verkauf von Grundstücken fallen die erwähnten Rücksichten weg.

Der Privatmann, der seinen Grundbesitz verkauft, wird das höchste Preisgebot annehmen. Er hat nur das Interesse, den höchsten möglichen Preis zu bekommen, und wird bezüglich des Käufers keinen Unterschied machen, vorausgesetzt, daß ihm die Bezahlung sicher ist. Der Käufer selbst muß wissen und beurteilen können, ob das Grundstück den Kaufpreis wert ist, und ob er so viel herauszuwirtschaften vermag, daß er dabei bestehen kann. Und da hat nun die Deutsche Tageszeitung, obgleich in der guten Absicht, den von ihr vertretnen Bestrebungen zu dienen, doch das Grundübel aufgedeckt, woran die Landwirtschaft leidet, sie hat zugestanden, was von agrarischer Seite bisher hartnäckig bestritten wurde: die starke Konkurrenz um landwirtschaftliche Besitzungen und Pachtungen und die dadurch entstandne Neigung, zu hohe Preise zu zahlen, hat hauptsächlich die üble Lage der Landwirtschaft verschuldet. Und am leichtesten überschätzen die Anfänger in der Landwirtschaft den Wert von Grundstücken. Ihnen fehlt die Erfahrung in selbständigem Wirtschaften, und so erscheint ihnen die Aufgabe des Wirtschafters leichter, als sie in Wirklichkeit ist. Wenn ein junger Maun ein gewisses Alter erreicht hat, so hat er meistens ein lebhaftes Verlangen, selbständig zu werden. Die bisherige abhängige Stellung sagt ihm nicht zu; er betrachtet die Stellung

Digitized by Google

eines selbständigen Unternehmers als den natürlichen Abschluß seiner Ausbildung und redet sich dann leicht ein, daß die ungünstigen Aussichten des Unternehmens für ihn kein Abhaltungsgrund zu sein brauchen.

Genau so ist es ja in andern Berufsarten, wo auch mehr Kräfte ausgebildet werden, als später in selbständigen Unternehmungen Verwendung finden können. Die Gehilfen in städtischen Geschäften hegen eben so lebhaft den Wunsch nach Selbständigkeit, wie die jüngern Landwirte. Wenn aber solch ein junger Anfänger ein Geschäft gründet, obgleich vielleicht Überfluß an derartigen Geschäften vorhanden ist, so hat er sich doch später sein Unglück selbst zuzuschreiben.

Wir wollen das Geständnis der Deutschen Tageszeitung nicht als ein Zeichen beginnender besserer Einsicht ansehen. Wohl aber ist es ein Beweis dafür, daß die Wahrheitserkenntnis zuweilen auch da durchbricht, wo man sich beharrlich dagegen sträubt, die einfachsten und nächsten Folgerungen aus den Thatsachen zu ziehen.

**Die Regierungsbaumeister in der preußischen Eisenbahnverwaltung.** Bekanntlich sind in Preußen wie in den übrigen deutschen Bundesstaaten die Staatsbeamten im allgemeinen mit nichts weniger als glänzenden Einkünften bedacht. Von jeher sind sie viel mehr auf die unwägbaren idealen Vorzüge ihrer Stellung angewiesen gewesen, als auf genau meß- und wägbare materielle Vorteile. An wohlmeinenden Bestrebungen, hie und da wenigstens die schlimmsten Notstände zu lindern, hat es zwar nie gefehlt. Aber seit der allgemeinen Gewährung des sogenannten Wohnungsgeldzuschusses, der sich bekanntlich nach der Höhe der Mietpreise an den einzelnen Orten richten soll, ist nichts geschehen, den auch in den Beamtenkreisen wachsenden Anforderungen einer allgemein gesteigerten Lebenshaltung durch eine angemessene Erhöhung des Einkommens zu genügen. Nun soll zum 1. April nächsten Jahres, wie seit langem tröstlich verkündet wird, das Versäumte endlich nachgeholt werden. Die mittlern und höhern Beamten, die — billigerweise — bisher immer vor ihren auch im Verhältnis ungünstiger gestellten Mitbeamten in niedern Stellungen haben zurücktreten müssen, wenn es sich um Gehaltsaufbesserungen handelte, sollen endlich auch an die Reihe kommen. Ob bei der bekannten Sparsamkeit, deren sich der gegenwärtige Leiter der preußischen Finanzen, vielfach leider auch am unrechten Orte, befleißigt, und bei der unleugbaren Oberherrschaft, die er über seine sämtlichen Kollegen, vielleicht mit Ausnahme des Kriegsministers, in diesem Punkte ausübt, die angekündigte Gehaltsaufbesserung wirklich etwas ergeben wird, was die daran geknüpften Hoffnungen einigermaßen befriedigen kann? Wir müssen es abwarten. Das aber läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die Lage weniger Staatsbeamten so verbesserungsbedürftig ist, wie die der in der Staatseisenbahnverwaltung beschäftigten Regierungsbaumeister. Die dem Hochbaufach angehörenden Baumeister sind verhältnismäßig noch am günstigsten dran, weil sie nach einer Reihe von Jahren zum Teil in die allgemeine Bauverwaltung zurückzutreten pflegen und in dieser dann angestellt werden. Auch waren am 1. April 1896 überhaupt nur dreizehn Vertreter dieses Faches in der Eisenbahnverwaltung beschäftigt, sodaß ihre Lage nicht von entscheidender Bedeutung ist. Größer ist schon die Zahl der im Staatseisenbahndienst verwendeten Baumeister des Maschinenbaufachs. Am 1. April d. J. waren es neunzig. Der Schwerpunkt aber liegt bei den Regierungsbaumeistern des Ingenieurbaufachs; von ihnen waren am 1. April d. J. 263 im diätarischen Verhältnis, ohne feste Anstellung, thätig. Die erst-

Digitized by Google

genannten stammten (der Ablegung der Staatsprüfung nach) aus den Jahrgängen von 1886 bis 1892. Ihr Lebensalter bewegte sich zwischen 34 und 42 Jahren und betrug im Durchschnitt 39 Jahre. Die zweite Klasse gehörte den Jahrgängen von 1886 bis 1896 an. Ihr Lebensalter schwankte zwischen 29 und 48 Jahren und betrug im Durchschnitt 37 Jahre. Die 263 Regierungsbaumeister des Ingenieurfaches waren aus den Jahrgängen von 1884 bis 1895. Sie standen in einem Alter von $31^1/_2$ bis zu 50, im Durchschnitt von $40^1/_3$ Jahren. Die Baumeister des Hochbaufachs können aus den schon erwähnten Gründen hier außer Betracht bleiben. Die des Maschinenbaufachs sind gegenüber ihren Kollegen vom Ingenieurfach in ihren Alters- und Anstellungsverhältnissen insofern noch besser dran, als aus dem Jahrgang 1886 am 1. April d. J. alle bis auf einen angestellt waren, während im Ingenieurfach noch 19 von 1884, 62 von 1885 und 60 von 1886 der ersten(!) Anstellung harrten. Von den Baumeistern des Maschinenfachs sind in den letzten Jahren viele aus der Staatseisenbahnverwaltung wieder ausgeschieden, weil sich ihnen in der Privatindustrie, im Gewerbeinspektorat, beim Patentamt und dergl. mehr Gelegenheit bot, zeitiger zu einer festen Anstellung zu gelangen. Daher ihre verhältnismäßig günstige Lage, aber auch nur im Verhältnis zu ihren wesentlich schlechter gestellten Kollegen vom Ingenieurfach, denn auch im Maschinenbaufach haben die noch nicht angestellten Jahrgänge von 1887 bis 1890 schon ein durchschnittliches Lebensalter von $36^1/_4$ (Jahrgang 1890) bis zu $38^1/_3$ Jahren (Jahrgang 1887) erreicht, wo „die Gründung einer Familie durch eine feste Anstellung erleichtert sein sollte," wie es in einer Darstellung dieser Verhältnisse heißt, die kürzlich in der „Zeitschrift für Architekten und Ingenieure" erschienen ist.

Von den 263 Baumeistern des Ingenieurfachs, die zur Zeit schon 7 bis 12 Jahre ohne Unterbrechung (diätarisch) beschäftigt sind und voraussichtlich auch ferner mindestens in gleicher Anzahl gebraucht werden, standen am 1. April 1896 226 oder 86 Prozent schon zwischen dem 37. und 45. Lebensjahre. 18 Baumeister waren noch älter, und weitere 18 jünger. Auch wenn man berücksichtigt, daß ein Teil von ihnen die Ablegung der zweiten (Staats-) Prüfung ungebührlich lange hinausgeschoben hat, namentlich früher, als eine einträgliche Beschäftigung als Bauführer für viele eine Verlockung dazu war, der sich schwer widerstehen ließ, zeigen diese Zahlen, daß hier Verhältnisse bestehen, die dringend einer Änderung bedürfen. Wenn die feste (etatsmäßige) Anstellung von Baumeistern nicht dadurch beschleunigt wird, daß neue Stellen für sie geschaffen werden, würden diese zahlreichen Beamten aus den Jahrgängen 1885 bis 1889, deren durchschnittliches Lebensalter $38^2/_3$ (1889) bis 41 (1885) Jahre beträgt, noch sehr lange in diätarischer Beschäftigung verbleiben müssen und über 52 Jahre alt werden, ehe sie die erste (!) feste Anstellung erlangen. Die große Benachteiligung, die hierin gegenüber andern Beamten mit gleichwertiger Vorbildung liegt, wird auch nicht annähernd dadurch ausgeglichen, daß die Baumeister früher schon in jungen Jahren, als Bauführer, auskömmlichen, unter Umständen sogar reichlichen Verdienst haben finden können. Seitdem aber von den Bauführern wie von den Referendaren eine unentgeltliche Thätigkeit verlangt wird, die mehr als früher ihrer wirklichen Ausbildung dienen soll, seitdem ist jeder ersichtliche Grund dafür weggefallen.

Bis zur Neuordnung der Staatseisenbahnverwaltung (am 1. April 1895) waren im ganzen etwa 530 etatmäßige Stellen für höhere Bautechniker vorhanden. Am 1. April 1895 wurde diese Zahl auf etwa 370 herabgesetzt. Gleichzeitig verschlechterten sich die Anstellungs- und Beförderungsaussichten dieser Beamten

Digitized by Google

noch dadurch, daß mit der Neuordnung eine durchgängige Verjüngung der etatmäßigen Beamten verbunden wurde, indem die ältern von ihnen in großer Zahl (unter den eigens dafür geschaffenen besonders günstigen Bedingungen: Fortbezug des bisherigen vollen Einkommens auf die Dauer von fünf Jahren und nach deren Ablauf Gewährung des höchsten bei diesem Einkommen erreichbaren Ruhegehalts) zur Verfügung gestellt und durch jüngere Kräfte ersetzt wurden.

Auf Grund genauer und, soweit zu übersehen ist, auch zutreffender Berechnungen werden in der erwähnten Darstellung für die Regierungsbaumeister des Maschinenfachs 45 und für die des Ingenieurfachs 170 neue etatmäßige Stellen gefordert, d. h. die im Haushalt der Staatseisenbahnverwaltung vorzusehende feste Anstellung der 45 und 170 ältesten, seit längerer Zeit diätarisch beschäftigten und voraussichtlich dauernd gebrauchten Baumeister beider Fächer. Die damit verbundne Gewährnng des Wohnungsgeldzuschusses ist dabei in finanzieller Hinsicht allein von Belang. Und gegenüber den glänzenden Erträgnissen der Staatsbahnen, sowie im Verhältnis zu ihrem gesamten Besoldungsetat ist die dafür erforderliche Summe in der That geringfügig. Diese Stellenzahl ist notwendig, um nur „einigermaßen erträgliche Zustände“ herzustellen, nämlich sodaß wenigstens die Dauer der diätarischen Beschäftigung vor Einführung der Neuordnung nicht noch verlängert werde. Und wenn man bedenkt, daß diese Beschäftigung damals etwa elf Jahre währte, wird man die gestellte Forderung, so hoch sie auch auf den ersten Blick erscheinen mag, nicht als übertrieben oder unbillig ansehen können. Sie entspricht ungefähr dem Zustande vor der Neuordnung nnd dem bei andern Beamtenklassen schon bestehenden Verhältnis. Von den höhern Verwaltungsbeamten sind bei den Staatsbahnen 85 Prozent etatmäßig angestellt. In der Justizverwaltung wie in der Provinzialsteuerverwaltung sind sogar 89 Prozent in etatmäßigen Stellen. Da in der Staatseisenbahnverwaltung etwa 370 höhere Bautechniker fest angestellt und 263 diätarisch beschäftigt sind, so sind nach jenem Verhältnis berechnet etwa 170 Stellen erforderlich. Für die maschinentechnischen Baumeister führt die gleiche Berechnung zu der geforderteu Zahl von 45 Stellen.

Daß der gegenwärtige niedrige Bestand an höhern technischen Beamten dem wirklichen Bedürfnis bei weitem nicht genügt, ist längst kein Geheimnis mehr. Der Mehrbedarf wird zum Teil erstaunlich hoch angegeben. Und es wäre gänzlich verfehlt, einen begangnen Irrtum nicht als solchen anerkennen zu wollen und nur um des „Prinzips“ willen zu Maßregeln zu greifen, die doch nur vorübergehend abhelfen können. Dahin gehört u. a. die stärkere Heranziehung der privaten Technik zur Lieferung von Entwürfen und Anschlägen, deren sachgemäße Aufstellung eine genaue Kenntnis der stetig fortschreitenden Ansprüche des vielgestaltigen Eisenbahnbetriebes und -Verkehrs voraussetzt. Auch ist die Sparsamkeit in der preußischen Staatseisenbahnverwaltung wohl am allerwenigsten der Beamtenklasse gegenüber am Platze, der die Verwaltung hauptsächlich ihre wirtschaftlichen und sonstigen Erfolge verdankt.

**Zur Prügelstrafe in der Volksschule.** Im Solling, einem kleinen hannoverschen Waldgebirge, liegt in A. eine Glashütte, deren Arbeiter teils in A., teils in P., wo sich die Schule befindet, wohnen. Die Lehren der Sozialdemokratie haben in dieses stille Waldthal noch nicht ihren Einzug gehalten, zum großen Teil dank dem patriarchalischen Verhältnis, das hier noch zwischen Arbeitgeber und Arbeiter besteht, und das sich auch im vorliegenden Falle wieder vorzüglich bewährt hat. Am 22. April d. J. nämlich kamen zu dem Fabrikbesitzer B. die Eltern

Digitized by Google

zweier Schulkinder und klagten über die den Kindern an demselben Tage von ihrem Lehrer angethanen Mißhandlungen. Solche Klagen waren dem Fabrikbesitzer nichts neues; es war ihm schon oft von weinenden Müttern und ernstblickenden Vätern dasselbe geklagt worden: die Kleinen seien doch gar zu schlimm mißhandelt worden; ordentliche Prügel, wo sie hingehörten, schadeten ja nichts, und verdient hätten es die Bengel wohl auch, aber auf solche Art die Kinder auf die Erde zu werfen, sie an die Wand, zwischen die Schultische, an den Ofen zu schleudern, daß klaffende Wunden entstünden und das Blut von Kopf und Gesicht träufelte, das wäre doch wohl zu viel. Er, der „gute Herr," möchte doch helfen. So war es auch diesmal. Ernst G., elf Jahre alt, war seiner Angabe nach, die von andern Schulkindern als richtig bezeugt wurde, weil er in der Geschichtsstunde eine Frage nicht beantworten konnte, von dem Lehrer P. in der Schulbank, in der er stand, hintenüber geworfen und dann mit der Hand mehrere mal ins Gesicht geschlagen worden, daß das Auge blutunterlaufen war und noch am nächsten Tage, wo der Kreisphysikus zu U. und der Schreiber dieser Zeilen die beiden mißhandelten Knaben gesehen haben, im rechten Augenwinkel eine längere blutunterlaufne Stelle zeigte. Der andre Knabe, der neun Jahre alte Karl R., klein und schwächlich, „kaum eine Handvoll," wie der Sohn des Fabrikherrn sehr bezeichnend sagte, war von demselben Lehrer an demselben Tage in der Rechenstunde, weil er eine Frage nicht beantworten konnte, gegen die Wand geschleudert worden, und zwar durch eine gewaltige Ohrfeige, die ihn aus der Schulbank hinaus gegen die Wand und die Ecke des Fensterbrets warf. Hierdurch hatte der Kleine einen stark blutenden Hautriß zwischen dem linken Auge und dem linken Ohr und eine Hautabschürfung über dem linken Auge erhalten. Damit hatte sich aber der Lehrer noch nicht genug gethan. Obwohl der Knabe vor Schmerzen schrie und weinte, und die Wunde stark blutete, erhielt der Neunjährige unmittelbar darauf von dem Lehrer noch tüchtige Prügel auf den Hintern. Solche Kinderquälereien, die in der genannten Schule auf der Tagesordnung stehen, mögen ja auch in andern Schulen häufig genug vorkommen, und die Klagen darüber mögen oft genug ungehört verhallen; im vorliegenden Falle aber ist das Verhalten der Behörden den vorgebrachten Klagen gegenüber doch von besonderm Interesse. Der Fabrikherr hat ein weiches Herz für die Seinen, zu denen er auch seine Arbeiter und deren Kinder zählt, und so beschloß er zu helfen, wenn er könnte. Am nächsten Tage fuhr sein Sohn mit den beiden mißhandelten Kleinen nach der Kreisstadt und stellte sie zunächst dem Kreisphysikus vor, der die oben beschriebnen Verletzungen feststellte. Von da ging es zum Landrat. Ob sich dieser der Sache irgendwie angenommen hat, ist nicht bekannt geworden; ein Erfolg ist nicht zu bemerken gewesen. Dann ging es zum Kreisschulinspektor. Dieser, ein Superintendent, lehnte ein Einschreiten gegen den Lehrer ab. Die Schule in P. sei in ihren Ergebnissen die beste des ganzen Bezirks; wenn der Lehrer die Schüler auch etwas scharf anfasse, der Erfolg spreche für ihn, und man müsse doch dabei bedenken, daß es sich um die Kinder von Fabrikarbeitern handle, die eben etwas schärfer behandelt werden müßten! Die letzten, hier wörtlich wiedergegebnen Worte sind bezeichnend. Doch ich wollte ja nur Thatsachen berichten, und dazu gehört, daß dieser Herr Kreisschulinspektor durchaus zu den von oben gewünschten nichtpolitischen Pastoren gehört. Nach diesem Bescheid kam die kleine Deputation zu mir. Ich empfahl Anzeige bei der Staatsanwaltschaft. „Das haben wir ja schon ein paar mal gethan, das nützt ja nichts!" war die trostlose Antwort. „Dann versucht es mit einer Privatklage gegen den Lehrer wegen Körperverletzung!" Der Erfolg war: auf die von den Eltern

Digitized by Google

der beiden mißhandelten Kinder eingeleiteten Privatklagen beschloß das Königliche Amtsgericht zu U. den Antrag der Privatkläger auf Eröffnung des Hauptverfahrens abzulehnen, „weil Privatklage wegen Vorliegens eines Beamtenvergehens § 340 und einer gefährlichen Körperverletzung § 223a des Strafgesetzbuchs unzulässig ist." Demnach war es Sache der Staatsanwaltschaft, mit öffentlicher Klage vorzugehen. Auf eine Strafanzeige, die nicht nur von den Eltern der beiden Knaben, sondern auch noch von weitern acht Vätern mißhandelter Schulkinder eingereicht wurde, erging von dem Ersten Staatsanwalt zu Göttingen folgender Bescheid: „In der Untersuchungssache gegen den Lehrer P. zu P. wegen Körperverletzung teile ich Ihnen auf Ihren Strafantrag vom 24. April 1896 mit, daß ich das Verfahren eingestellt habe. Ich habe nämlich aus der Vernehmung der angeblich mißhandelten Kinder die Überzeugung gewonnen, daß sich der Beschuldigte eine auch nur fahrlässige Überschreitung des ihm zustehenden Züchtigungsrechts nicht hat zu schulden kommen lassen. Er scheint die Kinder zwar energisch gezüchtigt zu haben. Ich habe aber auch keine Veranlassung, seiner Angabe, daß dies verdientermaßen geschehen sei, keinen Glauben zu schenken. Daß die Züchtigung keine irgendwie ernstliche und dauernde Nachteile für die Kinder gehabt hat, erhellt aus den ärztlichen Befundscheinen. Der Erste Staatsanwalt. gez. B."

So versagt der Schutz der Justiz, versagt der Schutz der Behörden. Und der Lehrer leitet in gewohnter Weise die „beste Schule des Kreises" weiter.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Zum deutsch-dänischen Streit

Eine Erwiderung von H. Petersen

Eine eigentümliche Erscheinung: jetzt, neunundzwanzig Jahre nach der Einverleibung Schleswig-Holsteins in das Königreich Preußen und sechsundzwanzig Jahre nach der Einigung Deutschlands, ist der nationale Streit hier im nördlichen Schleswig heftiger denn je entbrannt. Einerseits liest man täglich in den Zeitungen der Protestler die heftigsten Ausfälle gegen Maßnahmen der Behörden, gegen die Deutschen hierzulande und alles, was deutsch ist, andrerseits begegnet die national-deutsche Presse in ihrer Mehrheit diesen Angriffen mit scharfen Widerlegungen und klagt die Gegner der „wüsten Agitation" an. In dem ersten Jahrzehnt nach der Trennung des Landes von Dänemark waren ruhigere Zustände. Nur in Städten und größern Orten gab es heftige Wahlkämpfe bei politischen, Gemeinde- und Kirchenwahlen. Auf dem flachen Lande kannte man die jetzige Agitation gar nicht, weil dies die unbestrittne Domäne der Protestler war. Diese brauchten überall ihre Macht, wie es H. P. Hansen, der letztgewählte Landtagsabgeordnete der Dänen, in seinem Buch „Sönderjyderne under Fremmedherredömmet 1864—1888" erzählt. So heißt es Seite 8: „In den Verwaltungen der Privatvereine, in den Gemeinderäten und in den Kirchspielsvorständen warf man die Deutschen vor die Thür," Seite 29: „Mit einem deutschen Kaufmann Geschäfte zu machen oder bei einem deutschen Gastwirt einzukehren, ward als eine Schmach angesehen und war für viele eine Unmöglichkeit. Der gesellschaftliche Verkehr mit den einheimischen Deutschen wurde abgebrochen, ihre Kinder von den Schulkindern und den jungen Leuten verhöhnt und aufgezogen, sodaß sie sich der Gesinnung ihrer Eltern schämten." Aber alle die kleinen Chikanen und die Bedrückungen der einheimischen Deutschen kamen damals nicht ans Licht, die Betroffnen scheuten sich geradezu, sie zu



Digitized by Google

veröffentlichen, um nicht neuen Angriffen ausgesetzt zu sein. Der Unterschied zwischen der Thätigkeit der Gegner damals und jetzt besteht eigentlich nur in dem planmäßigern Vorgehen. Das ist das sogenannte „Anschwellen der Agitation." Fernerstehende, auch Deutsche, die einmal kurze Zeit hier gelebt haben, sehen die Ursache dieses Anschwellens nur in der veränderten Haltung der Behörden, vor allem auf dem Gebiete der Kirche und der Schule. Man wirft der Regierung rücksichtslose Germanisirungsbestrebungen vor. Wer aber in den Sprachverfügungen allein die Ursachen der vermehrten Agitation sieht, der urteilt einseitig. Eine ganze Reihe von Umständen hat dazu beigetragen.

Nach 1867 fanden sich die dänischgesinnten Nordschleswiger, abgesehen von den schon erwähnten Chikanen gegen deutschgesinnte und von gelegentlichem Demonstriren, in ruhiges Abwarten; hofften sie doch auf baldige Wiederabtretung mindestens der nördlichsten Bezirke an Dänemark. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges entfachte diese Hoffnung fast zu gewisser Erwartung. Man zweifelte nicht an einer Niederlage der deutschen Waffen. Nun kam es aber anders: Napoleon konnte nicht in einem Frieden zu Berlin die Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark vorschreiben. Die Erfüllung von § 5 des Prager Friedens schien mindestens in weite Ferne gerückt: Die Schulbehörde ging allmählich mit der Einführung deutscher Stunden vor. Als dann von Bismarck die Aufhebung des § 5 herbeigeführt wurde, aus dem die Bevölkerung ein Recht für sich ableiten wollte (obgleich Preußen diese Klausel nur gegenüber dem vertragschließenden Österreich angenommen hatte), da begann eine straffe Organisation der Dänen. Sie errichteten 1881 den Sprachverein (zur Bewahrung der Muttersprache), etwas später den Wahlverein und dann zahlreiche Vortragsvereine.

Nun wird man sagen, das sei doch an sich nichts verwerfliches, keine „wüste Agitation." Gewiß nicht, die Vereinsgründungen an sich nicht. In einer Grenzlandschaft, in der die dänische Regierung seit den dreißiger Jahren langsam, seit 1851 mit Hochdruck die dänische Sprache eingeführt hatte, und die zu diesem Zweck mit national-dänischen Beamten überschwemmt worden war,*) durfte man gewiß nicht erwarten, daß in kurzem alles deutsch werden

*) Im Jahre 1858 war hier ein dänischer Generalsuperintendent, von den 292 Pfarrstellen waren 156 mit Dänen, 126 mit Eingebornen besetzt (10 waren erledigt). Im Norden stand es so: In der Propstei Törninglehn waren sämtliche 25 Pfarren mit Dänen besetzt, in der Propstei Hadersleben 24 von 27, in der Propstei Apenrade 13 von 19, in der Propstei Sonderburg 8 von 12, in der Propstei Flensburg 29 von 36, in der Propstei Tondern 22 von 47, auf Alsen und Arröe 17 von 20. Nach Süden nahm die Zahl der Ausländer ab, doch hatte die Propstei Gottorf unter 24 noch 10 Dänen. An den Gymnasien zu Hadersleben, Flensburg, Schleswig (Domschule) und Husum (höhere Schule) waren 11 von 11, 15 von 17, 9 von 11, 1 von 4 Dänen. Unter den Amtmännern waren 3 von 9, unter den Beamten des Landes 57 von 81, unter denen der Städte 11 von 19 Dänen. Von den Physici waren 10 von 11 aus Dänemark.

Digitized by Google

oder auch nur müßig zusehen würde, wie das Deutschtum allmählich an Boden gewinne. Es soll nur damit bewiesen werden, daß die weitergehende Sprachverfügung des Oberpräsidenten vom 18. Dezember 1888 an dem Anschwellen der Agitation nicht schuld gewesen sein kann. Als sie erschien, war die Organisation schon da. Früher oder später mußte es zu einem heftigen Kampfe kommen. Die deutsche Sprache, vierzehn bis zwanzig Jahre lang mit Gewalt niedergehalten, hatte „Bahn frei" bekommen und rückte wieder langsam gegen Norden vor. Nach 1864 waren viele Beamte, Staatsbeamte wie Gemeindebeamte, aus dem Süden Schleswigs, aus Holstein oder ausandern Provinzen ins Land gekommen. Es siedelten sich deutsche Landleute und Gewerbetreibende an. Die vorher ziemlich alleinstehenden Deutschen fingen an, aus ihrer Passivität herauszutreten, und unterstützten einer den andern. Sie traten mit an die Wahlurne. Als dann gar einzelne Gemeinden, besonders in den Kreisen Apenrade und Tondern um die Einführung der deutschen Schulsprache baten, und die Regierung den Gesuchen entsprach, weil sie von der Mehrheit unterzeichnet waren, da merkte man im Lager der Dänen, daß ihnen das Gebiet, das bisher ihre Domäne gewesen war, langsam entrissen und ihrer Macht entrückt wurde. Dazu hatten noch andre Umstände Einfluß gewonnen: die Militärdienstzeit, von der Flensborg Avis in einer Betrachtung über den „Sedantag in Flensburg" 1895 sagt: „Die preußischen Schulen und das Militärwesen verschlucken unsre Jugend und geben sie nicht unbeschädigt zurück," die Kampfgenossen- und Kriegervereine, die deutsche Presse, der ganze nach Süden gehende Zug im gewerblichen Leben — all diese Einflüsse machten es den Dänen klar: man nimmt uns allmählich das Heft aus der Hand, wir müssen uns kräftig wehren, müssen uns „organisiren"! Also nicht die Behörde war schuld durch ihren „unleidlichen Zwang," nicht einzelne Vereine, die etwa angriffsweise gegen die politischen Gegner vorgegangen wären; als die dänischen Vereine gegründet wurden, bestand der so sehr angefochtene „Deutsche Verein für das nördliche Schleswig" noch gar nicht. Der Fortschritt der deutschen Sprache, des deutschen Wesens und der ganzen deutschen Kultur nach Norden drohte dem Dänentum den Boden unter den Füßen zu entziehen. Und doch ist dieser Fortschritt der deutschen Sprache auf die Dauer wohl nicht aufzuhalten.

Um den häufigsten Beschwerden der angeblich vergewaltigten Dänen entgegenzutreten, will ich nun auf einige etwas näher eingehen. Wie steht es in Schule und Kirche?

Die Instruktion der Königlichen Regierung zu Schleswig vom 17. August 1871 für die Erteilung des Unterrichts im Deutschen in den dänischen Schulen Nordschleswigs bestimmte, daß im ersten und zweiten Schuljahre kein Unterricht im Deutschen, vom dritten Jahre an 6 Stunden Deutsch gegeben werden sollten. Der Religionsunterricht blieb dänisch. Am 9. März 1878 fand durch Instruktion der Regierung eine Neuordnung statt, und zwar in folgender Weise:

Digitized by Google

1. Unterstufe: 6 halbe Anschauungs- und Sprechstunden; 2. Mittelstufe: 3 Stunden Lesen, 2 Stunden Anschauung, 1 Stunde Schreiben, 1 Stunde Singen. 3. Oberstufe: 3 Stunden Lesen, 2 Stunden Schreiben, 1 Stunde Sprachlehre, 1 Stunde Singen. Deutsche Unterrichtssprache wurde eingeführt auf der Mittelstufe für 2 Stunden Heimatskunde, 1 Stunde Kopfrechnen, auf der Oberstufe für 2 Stunden Geographie, 2 Stunden Geschichte, 1 Stunde Kopfrechnen und auf beiden Stufen für Turnen. Die letzte Verfügung endlich, die vielbesprochne vom 18. Dezember 1888, bestimmte, daß überall, wo dänische Kirchensprache herrscht, der Religionsunterricht in dänischer Sprache erteilt, im übrigen die deutsche Sprache zur Unterrichtssprache gemacht werden solle. Die Ober- und die Mittelstufe erhielten 4 Stunden dänischen Religionsunterricht, und 2 Stunden wurden zur Wiederholung des Pensums in deutscher Sprache angesetzt. So liegen die Verhältnisse noch jetzt, nur daß viele Gemeinden darum eingekommen sind, auch den Religionsunterricht ganz deutsch zu erteilen.

Jeder Unbefangne wird gestehen, daß das Deutsche in sehr gemäßigtem Tempo eingeführt worden ist. Man bedenke die Zeiträume 1864—1871—1878—1888. Aber die Protestblätter haben gegen die Ausschließung des Dänischen anhaltende Klagerufe erhoben, indem sie von „Sprachmord" faselten. Nun, von „Sprachmord," von Ausrottung des Dänischen als Landessprache, kann gar nicht die Rede sein. Die dänische Sprache, die in den Schulen nicht mehr oder nur in vier Religionsstunden gebraucht werden soll, ist ja nicht die Landessprache, sondern wird im täglichen Leben kaum von ein bis zwei Prozent gesprochen. Die Sprache der Bevölkerung ist ein „Niederdeutsch-skandinavisch" (v. Pfister-Schwaighusen) und wird in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr mit deutschen Wörtern und Wendungen durchsetzt. Diese Sprache will sicherlich keine Behörde und kein einheimischer Deutscher ausrotten. Es handelt sich einfach darum: die Schüler sollen mit solcher Kenntnis des Deutschen aus der Schule gehen, daß ihnen die deutsche Kultur zugänglich wird. Des Dänischen, d. h. des Schriftdänischen, können die Schüler im Durchschnitt ganz entbehren. Im täglichen Leben auf der heimatlichen Scholle kommt der Bauer mit seinem „Platt" aus, auf seinen Geschäftsreisen, die ihn zur nahen Stadt führen, meistens auch, höchstens fühlt er einmal den Mangel, nicht deutsch sprechen zu können, nie aber den, im Hochdänischen nicht ganz fest zu sein. Auf größern Märkten muß sich jeder, so gut es geht, ans Deutsche, wenn auch ans mundartliche gewöhnen. Es ist ein Irrtum, in dem sich freilich oft die südlicher wohnenden Landsleute befinden, daß hier im Norden so gut wie niemand Deutsch sprechen könne. Gerade umgekehrt liegt es: es würde an manchen Stellen schwer sein, Leute zu finden, die kein Wort deutsch sprechen oder doch verstehen können, wenn sie — wollen.

Die Protestler fordern immerfort die Einschaltung von zwei dänischen Sprachstunden, weil die Kinder nicht mit Nutzen am Religionsunterricht und

Digitized by Google

am Gottesdienst im Dänischen teilnehmen könnten. Die Forderung klingt ja bescheiden, so bescheiden, daß selbst Deutsche im Parlament und deutsche Stimmen in den Preußischen Jahrbüchern und in den Grenzboten gemeint haben, diese Forderung müsse ihnen gewährt werden. Aber sämtliche Lehrer, die noch dänischen Religionsunterricht erteilen ohne dänischen Sprachunterricht, haben auf meine Frage erklärt, es ginge so sehr gut. Dieselbe Antwort haben die Revisionsbeamten der Regierung und des Konsistoriums erhalten. Auf der vor kurzem abgehaltenen Synode in Gramm (Propstei Törninglehn, also im äußersten Norden) klagte ein weltliches Mitglied nach einem Vortrag über „äußere Mission," die Kinder lernten kein Dänisch, das man verstehen könne. Da wies ihn der Propst zurück, indem er bezeugte, seine Konfirmanden hätten immer so geschrieben, daß es jeder verstehen könne, und als der erste Redner bei seiner Behauptung blieb, erklärte der Propst: „Bei Prüfungen in meinen Schulen hat sich gezeigt, daß die Kinder sehr gut verständliches Dänisch schreiben konnten. Ich habe es mehrere male Eltern gezeigt, die anwesend waren, und sie haben es für gut erklärt." Zwei andre Pastoren bestätigten diese Aussage, der eine nur mit der Einschränkung, er habe bisweilen einen deutschen Buchstaben gefunden. Also geht es sehr gut auch ohne die zwei Sprachstunden. Die Kinder sind bei vier Religionsstunden in dänischer Sprache durchaus imstande, dem Gottesdienst im Dänischen zu folgen.

Nun kommt aber noch die Kehrseite der Sache. Die zwei Stunden dänischen Sprachunterrichts hätten die Dänen noch lange nicht befriedigt. Den Beweis liefert die dänische Protestpresse. Nachdem der Sprachantrag Johannsens über die zwei dänischen Stunden abgelehnt war, erschien in vier dänischen Zeitungen ein Artikel als Eingesandt („Stimme aus dem Volk"), worin wöchentlich zehn bis zwölf Stunden dänischen Unterrichts verlangt wurden — zum Anfang. Und so sollte es „mit kleinen Schritten vorwärts" gehen. Um zugleich den Ton, der in diesen Blättern angeschlagen wird, zu kennzeichnen, braucht nur angeführt zu werden, wie der Verfasser von den Pastoren redet, die fast ohne Ausnahme zugleich Ortsschulinspektoren sind: „Wir Laien können auch von den Pastoren verlangen, daß sie etwas durchgreifendes für das Dänische in den Schulen thun. Sollten sie dazu nicht willig sein, so werden wir unsre Verhaltungsmaßregeln treffen." Was das heißen soll, erklärt dann der Satz: „Wir sind nicht dazu aufgelegt, in der Kirche zu bleiben, bis sie uns als ganz deutsch über den Ohren zusammenfällt," d. h. wir treten aus der Landeskirche aus und bilden Freigemeinden. Damit komme ich auf das Gebiet der Kirche.

Schon 1864 wurde eine wichtige Bestimmung in Betreff der Kirchensprache getroffen. In den Gemeinden, wo vor Erlaß des dänischen Sprachreskripts von 1851 dänischer Gottesdienst gewesen war, blieb er ganz dänisch, in den

Digitized by Google

anerkannt deutschen Gegenden, in Angeln und Südschleswig, wurde rein deutscher Gottesdienst eingeführt, in gemischtsprachigen Kirchspielen fand eine Abstimmung der Hausväter statt, ob sie rein deutsche Schul- und Kirchensprache oder dänische und deutsche Kirchensprache wünschten. Wo es zweifellos erschien, daß beide Sprachen nötig wären, wurde so verfügt. In den Städten Nordschleswigs wird noch heute allsonntäglich dänisch und deutsch gepredigt. Die damals mehr der dänischen Sprache zuneigenden Kirchspiele behielten also die dänische Kirchensprache als die alleinige, nebenbei gesagt, nicht immer mit Recht. Um nur einen Fall hervor zuheben: In Lügumkloster bestand seit 1739 ein monatlicher deutscher Gottesdienst. Dieser hatte sich erhalten bis zum Jahre 1849, wo ein Prediger dahin berufen wurde, der nicht Deutsch konnte. Nun kamen aber einzelne Gemeinden mit Petitionen ein um Gewährung von sechs bis zwölf deutschen Gottesdiensten im Jahre. Hatten diese Eingaben zahlreiche Unterschriften, und konnten triftige Gründe dafür angeführt werden, so genehmigte das Konsistorium von Fall zu Fall eine beschränkte Zahl deutscher Gottesdienste. Einmal im Monat oder gar aller zwei Monate ein deutscher Gottesdienst — das ist doch wohl nicht zu viel für ansässige Bauern und Gewerbtreibende, Beamte, Dienstboten usw. Trotzdem hat die gegnerische Presse stets gewaltig Lärm geschlagen, wenn ein solcher Antrag gestellt wurde. Um die Zuverlässigkeit eines solchen Blattes (Flensborg Avis) ins rechte Licht zu setzen, will ich noch folgendes mitteilen: Im Kirchspiel Hoist (Kreis Tondern) baten 83 Gemeindeglieder um sechs deutsche Gottesdienste im Jahre. Flensborg Avis bemerkte dazu, von diesen 83 verstünden mehrere nicht ein Wort Deutsch, und andre besuchten nie die Kirche. Das Konsistorium bewilligte die sechs deutschen Gottesdienste, und nun ist kürzlich der amtliche Synodalbericht erschienen, worin es heißt, daß in Hoist durchschnittlich 80 Personen den deutschen Gottesdienst besuchten.

Soweit meine Kenntnis reicht, ist die höchste Zahl deutscher Gottesdienste auf dem Lande Nordschleswigs fünfzehn (aber selten), sonst zwölf oder sechs im Jahre. Das ist doch nicht zu viel, nachdem die Jugend schon mindestens sieben Jahre auch deutschen Religionsunterricht gehabt hat, ja in manchen Gemeinden dänischer Religionsunterricht gar nicht mehr vorkommt. Kann da, frage ich jeden Unbefangnen, von Vergewaltigung der Dänen die Rede sein? Treiben wir Deutschen sie damit aus der Kirche? Auch hier gilt das schon Gesagte: es ist ihnen teilweise ihre Domäne streitig gemacht worden, darum die Klagen. Solange die Dänen in der Kirche die Macht hatten, zeigten sie auch hier deutschfeindliche Gesinnung in den kleinlichsten Chikanen. So gab z. B. kein Kirchenvorstand die Erlaubnis, eine Gedenktafel für die im Kriege 1870/71 Gefallnen anzubringen, und doch waren es ihre Kirchspielgenossen, die man ehren wollte!

Ernster als solche Kleinlichkeiten ist das Bestreben, das sich jetzt zeigt,

Digitized by Google

Freigemeinden zu bilden. Der Däne und auch der Nordschleswiger ist kirchlich. Wie gewöhnlich, wo starkes religiöses Leben herrscht, blüht auch in Dänemark die Sektirerei. Es giebt hier viele Sekten. Daneben fängt jetzt der Grundtvigianismus an, stark einzugreifen. Der Synodalbericht der Propstei Apenrade erklärt ihn für schlimmer als die Sekten. Das Verderbliche dieser nach einem dänischen Geistlichen benannten Richtung für die Staatskirche liegt darin, daß sie die Politik mit der Religion verquickt. Grundtvigianismus ist dänisches Christentum. Ein Pastor im Königreich Dänemark, einer der Führer der hochkirchlichen Partei, äußert sich unter anderm über Grundtvig, daß er zwar die persönliche Selbstgerechtigkeit bekämpft habe, aber „er ließ sich durch sein warmes Herz verleiten, die nationale Selbstgerechtigkeit aufzustellen, indem er wieder und wieder das dänische Volk pries wegen seiner Tugenden als das »liebliche, weiche Herzensvolk, das Volk, das Gott nicht entbehren könnte« u. dgl. m.“ Ein deutscher Grundtvigianer ist ja nicht zu denken. Ist nun jemand über irgend etwas in der Kirche unzufrieden, so wendet er sich den Grundtvigianern zu. Früher trat er dann aus der Landeskirche aus, jetzt ist die Taktik geändert, er bleibt in der Landeskirche, zahlt seine Kirchensteuern und — behält sein kirchliches Wahlrecht. Die Freigemeinden halten ihre eignen Pastoren, zur Zeit drei, die im Lande predigen, bald hier, bald da. Daß die ganze Freigemeindenbewegung nur Zuchtrute gegen die Landeskirche und ihre Geistlichen ist, beweist ein Fall aus der Propstei Apenrade. Ein Kirchenältester, der sich also durch Handschlag vor dem Altar verpflichtet hatte, bisher auch mit dem Ortsgeistlichen auf freundlichem Fuße gelebt hatte, ließ seine Tochter durch den Prediger der Freigemeinde trauen. Was war der Grund? Der Ortsgeistliche, nebenbei gesagt, ein Mann, der nie politisch hervorgetreten ist, hatte am 1. September auf Anordnung der Behörden der politischen Bedeutung des Tages für das deutsche Vaterland gedacht. Die Folge war, daß der Kirchenälteste als solcher und als Mitglied der Synode entlassen wurde. Daß die ins Leben gerufne Bewegung für die Freigemeinden nur politische Gründe hat, ergiebt sich aus der Nummer des Flensborg Avis vom 9. April 1896, wo gesagt wird, in der christlichen und kirchlichen Lehre sei kein ausgeprägter Unterschied zwischen den Freigemeinden und der Staatskirche. Was also manche fanatische Dänen aus der Kirche treibt, ist einerseits das bescheidne Teil deutscher Gottesdienste, andrerseits die Dankespredigten an einzelnen nationalen Festtagen. Es ist dieselbe Gesinnung, die der Hofbesitzer Phil. Möller in Jägerup schon vor Jahren an den Tag legte, als er in öffentlicher Synode die Abschaffung der Fürbitte für den Kaiser anregte. Bei solchen Gründen wird wohl keine deutsche Stimme auf kirchlichem Gebiet die Partei der Dänen ergreifen.

Nur Kirche und Schule aber sind die heiß umstrittnen Stellungen in unserm Volksleben. Im täglichen Umgange herrscht kein solcher politischer

Digitized by Google

Kampf, wie es ein Leser der sich streitenden dänischen und deutschen Presse wohl annehmen mag, da verkehren wir friedlich, höflich, wie denn gern zugestanden werden soll, daß der Nordschleswiger eine ruhige Natur ist. Sobald aber die Presse und die agitatorischen Vereine in Thätigkeit kommen, da scheiden sich die Bewohner wieder in zwei Lager. Die dänische Presse sorgt nach Kräften dafür, daß keine Versöhnung zu stande komme, allen voran das Protestblatt Flensborg Avis. Es hat ein paarmal an größere deutsche Zeitungen zweisprachige Artikel über seine Preßprozesse gesandt, um nachzuweisen, wie ungerecht die Protestpresse beurteilt werde. Es verlohnt nicht der Mühe, sie alle hier zu besprechen. Nur zweier will ich gedenken.

Da ist zunächst als neuester der bekannt gewordne Rechtsstreit „Foren Ordensskyld." Schon vor längerer Zeit war der Redakteur des Blattes verurteilt worden wegen Beleidigung eines deutschen Amtsrichters. Es war dem Amtsrichter vorgeworfen worden, er habe bei einer Festlichkeit u. a. an den Kaiser ein Huldigungstelegramm gesandt, „vielleicht um einen Orden zu erhalten." Auf Grund eines wissenschaftlichen Gutachtens zweier Kopenhagener Professoren war die Wiederaufnahme des Verfahrens angeordnet worden, und kürzlich hat in Flensburg beim Landgericht von neuem Verhandlung stattgefunden. Auch diese endete mit der Verurteilung der Angeklagten. In der Urteilsbegründung hieß es: dem Gericht ist es nicht zweifelhaft gewesen, daß die Worte „foren Ordensskyld" in klassischem Dänisch heißen: „der Ordnung wegen." Hier kommt es aber darauf an, wie der Ausdruck hierzulande verstanden wird. Der angeklagte Redakteur hatte selbst im ersten Verhör zugegeben, daß die Worte auch heißen könnten „wegen eines Ordens," d. h. um ein Ordenszeichen zu erlangen. Dazu kommt, daß das „vielleicht" bei der andern Auslegung, „der Ordnung wegen," gar keinen Sinn hätte.

Eine Härte scheint Fernerstehenden auch in dem Verbot des Ausdrucks „Südjütland" für „Schleswig" zu liegen. Flensborg Avis hat da nachweisen wollen, daß der verbotne Name in ältern Geographien vielfach gebraucht worden sei, und noch bis in die neueste Zeit herein. Aber darauf kommt es gar nicht an. Thatsache ist, daß im Volksmunde unser Land in diesem Jahrhundert immer Schleswig geheißen hat. Es ist keinem Schleswiger jemals eingefallen, sich „Jylländer" zu nennen.*) Der Ausdruck ist aufgenommen worden, um damit zu demonstriren, zu erkennen zu geben: Schleswig gehört rechtlich wie das eigentliche Jütland zu Dänemark. Der Ausdruck „Südjütland" ist aber durchaus nicht gäng und gäbe bei nordschleswigschen Dänen, nur in Versammlungen, Vorträgen und in der Presse ist er gebraucht worden. Dabei nennt sich die eine Ausgabe von Flensborg

*) Der Ausdruck „Jylländer" hatte sogar immer einen beleidigenden Beigeschmack, galt für einen Schleswiger als Schimpfwort.

Digitized by Google

Avis seit vielen Jahren „Westslesvisk Tidende," und eine andre für die Jugend bestimmte Zeitschrift „Illustrirtes Kinderblatt für Nordschleswig," und eine Sonntagsbeilage des Flensborg Avis trägt den Titel „Nordschleswigsches Sonntagsblatt." Wären die Herren von der Berechtigung und Richtigkeit des Ausdrucks „Südjütland" so sehr überzeugt gewesen, so hätten sie wohl ihre Blätter darnach benannt; aber sie hatten ja selbst bisher nur den Namen Schleswig gebraucht, und so ging es nicht gut an, plötzlich den Titel zu ändern, als zu Demonstrationszwecken der alte Name gebraucht wurde.

Der Presse zur Seite stehen die dänischen Vereine, von denen schon kurz die Rede war. Der Sprachverein hat in jedem Kirchspiel Bibliotheken, zu denen jährlich tausende von dänischen Büchern aus Dänemark geschenkt werden. Der Wahlverein hat überall seine Vertrauensmänner, die dafür zu sorgen haben, daß auch der letzte Mann zur Wahlurne kommt. Die Vortragsvereine sammeln dänisch gesinnte Männer zu geselligem Beisammensein bei Rede und Gesang. Die Redner sind meistens Zeitungsredakteure und deren Sekretäre. Die Vorträge sind mit wenigen Ausnahmen politischen Inhalts. Alle diese Vereine bestanden vor 1888 (Sprachverfügung), dienen also nicht der Verteidigung, auch nicht gegen den „Deutschen Verein", da dieser ja erst nach ihnen gegründet wurde, um ihrem Wirken entgegenzuarbeiten. Der jüngste Verein ist der dänische Schulverein, der seit 1892 konfirmirte Knaben und Mädchen nach Dänemark auf Hochschulen oder sogenannte Nachschulen („Efterskoler") schickt. Er hat 1894 nicht weniger als 266, 1895 196, 1896 wieder 200 Schüler über die Grenze geschickt.

Aus alledem wird man sehn, daß die nordschleswiger Dänen durchaus nicht als verfolgte Unschuldige anzusehen sind. Dabei wolle man bedenken, daß unter ihnen nicht wenig Deutsche leben, die zum größten Teile dieselbe Umgangssprache, dieselben Interessen wirtschaftlicher Art haben. Unsre Kinder besuchen auch dieselbe Schule, wie die der Gegner. Warum treten denn die deutschgesinnten Nordschleswiger, die auch fast alle dänisch reden, nicht jenen Forderungen über Schul- und Kirchensprache bei? Weil es sich nicht um ein wirkliches Bedürfnis handelt, sondern nur um Aufrechterhaltung des geistigen Zusammenhangs mit Dänemark, um die stetige Schürung des Hasses gegen Deutschland und alles, was deutsch ist.



Digitized by Google

# Warum sollen wir ins Gefängnis?

### Eine Frage der Schwachen an die Starken

Schon vor länger als Jahresfrist hat die preußische Staatsregierung die Absicht ausgesprochen, wegen des Überhandnehmens der Verbrechen junger oder, wie es in der Juristensprache heißt, „jugendlicher" Verbrecher, diese auch für den Fall, daß sie volle Einsicht in die Strafbarkeit ihrer Handlung haben, nicht zu Gefängnis, sondern zu Zwangserziehung zu verurteilen. In ähnlicher Richtung bewegt sich der bekannte Erlaß des Königs von Preußen an den Justizminister vom November 1895 über bedingte Verurteilung. Es soll dem Justizminister freistehen, in geeigneten Fällen die Vollstreckung des Urteils aufzuheben, um dem Verurteilten Gelegenheit zu geben, sich durch gute Aufführung den völligen Erlaß der Strafe zu verdienen. Die Vergünstigung soll aber nur denen zu teil werden, die sich leichterer Vergehen schuldig gemacht haben, deren Fehltritte nicht auf Verdorbenheit und verbrecherische Neigungen, sondern mehr auf Leichtfertigkeit, Unbesonnenheit, Unerfahrenheit oder Verführung zurückzuführen sind, was insbesondre bei der Jugend zutreffen wird.

Dieser Erlaß ist in hohem Grade wichtig, nicht weil er etwa mit einemmale alle die Übelstände beseitigte, an denen unsre Rechtspflege, besonders der Jugend gegenüber krankt, sondern weil er ein Zeichen ist, daß man die ernstliche Absicht hat, diesem Übelstande abzuhelfen, und daß wir in absehbarer Zeit Gesetze haben werden, die den Richtern die Möglichkeit geben, gegen Kinder, junge Leute, Unerfahrne, Leichtfertige, kurz gegen alle, die zu schwach sind, auf dem glatten Boden des für erwachsene und verantwortliche Menschen geltenden Rechtes zu stehen, mit Mitteln vorzugehen, durch die nicht bloß der Gesellschaft, sondern vor allem auch den zu Verurteilenden wirklich gedient ist.

Es giebt aber auch, abgesehen von den Kindern unter vierzehn Jahren, nicht völlig zurechnungsfähige Menschen, die von der Gesellschaft falsch und hart beurteilt werden, und die deshalb die Frage an uns richten: warum sollen wir ins Gefängnis? Wer sind diese Menschen? Ist es etwa bloß der Geisteskranke in der Irrenanstalt, der ganze Wochen darauf verwendet hat, ein Stück Eisen, das ihm in die Hände geraten ist, spitz und scharf zu machen, um damit seinen Wärter hinterrücks zu durchboren? Oder der Säufer, der in einem

Digitized by Google

Anfalle von Delirium einen Mordversuch auf seine Frau ausführt? Oder die vornehme Dame, die zu Hause an allen Schätzen Überfluß hat, die aber gleichwohl in dem Laden der Putzmacherin Blumen und Besatz und seidne Bänder in ihren Taschen verschwinden läßt? Ist mit diesen und ähnlichen offenbar geisteskranken Menschen die Klasse der Unzurechnungsfähigen erschöpft? Oder haben wir unter unsern Mitmenschen etwa auch solche, die wir auf den ersten Blick für zurechnungsfähig halten, die aber, wenn man genau zusieht, an einem seelischen Gebrechen leiden, das sie zu Zeiten völlig direktionslos macht? Kann man wirklich alle nicht in Irrenhäuser eingeschlossenen Menschen unter allen Umständen für zurechnungsfähig erklären? Wo hört die Zurechnungsfähigkeit auf, und wo fängt die Unzurechnungsfähigkeit an? Was verstehen wir überhaupt unter dem Worte „zurechnungsfähig"?

Zurechnungsfähig ist nach unsrer Auffassung der, der beurteilen kann, ob seine Handlungen strafbar sind oder nicht. Wer zurechnungsfähig ist, der ist auch für seine Handlungen der Gesellschaft gegenüber verantwortlich. Begeht er eine Handlung, die gegen die von der Gesellschaft aufgestellten Gesetze verstößt, so trifft ihn die auf die Handlung gesetzte Strafe. Für unzurechnungsfähig wird der erklärt, der nicht imstande ist, zu beurteilen, ob seine Handlungen strafbar sind oder nicht.

Welches ist nun aber der Maßstab, woran wir erkennen, ob unsre Handlungen strafbar sind oder nicht? Das Gewissen! sagt der eine. Das göttliche Gebot, sagt der andre. Und wer weder ein Gewissen, noch ein göttliches Gebot kennt, sagt: die Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt der Menschheit sagt uns, was wir zu thun und zu lassen haben. Nun wissen wir aber, Christen wie Nichtchristen, daß man ein gutes Gewissen haben, daß man das Wohl der Menschheit ernstlich gewollt haben und doch, ohne es zu wissen, mit dem Gesetz in Streit geraten kann. Man müßte also wohl, um seine Handlungen beurteilen zu können, alle Gesetze kennen, die es im Staate giebt? Nein, das ist unmöglich. Aber es ist ja auch nicht nötig. Denn die wichtigsten Gesetze, die das Leben, die Gesundheit, das Eigentum des Nächsten schützen sollen, sind hinlänglich bekannt; sie werden, ganz abgesehen davon, daß die gerichtlichen Urteile durch die Zeitungen veröffentlicht werden, so viel von den Leuten besprochen, gehen so oft von Mund zu Munde, daß sie selbst der ungelehrteste Mensch kennen muß. Kennt er sie aber, d. h. hat er sie im Kopfe, so nimmt er sie auch sozusagen in sein Staatsbürgergewissen auf, er merkt sie sich und hütet sich, dagegen zu verstoßen. Da aber — so folgert man — die Gesetze ihrem Sinne nach allen bekannt sind, so sind auch alle im Übertretungsfalle verantwortlich und strafbar. Offen zu Tage liegende Unbekanntschaft mit den Gesetzen kann wohl als Milderungsgrund gelten, aber eine Freisprechung darf für gewöhnlich nur dann erfolgen, wenn der Arzt den Angeklagten für geistesgestört oder für unzurechnungsfähig erklärt.

Digitized by Google

So sagt das Gericht, und wer wollte ihm Unrecht geben? Der Richter kennt den Angeklagten nicht und darf keinen andern Maßstab anlegen als den Buchstaben des Gesetzes. Nach dem Gesetz aber wird nur der Geisteskranke freigesprochen, und der geistig Beschränkte der Zwangserziehung überwiesen, wohlgemerkt, ohne daß es für solche Menschen bestimmte staatliche Erziehungsanstalten gäbe! Alle übrigen jungen Verbrecher wandern ins Gefängnis.

Hierin liegt eine Härte, ja ein sittliches Unrecht und in weiterer Folge auch eine volkswirtschaftliche Thorheit. Gewiß sind die Gesetze für die Wohlfahrt des Ganzen gemacht; aber tausende, an die man bei der Gesetzgebung nicht gedacht hat, fallen alljährlich diesen Gesetzen zum Opfer und vergrößern die Zahl der Geächteten im Staate. Diese beklagenswerten Opfer der Gesetzgebung, deren angeborene verkehrte Seelenverfassung sehr häufig kaum den Angehörigen bekannt, dem großen Publikum aber so gut wie unbekannt ist, kann man zusammenfassen unter dem Namen Schwachsinnige.

Das ist freilich nur ein Name, und noch dazu ein mißverständlicher. Denn bei dem Worte schwachsinnig denkt man zunächst unwillkürlich an das zahlreiche Heer der Idioten, der Blöden und der geistig Beschränkten. Die bilden aber nur eine Art des Schwachsinns, und während die Idioten und Blöden meist in Anstalten untergebracht werden, sind die geistig Beschränkten in den meisten Fällen harmlose Geschöpfe und viel zu hilflos und unselbständig, um die Bahn des Verbrechens zu betreten.

Es giebt aber noch eine andre Klasse von Menschen, die geistig oft ganz normal angelegt sind, die logisch denken, auch, was sie denken, in gewandter Rede aussprechen können, die mit einem vortrefflichen Gedächtnis und besonders auch mit großer Schlauheit ausgerüstet sind, die wir aber dennoch als schwachsinnig bezeichnen müssen. Nur liegt ihr Schwachsinn nicht auf dem Gebiete der Einsicht, sondern auf dem des Willens, man kann sie daher als moralisch Schwachsinnige bezeichnen, ein Ausdruck, der auch schon vielfach von Männern der Innern Mission, die sich bis jetzt am meisten dieser Unglücklichen angenommen hat, gebraucht wird.

Wir wollen von vornherein dem Verdachte begegnen, als wollten wir jede sittliche Schwäche, jeden Charakterfehler als moralischen Schwachsinn hinstellen und entschuldigen. Es liegt uns nichts ferner als die Theorie Lombrosos, der alle Verbrecher für geisteskrank erklärt und damit, wenn man seine letzten Folgerungen zieht, alle Verantwortlichkeit aufhebt. Nein, verantwortlich sind wir alle, schwachsinnig oder nicht; denn Sünde bleibt Sünde und verlangt Sühne, das ist ein ewig giltiges Gesetz. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich oder — seine Hölle. Darum handelt es sich hier nicht. Wir wissen, oder richtiger gesagt, die Gesetzgeber sollten es wissen, daß eine große Anzahl von Menschen moralisch schwachsinnig, d. h. in weit geringerm Maße imstande ist, das Verhältnis zwischen ihren Handlungen und den bestehenden Gesetzen im gegebnen Augenblicke zu beurteilen, als es der Durchschnittsmensch vermag.

Digitized by Google

Auf sich selbst, auf die eignen Füße gestellt, müssen solche Menschen untergehen. Wie man auch ihre Seelenverfassung nennen mag, ob man sie als moralischen Schwachsinn bezeichnet, oder ob man dafür nur das kalte Wort „Verbrechernatur" hat, „richtig" ist es mit diesen Leuten nicht. Aber im öffentlichen Leben beachtet man das nicht. Da werden alle, wenn sie nicht offenbar fürs Irrenhaus reif sind, über einen Kamm geschoren, alle als gleichwertig behandelt, und wenn sich schließlich herausstellt, daß einer unter dem Durchschnitt steht, dann ist er gewöhnlich bereits verbraucht und eine gebrochne Existenz. Daß aber alle gebrochnen Existenzen, alle vor der Zeit verbrauchten Menschen dem Gemeinwesen Kosten auferlegen, materielle und moralische, daran denkt man ebenfalls nicht eher, als bis sich hinter dem heimatlosen Bettler oder der verkommnen Dirne die Thür des Korrektionshauses schließt.

Es soll hiermit gegen die öffentliche Meinung kein Tadel ausgesprochen werden. Es ist nicht möglich, daß diese Art von sittlich schwachsinnigen Menschen und die Behandlung, die sie erfordern, überall bekannt sei. Obgleich sie nach vielen tausenden zählen, hat doch Gott sei Dank der größere Teil der deutschen Familien solche unglückliche Wesen noch nicht aufzuweisen. Aber die Zahl ist, besonders durch Verwahrlosung der schwachsinnigen Mädchen, in raschem Steigen begriffen. Denn wenn dieses arme, unglückliche Volk auch zu keiner nutzbringenden Arbeit fähig ist, eins kann es doch und wird es thun, wenn man es nicht davor hütet: es wird sich und sein Elend fortpflanzen. Aber wer weiß das? Wer achtet darauf? Wer bedenkt die Folgen, die solche Verwahrlosung für das einzelne arme Geschöpf wie für die Gesamtheit nach sich zieht? Beiden geschieht Unrecht, wenn auch der Gesellschaft, die es nicht anders haben will, vielleicht weniger als den Verwahrlosten selber. Denn was können diese dafür, daß sie in eine so rücksichtslose, auf ihre Vollkommenheit so eingebildete Gesellschaft hineingestellt werden?

In einer norddeutschen Hafenstadt lebte ein Kind unordentlicher Eltern. Das Mädchen, das entgegen dem Sprichworte, wonach der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, einen guten Charakter hatte, blieb bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre von allen, die mit ihr zu thun hatten, unverstanden. Geistig beschränkt, wurde sie der Mutter unbequem, sie schickte sie in die Fabrik und auf den Tanzboden, bis sie der Prostitution verfiel. Die Folge war bald, daß sie zu Korrektionshaft verurteilt wurde. In der Korrektionsanstalt verstand man sie noch weniger, hielt ihre Beschränktheit und Ungeschicklichkeit — das Mädchen konnte weder nähen, noch einen brauchbaren Strumpf stricken — für Trotz, Faulheit und Schlechtigkeit und belegte sie mit schweren Strafen, schließlich mit einem halben Jahre Nachhaft, alles ohne jeden Erfolg. Aus dem Korrektionshause endlich entlassen, ging sie in ein freies Frauenasyl, wo sie sich noch heute befindet. Dort arbeitet sie nun seit mehr als zwei Jahren am Waschbottich, ist fleißig und zufrieden und von allen wohlgelitten. Sie

Digitized by Google

wird aber nicht mit Strenge regiert, sondern mit Freundlichkeit und — Geduld. Denn bei harten Worten schließt sich ihr inneres Leben förmlich gegen die Außenwelt ab, sie wird so apathisch, daß gar nicht weiter mit ihr zu verhandeln ist. Einer aufrichtigen, wenn auch mit Ernst und Entschiedenheit verbundnen Freundlichkeit aber kann sie nicht widerstehen, willig läßt sie sich leiten und hat sich seit einem Jahre nicht das Geringste zu schulden kommen lassen.

Ganz ähnlich erging es in derselben Anstalt mit einem Mädchen aus hohem Stande, deren Grundfehler die Lüge war. Die Tochter eines hohen Beamten, die Enkelin eines Generals, war sie wegen Diebstahls bereits mit Gefängnis bestraft und hatte allen Versuchen, ihr durch Strenge beizukommen, hartnäckig Trotz geboten. Jahrelange freundliche Behandlung brach endlich diesen Trotz, sie wurde allmählich völlig verändert und ist jetzt Gehilfin an einer andern ähnlichen Anstalt.

Was würde wohl aus diesen beiden Mädchen geworden sein, wenn man ihrem Wesen nicht Rechnung getragen, sondern sie nach Verbüßung ihrer Strafe sich selbst und den Reibungen des öffentlichen Lebens wieder überlassen hätte? Es drängt sich aber auch die Frage auf: würden sie überhaupt auf die Bahn des Lasters, ins Gefängnis, in die Korrektionsanstalt, in Schande geraten sein, wenn man ihre sittliche Schwäche früh genug erkannt und demgemäß ihre Erziehung geleitet hätte? Ist es nicht ein Unrecht, daß solche Menschen ganz mit demselben Maße gemessen werden wie wir, die wir im Vollbesitze normaler sittlicher Kräfte sind? Muß die Gesellschaft nicht dafür sorgen, daß für diese Schwachen Lebensbedingungen geschaffen werden, die geeignet sind, den angebornen sittlichen Mangel wenigstens annähernd auszugleichen? Ist es nicht eine Pflicht der Humanität, diese unglücklichen Menschen zu dem sie umgebenden Leben in ein Verhältnis zu stellen, das dem entspricht, worin wir Gesunden zu dem uns umgebenden öffentlichen Leben stehen? Wenn wir sehen, daß einem Menschen die Versuchungen des Lebens augenscheinlich zu stark sind, daß er ihnen nie wird widerstehen können, haben wir dann nicht die Pflicht, ihn diesen für seine sittliche Persönlichkeit tötlichen Versuchungen zu entreißen? Und endlich: liegt in der Erfüllung dieser Pflicht der Gesellschaft nicht zugleich ein Lebensinteresse für sie? Muß sie nicht um ihrer selbst willen dafür sorgen, daß diese immerfort fließende Quelle des Bösen verstopft werde? Die Erfahrung lehrt, daß die große Mehrzahl aller Verbrecher rückfällig und schließlich zu Gewohnheitsverbrechern wird. Wozu also diese Leute ins Leben hineinstellen, da man doch zehn gegen eins wetten kann, daß sie sich über kurz oder lang aufs neue gegen die Gesetze vergehen werden? Es läßt sich thatsächlich für die heute übliche Behandlung solcher Naturen kein sittlich haltbarer Grund anführen; sie gehören weder ins Gefängnis noch ins Korrektionshaus, sie gehören in eine Erziehungsanstalt.

Man sage nicht, daß es ein Unrecht und für unsre Zeit ein Rückschritt

Digitized by Google

sein würde, wenn man den Menschen durch eine verlängerte Erziehung in seiner persönlichen Freiheit beschränkt. Gewiß ist die persönliche Freiheit ein unschätzbares Gut. Aber es hieße doch wirklich Begriffe höher stellen als Thatsachen, wenn man moralisch schwachen Menschen ihre äußere Freiheit lassen, anstatt ihnen durch zeitweilige Entziehung der Freiheit allmählich zu der Möglichkeit zu verhelfen, innerlich frei zu werden. Nur wenn wir innerlich, wenn wir sittlich frei sind, sind wir imstande, unsre persönliche, äußere Freiheit im Sinne einer moralischen Weltordnung zu benutzen. Andernfalls werden wir unsre Freiheit unfehlbar zu unserm eignen sittlichen und physischen Nachteil mißbrauchen. Wollte man einwenden, es würde dem in einer Erziehungsanstalt zwangsweise untergebrachten Menschen in den Augen der Mitwelt ein Makel angehängt werden, so wäre zu entgegnen, erstens, daß dieser Makel doch nicht ausbleiben wird; denn der moralisch Schwachsinnige wird, wenn er von den Seinigen nicht mit Argusaugen gehütet wird, bald ein Gast der Gefängnisse werden. Sodann aber ist doch zu erwarten, daß unsre aufgeklärte und rasch lebende Zeit kleinliche Bedenken überwinden und über den Gebesserten den Mantel des Vergessens breiten werde. Liest man es doch auch manchem Offizier nicht von der Stirn ab, welche Vorgeschichte sein Fähnrichsexamen gehabt hat, und merkt es manchem Pfarrer, Richter oder Lehrer nicht an, welche sittlichen Kämpfe, zusammengesetzt aus Siegen und Niederlagen, er in seiner Jugend hat bestehen müssen, ehe das Gute den Sieg davontrug. Sollte man den brauchbaren Offizier oder den pflichttreuen Pfarrer und Beamten darum verachten, weil ihre Lehrzeit nicht so glatt verlaufen ist wie die andrer Leute? Der gerechte Mann beurteilt die Menschen nach ihren Leistungen; nach ihren Leistungen im spätern Leben wird man auch die einst beurteilen, deren sittliche Selbständigkeit und soziale Leistungsfähigkeit nur durch eine verlängerte Zucht in der Jugend zu erreichen war.

Freilich, wenn heute auf den ehemaligen Insassen einer Korrektionsanstalt ein Makel ruht, so kann das den nicht wundern, der mit den in einer solchen „Besserungs"anstalt herrschenden, eine Besserung fast unmöglich machenden Verhältnissen bekannt ist. Weder unsre Korrektionshäuser, noch unsre Gefängnisse, noch unsre Zuchthäuser sind dazu angethan, den Sträfling zu bessern. Sobald eine zum Bösen neigende Natur erst einmal mit einer dieser Anstalten Bekanntschaft gemacht hat, geht es mit ihr rasend bergab. Um so mehr ist es nötig, den sittlich Schwachen schon in der Jugend die Gelegenheit zum Verbrechen zu entziehen, sie allmählich den richtigen, ihnen selbst und der Gesellschaft zuträglichen Gebrauch der Freiheit zu lehren.

Man hat schon vor neunzehn Jahren in Elmira in den Vereinigten Staaten versuchsweise begonnen,*) Verbrecher zu einer Freiheitsentziehung auf unbe-

*) Vergl. Ellis, Verbrecher und Verbrechen. Leipzig, Wigand, 1895.

Digitized by Google

stimmte Dauer zu verurteilen (die längste Dauer beträgt jedoch zwei Jahre) und während dieser Haft so lange auf ihre Persönlichkeit einzuwirken, bis diese für den richtigen Gebrauch der Freiheit gewisse Bürgschaften bietet. Die Haupterziehungsmittel dabei sind Arbeit und diätetische Kuren. Man hat damit gute Erfolge gehabt, indem nur 15,2 Prozent „wahrscheinlich ihre Verbrecherlaufbahn wieder aufgenommen" haben. Doch steht dieser Versuch vereinzelt da; und die Strafanstalten Amerikas sind im allgemeinen weit schlechter als unsre deutschen.

Ein verwandter Gedanke beginnt sich gegenwärtig in Deutschland Bahn zu brechen. Hervorgegangen ist er aus der Mitte der in großem Segen wirkenden deutschen Gefängnisgesellschaften und im Herbst 1894 auf einer Versammlung der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft auch bereits Gegenstand der Verhandlung gewesen. Man hat hier — und nachher auch in andern Provinzen — die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich sei, die zum erstenmale zu Korrektionshaft verurteilten Burschen und Mädchen, statt in der Korrektionsanstalt, in einer Arbeiter- oder Arbeiterinnenkolonie unterzubringen. Man hat also der Erziehung zum erstenmale die Beachtung geschenkt, die ihr gebührt. Denn wenn auch unsre Arbeiterkolonien noch an manchen Mängeln leiden — der Grundmangel ist übrigens der Geldmangel —, so stehen sie doch in erzieherischer Hinsicht hoch über den Korrektionsanstalten. Man braucht nur einmal eine Arbeiterkolonie zu durchwandern und die Gesichter der Insassen mit den Mienen der Korrektionshäusler zu vergleichen, so merkt man sofort die Verschiedenheit des Geistes, der hier weht. Das hat seinen Grund zum Teil darin, daß die Korrektionshäusler Gefangne sind, die Kolonisten dagegen freie Leute, die jeden Tag gehen können (sie bleiben aber gern!); außerdem muß man aber bedenken, daß die Kolonisten vielfach völlig gebrochne Existenzen sind, die aus dem Schiffbruch ihres Lebens die letzten Trümmer nach der Arbeiterkolonie gerettet haben, die Korrigenden dagegen in der Mehrzahl, wenn auch nicht gerade schaffensfreudige, so doch arbeitskräftige Leute in den besten Jahren. Wenn also der Eindruck, den man in der Arbeiterkolonie erhält, trotzdem ein freundlicherer, günstigerer ist, so muß es wohl an dem freundlichen, liebevollen Geiste liegen, der in den Kolonien herrscht, in der einen natürlich mehr, in der andern weniger, je nachdem die leitenden Persönlichkeiten — Pastor, Hausvater — beschaffen sind.

Aber der Gedanke der Gefängnisgesellschaften, den lasterhaften Menschen frühzeitig zu erziehen und so zu verhüten, daß er die Bahn des Lasters betrete, ist ja noch im Entstehen begriffen. Ein ähnlicher Gedanke aber ist bereits zu That geworden. Im Jahre 1884 gründete Pastor Isermeyer in Hildesheim vor den Thoren der Stadt das Asyl Frauenheim. Ursprünglich den Arbeiterkolonien Wilhelmsdorf und Kästorf nachgebildet, sollte das Frauenheim eine Zufluchtsstätte für arbeits- und obdachlose Frauen und Mädchen sein. Das

Digitized by Google

Frauenheim bekam aber von vornherein dadurch ein eignes Gepräge, daß die in der Korrektionsanstalt zu Himmelsthür, wo Isermeyer Anstaltsgeistlicher war, büßenden Korrigendinnen nach Ablauf ihrer Haft im Frauenheim Aufnahme fanden. Diese Frauen und Mädchen, sowie einige andre, die aus der großen Hildesheimer Irrenanstalt als geheilt entlassen, aber noch unfähig waren, die Reibungen des Lebens zu vertragen, gaben die ersten Insassen ab. Mit der Zeit kamen aber auch andre, noch unbestrafte, aber wegen eines psychischen Mangels in Gefahr stehende Mädchen, teils freiwillig, teils wurden sie von den Eltern oder andern Angehörigen oder auch von den Behörden gebracht. Die Erziehungserfolge, die bei diesen Personen bis jetzt erreicht worden sind, sind sehr günstig. Mittel der Erziehung im Frauenheim sind: regelmäßige Arbeit (Waschen, Plätten, Nähen, Stricken usw.), eine vernünftige Anwendung von Bädern und andern Kurmitteln, eine christliche, nicht pietistische Hausordnung, bei der es ehrbar und doch fröhlich zugeht, und eine möglichst individualisirende Behandlung. Die Zahl der Insassen beträgt gegenwärtig über hundert, von denen die Hälfte Mädchen sind, die durch eine zweijährige und, wo es nötig ist, auch längere Erziehung und Gewöhnung an Arbeit für das Leben tüchtig gemacht und dann meistens vom Asyl aus in Dienst gebracht werden. Die Nachfrage nach solchen Mädchen ist so groß, daß nur ein Teil befriedigt werden kann.

Außer dem Frauenheim vor Hildesheim sind in den letzten zehn Jahren Asyle derselben Art entstanden in Groß-Salze bei Magdeburg, in Leipzig, in Dresden und in Steglitz bei Berlin. Hier hätten wir also Unterkunftsstätten für einige hundert sittlich schwacher Naturen, die, wenn sie nicht gehalten und erzogen würden, nach menschlicher Berechnung samt und sonders die Bahn des Lasters und Verbrechens betreten und sich selbst und der Gesellschaft Schande gemacht hätten. Aber das sind nur ein paar hundert, und nur Mädchen! Wohin mit den übrigen tausenden von Burschen und Mädchen? Müssen sie erst alle gerichtlich bestrafte Verbrecher werden, müssen sie erst ins Gefängnis, ehe sich der Staat mit ihnen befaßt? Das ist die Frage, die durch diese Mitteilungen angeregt werden sollte. Über die Antwort kann kein Zweifel sein. Es muß Wandel geschafft werden, und das wird auch geschehen. Kopfzerbrechen wird es kosten, und anfangs auch viel Geld; das beste Werkzeug aber zu dieser Kulturarbeit tragen wir alle, Juristen uud Laien, Gesetzgeber und Unterthanen, im Herzen: das ist die Liebe der Starken zu den Schwachen. Möge dieses Werkzeug nicht verrosten!



Digitized by Google

# Die geographische Lage Deutschlands

(Schluß)

Hinter Frankreich liegt der Atlantische Ozean, ja man kann sagen die ganze neue Welt. Frankreich trennt uns zwar auf dem geraden Wege davon, aber die Nordsee öffnet uns einen eignen Zugang. Und dieser Zugang hat sogar für den Verkehr mit England und Nordamerika seine geographischen Vorteile. So ist also Frankreich für uns kein Hindernis auf dieser Seite. Anders liegt für uns Österreich auf den Wegen nach Osten und Süden. Zur Adria und zu den Donaumündungen führen von Deutschland aus keine andern bequemen Wege als durch Österreich und Ungarn. Der Seeweg um ganz Europa herum ist uns kein Ersatz für die durch Eisenbahnen immer kürzer werdenden Landwege. Es ist also eins der größten politischen Probleme, wie Deutschland in den zum selbständigen Eintreten geradezu auffordernden Hinterländern Österreichs bis nach Kleinasien hin seine Interessen geltend machen kann, ohne sich allzu stark an Österreich zu reiben. Wird die Allianz aushalten, wenn sich Deutschland bei der türkischen Erbteilung einen seiner Weltstellung und ausdehnungsbedürftigen Volkszahl entsprechenden Anteil über Österreich weg sichern wollte? Werden beide gemeinsame Sache machen, oder wird sich Deutschland seinen eignen Weg zum östlichen Mittelmeer bahnen? Genau dieselben Probleme stellt uns der Weg zur Adria, vielleicht noch näher und dringender.

Noch in anderm Sinne ist die Lage Österreichs zu Deutschland wesentlich anders als die Frankreichs. Deutschland und Österreich verraten beide in der Art, wie sie zu einander liegen, den alten geschichtlichen Zusammenhang. Ihre Grenze ist nicht ein tiefer, zweckmäßig geführter Schnitt, wie die deutsch-französische, sondern mehr nur eine Fuge oder ein Riß. Daß Österreichs Westseite höchst unregelmäßig gestaltet ist, muß natürlich eine entsprechende Unregelmäßigkeit der Gestalt Deutschlands hervorrufen. Österreich-Ungarns Westseite läuft in drei Teile aus, von denen einer, Böhmen, tief nach Deutschland hineindringt und die größte Verschmälerung Deutschlands und des deutschen Sprachgebiets zwischen Taus und Avricourt bewirkt, während der andre, der aus den österreichischen Alpenländern besteht, Deutschland im Süden umfaßt und von Italien trennt. Der dritte endlich, der am Adriatischen Meer liegt und Istrien, das Küstenland und Dalmatien umfaßt, ist für Deutschland

Digitized by Google

mittelbar dadurch von Bedeutung, daß dies die einzige Stelle ist, wo ein wenn nicht deutscher, so doch halbdeutscher Staat an das Mittelmeer noch hinanreicht. Zwei Staaten, die in dieser Weise gleichsam ineinander gefugt sind, sind darauf angewiesen, entweder friedlich mit einander zu verkehren oder eine so unmäßig lange Grenze bei der ersten Gelegenheit gewaltsam zu verkürzen.

Da Österreich kein Einheitsstaat wie Frankreich ist, muß man auch die Frage stellen, mit welchen Gliedern seines Reiches es an Deutschland herantritt? Da ist zunächst als das wichtigste festzuhalten, daß sich Deutschland nicht mit Ungarn berührt, sondern nur mit Österreich. Ungarn und Deutschland sind durch einen 42 Kilometer breiten galizischen Streifen getrennt, und diese schmalste Stelle fällt in das Tatragebirge, das Ungarn nach Norden hin abschließt. Galizien und Mähren berühren sich nur in schmalen Streifen mit Deutschland, in dem galizischen liegen Krakau und Bielitz, in dem mährischen, den die Flußlandzunge zwischen Oder und Ostra bildet, Mährisch-Ostrau; dann folgen mit breitern Fronten Österreich-Schlesien, Böhmen, Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg. Unter allen diesen Nachbarländern nimmt Böhmen durch seine Größe, die Länge seiner Begrenzung mit Deutschland, seine Lage, seine halbslawische Bevölkerung, die dicht und wirtschaftlich hochentwickelt ist, die erste Stelle ein.

Zwischen Frankreich und Österreich legt sich als dritter südlicher Nachbar ein dritter Alpenstaat, die Schweiz. Da nur der Rhein und der Bodensee Deutschland von diesem Nachbar trennt, ist es wichtig, daß die Schweiz neutralisirt ist, sodaß sie, nach einem Ausdruck von Clausewitz, wie ein See zwischen Deutschland und Frankreich liegt. Solange Verträge bestehen, kann Deutschland zwischen Basel und Rorschach nicht angegriffen werden. Die Schweiz trennt Deutschland im Westen von den Alpen, wie Österreich im Osten, sie hält die wichtigsten Zugänge nach Italien und wird dadurch für den deutsch-italienischen Verkehr ein wichtiges Durchgangsland. Gleich Österreich ist auch die Schweiz geschichtlich und ethnographisch mit Deutschland eng verbunden. Die Gotthardbahn zeigt, wie der Verkehr wieder zusammenbindet, was die Politik auseinander gebracht hat. Die Alpenbahnen werden sich vervielfältigen, und die Schweiz wird sich als Durchgangsland an Deutschland verkehrspolitisch so eng anlehnen, wie es in ihrer Lage vorgezeichnet ist. Schon jetzt überragt der Güteraustausch beider Länder den mit allen andern Nachbarn der Schweiz.

Nördlich von Frankreich liegen an der deutschen Grenze drei kleine Nachbarn: Luxemburg, Belgien, die Niederlande, Reste des alten Lothringen und des jüngern burgundischen Reiches, die Länder der deutsch-französischen Übergänge, Kämpfe und Verdrängungen waren. Wenn auch durch Verträge und Verkehr gemildert, hallt doch der Fluch der Zwischen- und Zwitterstellung noch heute durch die schönen Maas- und Ardennenländer. Luxemburg und

Digitized by Google

Belgien sind gleich der Schweiz neutralisirt, doch ist Luxemburg als Glied des deutschen Zollvereins und durch die deutsche Verwaltung wichtiger Teile seines Eisenbahnnetzes enger mit Deutschland verbunden, wie es denn bis 1866 ein Glied des deutschen Bundes war und in den Mauern seiner Hauptstadt, die für eine starke Festung galt, eine preußische Garnison aufnehmen mußte. Mit der Schweiz teilt Luxemburg die wichtige Lage zum Reichsland, an dessen Nordwestecke es wie ein schützender Prellstein hingestellt ist. Die gerade Linie von Frankfurt nach Paris geht durch Luxemburg.

Von der Nordgrenze Luxemburgs bei Uflingen bis in die Gegend von Aachen ist Belgien unser Nachbar, der uns von Frankreich, aber auch vom Kanal trennt. Die Linie Köln-Paris schneidet Belgien, und Antwerpen liegt gerade westlich von dem Gebiete der regsten Industrie und der dichtesten Bevölkerung unsers Düsseldorfer Bezirkes. Daher der sehr lebhafte deutsch-belgische Verkehr, der nur dem französisch-belgischen nachsteht. Belgien ist ein überwiegend germanisches, wenn auch leider überwiegend französirtes Land. Die von Osten nach Antwerpen und Brüssel führenden Linien werden das nördliche vlämische Belgien von selbst immer enger an Deutschland anschließen. Schon jetzt folgt Antwerpen für den deutschen Seeverkehr gleich auf Hamburg, Bremen, Stettin. Von Aachen bis zum Dollart legen sich die Niederlande vor die Westseite Deutschlands. Erst trennen sie Deutschland von der Maas und dann von den Mündungen des Rheins, der von Emmerich an durch niederländisches Gebiet fließt. Schlechte Grenze! Gleich Belgien trennt uns also auch dieser Nachbar vom Meer, und ganz besonders kann Westfalen als das natürliche Hinterland der Niederlande angesehen werden, wenn auch die kürzern Bahnverbindungen mit Antwerpen die Verkehrsbedeutung des Rheins und der niederländischen Häfen für Deutschland neuerdings etwas verdunkelt haben.

Nördlich von Österreich hat Deutschland nur noch einen einzigen Nachbar an seiner Ostseite, Rußland, der durch die eigentümliche Gestalt Nordostdeutschlands zugleich ein südlicher Nachbar von Thorn bis Lyck ist. Rußland ist der größte und zugleich nach Geschichte und Kultur fremdeste Nachbar, den Deutschland hat. Sein nördlichster und südlichster Punkt ist Kap Nassau auf Nowaja Semlja in 76° 33′ nördlicher Breite und Balaklawa auf Taurien 44° 29′. In Asien reicht es aber südwärts bis 37°. Rußland überragt also im Norden und Süden Deutschland weit, eben so wie es unser Land an Größe übertrifft. Sein Hinabragen nach Süden bedeutet ja für Deutschland wenig; daß es aber die Ost- und Nordseite der Ostsee umfaßt, ist eine der wichtigsten Thatsachen in der Nachbarschaft unsers Landes. Die gewaltige Tiefe, mit der sich Rußland zwischen Deutschland und Asien legt, hat den für unsre ganze Kulturentwicklung wichtigen westeuropäischen Zug in der deutschen Geschichte begünstigt. Daß Rußland zwischen Deutschland und dem Stillen Ozean liegt, bedeutet einstweilen so gut wie nichts. Der Bau der großen sibirischen Eisenbahn, die Moskau

Digitized by Google

mit Wladiwostok verbindet, wird aber auch diese Lage einst bedeutsamer erscheinen lassen und unsern Ostprovinzen etwas von dem Leben geben, womit die des Westens immer der atlantische Hauch erfrischt hat.

Dänemark berührt sich mit Deutschland nur in einem schmalen Teil der cimbrischen Halbinsel. Aber der Schwerpunkt Dänemarks liegt in den Inseln. Mit Fünen legt es sich vor die schleswig-jütische Grenze, mit Seeland in den Eingang der Ostsee zwischen Schweden und Jütland, mit Bornholm der Odermündung gegenüber.

Ein Land, das Seeküste hat, hat die Länder, deren Küsten ihm gegenüber liegen, als Nachbarn anzusehen, wenn es sich auch nicht mit ihnen berührt. So hat Deutschland Schweden zum Nachbar, dessen Südspitze über die nördlichsten Punkte Deutschlands nach Süden reicht. So hat es England zum Nachbar, das mit Deutschland zusammer die Nordsee einschließt, und an dessen Küsten hin die Wege in den Atlantischen Ozean führen. Und da sein Seeweg aus der Ost- in die Nordsee an Norwegen vorbeiführt, ist auch dieses als zur Nachbarschaft mit gehörend zu betrachten. Bei dieser Betrachtung kommt von Schweden und Norwegen die Südküste, von England die Ostküste zunächst in Betracht.

Deutschland gehört zu den atlantischen Mächten, an deren Küsten der Atlantische Ozean oder dessen Ausläufer Nord- und Ostsee herantreten. Man kann ihre Lage als eine von Norden nach Süden in der Weise abgestufte betrachten, daß Rußland, Deutschland, Frankreich, Spanien je eine Stufe für sich einnehmen, wobei wir auf derselben Stufe mit Rußland Schweden und Norwegen, mit Deutschland Dänemark, Holland, Belgien und mit Spanien Portugal finden. In der Breitenlage dürfte die russische Stufe durch den 60., die deutsche durch den 54., die französische durch den 48., die spanische durch den 42. Grad bezeichnet sein. Die südlichste Stufe, Spanien, tritt am weitesten nach Westen vor, die andern bleiben um durchschnittlich je 10 Längengrade hintereinander zurück. Deutschland nimmt in dieser Stufenreihe eine mittlere Stelle ein, die jedoch mehr nach Norden als nach Süden reicht, da Deutschland ganz nördlich von den Süd- und Nordeuropa scheidenden Ketten liegt.

Deutschland liegt damit hinter den großen atlantischen Seemächten, an deren Küsten vorbei alle seine Wege ins offne Meer führen. An den Küsten der Niederlande, Belgiens, Frankreichs, Englands hin fahren unsre Schiffe, die den Kanal passiren, oder sie suchen zwischen Schottland und Norwegen die nördliche Ausfahrt in den Atlantischen Ozean. Ehe der Nordostseekanal gebaut war, mußten unsre Ostseeschiffe durch den Sund oder die Belte, durch das Kattegat und das Skager Rak, in dänischen und schwedischen Gewässern nach der Nordsee gehen. Bei der Fahrt aus der Elbe oder Weser nach den großen Hafenplätzen an der Ostküste Nordamerikas fällt mehr als ein Zehntel der fast 4000 Seemeilen messenden Entfernung auf die Nordsee und den Kanal. Was dieser Abschnitt an Gefahren birgt, lehrt die Geschichte der Schiffbrüche.

Digitized by Google

Deutschland ist aber auch noch in anderm Sinne zurückgedrängt. Es hat weder in der Nordsee noch in der Ostsee vorgeschobne Besitzungen, sondern nur Küsteninseln. Helgolands Erwerbung hat an diesem Zustande nur wenig geändert. Es liegt darin ein Merkmal, daß Deutschland zurückgetreten ist. Man bedenke, wie ganz anders es einst in der Ostsee ausgriff, wo die Hanse so wichtige Stellungen wie Bornholm und Gothland innehatte. Der heutige Zustand ist besser als der nach dem dreißigjährigen Kriege, wo Deutschlands Küsten an den wertvollsten Stellen in schwedischen, dänischen, polnischen, hannoverisch-englischen Händen waren; aber er trägt die Spuren dieses Rückgangs. Darum haben wir der Erwerbung Helgolands zugejubelt, weil sie ein Anzeichen eines wiederbeginnenden Wachstums in der notwendigsten Richtung ist.

Man pflegt nicht von Nordseemächten zu sprechen, weil die Nordsee nur als Durchgangsmeer gilt. Aber die Nordsee ist doch der Träger der nach Geschichte und Kultur so bedeutenden deutsch-englischen Beziehungen, und die Gemeinschaft der Lage am Südrande der Nordsee schafft für Deutschland und die Niederlande eine tiefere Gemeinschaft, aber auch eine schärfere Konkurrenz der Interessen. Daß England der Nordsee seine geschichtlich viel weniger wichtige Ostseite zukehrt, die man fast die Rückseite der nach dem Kanal und dem Ozean hinausschauenden Inselmacht nennen möchte, hat zur Folge gehabt, daß Deutschland den Engländern immer wie ein zurückliegendes Land erschien, dessen Bedeutung mit der Frankreichs nicht zu vergleichen war. In dem Maße wie Deutschland die in der Nordsee liegenden Hilfsmittel zu maritimer Größe zu verwerten versteht, rückt es zwischen die beiden großen atlantischen Mächte England und Frankreich ein, und zwar in eine ähnliche Stellung wie vor zweihundert Jahren die Niederlande.

Mit vollem Recht spricht man von Ostseemächten, denn die fast geschlossene Ostsee wird wie ein kleineres Mittelmeer gemeinsam von den Mächten beherrscht, die ihre Küsten innehaben. So ist die Ostsee ein dänisches, ein hansisches, ein schwedisches Meer gewesen. Heute sind Deutschland und Rußland durch die Ausdehnung ihrer Küsten und die Größe und den Menschen- und Produktenreichtum ihrer Länder die ausschlaggebenden Ostseemächte. Dänemark ist trotz seiner Kleinheit durch den Besitz der Verbindungen zur Nordsee wichtig. Schweden tritt mehr zurück. Deutschland und Dänemark sind zugleich Ostsee- und Nordseestaaten, aber Deutschland stellt durch seine größern und bessern Kräfte in dieser Beziehung Dänemark ganz in den Schatten, obwohl dieses durch den Besitz der Fär-Öer, Islands und Grönlands atlantische Stützpunkte hat. In dem Nordseeanteil liegt aber doch für beide Mächte eine Annäherung der Interessen, die einst zu lebhaften Wettbewerbungen Anlaß gab. Als Dänemark an der Elbe lag, Helgoland und die nordfriesischen Inseln besaß und die Eingänge in die Ostsee unbedingt kontrollirte, hatte es in beiden Meeren einen großen Teil des Einflusses an sich gerissen, der nach der Natur der Lage

Digitized by Google

Deutschland zusteht. Als auch hier Deutschland wieder in seine natürlichen Rechte eintrat, mußte es also wesentlich unter Zurückdrängung des dänischen Einflusses geschehen.

Daß ein so zentraler Staat wie Deutschland eine europäische Notwendigkeit sei, ist nicht bloß oft ausgesprochen worden, die Geschichte hat es schlagend bewiesen. Wenn es in großen geschichtlichen Auseinandersetzungen darauf ankam, unsicher gewordne Staatsverhältnisse Europas neu zu ordnen, ins Schwanken gekommne Einrichtungen neu zu befestigen, hat sich der Eindruck dieser Lage auf die umgebenden Mächte immer deutlich gezeigt. Jedesmal wenn Frankreich zu mächtig geworden war, haben es die andern großen Mächte nötig gefunden, das Reich, später Preußen oder den deutschen Bund zu stützen. Deswegen standen Ludwig dem XIV. wie Napoleon dem I., wenn Deutschland in Gefahr war, den Kürzern zu ziehen, endlich doch immer europäische Koalitionen gegenüber, und besonders der Abschluß der letzten großen Kämpfe Europas gegen Napoleon I. von 1813 bis 1815 drehte sich meist um die Wiederherstellung Preußens und in irgend einem blassen Nachglanze um die des deutschen Reichs. Nur reichte natürlich das Wohlwollen oder die Einsicht der fremden Mächte nie dazu aus, Deutschland so stark zu machen, wie es zu diesem Zwecke sein sollte und mußte. Das konnte nur aus ihm selbst kommen. Aber gerade zu der in dieser Lage doppelt notwendigen Zusammenfassung kam es so schwer, denn die außenliegenden Nachbarn erkannten gar wohl die Bedeutung dieser mittlern Lage für sich selbst. Nach der Mitte zu drängt ganz Europa in Krieg und Frieden. Hier treffen sich Völker-, Heeres- und Warenzüge. Die politischen Mächte wollen hier ihren Bestrebungen einen Rückhalt sichern, hier ihre Macht gleichsam vor Anker legen, von hier aus vor allem auf andre Peripherien wirken. Hannover und Helgoland in den Händen Englands, Schleswig-Holstein und Lauenburg in denen Dänemarks, Vorpommern und Bremen in denen Schwedens, Luxemburg und Limburg in denen der Niederlande, Lothringen und Elsaß in denen Frankreichs, Mülhausen und Rottenburg mit der Schweiz, die deutsch-österreichischen Länder mit slawischen, magyarischen und italienischen verbunden, von Polen und dann von Rußland aus die Weichsel- und Pregelländer besetzt oder bedroht — es giebt kein deutsches Grenzland, das nicht in fremden Händen gewesen wäre, und viele oft und lange. Zu einer Zeit waren die Mündungen aller deutschen Ströme an die Fremden verloren vom Rhein bis zur Weichsel. Ein Wunder, daß noch ein deutscher Kern übrig blieb! Und dieser Kern, man denke an Baiern und Sachsen, wußte nichts von deutscher, sondern trieb französische, römische, polnische Politik! Und endlich, welcher Tummelplatz politischer Pläne auf diesem Boden, wo nicht bloß Frankreich seine Republik und Rußland seine Autokratie, sondern selbst Schweden und die Schweiz ihre „besten Verfassungen“ anzupflanzen suchten.

Digitized by Google

Indem diese Übergriffe in eine Zeit hineinragen, wo unser Volk geistig und wirtschaftlich wieder zu erstarken begann, trat dann der eigentümliche Zustand ein, daß sich Deutschland jenseits seiner eignen Sphäre kräftig und frei zur Geltung brachte, während es sich in deren engem Kreis in der mühseligsten Weise um Licht und Luft zu quälen hatte. Im atlantischen Verkehr die Niederlande und Frankreich hinter sich zu lassen, ganz zu schweigen von Dänemark und den längst zurückgegangnen iberischen Mächten, und dabei in seinem wichtigsten Seeplatz Hamburg, durch Dänemark und England unmittelbar eingeengt, ja bedroht zu sein — dieser Widerspruch konnte nicht auf die Dauer bestehen. Ganz naturgemäß gingen daher von geistigen und wirtschaftlichen Gebieten die Bestrebungen nach Erstarkung im Heimatsgebiet aus, und zum Teil so, daß sie von außen zurückkehrten und zurückwirkten. Während Dichter, Germanisten, Historiker an dem Ideal eines wiedererstandnen, d. h. der Vorteile seiner Lage wieder mächtig gewordnen Deutschlands bauten, forderte die Wirtschaft Zollverein und Flotte. Ein glücklicher Zufall ließ diese Bewegungen in das beginnende Zeitalter der Eisenbahnen fallen, die den Vorzug der mitteleuropäischen Verkehrslage und zugleich die Befestigung des innern Zusammenhangs durch Förderung des Verkehrs zum Bewußtsein brachten.

Mitten in dieser Bewegung blieb Deutschland noch immer der geistige Markt, wo die Gedanken von Europa ausgeboten und umgesetzt wurden. Das ist freilich auch in seiner Lage begründet. Deutschland hat zwischen Ost und West und Nord und Süd auf geistigem Gebiet immer den Vermittler gespielt. Noch in unserm Jahrhundert gewann von den jungen Litteraturen des Ostens der Westen zuerst Kunde von Deutschland her. Wenn auch tief wurzelnde Verwandtschaft die Rumänen nach Frankreich, die Südslawen nach Rußland zog, der deutsche Einfluß auf sie ist doch mächtig gewesen. Von keinem Lande wurde aber auch soviel aufgenommen, in keinem soviel übersetzt, nirgends ist die Übersetzungskunst so hoch gediehen. Von hier ist der Gedanke der Weltlitteratur ausgegangen, ebenso wie die Würdigung der „Völkerstimmen." Herder hat mit gleicher Liebe die Volksseele der Lappen wie die der Spanier aus ihren Liedern herauszufühlen gesucht, und viel schönes wäre von denen zu berichten, die ihm nach durch die Wälder und Büsche der Volksdichtung strichen und fremde Stimmen verdolmetschten, das Beste von denen, die, wie Rückert, im Wiedergeben ihr Eignes zu bringen nicht verlernten.

Mag es so bleiben. Denn zum Glück ist nun die Notwendigkeit des Zusammenhangs der geistigen Aufgeschlossenheit mit der politischen Grenz- und Schutzlosigkeit, die die Fremden so gern nachweisen wollten, widerlegt. Nicht zu einem unselbständigen Organ der geistigen Vermittlung, sondern zu einem politisch starken und geistig freien Kernland ist Deutschland in Europa berufen.

Digitized by Google

# Die Alten und die Jungen

## Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart

Von Adolf Bartels

(Schluß)

### 11

Das Ende des jüngstdeutschen Sturms und Dranges, der, wie gesagt, hauptsächlich lyrischer Natur war, kann man ungefähr in das Jahr 1889 setzen; da löste sich von dem Tohuwabohu der realistischen und idealistischen, vor allem unklaren Bestrebungen ein zielbewußter Naturalismus, und zugleich traten die führenden Talente hervor, die denn auch bald die ganze Nation als Publikum gewannen, während die Bewegung bisher nur in engern Kreisen Aufmerksamkeit erregt hatte. Daß der Sieg der neuen Dichtung nur eine Frage der Zeit war, bewies namentlich der Umstand, daß sich ihr nun auch die Talente zuzuwenden begannen, die mit jenem glücklichen Ahnungsvermögen des Erfolgs begabt sind, das eine Täuschung über den Ausgang einer Bewegung nicht zuläßt. Sie nehmen, wie sich Hebbel ausdrückt, soviel vom Neuen, wie nötig ist, um pikant zu sein, und thun soviel vom Alten hinzu, als nötig ist, um nicht herbe zu werden; die Mischung gefällt, und was gefällt, macht Glück. Das ist das Geheimnis des Erfolgs Hermann Sudermanns (geb. 1857 zu Matzicken in Ostpreußen) und der andern Übergangstalente.

Ich will hier nicht in das Geschimpf auf Sudermann einstimmen. Er ist ein starkes Talent, nicht bloß eine neue verbesserte Auflage von Paul Lindau. Aber es war freilich ein verhängnisvoller Irrtum, den Dichter der „Ehre“ als den wahren Dichter unsrer Zeit und Bringer alles Heils aufzufassen, wie es das große Publikum that. Nicht aus dem berechtigten Sturm und Drang ist Sudermann hervorgewachsen, sondern aus dem Feuilletonismus — insofern ist der Vergleich mit Lindau nicht abzuweisen —, doch ist er freilich imstande gewesen, diesem als der auf die Schilderung der Oberfläche der Gesellschaft ausgehenden litterarischen Richtung eine gewisse Berechtigung zu geben. Sudermanns geistige Väter sind nicht Ibsen, Zola und die großen Russen, sondern die ältern Franzosen, Dumas und Genossen; kann man Lindau eine philiströse



Digitized by Google

Karrikatur des jüngern Dumas nennen, so ist Sudermann Dumas berufner deutscher Nachfolger. Ein Vergleich wäre selbst im einzelnen durchzuführen, wie denn Sudermann z. B. den Raisonneur der Dumasschen Dramen (Graf Trast, Dr. Weiße) wiederbringt; die Hauptsache ist jedoch, daß Sudermann wie Dumas nie zum Kerne vordringt, seine Werke wachsen überhaupt nicht naturgemäß, sondern sind konstruirt und dann mit großem technischem Raffinement und sogenanntem Geist durchgeführt. In Einzelheiten zeigt Sudermann ein nicht unbedeutendes Beobachtungstalent, da ist er ein echter Realist und verrät, daß die Bewegungen der Zeit nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind, wenn er auch nicht zu vollem Verständnis durchgedrungen ist; sein Gesamtbild ist immer schief und von der den Franzosen abgelernten „Antithese" beherrscht. Eine geschickte Mischung aus Altem und Neuem, das ist es in der That, und zwar sowohl in seinen Dramen wie in seinen Romanen, die man vielfach höher schätzt als jene. Daher ist Sudermann auch vor allem interessant. Selbst das Drama, in dem die meiste subjektive Wahrheit steckt, „Sodoms Ende," zeigt im Grunde, daß Sudermann bei allem Talent doch kein Dichter ist; sonst hätte er uns nicht die Gestalt des Willy Jannikow bieten können, die für jeden, der ein bischen Verständnis für das Wesen des Künstlers hat, nicht bloß eine jämmerliche, sondern eine unmögliche Figur ist. Mit der „Heimat," die Litzmann komischerweise für die Darstellung eines tief in das Leben jedes einzelnen von uns eingreifenden Problems erklärt, habe ich die Hoffnungen auf eine Entwicklung Sudermanns zu Grabe getragen, und sie sind bisher nicht wieder auferstanden.

Auch Ludwig Fulda (geb. 1862 zu Frankfurt a. M.) ist aus dem Feuilletonismus hervorgewachsen, im übrigen aber durchaus Epigone und nur Formtalent. Die Werke, mit denen er sich dem Naturalismus annähern wollte, sind lächerlich dünn und unwahr und jetzt denn auch schon wieder verschollen. Sein Erfolg war bekanntlich der „Talisman," ein Werk, das im alten Stile, etwa dem Grillparzers oder Halms, recht gut gemacht ist, aber alle höhern dichterischen Eigenschaften vermissen läßt. Daß es für den Schillerpreis vorgeschlagen wurde, ist eine der köstlichsten Geschichten, die die deutsche Litteraturgeschichte zu verzeichnen hat. Weitere Übergangstalente sind dann Ernst von Wolzogen und A. v. Roberts, die beide einzelne beachtenswerte Romane geschrieben und auch auf der Bühne gelegentlich Erfolg gehabt haben, aber hinter Sudermann doch zurückstehen. Talente dritten und vierten Ranges dieser Art sind außerordentlich viel vorhanden.

Noch ehe Sudermanns „Ehre" auf die Bühne kam und — was ihr Hauptverdienst ist — die Kluft, die sich seit langem zwischen dem Theater und dem ernsten Drama aufgethan hatte, wieder einmal überbrückte, war Gerhart Hauptmanns (geb. 1862 zu Salzbrunn) „Vor Sonnenaufgang" erschienen (1889) und zunächst von einer kleinen Partei als der Beginn einer neuen dramatischen

Digitized by Google

Ära erklärt worden, von der Partei der Berliner Freien Bühne. Ich erinnere mich, daß ich über das Stück, das seine ausgebildete naturalistische Technik eingestandnermaßen dem Holz-Schlafschen „Papa Hamlet" verdankte, inhaltlich aber vollständig von Tolstoys „Macht der Finsternis" abhängig ist, bei seinem Erscheinen in starke Entrüstung geriet, umsomehr, als die „moderne" Kritik an Schillers Auftreten mit den „Räubern" zu erinnern wagte. Daß das durchaus aus Ausnahmeverhältnissen erwachsende und sich daher selbst von seinem russischen Vorbild zu seinem Nachteil unterscheidende Drama des Alkoholismus mit dem revolutionären Weltdrama des jungen Schillers auch nicht die Spur gemein habe und niemals eine ähnliche Bedeutung erlangen könne, war mir auf den ersten Blick klar, wie überhaupt, daß Hauptmann nie ein National-, schwerlich auch ein großer Dichter im Sinne Goethes, Schillers, Grillparzers, Hebbels werden würde; dazu trug er zu ausgesprochen das Gepräge der Absonderlichkeit. Daß sich jedoch auf seinem Wege die treue Darstellung gewisser Weltzustände, wenn auch nie ein wahres Weltbild erreichen lasse, die große Begabung Hauptmanns, die Dinge der Wirklichkeit zu sehen und mit technischer Meisterschaft wiederzugeben, entging mir damals noch. Sein zweites Drama, das „Friedensfest" mit seiner Sammlung von Irrenhauskandidaten konnte mir noch weniger imponiren als „Vor Sonnenaufgang," und auch die Nachahmung Ibsens „Einsame Menschen," die außerdem noch stark von dem 1887 erschienenen Drama Hermann Bahrs „Die neuen Menschen" abhängig war, ließ mich noch kühl. Erst die „Weber" mit ihrer unleugbar gewaltigen Kraft und Wucht der Darstellung und „Kollege Crampton" mit seiner Fülle feiner und wahrer Züge brachten mich Hauptmann nahe, und sein „Hannele" konnte das zu ihm gewonnene Verhältnis wenigstens nicht wieder aufheben, obwohl ich hier nicht mehr die alte naturalistische Folgerichtigkeit, stellenweise selbst Konventionelles fand. Den „Biberpelz," dessen Entstehung auf Kleists „Zerbrochnen Krug" zurückgeht, und endlich den „Florian Geyer" habe ich noch nicht gründlich studiren können; das zuletzt genannte Werk scheint mir trotz seines Naturalismus in eine bedenkliche Nähe des „Fust von Stromberg" und „Sturms von Boxberg" und andrer Ritterdramen zu geraten. Im allgemeinen bin ich geneigt, Hauptmann den Rang eines „partiellen," freilich sehr partiellen Genies zuzugestehen und der von ihm ausgebildeten Form des naturalistischen Dramas eine relative und zeitliche Bedeutung, sodaß es zwar die Tragödienhöhe nie erreicht, aber doch als notdürftiger Ersatz für die ewige Form dienen kann, eher jedenfalls als das von Sudermann und Genossen gepflegte Drama nach französischen Mustern.

Wir haben übrigens schon aus den Zeiten des Sturms und Dranges von 1770 Werke, an die das naturalistische Drama der Gegenwart sehr stark erinnert. Ich denke da nicht an Lenzens Stücke, die in mancher Beziehung ja gewiß viel mit denen Hauptmanns gemein haben, und wäre es nur in der

Digitized by Google

Wiedergabe des „Milieu“ und dem dogmatischen Zuge, der Lenz gegen die Hofmeister polemisiren läßt wie Hauptmann gegen den Alkohol und die Jugendsünden, ich habe die pfälzischen Idyllen des Malers Müller im Auge, die in der Wiedergabe eines beliebigen Stückes Leben, in der Anwendung der Sprache der Wirklichkeit und teilweise des Dialekts ganz genau der modernen naturalistischen Form entsprechen, auch insofern, als sie der Akt- und Szeneneinteilung ermangeln, die ja auch bei den modernen Dramen nur ein Zugeständnis an die Bühne ist. In der Behandlung der Charakteristik und der Sprache hat Hauptmann ferner in Elias Niebergall, dem Dichter des „Datterich,“ der berühmten Darmstädter Lokalposse, die aber in der That ein vorzügliches Zeit- und Charakerbild ist (vergl. Georg Fuchs, Ernst Elias Niebergalls dramatische Werke, Einleitung. Darmstadt, 1894), einen Vorgänger. Ich führe diese Dinge an, nicht um dem naturalistischen Drama die Originalität abzusprechen, sondern um zu zeigen, daß es eine natürlich gewachsene Form ist. Aber es ist keine Haupt-, sondern eine Nebenform, die hart an der Grenze des Dramas steht und die eigentliche Tragik ausschließt; für die Genauigkeit der Schilderung und die sorgfältige äußere Charakteristik müssen wir stets schlechte psychologische Motivirung und die Verfehlung des Kerns der Menschennatur hinnehmen, und das Typische geht stets völlig verloren. Man fühlt sich an die Porträtkunst Denners erinnert, der jede Runzel, jedes Härchen malte, darüber aber den Charakter des Gesichts verfehlte; das Beispiel überhebt mich auch der Notwendigkeit, meine Behauptungen weitläuftig zu begründen. Die Menschen in Hauptmanns Dramen bestehen im Grunde nur aus Weichteilen und Nerven, Knochen haben sie samt und sonders nicht, und daher kommt es auch, daß man ihnen nicht einmal die einfache Glaubwürdigkeit zuzugestehen braucht, abgesehen davon, daß die Mediziner Hauptmanns Krankenbildern die Wahrheit abgesprochen haben. Jeder einzelne Zug ist wahr und oft genug fein beobachtet, aber das Ganze stimmt doch nicht, es sind künstlerisch schwankende Gestalten. Ich entsinne mich, einmal ein künstlerisches Selbstbekenntnis Hauptmanns gelesen zu haben, aus dem mir hervorzugehen schien, daß er nicht wie die meisten großen Dichter zuerst seine Menschen in der Totalität habe, und es ist jedenfalls nicht zufällig, daß er Dramen ohne Helden wie die „Weber“ schreibt. Hier scheint mir der Mangel seines Talents zu stecken: er sieht wunderbar, aber seine Phantasie schafft nicht, und so ist ihm das Beobachtete nicht wie andern Dichtern Material, aus dem die Gestaltungskraft innerer Anschauung gemäß Menschen bildet, sondern bereits das Gestaltete selbst, aus dem Menschen mosaikartig zusammengesetzt werden. So erklärt sich auch, daß er uns den Glauben an Gestalten wie Loth zumutet und an psychologische Gewaltstreiche wie die Rettung Wilhelms im „Friedensfest“ und gar die Rettung Cramptons.

Soviel ist aber doch festzuhalten, daß seit Hauptmanns Auftreten die

Digitized by Google

deutsche Litteratur nach und nach wieder vom Ausland unabhängig geworden ist und Werke von selbständiger Bedeutung hervorgebracht hat. Mag die geistige Verwandtschaft der Weber etwa mit Zolas „Germinal" immer noch näher sein als die des „Werther" zur „Neuen Heloise," sicher wird niemand Hauptmann deswegen noch einen Schüler Zolas nennen können. Auch blieb Hauptmann nicht allein, es traten neben ihm andre selbständige Talente hervor. Die größte Hoffnung von ihnen hat Max Halbe (geb. 1865 zu Guettland) erregt, der in seiner „Jugend" ein unzweifelhaft bleibendes Werk geschaffen hat, das nach der Seite der Stimmung über Hauptmann hinausgeht. Auch die „Jugend" ist keine Tragödie, und manchem erscheint das Rasen der sinnlichen Leidenschaft in den jungen Leuten unerquicklich, vor allem undeutsch, aber das Stück spielt ja auch auf slawischem Boden, und da nun doch vielleicht ein Drittel der Bewohner des deutschen Reiches slawisches Blut in den Adern hat, so kann die deutsche Litteratur Darstellungen dieser Art, zumal wenn sie wie die „Jugend" künstlerisch hoch stehen, doch wohl nicht gut verschlossen werden. Wenn man sich an dem, was jugendfrisch und rührend in des französischen Abbés Prevost „Manon Lescaut" ist, entzückt, weshalb ein doch im ganzen harmloses deutsches Werk nicht gelten lassen! Übrigens spielt, wie ich hervorzuheben nicht vergessen darf, das slawische Blut in den Dichtern des Naturalismus und die Darstellung des halbslawischen Lebens in der neusten Litteratur keine geringe Rolle, und ich bin gar nicht abgeneigt, die gegenwärtige deutsche Dichtung als wesentlich ostdeutsche, ostelbische zu bezeichnen und aus der Rassenkreuzung sehr vieles zu erklären. Von den bisher genannten Dichtern sind Hauptmann, Halbe, Sudermann, Max Kretzer, Arno Holz, M. v. Stern, E. v. Wolzogen Ostdeutsche, und ihnen schließen sich noch manche jüngere wie Karl Busse an.

Außer Hauptmann und Halbe ist noch eine ganze Reihe von Verfassern naturalistischer Dramen zu nennen, zunächst Holz und Schlaf mit der „Familie Selicke," Schlaf allein mit „Meister Ölze," Wildenbruch mit der „Haubenlerche" und „Meister Balzer," Fulda mit dem „Verlornen Paradies" und der „Sklavin," auch Bahr und Alberti mit einigen Stücken. Bisher noch nicht erwähnt, obwohl er bereits zu den „Modernen Dichtercharakteren" zählte, ist Otto Erich Hartleben (geb. 1864 zu Clausthal), der „Angela" und „Hanna Jagert" geschrieben hat. Ihm gleichaltrig ist Cäsar Flaischlen (geb. 1864 zu Stuttgart) mit seinen Dramen „Toni Stürmer" und „Martin Lehnhardt." Von neuerdings zu Ansehen gelangten Talenten wären etwa Arthur Schnitzler (geb. 1862 zu Wien), dessen „Liebelei" fast über alle deutschen Bühnen gegangen ist, und Georg Hirschfeld (geb. 1873 zu Berlin) mit seinem Schauspiel „Die Mütter" zu nennen. Den einen oder den andern Versuch mit einem naturalistischen Drama haben zahlreiche Schriftsteller gemacht; es war das ja eine Zeit lang Mode, und wenn die öffentlichen Theater versagten, so waren die „freien"

Digitized by Google

Bühnen da. Selbst einige Bühnenhandwerker haben sich der neuen Form bemächtigt. Es ist möglich, daß man, die hierher gehörigen Stücke Anzengrubers eingeschlossen, jetzt etwa zwanzig naturalistische Dramen aufbringen kann, die, wenn auch nicht Welt und Menschenleben im großen und sub specie aeterni, doch einzelne Kreise der Gesellschaft, das Volk, aber auch höhere Klassen und gewisse moderne Krankheiten künstlerischen Ansprüchen genügend darstellen. Das ist immerhin kein ganz unbedeutendes Ergebnis der naturalistischen Bewegung, wenn ich mir auch sagen muß, daß von einer neuen Blüte des deutschen Dramas im Hinblick auf diese Stücke noch nicht die Rede sein kann, kein einziges davon dem Volke ans Herz gewachsen, kein Dichter hervorgetreten ist, der wirklich Boden in der Nation gewonnen hätte. Das naturalistische Drama setzt eben viel mehr den Kunstkenner und Feinschmecker voraus, als z. B. das idealistische Schillers und wird natürlich auch sehr schnell altern.

Viel weniger Glück als mit dem naturalistischen Drama hat man mit dem naturalistischen Roman gehabt. Trägt man Bedenken, Theodor Fontanes Romane naturalistisch zu nennen — und sie sind es jedenfalls nicht im Schulsinne —, so kann man ruhig behaupten, daß keiner der naturalistischen Romandichter eine größere Wirkung und eine Stellung in seinem Volke, wie sie die ältern Romandichter fast sämtlich erhielten, und kaum ein Roman einen durchschlagenden Erfolg erzielt hat. Und wie hätte das auch geschehen sollen, blieb man doch in der übersichtlichen Darstellung der Zeitbewegungen ganz unbedingt hinter den Dichtern des alten Zeitromans, Gutzkow und Spielhagen, zurück, erreichte man doch, gleichsam an den Schmutz der Großstadt gebannt, nicht einmal die Vielseitigkeit und Lebendigkeit der alten Münchner Poeten! Die Zahl freilich der naturalistischen Romane schwoll ins Unendliche, aber außer Sudermanns Werken, die ja nicht konsequent-naturalistisch waren und Mode wurden, erhielt kaum einer die zweite Auflage. Außer Kretzer, Bleibtreu, Conrad, Alberti, Bahr, die bereits hinreichend charakterisirt sind, wären hier etwa noch Hans Land (geb. 1861 zu Berlin), Wilhelm von Polenz (geb. 1861 zu Ober-Cunewalde) und Oskar Mysing (Otto Mora, geb. 1867 zu Bremen) zu nennen. Heinz Tovote und Georg von Ompteda, die hübsche Erfolge hatten, gehören nicht zu den echten Naturalisten, sondern sind eher zur Spätdecadence zu rechnen. Ohne Einfluß blieb der Naturalismus auf keinen der deutschen Romandichter und Novellisten, selbst Paul Heyse entzog sich ihm nicht, und manche der ältern Dichter, wie z. B. Karl Heigel und Karl von Perfall, haben naturalistisch angehauchte Werke geschrieben, die dem Leben ganz anders gerecht werden als die Mehrzahl der Schulprodukte. Der naturalistische Durchschnittsroman behandelte natürlich noch viel ausschließlicher und selbstverständlich auch breiter als das Drama die Schattenseiten der modernen Kultur, vor allem die des großstädtischen Lebens, wies alle Schwächen der Zolaschen Romane

Digitized by Google

auf, aber kaum einen seiner Vorzüge. Eher als auf dem Gebiete des Romans wurde auf dem der kleinen Erzählung und Skizze bemerkenswertes geleistet, zumal als man aufhörte, ausschließlich die Großstadt zum Schauplatz seiner Darstellungen zu wählen und aufs Land hinaus ging. In Cäsar Flaischlens Sammelbuch „Neuland" (1894) wurde der Gesichtspunkt der Stammeseigenart sogar zum ausschlaggebenden erhoben, und einzelne der jüngern Dichter, Flaischlen selbst, dann der frühverstorbne Julius Petri (geb. zu Lippstadt in Westfalen 1868, gest. 1894) haben mit Vorliebe heimatliche Menschen und Zustände geschildert. Nimmt man den Rahmen etwas weiter, so kann man hier vielleicht sogar Talente wie Ilse Frapan und Charlotte Niese erwähnen. Neuerdings hat auch der gewöhnliche Frauen-, also der belletristische Durchschnittsroman eine naturalistische Wendung durchgemacht, kaum ein Zeitungsroman, der nicht das eine oder das andre Naturalistische enthielte. Nun, der Geist ist doch derselbe geblieben, der Naturalismus ist nur Verputzung.

Ganz ohne Zweifel war der Naturalismus die litterarische Richtung, in die der neue Sturm und Drang mit Naturnotwendigkeit auslaufen mußte, er fand auch in Deutschland nach und nach die deutsche Form, aber eine große Einseitigkeit blieb er doch; niemals ist eine engere ästhetische Theorie entwickelt worden als die seinige, niemals hat vielleicht auch eine Litteratur einen so einförmigen Charakter getragen. Aber ich habe hier nicht die Aufgabe, eine ästhetische Kritik des Naturalismus zu geben, sondern ihn zunächst nur geschichtlich begreifbar zu machen. Er war die Reaktion auf die Poesie der Konvention, die Schwarzfärberei nach der Schönfärberei, er war zugleich auch die Dichtung der sozialen Tendenz, der Versuch, die Decadence durch getreue Spiegelung der Verderbnis und Einführung bestimmter Bestrebungen zu überwinden. Schon aus der sozialen Tendenz erklärt sich, daß man so hohen Wert auf die „Wissenschaftlichkeit" der neuen Kunstwerke, ihre Brauchbarkeit als documents humains legte, und auch, weswegen man in Deutschland gerade die unmittelbar wirkende dramatische Form begünstigte, obwohl ein spezifisch dramatisches Talent kaum verhanden war, und gelungne Aufführungen naturalistischer Werke nach der Art der Stücke und der von der Mitwirkung der Illusion möglichst absehenden thörichten naturalistischen Theorie stets Zufall bleiben mußten. Zuzugeben ist, daß die jungen deutschen Dichter schneller, als man hätte denken sollen, wieder sehen und auch mit wirklicher Energie darstellen lernten, wenn sie auch über das Sehen und Darstellen der Oberfläche der Dinge und der schreienden Gegensätze modernen Lebens nicht hinauskamen und sich nach und nach auch wieder naturalistische Schablonen ausbildeten. Das Stoffliche und Technische der Kunst wurde die Hauptsache und mußte es wohl einmal werden, da das Alte nach Stoff und Form abgebraucht war. Nur schade, daß nun nicht wirklich große Persönlichkeiten auftraten, die das Neugewonnene im Dienste der Kunst benutzten! Aber wenn

Digitized by Google

ich meine ehrliche Meinung abgeben soll: es steckt in des einzigen Jeremias Gotthelfs vierundzwanzig Bänden mehr wirkliches Leben, Kenntnis des Volks und auch männliche Kraft, vielleicht auch mehr Poesie als in der gesamten modernen naturalistischen Litteratur, die freilich künstlerisch weiter gekommen ist, als der zu oft predigende und polternde Berner Pfarrer. Das Unglück ist, das auch der Naturalismus in Deutschland zu einer Art Bildungsdichtung geworden ist, von Berliner Litteraten getragen und einem exklusiven großstädtischen, nichts weniger als gesunden und ehrlichen Publikum gefördert. Kämen zu Hauptmann, der seiner schlesischen Heimat ja ziemlich treu geblieben ist, noch einige bedeutendere Dichter, die, wie etwa Gottfried Keller, mit dem Volkstum ihrer Heimat verwachsen und die Enge der naturalistischen Theorien zu durchbrechen imstande wären, an dem Naturalismus selber aber festhielten, so hätte dieser, der Naturalismus, unbedingt noch eine große Zukunft; was Jeremias Gotthelf für sein „Bernbiet" leistete, kann für jeden deutschen Gau geleistet werden, und auch mit der größern künstlerischen Freiheit, die Keller im Vergleich zu Gotthelf hat.

12

Im November 1892 schrieb ein besonders schlauer Korrespondent der Kölnischen Zeitung aus Berlin: „Die Toten reiten schnell, wenn man den jungen Litteraten glauben will. Unsre deutschen Nachahmer Zolas, namentlich seine treuesten Schüler, die Pedanten des Naturalismus, die Techniker nach dem einförmigen Rezept von Johannes Schlaf, nehmen von Zola selbst keinen Bissen Brot mehr, nachdem sie Theorie und Praxis von ihm genommen haben. Ja sogar die neue Fahne, die sie feierlich aufrollen, den Symbolismus, haben sie von Zola geholt, den sie jetzt verleugnen. Die Abkömmlinge von Ibsen haben es noch leichter. Eine halbe Stunde von Berlin entfernt, in Friedrichshagen hat sich eine echte skandinavische Kolonie vereinigt, die rascher, als es die Litteraturgeschichte wahrscheinlich machen sollte, mit Ibsen aufräumt. Starke Talente suchen da die Anerkennung Deutschlands zu beschleunigen. An sie schließt sich die noch unklare Gruppe von deutschen Allerjüngsten, die im Begriff stehen, sich in der Lyrik die Phantasten zu nennen, im Drama die Freskomaler. Phantasten und Freskomaler! Schon die Worte lassen ahnen, daß die Bewegung sich da zu überschlagen beginnt und wieder rückläufig werden dürfte, wenn nicht eben unter den Phantasten und Freskomalern eine bisher unbekannte Kraft erscheint." Der Korrespondent hatte Recht, der folgerichtige Naturalismus war damals nach kaum dreijähriger Herrschaft schon überwunden, wie es unter andern auch Hauptmanns „Hannele" bewies, doch täuschte er sich über Ibsen, der kurz darauf mit dem „Baumeister Solneß" den deutschen Symbolisten einen hübschen Brocken zuwarf. Aus den deutschen Phantasten und Freskomalern ist freilich nichts geworden, es waren Wasserblasen, die aufstiegen und zerplatzten; beim Symbolismus blieb es.

Digitized by Google

Man kann ihn als die Reaktion auf den Naturalismus auffassen. Bei diesem war der Geist im ganzen zu kurz gekommen, der Körper alles gewesen; nun rächte sich der Geist, wollte vom Körper gar nichts mehr wissen und tauchte tief in die Abgründe der Mystik und des — Blödsinns. Die Franzosen hatten das vorgemacht, die Deutschen machten es nach. Es lohnt nicht, auch nur die Namen der Franzosen zu nennen, die die Muster abgaben; bezeichnenderweise hießen sie außer Symbolisten und Impressionisten auch Decadents und verleugneten ihren engen Zusammenhang mit den ältern Decadents Baudelaire und Richepin nicht. Auch unsre deutschen Symbolisten waren meist Decadents, bewußte Verfallzeitler, die auf ihre Überkultur stolz waren und sich nicht mehr die Mühe gaben, die Decadence zu überwinden. Bei ihnen namentlich kam Friedrich Nietzsche zur Geltung, hatte doch auch er schon etwas wie eine symbolistische Poesie geschaffen, die jetzt formell vielfach maßgebend wurde; kurze prosaische Stücke im Orakelton oder aus lauter farbigen, aber unklaren Bildern bestehend, wurden die Lieblingsform des Symbolismus. Im ganzen ist die symbolistische Bewegung in der deutschen Dichtung ohne alle Folgen geblieben, nur daß sie eben der Einseitigkeit des Naturalismus ein Ende bereitet hat.

Nicht eigentliche Symbolisten, obwohl sie doch der Bewegung nicht fernstanden, sicher aber Decadents sind die beiden Hannoveraner Otto Erich Hartleben und Heinz Tovote, denen man als dritten vielleicht Georg v. Ompteda (Egestorff), der auch Hannoveraner ist, anreihen darf. Hartleben habe ich schon als Dramatiker des Naturalismus erwähnt; wie er nichts weniger als ein Stürmer und Dränger war, so lag auch der entschiedne Naturalismus seiner Natur nicht, und seine Spezialität gewann er daher erst als Schilderer des Berliner Quartier latin. Im allgemeinen entspricht er der in Frankreich von Maupassant vertretnen Richtung, die ja zweifellos decadenter ist als die Zolas. Er hat eine leichte, sichere Hand, Humor, aber dabei auch etwas Dilettantisches. Von Maupassant kann man auch den erfolgreichen Vertreter des höhern Dirnenromans, Tovote (geb. 1864) ableiten, den man nicht mit Unrecht mit Clauren verglichen hat. Seine Produkte sind nach und nach ziemlich öde geworden. Ompteda (geb. 1863) hat in seinen Dichtungen Liliencron nachgeahmt, dann auch Dirnenromane und oft sehr amüsante Skizzen geschrieben. Alle diese Dichter sind frei von der naturalistischen Brutalität, mehr „Künstler“ oder sagen wir „Virtuosen“ als die folgerichtigen Naturalisten, aristokratischer, aber auch schwächlicher und ohne soziale und sittliche Tendenz, weswegen man sie am richtigsten als die Hauptvertreter der deutschen Spätdecadence bezeichnen kann.

Die Entwicklung des Symbolismus kann man am besten in den Münchner „Modernen Musenalmanachen“ (1893 ff.) und der schon genannten Prosasammlung „Neuland“ verfolgen. Die 1891 gleichfalls in München erschienene



Digitized by Google

Sammlung „Modernes Leben“ ist noch ganz naturalistisch, in dem „Musenalmanach auf das Jahr 1893“ sind aber alle hervorragenden deutschen Symbolisten schon vertreten. Das Buch hat ähnliche Bedeutung wie die „Modernen Dichtercharaktere,“ es versammelt noch einmal alle Vertreter des jüngsten Deutschlands von den ältesten bis auf die jüngsten und verrät schon deutlich die Gegensätze, die sich nach und nach aufgethan haben. Herausgeber war Otto Julius Bierbaum (geb. 1865 zu Grünberg), und so mag er auch zunächst besprochen werden. Mit „Erlebten Gedichten“ als Nachahmer Liliencrons aufgetreten und dessen Naturburschentum noch studentisch-renommistisch übertreibend, wurde er dann einer der Hauptvertreter jenes Symbolismus, der sich am engsten an die entsprechende Malerei anschloß und ihre gemachte Altertümlichkeit poetisch wiederzugeben strebte. Dabei geriet er in eine bedenkliche Nähe der archaisirenden Poesie Julius Wolffs, wie er denn überhaupt ein wunderbares Gemisch aus Anempfindelei, Mache und barockem Humor ist. Bedeutender als Bierbaum ist Gustav Falke (geb. 1853 zu Lübeck), der ebenfalls von Liliencron ausging und hier im Almanach mit der „Sonnenblume“ auch auf den Pfaden des Symbolismus wandelt, aber sich stets mit großem Glück auf dem Boden schlichter, echt künstlerischer Poesie gehalten hat. Außer Falke sind von begabtern jüngern Lyrikern noch zu erwähnen: Isolde Kurz (geb. 1853 zu Stuttgart), Heinrich Vierordt (geb. 1855 zu Karlsruhe), beide von der jüngsten Bewegung kaum beeinflußt, J. J. David (geb. 1859 zu Weißkirchen in Mähren), Wilhelm Weigand (geb. 1862 zu Gissigheim in Baden), Otto Ernst (Schmidt, geb. 1862 zu Hamburg), Richard Zoozmann (geb. 1863 zu Berlin), Richard Dehmel (geb. 1863 zu Wendisch-Hermsdorf, Brandenburg), Ricarda Hug (geb. 1864 zu Zürich), Ludwig Jacobowski (geb. 1868 zu Strelno, Posen), Felix Dörmann (geb. 1870 zu Wien), Franz Evers (geb. 1871 zu Winsen a. d. Luhe), Karl Busse (geb. 1872 zu Lindenstadt, Posen). Die meisten dieser Dichter sind in dem „Modernen Musenalmanach“ vertreten; zum erstenmal stellten zu dieser Sammlung auch Frauen in größerer Anzahl Beiträge, nämlich Anna Croissant-Rust, Marie Eugenie delle Grazie, Marie Janitschek, Ernst Rosmer (Frau Bernstein), Käthe Schirmacher, Bertha von Suttner, Kory Towska. Die bedeutendste von diesen, zugleich vielleicht die Hauptvertreterin eines verhältnismäßig natürlichen, großer Anschauungen nicht entbehrenden Symbolismus ist Marie Janitschek (geb. 1860 zu Mödling), deren Novellen „Atlas“ und „Pfadsucher“ (1894) für ihre Weise charakteristisch sind. Neben diese Werke kann man als symbolistisch Bölsches „Mittagsgöttin“ (schon 1891) und Julius Harts „Sehnsucht“ (1893) stellen. Nicht leicht entgingen auch die ältern Dichter, und mochten sie noch so entschiedne Naturalisten gewesen sein, dem Symbolismus; selbst M. G. Conrad benutzte in einer seiner Skizzen Christus zu symbolistischen Zwecken, wie so viele andre auch. Der blödsinnigste aller Symbolisten, der Gründer der Schule der Phantasten, war Paul

Digitized by Google

Scheerbart; die Freskodichtung (das „Fresko“ stammt wohl von Heines Freskosonetten her) trug als alleiniger Vertreter Franz Held (Herzfeld), der sich mit Alberti (Sittenfeld) und Bahr in den Ruhm teilt, die wüstesten Ausschreitungen der Sinnlichkeit dargestellt zu haben. Man kann bei ihm von männlicher Prostitution reden, die unter allen Umständen Aufsehen erregen will. Auch die Sammlung „Neuland“ enthält neben naturalistischen zahlreiche symbolistische Beiträge, so von Bierbaum, Anna Croissant-Rust, Cäsar Flaischlen, Hartleben, C. G. Reuling, Johannes Schlaf. Gelegentlich wird aus der symbolistischen Dichtung auch ein fades Märchen. Es war ja damals, 1894, auch die Zeit der Märchendramen, Hauptmann und Fulda hatten große Erfolge gehabt und zogen viele nach sich, selbst noch Richard Voß. Im übrigen tritt die Sammlung „Neuland“ sehr bescheiden auf und läßt keinen Zweifel darüber, daß der Sturm und Drang endgiltig vorüber ist. Die Bescheidenheit war freilich auch angebracht, es fanden sich bei dreiundzwanzig Autoren neben vielem recht guten Mittelgut eigentlich nur zwei wirklich bedeutende Beiträge in dem Bande, die von Halbe und der Janitschek. Die Kritik war denn auch teilweise ehrlich genug, hervorzuheben: das und besseres hätten die Alten auch geleistet.

Im ganzen ist die deutsche Litteratur heute noch in dem Zustande, in dem sie die Münchner Musenalmanache und die Sammlung „Neuland“ zeigen, nur daß jetzt der Symbolismus wieder zurückgetreten ist, und einige gemäßigt-naturalistische Dramatiker, außer den schon genannten Schnitzler und Hirschfeld etwa noch Max Dreyer und Walther Harlan, Hoffnungen erregt haben, ohne daß man jedoch in ihnen gerade die kommenden Leute sähe. Groß ist gegenwärtig die Zahl der neu aufgetretnen Unterhaltungsschriftsteller und -schriftstellerinnen, und man kann, wenn man will, annehmen, daß die moderne litterarische Bewegung jetzt an Breite gewinnt, was sie an Tiefe und Stärke verloren hat. Ein neues Schlagwort nach dem Symbolismus hat man noch nicht, die Franzosen scheinen ihre Pflicht, aller drei Jahre für eins zu sorgen, diesmal nicht erfüllt zu haben. Nun, es wäre gut, wenn man jetzt anfinge, ein für alle mal von den Pariser Schlagwörtern abzusehen und anstatt an die Begründung neuer Moden an den innigern Anschluß an die deutsche Litteratur der Vergangenheit dächte, was ein Aufgeben der eignen Selbständigkeit keineswegs zur Folge zu haben brauchte. Freunde des Alten haben aus dem Erfolg, den Wildenbruchs „Heinrich IV.“ im letzten Winter errang, geschlossen, daß nun die ganze naturalistische Bewegung überwunden sei, aber wir schreiben nicht mehr 1882, und niemand unter den ernst zu nehmenden Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart ist geneigt, die unzweifelhaften Errungenschaften des Sturms und Dranges zu Gunsten sehr zweifelhafter, wenn auch augenblickliche Erfolge versprechender Vorzüge wieder aufzugeben, vor allem nicht die intimere Verbindung von Kunst und Leben zu Gunsten einer äußern Theaterwirkung. Eher als an Wildenbruch wäre der Anschluß an

Digitized by Google

Wilhelm Raabe, den letzten der noch schaffenden großen Sieben der fünfziger Jahre, zu loben, und O. J. Bierbaum hat jüngst einen Roman veröffentlicht, der stark von Raabe abhängig erscheint. Freilich ist Raabes Stil nicht für jedermann brauchbar, wenn man auch von ihm die dem Naturalismus leider vielfach fehlende „Liebe“ lernen kann. Die oben genannten jüngern Lyriker stehen der alten Lyrik alle gar nicht so fern, wie denn für die Lyrik ästhetische Schultheorien stets nur geringe Bedeutung haben werden; so ist z. B. Karl Busse stark von Storm beeinflußt. Auch treten jetzt manche der durch den Sturm und Drang zurückgedrängten Dichter wieder hervor; keiner der Jüngsten hat z. B. den sozialen Gedanken, die „altruistische“ Überwindung des persönlichen Schmerzes und damit auch des Pessimismus und der Decadence überhaupt so energisch dargestellt wie Ferdinand Avenarius in seiner Dichtung „Lebe!“ Jedenfalls ist heute eine gewisse Stille der Überlegung, des Tastens eingetreten, man ist überall zur Vernunft gekommen, und wenn man bisher noch nicht imstande ist, das Selbstgeleistete im Vergleich zu den Leistungen der Vergangenheit richtig zu beurteilen, man verwirft diese doch nicht ohne weiteres mehr, glaubt nicht mehr, ab ovo anfangen, eine ganze neue Litteratur aus dem Nichts hervorzaubern zu können oder gar schon hervorgezaubert zu haben. Nun gilt es irgendwo festen Anschluß zu finden, und meine Überzeugung ist, daß sich dazu Dichter der ersten fünfziger Jahre am besten eignen, daß deren durch die Decadence unterbrochnes Werk wieder aufgenommen werden muß. Sie waren nicht, wie man uns hat weis machen wollen, Epigonen, sie haben Kraft und Größe, Wahrheit und Natur und dabei eine reiche Kunst, alle ihre Bestrebungen deuten vorwärts, nicht zurück. Sicher, das deutsche Volk wird nicht unzufrieden sein, wenn es geschichtliche Dramen des großen realistischen Stils bekommt, wie sie Hebbel und Ludwig schufen, bürgerliche Tragödien wie die „Maria Magdalena,“ statt der naturalistischen Dramen, biographische Romane, wie Gottfried Kellners „Grüner Heinrich“ einer ist, Novellen von der Art der „Leute von Seldwyla“ und der besten Theodor Storms. Es wird, wie gesagt, niemand gezwungen sein, diese Dichter nachzuahmen, seine eignen Errungenschaften aufzugeben, nur von ihrem Geiste soll er sich befruchten lassen. Hat denn jeder deutsche Stamm seinen Jeremias Gotthelf, seinen Otto Ludwig, seinen Klaus Groth, seinen Wilibald Alexis, ja nur seinen Reuter oder Scheffel? Glaubt man wirklich, daß die neueste Bewegung alle diese Leute zu den Toten geworfen habe? Sollte man es glauben, dann wehe uns! Aber man glaubt es nicht, wenigstens die vernünftigen Leute glauben es nicht. So schreibt Wilhelm Weigand in seinem „Elend der Kritik“: „Das Bewußtsein, daß der Naturalismus trotz der trefflichen Leistungen einzelner Dichter eine Gefahr für den durchaus individualistischen germanischen Geist bedeute, ist in dem spärlichen Publikum, das an dem Geschick unsers Schrifttums wirklichen Anteil nimmt, immer rege

Digitized by Google

gewesen. Es fehlt auch nicht an großen Hoffnungen und Fragen, die den Einzelnen beglücken und ihm die schöne Sicherheit des Glücks gewähren: Worin kann denn jene Überwindung des Naturalismus, von der die ganze Welt, Dichter und Schauspieler fabeln, eigentlich bestehen? In der Rückkehr zu den Träumereien der Symbolisten, zu den künstlich hoch gesteigerten Bedürfnissen überfeiner Menschen, die nur noch im Reiche der Schönheit, wie es die Vergangenheit enthielt, leben können, weil sie nicht stark genug sind, den Anblick des vollen, ganzen Lebens zu ertragen? Nein, sondern in dem freien, unpedantischen, selbstherrlichen Gebrauch der Kunstmittel des Naturalismus und der wirklichen Darstellung jener Menschenschicksale, die für die Entwicklung unsers Geschlechts Bedeutung haben und unser Dasein rechtfertigen. Wir wollen den ungeheuern Kämpfen, die eine werdende Welt im Busen des bedrängten Individuums entfesselt, mit freiem Herrenblick anwohnen! Wir wollen die Fülle des Lebens, wie sie in dem Einzelnen lacht und Feste feiert, auch in dem Kunstwerk genießen. Wir wollen weder Schönfärberei im Sinne der alten Epigonen, noch Schwarzseherei nach der Art der Pessimisten: in der Kunst feiert die Menschheit ihre ewigen Feste vor einem dunkeln Hintergrunde. Wir wollen keine Vergröberung des Menschen, wie sie die Franzosen bieten, indem sie jeden als mechanisches Produkt großer äußerer Massenwirkungen hinstellen. Wir wollen keine ungeheuerliche Deutung der Natur, um des romantischen Bedürfnisses verkappter Epigonen willen. Wir wollen keine psychologischen Haarspalter, die uns ein anatomisches Produkt als Kunstwerk aufschwatzen —" kurz, wir wollen wirkliche Kunstwerke, wir wollen große künstlerische Persönlichkeiten, meint Weigand. Aber wenn diese großen Persönlichkeiten nun ausbleiben? Da müssen wir uns eben doch an die Dichter der Vergangenheit halten, die keine Epigonen, sondern noch zukunftskräftig sind, und die Talente der Gegenwart müssen von ihrer Kunst lernen, müssen versuchen, ihr Werk zu vollenden, nicht als Epigonen, aber als ernsthaft Mitstrebende. Wo steht denn geschrieben, daß jedes Jahrzehnt eine andre Dichtung brauche? Wird nicht das ganze halbe Jahrhundert von 1850 bis 1900 wahrscheinlich einst zu einer einzigen Periode gemacht werden, und sollte sich einer der Nachlebenden wundern, wenn sich da an den fröhlichen Anfang das fröhliche Ende anschlösse? Genies und große Talente kann ein Volk nicht zu jeder Zeit haben, wohl aber kann es jedes Geschlecht ernst mit der Kunst nehmen. Da sind Hebbel und Ludwig die rechten Lehrer, und ich glaube doch noch, daß das deutsche Dichtergeschlecht im Aufsteigen begriffen ist, das lieber ein grünes Lorbeerblatt will als die Dutzende von Kränzen aus Zeitungspapier, die das Zeitalter der Decadence so verschwenderisch verteilte.

Nehmen wir für das Menschenalter von 1830 bis 1860 den aufstrebenden Liberalismus und mit ihm im Bunde den Realismus, der in den fünfziger Jahren gipfelt, als die Zeit und Litteratur beherrschenden Mächte an, für das

Digitized by Google

Menschenalter von 1860 bis 1890 den sinkenden Liberalismus (Kapitalismus) im Bunde mit der litterarischen Decadence, so wird für das, in dem wir leben, der Sozialismus wohl als die herrschende Macht anzusehen sein, und ihm dürfte auf dem Gebiete der Litteratur ein sich mehr und mehr veredelnder Naturalismus entsprechen. Jedenfalls bin ich der Ansicht, daß die Decadence in Deutschland jetzt in der Hauptsache überwunden ist, und zwar durch das mehr und mehr angewachsene Sozialgefühl, das heute eine Macht ist, mit der jeder im Reiche zu rechnen hat. Mögen die völlige Gesundung und die notwendige Umformung der Gesellschaft nun auch noch so langsam vor sich gehen, ausbleiben können sie nicht; denn die klaren Köpfe und die besten Herzen sind dafür, und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Die Litteratur aber hat die Verbindung mit dem Leben wiedergewonnen, und sie wird ihr nicht wieder verloren gehen, wenn man auch immer noch versucht, jeden erfolgreichen Poeten zum Dalai-Lama aufzuschwindeln, und manches schöne Talent durch großstädtische Sensation zu Grunde richtet. Mehr als jede frühere Zeit fordert die unsrige, daß der Künstler vor allem ein Mann sei — man fängt auch allmählich an, das zu begreifen. Und so darf man der Zukunft jetzt ohne allzugroße Hoffnungen, aber doch mit einem bestimmten Vertrauen entgegen sehen: der neue Goethe steht schwerlich vor der Thür, aber der alte lebt noch, und es sind ihm Dichter nachgefolgt und werden ihm auch künftig Dichter nachfolgen, die ihm, wenn sie sich vor ihm gebeugt haben, frei ins Auge zu blicken wagen dürfen.

## Betrachtungen eines Schulvaters

In den Zeitungen wurde neulich ein Erkenntnis des preußischen Oberverwaltungsgerichts, betreffend das Züchtigungsrecht der Lehrer, mitgeteilt. Hierin wurde den Lehrern sehr weitgehende Befugnisse eingeräumt. Die Lehrer, so hieß es dort, seien berechtigt, schmerzhafte Züchtigungen an den Kindern vorzunehmen. Und da jede empfindliche körperliche Züchtigung Blutunterlaufungen, blaue Flecken und Striemen zurückzulassen pflege, so könne das Hervortreten solcher Wirkungen der Züchtigung nicht dazu berechtigen, den Lehrer zur Verantwortung zu ziehen. Nur wenn Gesundheit und Leben des Schülers „nachweislich“ gefährdet seien, könne die Schulzucht Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens werden.

Dies Erkenntnis ist in der Presse mehrfach sehr abfällig beurteilt worden, und es ist bestritten worden, daß wirklich in der Praxis von den Gerichten nach solchen Grundsätzen verfahren werde. Die Mitteilung wird aber auch manchen

Digitized by Google

Eltern sehr hart geklungen und schmerzliche Empfindungen bei ihnen erweckt haben. Gewiß ist es bedauerlich, wenn sich zwischen Schule und Haus, die einträchtig zusammenwirken sollten, solche Gegensätze herausstellen. Aber es handelt sich darum, welcher Schutz bei etwa vorkommendem Mißbrauch des Züchtigungsrechts den Eltern zu Gebote steht. Und dieser Schutz würde sehr gering sein, wenn bei Rechtsprechungen nach den oben dargelegten Grundsätzen verfahren würde. Nur wenn die Gesundheit des Kindes schwer gefährdet ist und in auffälliger Weise geschädigt wird, kann der Mann, der das verschuldet hat, zur Rechenschaft gezogen werden! Wie oft mögen die Wirkungen körperlicher Verletzungen für das spätere Leben des Kindes verhängnisvoll werden, ohne daß sie sofort in so auffälliger Weise hervortreten!

Und sind denn etwa die Einwirkungen auf die körperliche Gesundheit des Kindes die einzigen oder auch nur die schlimmsten Wirkungen harter und unbilliger Züchtigungen? Die viel verderblichern Einwirkungen auf den Geist und das Gemüt des Kindes lassen sich nicht äußerlich messen; sie festzustellen gehört wohl auch nicht zu der Befugnis der Gerichte, und doch sind gerade sie für den erzieherischen Wert der körperlichen Züchtigungen entscheidend. Das Bezeichnende an dem angeführten Urteil ist, daß die Berechtigung harter und schmerzlicher körperlicher Züchtigungen offenbar abgeleitet wird aus ihrer angenommnen Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit; solche Züchtigungen werden als ein vortreffliches und für die Aufrechterhaltung der Autorität unentbehrliches Mittel der Schulzucht gehalten, und sie müssen zu diesem Zweck so schmerzhaft sein, wie sich mit der Gesundheit des Kindes verträgt. Man ist versucht, diese Anschauung in Verbindung zu bringen mit dem von der Regierung auch anderweitig, z. B. bei der Bekämpfung mißliebiger politischer Parteien, angewandten Verfahren. Es sind zwar Strafen andrer Art, die hierbei angewendet werden. Dennoch wird in dem einen wie in dem andern Falle die heilsame Wirkung von Strafen weit überschätzt.

Dagegen wird wohl in der öffentlichen Meinung die Ansicht vorherrschen, daß körperliche Züchtigungen in der Schule ein trauriger Notbehelf seien, daß die Schulerziehung auf eine niedrigere Stufe herabgedrückt werden würde, wenn die Neigung, zu harten Züchtigungen als Mitteln der Schulzucht zu greifen, durch Urteile, wie das erwähnte, bestärkt würde. Glücklicherweise sind es doch immer nur einzelne Lehrer, deren harte Behandlung zu Klagen Anlaß giebt, und sie sind es schwerlich, die beim Unterrichten die besten Erfolge haben. Im allgemeinen kann wohl angenommen werden, daß die Neigung, durch körperliche Züchtigungen auf die Kinder einzuwirken, im umgekehrten Verhältnis steht zu der Fähigkeit, durch die ganze Persönlichkeit dem Kinde Achtung einzuflößen und sein Vertrauen zu gewinnen, daß diese Neigung um so mehr vorhanden zu sein pflegt, je mehr jene Fähigkeit fehlt.

Daß aber in der Neuzeit öfter über Mißbrauch des Züchtigungsrechts geklagt wird, mag wohl den Wirkungen einer gewissen Zeitrichtung zuzuschreiben sein. Einerseits mag die zunehmende Nervosität daran Schuld sein. Sodann ist auch das hastige Vorwärtstreiben in den Schulen, das Bestreben, die Schüler möglichst weit zu bringen, sehr geeignet, die Neigung zur Anwendung von Züchtigungen zu fördern. Den Lehrern wird die Aufgabe gestellt, in einer bestimmten Zeit den Schülern ein gewisses Maß von Kenntnissen beizubringen. Dies mag dann bei den besser begabten Kindern und selbst bei denen von gewöhnlicher Begabung wohl gelingen. Aber das wenigbegabte Kind hat unter diesem Vorwärtsdrängen zu leiden. Das Mitfortkommen, das Nachholen wird ihm um so schwerer, wenn es einmal

Digitized by Google

zurückgeblieben ist und so zu sagen den Zusammenhang in der Kette des Lernens verloren hat, weil es dann die Unterrichtsgegenstände nicht genügend begreift. Beim Schulunterricht fehlt die Zeit, wohl auch oft die Geduld, ein solches Kind richtig anzuleiten und ihm auf den Weg zu helfen. Es wird zu schablonenhaft verfahren und zu wenig individualisirt. Die Aufgaben werden den Kindern gemeinsam erteilt, ohne Rücksichten auf die Fähigkeiten der einzelnen. Die Ursache des Zurückbleibens braucht aber nicht einmal immer Mangel an Begabung zu sein. Manchmal wird es einem Kinde durch körperliche Schwäche erschwert, während der langen Dauer der Schulstunden dem Unterricht mit der nötigen Aufmerksamkeit zu folgen. Oder es ist zu lebhaft, vermag seine Gedanken nicht dem Zwange zu fügen. Oder ein Kind hat wegen Krankheit eine Zeit lang in der Schule gefehlt. Immer aber liegt bei einem Zurückbleiben des Kindes für den Lehrer die Versuchung nahe, ohne die Ursachen des Zurückbleibens gehörig zu prüfen, nur den derzeitigen Wissensstand des Kindes zu berücksichtigen, ihn mit dem andrer Kinder zu vergleichen und daraus zu folgern, daß durch Strafen dem Mangel abgeholfen werden müsse. Nicht die Kinder, die in der Schule gute Fortschritte machen, sondern die, die aus irgend einem Grunde zurückbleiben, werden am meisten bestraft. Und doch ist gerade bei ihnen der Wert der angewandten Strafmittel oft höchst zweifelhaft; ihre Behandlung würde, wenn sie wirksam sein sollte, am meisten Umsicht, Geduld und Selbstbeherrschung erfordern, und die Gefahr liegt hier so nahe, daß ein Lehrer mit heftigem Temperament nicht genügend beachtet, ob die Strafe wirklich die angenommne wohlthätige und nützliche oder nicht vielmehr eine ganz entgegengesetzte Wirkung hat. Geistige Unfähigkeit wird durch körperliche Strafen nicht gebessert. Aber selbst bei einem geradezu trägen Kinde wird gewohnheitsgemäßes Züchtigen, das als ein unentbehrliches Reizmittel vorwärts zu helfen betrachtet werden mag, leicht seinen Zweck verfehlen und abstumpfend wirken. Und das gilt nicht bloß von einem Mißbrauch des Züchtigungsrechts in der Form von thatsächlichen Körperverletzungen oder auch nur einem gewohnheitsgemäßen Schlagen. Schon eine fortgesetzt unfreundliche Behandlung, ein beständiges Tadeln kann ungünstig wirken. Wenn ein solches Kind im voraus weiß, daß es der Züchtigung nicht entgeht, oder daß seine Arbeiten und sein Betragen beständigen Anlaß zum Tadel geben, so wird sein junges Gemüth verbittert, es fühlt sich zurückgesetzt, es lernt die Schule als eine Zwangsanstalt betrachten. Auch mag wohl manchmal die Furcht vor Züchtigungen in dem Gemüte des Kindes eine Unruhe erzeugen, die die Aufmerksamkeit stört und die Fruchtbarkeit des Schulunterrichts beeinträchtigt.

Kommt dann hinzu, was ja oft genug der Fall ist, daß auch die Eltern, von einem falschen Ehrgeiz geleitet und einer verkehrten Zeitströmung nachgebend, Fähigkeiten und Neigungen des Kindes nicht genügend berücksichtigen und aus ihm durchaus etwas machen wollen, wozu es sich nicht eignet, so treten die nachteiligen Wirkungen einer einseitigen Überschätzung der Kenntnisse bei so einem unglücklichen Kinde aufs deutlichste hervor. Wie mancher schlechte Schüler ist im spätern Leben ein tüchtiger Mensch geworden. Und es wäre sehr zu wünschen, daß denen, die nun einmal wenig Anlage oder Neigung zum Lernen haben, die bittern Erfahrungen des „schlechten Schülers“ möglichst erspart blieben, wenigstens so weit, als die auf Forttreiben berechneten Mittel ihren Zweck verfehlen und hemmen, anstatt zu fördern.

Diese Fragen, die früher mein Interesse weniger erregten, sind mir näher getreten, seitdem ich selbst als Vater eines die Schule besuchenden Kindes mit der Schule in Berührung gekommen bin und an ihm die Wirkungen des Schulunterrichts

Digitized by Google

habe beobachten können. Mein kleiner Sohn geht seit etwa zwei Jahren in die Schule. Im ersten halben Jahre seiner Schulpflichtigkeit besuchte er die Schule an meinem frühern Wohnort, von dem aus ich vor etwa anderthalb Jahren hierher, nach einem großstädtischen Vorort, gezogen bin. Der erste Anfang schien vielversprechend zu sein. Der Kleine ging gern in die Schule und war eifrig und pflichttreu bei seinen Arbeiten. Von seinem Lehrer hielt er sehr viel, sah in ihm sein Ideal und hatte herausgefunden, daß der Beruf des Lehrers ein sehr schöner Beruf sei, den er selbst einmal erwählen möchte. Bei seinem Abgang erhielt er ein gutes Zeugnis.

An meinem jetzigen Wohnort lasse ich meinen Sohn eine „Mittelschule" besuchen, während er an meinem frühern Wohnort die Gemeindeschule besuchte. Er muß nun schon um 7 Uhr in der Schule sein und dort bis 11 oder 12 Uhr bleiben. Dagegen brauchte er früher nur 2 oder 3 Stunden vormittags, und zwar zu einer spätern Tageszeit, in die Schule zu gehen und ging dann nachmittags wieder 2 Stunden hin; mitunter waren auch die Nachmittage frei.

Ich habe nun, zwar nicht sofort, aber doch nach einiger Zeit eine Änderung an meinem Sohne wahrgenommen. Der bisher so muntere Junge ist öfter übelgelaunt. Das macht sich namentlich bemerkbar am Morgen, wenn er, obgleich weitern Schlafs bedürftig, früh aufstehen muß. Aber auch sonst hat sich bei ihm mehr und mehr Unlust zum Schulbesuch eingestellt. Jedesmal in der Ferienzeit, auch wenn er wegen leichter Erkrankung einige Tage zu Hause bleiben muß, ist er anders. Dann scheint er wieder „der Alte" geworden zu sein; dann kehrt bei ihm der kindliche Frohsinn zurück.

Solche Wahrnehmungen sind äußerst schmerzlich. Die Wirkungen eines verkehrten Schulplans zeigen sich hier deutlich. Ein Kind von sieben Jahren kann sich nicht vier bis fünf Stunden lang die Aufmerksamkeit und das Interesse an den Schulgegenständen erhalten. Die Fähigkeiten der Kinder sind verschieden, aber im ganzen ist es doch eine unbillige Zumutung, die damit an ein Kind gestellt wird. Das letzte Zeugnis, das mein Sohn nach Hause brachte, war schlecht. Es war darin namentlich Mangel an Aufmerksamkeit hervorgehoben. Von den Lehrern wird mir gesagt, daß er weder unbegabt noch träge sei, daß es ihm aber offenbar schwerer falle, als den meisten andern Kindern, dem Unterricht mit der nötigen Aufmerksamkeit zu folgen.

Ich habe nicht den Ehrgeiz, meinen Sohn möglichst schnell vorwärts zu bringen, am wenigsten möchte ich Fortschritte durch Schädigung seiner Gesundheit erkaufen. Ich möchte ihm vor allem auch die kindliche Fröhlichkeit, die Lust zur Schule und das Vertrauen zu den Lehrerr bewahren. Denn ich glaube, daß das wesentliche Erfordernisse für die Fruchtbarkeit des Schulunterrichts sind. Aber auch wenn ich meinem Kinde nur einen etwas bessern Unterricht geben lassen will, als er in der Gemeindeschule erhalten würde, bekomme ich schon die Unzuträglichkeiten zu spüren, die das Vorwärtstreiben zur Folge hat. Ich mache die Erfahrung, daß ein von Hause aus gutbegabtes und zum Lernen williges Kind die Lust zum Lernen verliert in dem Maße, wie an seine Leistungen höhere Forderungen gestellt werden. Und ich schließe daraus, daß diese Forderungen zu rasch und ohne genügende Berücksichtigung der Natur des Kindes gesteigert werden, daß die zu lange Ausdehnung der Unterrichtsstunden, wohl auch verkehrte Behandlung von Seiten einzelner Lehrer diese bedauerliche Wirkung hervorgebracht haben. Aber sogar in der hiesigen Gemeindeschule ist der Stundenplan nichts anders; nur wird wohl etwas langsamer mit dem Lernen vorgegangen.



Digitized by Google

Aber auch was ich über die Züchtigungen gesagt habe, habe ich durch eigne Erfahrungen bestätigt gefunden. Die Neigung, durch unnötig harte Strafen auf die Kinder einzuwirken, wird durch das ganze System befördert. Seit einiger Zeit bemerkte ich an meinem Knaben, wenn er morgens in die Schule gehen sollte, eine Stimmung, als ob ihm etwas schweres bevorstünde. Er schien bedrückt und ängstlich zu sein. Erst nach und nach und mühsam habe ich aus ihm herausbringen können, daß er wiederholt oder fast regelmäßig körperliche Züchtigungen hat erleiden müssen. Die Knaben sagen dies nicht gern, entweder weil es gegen ihre Ehre ist, daß sie Schläge bekommen (sie werden von den Kameraden deshalb gehänselt usw.), oder weil sie fürchten, daß das Ausplaudern für sie nur eine schlechtere Behandlung zur Folge haben werde. So sind diese Vorgänge gleichsam mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt; es ist schwer zu ermitteln, wie weit hartes, unbilliges Verfahren geübt wird, wenn sich nicht geradezu deutliche Spuren körperlicher Verletzungen am Körper des Kindes zeigen.

Ich werde für meinen Knaben möglichst Erleichterung zu erlangen suchen. Ich meine aber, daß ich mit solchen Erfahrungen nicht allen dastehe, und daß diese Betrachtungen allgemeineres Interesse haben. Heute wird vielfach das Verlangen nach der Einheitsschule laut, und auch ich glaube, daß der gemeinsame Unterricht von Kindern der verschiednen Bevölkerungsklassen wohlthätige soziale Wirkungen haben würde. Dann muß aber umsomehr die Ansicht bekämpft werden, als ob die Schule, die von Kindern der untern Volksklassen besucht wird, auf einer untergeordneten Stufe stehe, als ob hier eine Behandlungsart angemessen sei, die doch in den höhern Schulen nicht gebräuchlich ist. Man hört die Arbeiter oft darüber klagen, daß ihre Kinder mehr Züchtigungen erleiden müssen, härter und rücksichtsloser behandelt werden, als die die höhern Schulen besuchenden Kinder der Bessergestellten. Solche Klagen dienen zur Bestärkung der sozialen Unzufriedenheit, und es sollte ihnen der Boden entzogen werden. Es wird im allgemeinen, und wohl nicht mit Unrecht, angenommen, daß die Kinder der untern Klassen zu Hause durchweg eine weniger sorgfältige Erziehung genießen. Aber die Ansicht, daß ein schlechterzognes Kind nur durch vieles Schlagen zu bessern sei, bedarf doch sehr der Einschränkung. Gerade bei solchen Kindern ist Vorsicht in der Handhabung von Züchtigungen nötig, wenn nicht die abstumpfenden Wirkungen der Strafen eintreten sollen. Ich habe einen Landschullehrer gekannt, dessen Schule von einer ziemlichen Anzahl von Kindern der geschilderten Art besucht wurde. Diese Kinder stammten nämlich aus einem Dorfe, dessen Bewohner in der Umgegend übelberüchtigt waren, als eine Art von Ausschuß betrachtet wurden. Es war das Proletariat, das sich oft in der Nähe großer Höfe bildet, wie das auch dort der Fall war. Dieser Lehrer kam fast ganz ohne das Strafmittel körperlicher Züchtigungen aus, und dabei hatte seine Schule einen so guten Ruf, daß ihm Kinder bessergestellter Eltern, die außerhalb seines Schulbezirks wohnten, zugeschickt wurden — ein Beweis, wie sehr die Persönlichkeit des Lehrers für den Erfolg seiner Erziehungsmethode entscheidend ist. Wenn dagegen Ansichten, wie die zu Anfang dargelegten, verbreitet werden und sich dazu des Schutzes höherer Autorität erfreuen, so dient das gewiß nicht dazu, den Kulturfortschritt zu fördern.

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Der Sieg der Realpolitik** Seitdem wir die Berichte von Lepsius im Reichsboten über die armenischen Greuel im Wortlaute kennen, ist unsre Hochachtung vor der von aller Empfindsamkeit und allen „ideologischen“ Anwandlungen freien realpolitischen Gesinnung der deutschen Presse und ihres Publikums noch bedeutend gestiegen. Eine planmäßige Christenverfolgung mit Zwangsbekehrungen, auf der Folter erpreßten Geständnissen, Zerstücklung lebender Menschen, Abschlachtung von tausenden von Menschen und Verstoßung von mehreren hunderttausenden ihres Eigentums beraubten ins Elend, und darüber als über eine ganz gleichgiltige und selbstverständliche Sache kein Wort verlieren — alle Wetter! das nennt man Nervenstärke, das nennt man Römerhärte! Wir erwarten nun aufs bestimmteste, daß aus den Lehrbüchern der Weltgeschichte, aus den Unterhaltungsschriften fürs Volk und aus den Familienblättern gewisse auf veralteten Anschauungen beruhende Darstellungen, die die Jugend an der jetzt herrschenden Moral irre machen könnten, so bald wie möglich ausgetilgt werden. So ziemt es sich z. B. ganz und gar nicht, die spanische Inquisition in einer Weise zu behandeln, daß dadurch der Schüler zu einem Verdammungsurteile darüber angeleitet wird. Den Morisken und Juden ist in Spanien nichts andres geschehen, als den Armeniern heute in der Türkei geschieht, nur daß das Verfahren dabei geordneter war, und daß selbst nach Llorente die Zahl der von der Inquisition im Zeitraum von dreihundert Jahren verbrannten noch nicht so groß ist wie die Zahl der Armenier, die jetzt in einem halben Jahre abgeschlachtet worden sind. Auch widersprechen solche Verurteilungen politischer Maßnahmen der Vergangenheit ganz und gar dem heiligen Grundsatze der Nichtintervention; könnten sich doch vorwitzige Köpfe durch die an den Gesetzen und Maßregeln von Regierungen alter Zeiten geübte Kritik verleiten lassen, die gegenwärtigen Regierungen andrer Staaten zu kritisiren und dadurch Einmischungsgelüste zu erregen. Die Einmischung ist nur erlaubt, wenn der Friede Europas und das Gleichgewicht dieser ein wenig wackligen Dame in Gefahr geraten oder wenn ihr ans Herz gegriffen wird, weshalb wir uns nicht wundern dürfen, daß der Telegraph auf einmal gesprächig wird, wenn Armenier, um das Einschreiten der Großmächte zu erzwingen oder, wie vielfach vermutet wird, Agenten der türkischen Regierung auf die ottomanische Bank, also ein Stückchen vom Herzen Europas, ein Attentat unternehmen.

Einigermaßen gespannt waren wir darauf, wie sich die Katholikenversammlung in Dortmund den armenischen Greueln gegenüber verhalten würde. Als Vertreterin des Katholizismus, der ihrer Auffassung nach das allein echte Christentum ist, war sie eigentlich zum Idealismus verpflichtet, und die Versammelten scheinen das auch anerkannt zu haben, wenigsten haben sie sich vom Kölnischen Weihbischof Dr. Schmitz eine sehr schöne Rede über die Bedeutung der Kirche für die idealen Güter der Gesellschaft halten lassen. In der That ist denn auch, wie wir in einem Berichte lesen, eine die armenischen Greuel verurteilende und die Gleichgiltigkeit der christlichen Mächte dagegen beklagende Resolution beantragt worden. Aber über das Schicksal dieses Antrags haben wir dann weiter nichts gefunden, und sollte er angenommen worden sein — in der Sintflut von Resolutionen, die sich in Dortmund ergossen hat, könnten wir die eine leicht übersehen haben —, so hätte er doch gar keine Rolle gespielt; eine Rede ist nicht darüber gehalten worden. Uns will es nun scheinen — wir werden ja mit unsrer Weisheit von den hochweisen Politikern der Zentrumspartei, die es zur Herrschaft im

Digitized by Google

Reiche gebracht haben, nur ausgelacht werden — uns will es scheinen, als ob für eine kirchliche Versammlung, noch dazu eine, die sich ihrer Katholizität als ihres höchsten Ehrentitels rühmt, vor den großen Ereignissen im Orient alle die kleinen Alltagssorgen, mit denen sich Katholikenversammlungen zu beschäftigen pflegen, hätten zurücktreten müssen. Man hätte sich doch an den Papst Urban und an das hunderttausendstimmige „Gott will es!“ zu Clermont erinnern müssen. Allerdings handelte es sich damals um die heiligen Stätten, aber die Schilderung der Leiden der Christen im heiligen Lande und die Erkenntnis, daß einem Entscheidungskampfe zwischen Christentum und Islam nicht auszuweichen sei, haben doch wesentlich zur Erzeugung der Stimmung beigetragen, aus der die Kreuzzüge hervorgegangen sind. Der Katholikenversammlung zu Dortmund bot sich also die Gelegenheit, ja sie drängte sich ihr auf, katholische Politik im größten Stile zu machen und das Andenken an die ruhmreichsten Zeiten der Kirche zu erneuern. Auch wäre das doch einmal eine Abwechslung gewesen. Denn die übrigen Sachen, die seit der Beendigung des Kulturkampfes die Tagesordnung ausfüllen und sich regelmäßig wiederholen: die schlechte Presse und die Verderbnis der Jugend und der gottlose Zeitgeist und der böse Liberalismus und der sozialdemokratische Schwindel, sind ja alle recht schön, oder vielmehr die Reden, die darüber gehalten werden, sind recht schön, aber alle Welt kann diese Reden längst auswendig, und das muß, scheint uns, auf die Dauer langweilig werden. Und einzelne der stereotypen Themata fangen schon an, recht unbequem zu werden, wie die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, die man der Hauptsache nach im dunkeln Schoß einer verschwiegnen Kommission abfertigt, während man im Plenum ganz am Ende der Verhandlungen, wo die Aufmerksamkeit der Zuhörer wie die der Zeitungsleser schon ermüdet ist, mit ein paar tönenden Verlegenheitsphrasen darüber hinwegschlüpft. Aber, wie gesagt, die Herren werden uns auslachen. Sie wissen wohl, was sie thun. Sie sind, wie alle Welt jetzt, Realpolitiker, und sie fahren sehr gut dabei. Sie werden sich hüten, eine Volksbewegung zu erzeugen, die möglicherweise der Regierung, mit der sie es um keinen Preis verderben möchten, Verlegenheiten bereiten könnte. Da ist es weit nützlicher, das Thema von der Parität breitzutreten und darüber zu klagen, daß in Preußen der Katholik höchstens noch Nachtwächter werden könne. Das überzeugt jeden Katholiken, der Söhne hat, aufs neue von der Notwendigkeit, dem Zentrum treu zu bleiben, das in dieser für jeden katholischen Familienvater wichtigsten aller Angelegenheiten allein Wandel schaffen kann, eine Regierung aber, in der die Spitze und einige wichtige Glieder katholisch sind, fühlt sich durch diese Agitation nicht getroffen, also auch nicht beleidigt.

Wir sind weit entfernt davon, die Verdienste zu bestreiten, die sich der Katholizismus um unser Volk erwirbt. Die Einwirkungen des Kultus und der Seelsorge auf eine der überwiegenden Mehrzahl nach gut kirchliche Masse, die zahlreichen Berufsvereine, ein Volksverein, der 178000 Mitglieder zählt und in vier Jahren neun Millionen Druckschriften verteilt hat, 24 Volksbüreaus, die lebhafte Teilnahme humaner und intelligenter Fabrikanten an der sozialen Thätigkeit der katholischen Kirche und der Zentrumspartei, die zahlreichen Wohlthätigkeitsvereine und Ordensniederlassungen, das alles muß nicht allein die politische Macht des Katholizismus vermehren, die sich ganz von selbst und unvermeidlich in materielle Vorteile für die Katholiken und namentlich für ihre Führer umsetzt, sondern es muß auch versittlichend und sozial versöhnend wirken, manches Elend mildern und zur Hebung der untern Klassen beitragen. Auch ist es keine gering anzuschlagende Leistung, daß die Zentrumspartei die Gefahr des Zerfalls, die ihr von dem auch in ihrem Schoß

Digitized by Google

gährenden Interessengegensatz droht, bis jetzt zu überwinden vermocht und dadurch den gänzlichen Zerfall unsers Volkes in vier oder fünf Parteien, die nichts weiter als reine Interessenvertretungen sein würden, noch aufgehalten hat. Allein das läßt sich doch nicht verkennen: in dem Gemisch idealer und materieller Interessen, das jede kirchliche Bewegung erfüllt, spielen die zweiten durchaus keine untergeordnete Rolle, und ihre geschickte Benutzung zur Beherrschung und Leitung der Massen bildet ein glänzendes Zeugnis für die realpolitische Befähigung der Zentrumsführer.

Das Vagabundentum im Handwerk. Unverschuldete Arbeitslosigkeit ist für einen thatkräftigen und arbeitsfreudigen Menschen das Schrecklichste, was ausgedacht werden kann. Sie und die daraus folgende Erwerbslosigkeit nach Möglichkeit zu verringern, ist eine der brennendsten Fragen der Gegenwart. Bevor sie aber mit Erfolg bekämpft werden kann, sind erst noch einige Vorfragen zu erledigen. Hierzu gehört vor allem die Beseitigung der Neigung Arbeitsloser, umherzuziehen oder kurz: die Unterdrückung des Vagabundentums. Alle bisherigen Versuche, diese Erscheinung zu beseitigen, sind erfolglos gewesen. Nach den Erfahrungen, die der Verfasser in seinem Heimatkreise gemacht hat, gehören weit über drei Viertel aller mittellosen Wandrer dem Handwerkerstande an. Diese Erfahrung dürfte ohne Bedenken zu verallgemeinern sein, da das Vagabundentum durch die Natur der Sache nicht etwas lokales, an einen bestimmten Bezirk gebundnes ist. Eine Schätzung der Gesamtzahl der ihm verfallnen kann sich nur in unbestimmten Vermutungen bewegen. Erst eine genaue Statistik würde den Umfang dieses sozialen Leidens bestimmt erkennen lassen.*) Mit ihr würden die Maßregeln zur Bekämpfung des Vagabundentums einzuleiten sein. Bestätigt sich die Annahme, daß bei weitem der größte Teil aller Landstreicher Handwerksgesellen sind, so muß weiter nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung gesucht, es muß also gefragt werden: wie kommt es, daß gerade die Handwerksgesellen die Neigung haben, sich auf die Landstraße, in der Zeit der Eisenbahnen auf die Wanderschaft zu Fuß, zu begeben? Diese Ursache wird wohl in der noch jetzt herrschenden Sitte der Umschau liegen. Nach dieser Sitte erscheint jeder auswärtige Handwerksgeselle berechtigt, bei den Meistern seines Gewerbes nach Arbeit nachzufragen und erhält, wenn keine Arbeit daist, ein kleines Geldgeschenk, den sogenannten Meistergroschen. Die Umschau stammt aus der Zeit der Zünfte, wo jeder Geselle, ehe er sich als Meister niederlassen durfte, mehrere Jahre wandern mußte. Sie erscheint unsern Verhältnissen nicht mehr entsprechend, da sich der Geselle, der die Vielseitigkeit des Handwerks kennen lernen will, leicht und ohne große Kosten mit der Eisenbahn nach einem andern Orte begeben kann. Weshalb begiebt sich noch heute der arbeitslose Geselle auf die Wanderschaft? Entweder weil er Arbeit suchen will, oder weil er nicht arbeiten will. In letzterm Fall ist die Neigung zum Wandern besonders stark, weil der in festen, geordneten Verhältnissen bleibende Arbeitsscheue als solcher bald erkannt wird und der Verachtung seiner Mitbürger, ja sogar gerichtlicher Bestrafung wegen Arbeitsscheu anheimfällt. Ist jemand erst

*) Die Statistik ließe sich ohne große Mühe beschaffen. Es müßte periodenweise, z. B. jeden Monat oder jedes Vierteljahr an einem bestimmten Tage, die Zahl der wegen Bettelns und Landstreichens in den Gefängnissen und Arbeitshäusern befindlichen heimatlosen Personen festgestellt und gleichzeitig ermittelt werden, wie viel arbeitslose Personen an demselben Tage in Verpflegungsstationen, Herbergen, Arbeiterkolonien und ähnlichen Anstalten, sowie in Polizeigefängnissen untergebracht worden sind und weiter, wie viel davon Handwerksgesellen, ländliche und städtische Arbeiter, Dienstboten und Kaufleute waren.

Digitized by Google

auf der Wanderschaft, dann ist bei dem steten Wechsel seines Aufenthalts die Ursache, die ihn zum Wandern treibt, nicht festzustellen. Aber sowohl der arbeitslustige wie der arbeitsscheue Geselle bekommt bei dieser Umschau den Meistergroschen und dadurch die Mittel, sich ohne Arbeit und Verdienst durch Vermittlung der Herbergen und ähnlicher Anstalten Unterhalt und Verpflegung zu verschaffen. In nicht ganz kleinen Städten bekommt er so viel, daß er dort mehrere Tage bleiben und sich auch Luxusausgaben, z. B. für Bier und Branntwein, gestatten kann.

Das Wanderleben bringt für den arbeitslustigen Gesellen große Gefahren mit sich: er gewinnt den Müßiggang und die stete Abwechslung lieb, er verlernt das Stillesitzen und das feste Arbeiten, seine Kleidung verlumpt, seine Gesinnung verlumpt, sodaß er endlich nicht mehr bloß bei den Meistern seines Gewerbes um Arbeit, sondern auch bei andern Leuten um Gaben anspricht, d. h. bettelt, und der Vagabund im technischen Sinn ist fertig. Wie viel tausend fleißige und tüchtige Gesellen mögen jährlich so, bei Arbeitsverlust durch die Umschau auf die Landstraße gelockt, zu Vagabunden herabsinken!

Darum ist es dringend notwendig, durch Verbot und Bestrafung der Umschau die Wanderlust der Handwerksgesellen zu verringern. Es erscheint uns unbedenklich, die Umschau der gleichen Strafe zu unterwerfen wie das Betteln, selbstverständlich nur von auswärtigen Gesellen. Daß sich ein arbeitslos gewordner Geselle bei den Meistern seines Wohnorts persönlich um andre Arbeit bewirbt, erscheint im Interesse der Seßhaftigkeit der Gesellen durchaus angemessen und wünschenswert, solange noch kein zentralisirter Arbeitsnachweis am Orte eingeführt ist.

Die Umschau kann aber nur verboten werden, wenn zur Erreichung ihrer Zwecke den wandernden Gesellen ein Ersatz gegeben wird. Da der Zweck der Umschau ein doppelter ist: zu erfahren, ob Arbeit vorhanden ist, und die zum Leben notwendigen Mittel zu erhalten, muß auch in zweifacher Beziehung Ersatz geschafft werden.

Zunächst müßte den Gesellen durch Zentralisirung des Arbeitsnachweises Gelegenheit gegeben werden, zu erfahren, ob Arbeit für ihr Fach vorhanden ist oder nicht. Eine solche Einrichtung müßte den wandernden Gesellen eigentlich angenehm sein, da ihnen ein einziger Gang die Kenntnis verschaffen würde, die sie bisher nur durch mühsames Aufsuchen aller Meister ihres Gewerbes erhalten konnten. Wir fürchten freilich, daß den meisten Wandrern der Arbeitsnachweis sehr unangenehm sein würde, weil ihnen dadurch der Vorwand für das Umherlaufen von Haus zu Haus genommen würde.

Zweitens müßte den mittellosen Wandrern die allernotwendigste Verpflegung gewährt werden, aber nur so lange, als es notwendig wäre, einen bestimmten Bezirk, z. B. einen Kreis zu durchwandern und die darin bestehenden Arbeitsnachweise aufzusuchen. Wie das zu machen wäre, müßte den einzelnen Kommunalverbänden als Teil der Armenpflege überlassen werden. Jedenfalls müßte zur Vermeidung von Mißbrauch die Gewährung von Geldgeschenken möglichst vermieden und hierdurch sowie durch Beschränkung auf das Notwendigste in dem Wandrer das Bestreben erweckt werden, möglichst bald wieder in feste und geordnete Verhältnisse zu kommen.

Die Frage, wie der Arbeitsnachweis einzurichten sei, berührt sich mit zahlreichen praktischen Versuchen, die teils von Gemeinden, teils von Vereinen in den letzten Jahren unternommen worden sind.*) Hoffentlich werden die Versuche recht

*) Näheres hierüber giebt Dr. Freund in Berlin in dem Jahresbericht des Berliner Zentralvereins für Arbeitsnachweis über das Jahr 1895.

Digitized by Google

bald den besten Weg zur Lösung dieser Frage zeigen und die allgemeine Einrichtung von Arbeitsnachweisen herbeiführen. Im allgemeinen bemerken wir, daß sich der Arbeitsnachweis nicht nur auf das Handwerk beschränken darf, sondern die Vermittlung von Arbeit jeder Art umfassen muß, damit dem Arbeitslosen auch außerhalb seines Faches Arbeit geboten werden kann. Auch wird das Bestreben, möglichst feste Verhältnisse zu schaffen und die Gefahren der Freizügigkeit zu verringern, dahin führen, bei angemeldeter Arbeit stets die am Orte oder im Bezirke wohnhaften Arbeiter zu bevorzugen und zugereiste Fremde nur aushilfsweise zu berücksichtigen. Bei der vielfachen Abneigung der Arbeitgeber, sich dem Arbeitsnachweis anzuschließen, wird ferner für diese ein Zwang zur Anmeldung von Arbeit einzuführen sein.*)

Endlich dürften die Arbeitsnachweise eines bestimmten Bezirks einer Zentralstelle unterzuordnen sein, von der aus nicht am Orte gedeckte Bedürfnisse von Arbeitsangebot und Nachfrage ausgeglichen werden könnten. Selbstverständlich dürften die Arbeitsnachweise für Arbeitgeber wie Arbeiter in keiner Weise einen Zwang zur Annahme bestimmter Arbeiter oder bestimmter Arbeit ausüben, sondern beiden Teilen müßte völlig freie Wahl gesichert bleiben.**)

Wäre durch die angedeuteten Maßregeln der Wandertrieb der Handwerksgesellen unterdrückt, so würde das jetzt oft sehr lose Band zwischen Meistern und Gesellen wieder mehr befestigt werden. Der Geselle würde sich wohl hüten, eine Arbeitsstelle aufzugeben, ehe er sich eine andre Stelle gesichert hätte, wenn die Zeit des fröhlichen Wanderns mit dem Meistergroschen vorbei wäre. Erst dann aber werden die Gemeinden in sachgemäßer Weise der durch Arbeitslosigkeit hervorgerufnen Not entgegenwirken können.

Die Mennoniten und der Kriegsdienst. In dem Aufsatz „Zur Duellfrage“ im 30. Heft sagt Herr C. v. H. an einer Stelle: „Wäre es anders, dann müßten wir die Lehre der Mennoniten annehmen und uns auch dem Kriegsdienst gänzlich versagen.“ Diese Äußerung entspricht den Anschauungen weiter Kreise, die von der „Lehre“ der Mennoniten weiter nichts wissen, als was sie durch Wildenbruchs „Menonit“ davon erfahren haben. Nun giebt aber Wildenbruch keineswegs eine genaue Schilderung der mennonitischen Verhältnisse; gerade von

*) Ob es praktisch wäre, diesen Zwang auch für die Arbeitgeber der Großindustrie einzuführen, ist zweifelhaft, weil deren Bedürfnisse vielfach die Verhältnisse eines lokalen Arbeitsnachweises weit übersteigen und sie daher auf andre Mittel (wie Zeitungsinserate in großen Blättern) zur Deckung des Bedürfnisses an Arbeitern angewiesen sind.

**) Für den Kreis Grünberg in Schlesien ist im Anfang dieses Jahres der Versuch gemacht worden, durch einen Verein und durch die erwähnten Maßregeln dem Vagabundentum entgegenzutreten. Die Handwerksmeister in der Stadt haben den Meistergroschen abgeschafft. Hierdurch ist in der Stadt die Umschau unterbunden worden und damit die Hausbettelei ziemlich verschwunden. Die Bewohner des platten Landes haben vor den Vagabunden und vor Brandstiftung durch sie so große Angst, daß sie sich vorläufig nicht dazu entschließen können, ihnen eine Gabe zu verweigern. Von den auf Kosten des Vereins in den ersten fünf Monaten seines Bestehens verpflegten 1066 mittellosen Wandrern waren 923, also über 86 Prozent, Handwerksgesellen. Ein großer Teil von ihnen war seit mehreren Monaten ohne Arbeit und auf der Landstraße. Viele von ihnen weigerten sich, die angemeldete Arbeit aufzusuchen, ein Zeichen, daß sie nicht die ernstliche Absicht hatten, Arbeit zu erhalten. Wohl aber gaben viele ihrem Unmute darüber Ausdruck, daß sie von den Meistern nichts mehr erhielten. Einen durchschlagenden Erfolg können aber die Bestrebungen des Vereins nur haben, wenn sie auf einen größern Bezirk ausgedehnt werden. Die Erfahrungen zeigen, wie notwendig die allgemeine Abschaffung der Umschau ist.

Digitized by Google

mennonitischer Seite sind gegen seine Schilderung entschieden Einwendungen erhoben, und unter der Regierung des Kaisers Friedrich ist sogar der Versuch gemacht worden, ein Verbot der Aufführung des Dramas zu erwirken. Aber selbst wenn Wildenbruchs Schilderung richtig wäre, so wäre es doch verfehlt, die Verhältnisse zu Anfang dieses Jahrhunderts — das Drama spielt zur Zeit der Freiheitskriege — einfach auf die Gegenwart zu übertragen.

Die hier in Betracht kommende „Lehre" der Mennoniten ist weiter nichts als das fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten." Dieses Gebot legen die Mennoniten streng und zwar dahin aus, daß es auch nicht gestattet sei, auf Geheiß des Landesherrn, im Kriege, einen Menschen zu töten. Deshalb haben sie sich auch bis vor nicht langer Zeit vom Kriegsdienst zu befreien gesucht. In Deutschland haben die wenigen Staaten, in denen es überhaupt Mennoniten giebt — und es giebt im ganzen etwa 13000 bis 14000, die hauptsächlich in Ost- und Westpreußen, Schleswig, Hamburg, Altona, Ostfriesland, der Rheinprovinz und der bairischen Pfalz wohnen —, diesen religiösen Ansichten Rechnung getragen. Das Privileg der Befreiung vom Kriegsdienst wurde aber ausgeglichen durch Heranziehung zu besondern Steuern, Beschränkung im Erwerb von Grundeigentum und Ausschluß vom Staatsdienst. Die einschlägigen preußischen Gesetze finden sich in dem Gnadenprivileg vom 29. März 1780, in dem Edikt vom 30. Juli 1789 (siehe Provinzialrecht für Westpreußen, § 22, Gesetzsammlung 1844, S. 106), in der Kabinettsordre vom 16. Mai 1830 (Gesetzsammlung 1830, S. 82) und in dem Allerhöchsten Erlaß vom 24. Juni 1867 (Gesetzsammlung S. 1509). Aber schon gegen die Mitte unsers Jahrhunderts ließen die Mennoniten allmählich ihre Bedenken gegen den Kriegsdienst fallen, und als ihre Befreiung von der persönlichen Erfüllung der Wehrpflicht dann auch gesetzlich (durch das Bundesgesetz betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 9. November 1867) aufgehoben wurde, wurde das ziemlich gleichgiltig aufgenommen. Die preußische Allerhöchste Ordre vom 3. März 1868 bestimmte zwar, daß die Mitglieder der ältern Mennonitenfamilien, wenn sie sich nicht freiwillig zum Waffendienst bereit erklärten, zur Ableistung ihrer Militärdienstpflicht als Krankenwärter für die Lazarette, als Schreiber für die Landwehrbezirkskommandos, als Ökonomiehandwerker und Trainfahrer auszuheben wären, doch haben die Mennoniten nur in seltnen Fällen davon Gebrauch gemacht. Der vor kurzem von den Tagesblättern mitgeteilte Fall, daß sich ein Mennonit als Rekrut geweigert habe, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, scheint dafür zu sprechen, daß die Ordre vom 3. März 1868 schon in Vergessenheit geraten ist. An dem Feldzuge 1870/71 hat eine ganze Anzahl von Mennoniten teilgenommen, und seitdem haben sie fast alle, wenn sie ausgehoben wurden, mit der Waffe gedient.

Berichtigung. Auf Seite 440 und 441 dieses Heftes bitten wir noch ein paar Druckfehler zu berichtigen: statt foren Ordensskyld muß es heißen: for en Ordens skyld, und die erwähnte Flensburger Zeitung heißt: Westslesvigs Tidende.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Wirtschaftlicher Partikularismus

Der deutsche Zollverein ist öfter als Vorläufer der deutschen Einigung bezeichnet worden. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit wirklich die politische Einigung durch die handelspolitische erleichtert wurde. Beides war eben eine Notwendigkeit. Wenn wir uns im Geist in die alten Zustände zurückversetzen, erscheinen sie uns unerträglich; wir begreifen schwer, daß sie so lange erhalten werden konnten, und es scheint uns ein ungeheuerlicher Gedanke zu sein, daß sie jemals wieder hergestellt werden könnten.

Das wird nun auch trotz aller partikularistischen Regungen nicht gelingen. Es wird aber zu wenig beachtet, daß auch in dem wirtschaftlichen Partikularismus eine Gefahr der Verfeindung liegt, die nicht so groß sein mag, die aber doch durch Widerlegung der ihr zu Grunde liegenden Irrtümer bekämpft werden sollte. Die Eifersucht auf wirtschaftlichem Gebiete, die beständig das eigne Land oder den eignen Landesteil übervorteilt glaubt, strebt natürlich nach der Abgrenzung möglichst enger Gebiete. Die Schutzzöllner sind neidisch auf jeden wirklichen oder angeblichen Vorteil, den das Ausland durch ein handelspolitisches Abkommen gewinnt. Wollten wir die Ratschläge unsrer Schutzzöllner, insbesondre der Agrarier, befolgen, so würde der Abschluß von handelspolitischen Vereinbarungen überhaupt unmöglich sein. Es ist unmöglich, ein handelspolitisches Abkommen zu stande zu bringen, wobei alle Vorteile nur auf einer Seite sind, während das andre Land womöglich Schaden leidet. Keine verständige Regierung würde sich auf ein solches Abkommen einlassen.

Glücklicherweise sind die Nachteile, die das eine oder andre Land bei den Handelsverträgen der neuern Zeit erlitten haben soll, nur in der Phantasie der Schutzzöllner vorhanden. Die Zollschranken wurden nach dem Grundsatz ermäßigt, daß immer den Interessen der beiden Staaten durch Erleichterung



Digitized by Google

des Verkehrs gedient werde. Und von diesem Standpunkt erledigen sich auch alle die Schwierigkeiten, die von den Schutzzöllnern absichtlich gemacht werden. Mit mathematischer Sicherheit läßt sich nicht bestimmen und abgrenzen, welches von zwei Ländern den größern Gewinn aus einem handelspolitischen Abkommen zieht. Aber wir brauchen dem andern Vertragschließenden die Vorteile nicht so genau zuzumessen, wenn wir überzeugt sind, daß wir auf alle Fälle auch bei dem Vertrage gewinnen werden.

Es ist der große Gedanke von der Ersprießlichkeit des Zusammenwirkens und gegenseitigen Sichergänzens auf wirtschaftlichem und handelspolitischem Gebiete, der unsern Schutzzöllnern nicht in die Köpfe will. Dieser Gedanke hat zugleich eine versöhnende Macht, während die wirtschaftliche Eifersucht leicht auch auf das politische Gebiet übertragen werden und hier die guten Beziehungen zum Auslande stören kann. Das wird zwar von unsern Schutzzöllnern lebhaft bestritten. Sie behaupten, daß man mit dem Nachbar trotz heftiger wirtschaftspolitischer Kämpfe in gutem Einvernehmen auf politischem Gebiete bleiben könne. Nun ist zuzugeben, daß heute nicht leicht aus handelspolitischer Eifersucht allein ein Krieg entstehen kann. Aber wenn einmal Mißstimmung zwischen zwei Völkern herrscht, so kann sie durch handelspolitische Eifersucht noch bestärkt werden, während umgekehrt die Einsicht, daß ein gegenseitiger reger Verkehr im beiderseitigen Interesse liege, so wie auch dieser Verkehr selbst, der die Völker einander näher bringt und besser kennen lehrt, zur Abschleifung nationaler Vorurteile und nationaler Eifersucht dient. Es sei hier nur auf unser Verhältnis zu Rußland hingewiesen. Die Zeit der nationalen Verfeindung und starken Mißstimmung war zugleich eine Zeit, wo man auf beiden Seiten durch Auftürmen immer höherer Zollschranken den wirtschaftlichen Interessen des eignen Landes zu dienen glaubte. Heute sind die politischen Beziehungen viel besser geworden. Das hat ja zum Teil andre Ursachen. Daß aber die Handelspolitik daran ganz unbeteiligt sei, und daß die schutzzöllnerische Stimmung in frühern Jahren die nationale Mißstimmung nicht gefördert haben sollte, können wir nicht glauben.

Unsre Agrarier sind bekanntlich eifrig bemüht, eine schutzzöllnerische Rückströmung in der öffentlichen Meinung zu erzeugen, um dann allmählich auch die Gesetzgebung wieder in eine schutzzöllnerische Richtung zu bringen. Und sie haben hierbei nicht bloß im Inlande einige Erfolge gehabt, sondern auch im Auslande eine Wirkung geübt, die schwerlich beabsichtigt war. Die schutzzöllnerischen Anschauungen haben etwas ansteckendes. Wenn unsre Schutzzöllner beständig ausrufen, daß wir die Betrognen seien, die überall zu kurz kämen, daß unsre handelspolitischen Abmachungen mit dem Auslande diesem ermöglichten, uns auf alle Art zu übervorteilen, so rühren sich auch die Schutzzöllner im Auslande, so wird ihr Mißtrauen gegen die Zweckmäßigkeit dieser Abmachungen, das ohnehin schon vorhanden war, bestärkt, und sie kommen dann

Digitized by Google

bei einer Prüfung der Verträge zu den entgegengesetzten Schlüssen und glauben, daß gerade auf Seiten ihres Landes alle Nachteile zu finden seien. Was unser handelspolitisches Verhältnis zu Rußland betrifft, so haben die beständigen Klagen und Entstellungen unsrer Agrarier zunächst einen Federkrieg zwischen russischen Blättern und unsern agrarischen zur Folge gehabt. Von russischer Seite wird behauptet, daß unsre Regierung dem Geiste der Handelsverträge nicht durchaus treu geblieben sei, daß sie in der Praxis zum Teil dagegen verstoße. Diese Behauptung ist auch nicht ganz unbegründet. Dem von den Agrariern auf die Gesetzgebung geübten Druck ist es zuzuschreiben, daß das Bemühen, schutzzöllnerische Grundsätze wieder einzuschmuggeln, mehrfach hervorgetreten ist. Das hindert natürlich die Agrarier nicht, den von russischer Seite erhobnen Anklagen gegenüber die Gekränkten, Unschuldigen zu spielen.

Noch ernster aber könnten die Folgen sein, die das Treiben der Agrarier für unsre handelspolitischen Beziehungen zu Amerika hat. Ist doch dort die Schutzzollpartei neuerdings wieder erstarkt und hat die besten Aussichten, bei der nächsten Präsidentenwahl zu siegen. Unsre Agrarier aber thun ihr möglichstes, das Feuer zu schüren. Die agrarische Bewegung bei uns hat drüben das Mac Kinleytum sozusagen großgezogen. Denn die Amerikaner sind begreiflicherweise am empfindlichsten gegen jedes Bestreben, die Einfuhr ihrer landwirtschaftlichen Produkte zu erschweren. Hieran aber liegt gerade den Agrariern am meisten. So ist denn der Anlaß zum Streit gegeben. Wenn auch eine Erhöhung der Getreidezölle vorläufig nicht durchführbar ist, so suchen doch die Agrarier das Schutzzollsystem zu ergänzen, indem sie, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, die Vieheinfuhr zu erschweren suchen.

Die Agrarier fürchten den wirtschaftlichen Kampf mit dem Auslande nicht. Daß die Ausfuhrinteressen unsrer Industrie geschädigt werden, macht ihnen keine Sorgen, wenn nur die Konkurrenz für die Landwirtschaft eingeschränkt wird. Aber sie geben sich den Anschein, als ob sie nicht grundsätzliche Gegner solcher handelspolitischen Vereinbarungen wären, die Erleichterungen des Verkehrs schaffen. Man müsse es, behaupten sie, nur recht anzufangen wissen, solche Vereinbarungen für das eigne Land möglichst vorteilhaft zu gestalten. Und das wollen die Agrarier am besten verstehen, besser als die zum Freihandel neigenden Politiker und die etwas von freihändlerischen Grundsätzen angekränkelte Regierung. Man müsse, behaupten sie, das Ausland einzuschüchtern suchen, indem man es merken lasse, wie unentbehrlich ihm unser Markt sei. Sie stellen es so dar, als ob das Ausland gezwungen sei, uns Zugeständnisse zu machen, während wir uns nicht in der gleichen Lage befänden. Dieses Verfahren hätte beinahe dazu beigetragen, den russischen Handelsvertrag zum Scheitern zu bringen, und es wird auch in Zukunft ungünstige Folgen haben, wenn man solchen Ratschlägen Gehör giebt und dem Auslande günstige Bedingungen abzutrotzen sucht. Denn die Wirkungen

Digitized by Google

eines solchen Verfahrens sind den gehofften gerade entgegengesetzt. Es wird den Schutzzöllnern im Auslande dadurch erleichtert, ihre Interessen auf Kosten des ganzen Landes zur Geltung zu bringen. Man kommt auf diese Art zu Zollkämpfen, und dem wirtschaftlichen Leben fehlt die Sicherheit, die es so nötig hat.

„Nationale Selbständigkeit," so lautet das Schlagwort, durch das schon seit langer Zeit die Schutzzöllner ihren Bestrebungen eine Stütze zu geben suchen. Sie suchen dem Nationalstolz zu schmeicheln, die „Abhängigkeit" vom Auslande, die in dem Bezug von Arbeitserzeugnissen aus dem Auslande liegen soll, als eines starken Volks unwürdig, als eine Gefahr darzustellen. Wir müßten, heißt es, auf eignen Füßen stehen, die Versorgung vom Auslande her möglichst zu entbehren suchen. Man hat uns vorgeredet, daß die Notwendigkeit, auf die Kornzufuhr des Auslands angewiesen zu sein, uns in eine schmachvolle und unter Umständen gefährliche Abhängigkeit versetze. Darum müsse die Landwirtschaft in den Stand gesetzt werden, den inländischen Markt zu versorgen, was sie auch könne, wenn ihr nur der nötige Schutz und die nötige Aufsicht zu teil werde. Aber die Landwirtschaft hat es trotz der ihr gewährten staatlichen Unterstützung nicht dahin bringen können, ihre Produktion so zu steigern, daß dadurch das Bedürfnis des Inlands gedeckt würde. Und sie wird es auch in Zukunft nicht dahin bringen. Die Gefahren der Abhängigkeit aber bestehen nur in der agrarischen Phantasie. Denn das Ausland ist eben so sehr darauf angewiesen, seine Erzeugnisse an uns abzusetzen, wie wir darauf, diese Erzeugnisse zu verbrauchen. Ein Land durch Abschneidung von Zufuhren auszuhungern, das würde selbst in Kriegszeiten eine sehr schwere Aufgabe sein. Und daß der Plan, das zu thun, gefaßt werde, setzt eine politische Kombination voraus, mit der wir uns kaum ernsthaft zu beschäftigen haben.

Um etwaige Unzuträglichkeiten dieser „Abhängigkeit" vom Auslande zu vermeiden, ist es jedenfalls das sicherste Mittel, die vernünftige Einsicht zu verbreiten, daß die Völker auf den Verkehr mit einander angewiesen sind und einander nötig haben, so daß jede Störung dieser Verbindung dem Wohlstande Wunden schlägt. Die agrarische Agitation sucht in der entgegengesetzten Richtung zu wirken. Was aus dem Auslande kommt, wird als minderwertig und teilweise schädlich hingestellt. Auch der Berufsstand, der hauptsächlich den Verkehr mit dem Auslande vermittelt, der Handelsstand, wird verdächtigt. Alles, um die Vorzüge einer „Nationalwirtschaft" in hellem Licht erscheinen zu lassen. Wollten wir den Agrariern glauben, so wäre sowohl die Ausfuhr nach dem Auslande als der Bezug von Produkten aus dem Auslande überflüssig. In dem Idealstaat der Agrarier soll die Industrie ihren Absatz im Inlande finden. Und das wird, meinen sie, sehr leicht möglich sein, wenn die Landwirtschaft so kaufkräftig wird, daß sie der Industrie ihre Erzeugnisse abnehmen

Digitized by Google

kann. So wird, wenn es vielleicht in einer fernern Zukunft gelingen sollte, diesen blühenden und kräftigen Nationalstaat herzustellen, im Inlande einer von dem andern leben. Wozu brauchen wir dann noch das Ausland?

Daß wir gewisse Produkte gar nicht hervorbringen können, andre mit viel geringerm Nutzen, als wenn wir sie aus dem Auslande beziehen, daß es ein Fortschritt ist, wenn uns die Erzeugnisse ferner Weltteile zugänglich gemacht werden, ein Fortschritt, wenn wir für das Ausland arbeiten und manche Erzeugnisse dorthin billiger liefern, als sie an Ort und Stelle hervorgebracht werden, wird von den Agrariern nicht anerkannt.

Wie ansteckend diese Vorstellungen wirken, zeigt sich deutlich in dem in den Vereinigten Staaten Nordamerikas sich abspielenden Wahlkampf. Hat doch neulich auf der Versammlung der demokratischen Partei in Chicago der Prophet der Silberschwärmer, William Jennings Bryan, die Herzen seiner Zuhörer entzückt, als er an den Nationalstolz und das Unabhängigkeitsgefühl des amerikanischen Volkes appellierte, als er einen Vergleich anstellte zwischen der von hohem Selbstbewußtsein zeugenden Unabhängigkeitserklärung der Vorfahren und dem gegenwärtigen Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit vom Auslande. Seine Worte bezogen sich freilich nicht auf die Schutzzollfrage, sondern auf die Währungsfrage. Aber gerade in diesen Währungskämpfen tritt ja deutlich der Irrtum hervor, daß ein sicherer Wertmesser, wie er durch die Einführung der Goldwährung festgesetzt worden ist, eine Fessel sei, wodurch das Inland zu seinem eignen Schaden an das Ausland geknüpft und in Abhängigkeit von diesem gebracht werde. Die amerikanischen Fanatiker des Bimetallismus verlangen, daß Amerika mit Einführung der Doppelwährung auf eigne Hand vorgehe, wenn sich eine internationale Vereinbarung, wie sie von den gemäßigtern Anhängern der Partei für notwendig erklärt wird, nicht durchführen läßt. Diesem stürmischen Verlangen nach Doppelwährung liegt ein tiefes Mißtrauen gegen das Kapital zu Grunde. Das Kapital hat angeblich in der Goldwährung ein Mittel, die produktiven Stände auszubeuten. Und weil die ältern Kulturländer, namentlich England, einen größern Kapitalreichtum besitzen, werden sie als Ausbeuter bezeichnet, die den jungen emporstrebenden Riesen Amerika in seiner Entwicklung hemmen. So wird denn jetzt in dem Wahlkampf populären Vorstellungen geschmeichelt, indem man Mißtrauen und Feindschaft gegen England zu erregen sucht.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Kapitalhaß eine gewisse Berechtigung hat. Gerade in den Vereinigten Staaten hat das Kapital viele Sünden begangen, die sich jetzt durch die dagegen erregte begreifliche Erbitterung rächen. Aber so weit die Silbermänner wirklich in dem guten Glauben handeln, der Volkswohlfahrt zu dienen, sind sie auf falscher Spur. Die Macht der Trusts würde durch Doppelwährung am wenigsten gebrochen werden. Viel wirksamer wäre der Kampf gegen das Schutzzollsystem, der jedoch gerade durch das Vor-

Digitized by Google

schieben der Währungsfrage gelähmt wird. Das Streben nach nationaler Unabhängigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet, so weit es zum Abschließen durch Zölle führt, ist dem Gedeihen der Trusts förderlich, für deren Emporkommen die freie Konkurrenz des Auslandes wenigstens ein starkes Hemmnis sein würde.

Aber die Vergehen des Kapitals berechtigen doch nicht dazu, seine Bedeutung für die moderne Weltwirtschaft zu verkennen, wie es von den Fanatikern geschieht. Wie wäre denn die großartige und rasche Entwicklung Nordamerikas möglich gewesen, wenn sie nicht die Hilfe des Kapitals und das reichliche Vorhandensein von Kapital ermöglicht hätte? Die nach Doppelwährung lüsternen Farmer Nordamerikas verkennen, daß dem raschen Emporblühen ein Rückschlag folgen mußte, daß sie selbst durch Raubbau, durch schwindelhaftes Steigen der Landpreise ihr Teil dazu beigetragen haben, die Lage der Landwirtschaft zu verschlechtern. Es geht ihnen ähnlich wie unsern Agrariern, die sich auch über die Ursachen des wirtschaftlichen Rückgangs keine Rechenschaft geben und ihren eignen Anteil daran nicht eingestehen wollen. Solche Krisen heilt man nicht durch Zaubermittel, wie Doppelwährung oder Schutzzoll; sie müssen allmählich überwunden werden.

Bedeutet aber Pflege der wirtschaftlichen Sonderinteressen wirklich Stärkung des Nationalbewußtseins? Die Interessenpolitiker begnügen sich nicht damit, Feindseligkeit und Mißtrauen gegen das Ausland zu predigen. Wir hören von ihnen nicht bloß, daß das Inland dem Auslande gegenüber immer zu kurz komme, sondern auch, daß im Inlande gewisse Gegenden bevorzugt würden. Bei uns ist es der arme Osten, zu dessen Gunsten Maßregeln verlangt werden, die dem Mißverhältnis zwischen seiner Lage und der des höher entwickelten Westens abhelfen sollen. In Amerika sind es die Staaten des Westens mit ihrer ältern und höher entwickelten Kultur, gegen die der Neid erregt wird. Pessimisten haben sogar behauptet, daß ein neuer Sezessionskrieg bevorstehe, der aber nicht zwischen Norden und Süden, sondern zwischen Osten und Westen geführt werden müsse. Dazu wird es nun doch voraussichtlich nicht kommen; es ist auch gar keine scharfe Grenze zu ziehen zwischen den östlichen und den westlichen Staaten, die sie nach ihren wirtschaftlichen Besonderheiten schiede. Aber diese Kämpfe zeigen doch klar, welche verfeindende Macht die wirtschaftliche Interessenpolitik hat, und daß sie nach Abgrenzung möglichst enger Gebiete strebt. Es ist ja ganz natürlich, daß sich in den ältern östlichen Staaten Nordamerikas ein größerer Kapitalreichtum angesammelt hat. Aber die Erwerbsbedingungen haben doch lange im Westen mit seiner jüngern Kultur günstiger gelegen. Jetzt, da das Erwerben von Wohlstand nicht mehr so leicht geht, Landspekulationen nicht mehr lohnend sind, wird über das Sklaventum der produktiven Stände, über die Abhängigkeit der kapitalarmen Gegenden von den kapitalreichen geklagt.

Echt partikularistische Züge weist auch bei uns die Interessenpolitik auf.

Digitized by Google

Haben doch sogar die Vertreter eines und desselben Berufsstandes, der Landwirtschaft, Interessenkämpfe mit einander ausgefochten, wenn sich die Interessen des Ostens und die des Westens mit einander kreuzten. Die agrarischen Bestrebungen und die auf Anraten der Agrarier von der Gesetzgebung unternommenen Maßregeln dienen zum großen Teil nur den Interessen der Landwirtschaft gewisser Gegenden. Die Landwirtschaft in den übrigen Teilen des Reichs ist von diesen Bevorzugungen ausgeschlossen. Hauptsächlich ist es der Osten, zu dessen Gunsten gesetzgeberische Maßregeln manchmal freilich von recht zweifelhaftem Wert verlangt werden. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Bevorzugung des Ostens anderswo Mißstimmung erregt. Daß die wirtschaftlichen Bestrebungen sonderlich der östlichen Agrarier stark mit politischen verquickt sind, daß die preußischen Junker politische Bestrebungen verfolgen, die im Süden sehr unpopulär sind, dient weiter dazu, die Gefahr der Verfeindung der Stämme unter einander zu erhöhen.

Aber wie sehr auch die Regierung den Osten begünstigen mag, sie kann nicht alle seine Wünsche erfüllen, sie kann nicht die Verkehrspolitik und Handelspolitik ganz nach den einseitigen Forderungen gestalten, die der wirtschaftliche Partikularismus im Namen einzelner Landesteile stellt, weil sie dadurch andre Landesteile schwer benachteiligen würde. Daß der wirtschaftliche Kampf im Inlande Gefahren für das wirtschaftliche Gedeihen mit sich bringt, kann keine für das Wohl des ganzen Landes verantwortliche Regierung verkennen. Aber den naheliegenden Schluß, daß dann auch die Anfeindung des Auslandes und das Bemühen, eigne Vorteile durch Schädigung des Auslandes zu erlangen, thöricht ist, wollen die Fanatiker protektionistischer Maßregeln nicht ziehen.

Für die wirtschaftlichen Beziehungen sind doch die politischen Landesgrenzen nur etwas zufälliges. Zwei Landesteile, die durch eine politische Landesgrenze getrennt sind, können auf den Verkehr mit einander ebenso sehr und manchmal mehr angewiesen sein, als zwei, die politisch zusammengehören. Die Schutzzollpolitik hat den Verkehr in unnatürliche Bahnen gedrängt, weil sie Schranken aufrichtet zwischen Landesteilen, die wegen ihrer natürlichen Lage aus dem Verkehr mit einander am meisten Vorteil ziehen würden. Wollte man die Schutzzollbestrebungen bis zu ihren äußersten Konsequenzen treiben, der wirtschaftlichen Eifersucht zwischen den einzelnen Landesteilen volles Genüge schaffen, so müßte man im Inlande die alten Schranken wieder aufrichten und engere Wirtschaftsgebiete herstellen, die sich gegenseitig mit Gesetzesmaßregeln bekämpfen. Eine solche Forderung wird nicht gestellt, weil sie offenbar unsinnig wäre. Wird aber eingesehen, daß die wirtschaftliche Verfeindung im Inlande vom Übel ist, so sollte auch zugegeben werden, daß die Gemeinsamkeit der Interessen über die politischen Landesgrenzen hinausreicht, und daß diese gemeinsamen Interessen durch Maßregeln, die eine kurzsichtige Selbstsucht verlangt, geschädigt werden.

Digitized by Google

# Die Erweiterung der Krankenversicherung

Von Ed. Trilling

Unsre Zeit ist ernst, und die allgemeine Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen greift von Jahr zu Jahr um sich. Es kommt uns immer mehr zum Bewußtsein, daß diese Gährung als Anzeichen einer schweren Erkrankung zu gelten hat, von der unser ganzer Volkskörper ergriffen ist. Es drängt sich aber auch immer mehr die Erkenntnis auf, daß hier nur eine gründliche Kur Hilfe bringen kann, daß nur durchgreifende sozialreformatorische Maßregeln imstande sein werden, die drohende Gefahr einer Revolution zu beschwören. Leider wird diese Gefahr noch immer nicht so gewürdigt, wie sie es verdient.

In der Kette der notwendigen Reformen bildet aber die Verstaatlichung des Heilwesens, oder was im ganzen dasselbe sagen will, die Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfe für alle wirtschaftlich Schwachen ein so wichtiges Glied, daß sie als eine dringende Forderung unsrer Zeit hingestellt und mit allen Kräften angestrebt werden muß. Ja wenn wir uns die einzelnen Reformpläne, die zur Linderung und Verhütung der Not unsers Volkes empfohlen werden, näher ansehen, so müssen wir uns sagen, daß der weitere Ausbau der sozialpolitischen Schutzgesetzgebung vielleicht die erste Stelle beanspruchen darf. Und wie man seinerzeit das soziale Reformwerk ganz richtig mit der Krankenversicherung begonnen hat, so wird man auch bei der Weiterführung der Reformpolitik zunächst an diesem Punkte den Hebel zur Besserung der allgemeinen Notlage ansetzen müssen. Nun wird ja heutzutage schon viel von der „gewaltigen“ Ausdehnung der Krankenversicherung gesprochen, und es soll auch nicht bestritten werden, daß der heutige Zustand einen großen Fortschritt bedeutet gegen früher, wo man die Millionen der jetzt versicherten Arbeiter bei Krankheit und Erwerbsunfähigkeit der „Selbsthilfe,“ d. h. ihrem wirtschaftlichen Elend und Ruin überließ. Aber wir haben damit noch lange nicht das Ziel erreicht. Wenn wir mit Hilfe der Statistik die Verhältnisse näher prüfen, werden wir sogar bekennen müssen, daß unsre ganze Krankenversicherung zur Zeit noch immer ein mangelhaftes Stückwerk ist. Darüber sind auch alle

litiker — soviel ich aus ihren Schriften habe sehen können — einig,

Digitized by Google

und es wird selbst von der Reichsregierung dadurch zugestanden, daß sie bestrebt gewesen ist, den Versicherungszwang auf immer weitere Berufszweige auszudehnen. Leider ist nur diese Erweiterung gegenüber der großen und offenkundigen Not so vieler Hilfsbedürftigen bisher in viel zu geringfügigem Maße und in viel zu langsamem Tempo von statten gegangen. Aus der Steuerstatistik wissen wir, daß in Preußen 70 Prozent aller Erwerbenden ein Einkommen von weniger als 900 Mark haben, von denen sich wieder 50 Prozent mit etwa 500 Mark und darunter jährlich durchzuschlagen haben. Im Königreich Sachsen hatten im Jahre 1890 90 Prozent ein Einkommen bis zu 1600 Mark, und von diesen betrug wieder bei 67 Prozent das Einkommen unter 800 Mark. Nun überlege man, daß das kärgliche Einkommen aller dieser Leute, die etwa drei Viertel der gesamten Bevölkerung Deutschlands ausmachen, für Nahrung, Wohnung, Kleidung, Schuhwerk, Wäsche, Licht, Feuerung, Kindererziehung usw. ausreichen soll, und das nicht selten noch bei einer großen Kinderschar! Flügge hat die niedrigsten Kosten für die Nahrung eines Erwachsenen täglich auf 60 Pfennige berechnet. Ist es aber nicht nach den angeführten Zahlen ganz zweifellos, daß Millionen von Familien nicht einmal dieses niedrigste Maß erreichen, also wegen ungenügender Ernährung thatsächlich hungern und verkümmern müssen?

Jedenfalls steht fest, daß unser Volk von der ganzen sozialen Gesetzgebung nichts so sehr als unmittelbare Wohlthat empfindet, wie das Krankenversicherungsgesetz. Das ist auch leicht zu verstehen. Während für die Altersversicherung Jahrzehnte hindurch Beiträge geleistet werden müssen, ohne daß die Zahlenden wissen, ob sie jemals in die Lage kommen werden, die Wohlthaten dieses Gesetzes zu genießen, liegt die Sache bei der Krankenversicherung ganz anders. Krankheiten und Unfälle kommen alle Tage vor, der Nutzen liegt also für jedermann auf der Hand und wird vom Volke täglich gesehen und gefühlt. Daher überall der lebhafte Wunsch, den Segen dieses humanen Gesetzes immer weitern Kreisen zugänglich zu machen. Es ist bekannt, daß gegenwärtig etwa acht Millionen Deutsche der „obligatorischen“ Krankenversicherung unterliegen. Aber die Familienangehörigen der verheirateten Arbeiter sind immer noch nicht in die Versicherung hineingezogen, und das ist ein schwerer Übelstand, der so bald als möglich beseitigt werden sollte. Die Not des Arbeiters ist bei Krankheitsfällen seiner Angehörigen genau dieselbe wie bei seiner eignen Erkrankung. Sehr richtig schrieb vor einiger Zeit die Leipziger Zeitung: „Die Beschaffung billiger ärztlicher Hilfe ist für die Angehörigen dringend notwendig, weil diese ebenso wenig einen Arzt bezahlen können, wie die arbeitenden Familienmitglieder. Solch ein Arbeiter, der kaum so viel verdient, daß er seine zahlreichen Kinder ernähren kann, hat keinen Pfennig übrig, noch einen Arzt für sie zu bezahlen.“ Der jetzige Zustand der Krankenversicherung ist also eine Halbheit, und ihre Ausdehnung auf die



Digitized by Google

Frauen und Kinder eine so dringende Forderung, daß sie als der erste und wichtigste Gegenstand der sozialen Gesetzgebung auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte. Das Flickwerk der „fakultativen" Familienunterstützung genügt nicht, hier muß ganze Arbeit gemacht werden, und ohne den wohlthätigen Zwang der Gesetzgebung ist niemals eine gründliche Abhilfe zu erwarten. Mit der Beteiligung der Familienangehörigen an der Krankenversicherung würde gewissermaßer das zweite Stockwerk an dem großen Bau unsrer sozialen Gesetzgebung aufgeführt werden.

Aber damit wäre das ganze Werk immer noch nicht vollendet. Aus der Steuerstatistik sehen wir, daß etwa dreiviertel aller Erwerbenden (die mit ihren Angehörigen etwa 36 bis 38 Millionen Köpfe ausmachen werden!) nur ein Einkommen bis zu 900 oder 1000 Mark haben. Während es nun die Gesetzgeber für nötig gehalten haben, alle Arbeiter mit einem Einkommen bis zu 2000 Mark als „wirtschaftlich schwache Existenzen" in die Krankenversicherung aufzunehmen, ist für die übrigen Millionen von Kleinbürgern, die sich ebenfalls in der Mehrzahl mit dem äußerst kärglichen Einkommen bis zu 900 Mark jährlich durchzuschlagen haben, von der Gesetzgebung bisher nicht das Geringste gethan worden. Und doch ist die Hilfsbedürftigkeit hier durchweg ebenso groß wie bei den Arbeitern, sodaß die oft zu hörende Klage dieser kleinen Leute, daß ihre Lage bei Krankheitsfällen übler sei als die des Arbeiters, als völlig berechtigt anerkannt werden muß. Sollte es daher nicht recht und billig sein, die Wohlthaten der Krankenversicherung nun auch auf diese auszudehnen? Die „Fortschrittler," die den Grundsatz verfechten, daß in unserm sozialen und wirtschaftlichen Leben alles „hübsch beim alten" bleiben solle, werden einwenden, daß das Kleinbürgertum bisher ohne die gesetzliche Krankenversicherung ausgekommen sei, die staatliche Fürsorge also überflüssig sei. Gewiß haben sich diese Leute bisher durchgeschlagen, aber es ging, wie es eben ging, kein Mensch hat sich darum gekümmert, ob alljährlich hunderttausende von kleinen Familien durch die Kosten für den Arzt und Apotheke schwer getroffen, ja zum Teil ruinirt worden sind. Dann könnte man auch die Krankenversicherung der Arbeiter als überflüssig hinstellen, denn auch die Millionen von Arbeitern haben sich früher ohne Kranken-, Unfall- oder Invaliditätsversicherung durchwürgen müssen. Man wird ferner einwenden können, es stehe ja diesen kleinbürgerlichen Familien frei, durch private Krankenversicherung sich selbst vor solcher Not zu schützen. Das ist aber leichter gesagt als gethan. Der Leichtsinn der Massen ist sehr groß. Die meisten Menschen denken in gesunden Tagen nur wenig an die Zukunft, ihre Lage kommt ihnen erst dann zum Bewußtsein, wenn sie mitten in der Not stecken und sie am eignen Leibe spüren. Diesem Übel kann man nur auf dem Wege der Gesetzgebung beikommen, und mit schönen Schlagwörtern wie Freiheit und Zwang oder Individualismus und Kommunismus wird hier nicht das Geringste gebessert. Freiheit wollen alle

Digitized by Google

Menschen, aber die rechte Freiheit kann sich nur auf der Grundlage eines heilsamen Zwanges entwickeln, sonst führt sie zur sozialen Mißwirtschaft und Anarchie. Warum haben denn die Freiheitsschwärmer nicht besser dafür gesorgt, daß die Not der Arbeiterschaft schon früher auf dem Wege der „freien Selbsthilfe" aus der Welt geschafft oder doch gelindert worden ist? Auch hier ließ der Liberalismus die Dinge gehen, wie sie wollten, statt der materiellen Hilfe gab man den Notleidenden allerlei „ideale Freiheit," d. h. statt Brot gab man ihnen Steine.

Von allen Berufen bringt der leidenden Menschheit kein zweiter soviel werkthätige Hilfe wie der ärztliche. Und doch, wie unerquicklich ist bei alledem unsre ganze heutige Lage, wo wir durch die Verhältnisse gezwungen sind, in der Hauptsache von den Notgroschen der armen Kranken unser Dasein zu fristen! Aus Berlin wurde kürzlich berichtet, daß bei den freien Hilfskassen durchweg 40 Prozent der ärztlichen Honorarforderungen nicht einzutreiben seien. Diese Zahl macht jedes weitere Wort über die Bedürfnisfrage der freien ärztlichen Hilfe überflüssig. Während die Ärzte — ähnlich wie die Geistlichen — als die Helfer und Wohlthäter der Kranken und Bedürftigen dastehen sollten, sind wir heutzutage noch immer dazu verurteilt, aus unsrer humanen Thätigkeit ein „Geschäft" zu machen und womöglich jeden einzelnen Krankheitsfall „kaufmännisch auszubeuten." Und nun stelle man sich vor, unter welchen Entbehrungen sich bedürftige Familien von ihrem geringen Einkommen eine Summe von 30, 50, 100 Mark und darüber für Arztkosten abzwacken, ja gewiß nicht selten geradezu vom Munde abdarben müssen!

Das sind peinliche Zustände, die nicht länger geduldet werden sollten. Die ungleich verteilten Lasten, die den Einzelnen erdrücken, müssen auf die Schultern der Gesamtheit verteilt und dadurch für jedermann erträglich gemacht werden.

Die Frage lautet also: Soll die wirtschaftliche Existenz von Millionen Menschen, die sich selbst in den Tagen der Gesundheit nur mit Mühe und Not durchkämpfen, noch länger dem Spiel des Schicksals preisgegeben werden, oder wird unser Staat die Verpflichtung anerkennen, hier einzugreifen und zur Linderung und Verhütung unverschuldeter Not einen weitern Schritt zu thun? In der Lage dazu ist der Staat jeden Tag, denn es gehört dazu weiter nichts als der gute Wille. Der Staat ist ja an und für sich eine sozialistische Einrichtung, und die moderne Staatsidee ist ja nichts andres als der Sozialismus. Wenn auch der Einzelne von Rechts wegen nicht mehr verlangen kann als das Dasein, so läßt sich doch aus diesem Rechte die soziale Forderung auf ein menschenwürdiges Dasein ableiten. Dazu gehört aber, daß wenigstens ein leidlich auskömmliches Maß an materiellen Gütern vorhanden sei, und daß die „wirtschaftlich schwachen Existenzen" nicht fortwährend der Gefahr ausgesetzt seien, durch Krankheitsfälle usw. ruinirt werden zu können. Wo die Not an-

Digitized by Google

fängt, hört die Zufriedenheit auf. Zu einem erträglichen Dasein dem Volke die äußern Bedingungen zu schaffen, dazu sollten sich Staat und Gesellschaft schon im Interesse der Selbsterhaltung für verpflichtet halten.

Würde nun aber die Ausdehnung der Krankenversicherung auf das Kleinbürgertum in der Art vorgenommen, daß man — wie beim Arbeiter — ein Einkommen von 2000 Mark als Grenze für die Versicherungspflicht festsetzte, so würde, wenn alle Familienangehörigen mit eingeschlossen würden, eine so gewaltige Zahl von Versicherten herauskommen — nämlich etwa 90 Prozent der Gesamtbevölkerung —, daß sich die Notwendigkeit einer staatlichen Organisation der ärztlichen Praxis ganz von selbst daraus ergeben würde. Das eine wäre nicht denkbar ohne das andre. Der Weg der sozialpolitischen Gesetzgebung — auf dem es kein Halten mehr giebt und geben darf — führt schließlich zur Verstaatlichung des Ärztestandes!

Die Macht der Thatsachen und Verhältnisse ist stärker als der Wille des Menschen; so wird es auch hier sein. Oder wer wäre so naiv, zu glauben, daß unsre heutige Gesellschaftsordnung schon auf dem Gipfel ihrer Entwicklung angelangt sei, und daß die Mißstände, die gerade wir Ärzte täglich vor Augen sehen, in alle Ewigkeit fortbestehen müßten?

Wenn wir aber weiter die Beobachtung machen, daß — namentlich in den größern Städten — schon große Kreise sich zu dem Zwecke zusammengeschlossen haben, sich billige ärztliche Hilfe zu verschaffen, und wenn wir ferner sehen, daß diese Neigung immer mehr um sich greift, dann werden wir uns sagen müssen, daß in den Großstädten über kurz oder lang überhaupt nur noch ein winziger Teil des Publikums für die ärztliche Privatpraxis übrig sein wird. Wie sehr diese Bestrebungen in dem Zuge unsrer Zeit liegen, hat erst kürzlich wieder die Nachricht aus Österreich gezeigt, daß die Meister dort auf dem Wege der Gesetzgebung die Gründung einer „obligatorischen Meisterkrankenkasse“ anstreben. Die Münchner medizinische Wochenschrift bemerkte dazu: „So will ein Stand um den andern abbröckeln, um sich die ärztliche Hilfe um ein Bettel zu sichern. Die Staatsbeamten errichten sich Kasinos mit Krankenversicherung und Kassenärzten, die Lehrer gründen einen Lehrerhausverein mit Krankenversicherung usw. Nun kommen die Gewerbtreibenden und wollen sich auch ihre Kassen machen: wovon soll der praktische Arzt in der Stadt und auf dem Lande schließlich leben? Sehr wenigen Ärzten gelingt es, einen Sparpfennig für ihre alten Tage zurückzulegen, was ja die Verhandlungen über die von der Ärztekammer geplanten obligatorischen Versicherungen aller Ärzte Österreichs gegen Tod und Invalidität zur Genüge erwiesen haben. Die rarae aves gelten aber der großen Menge noch immer als die regelmäßigen oder als die Durchschnittsfälle, noch immer wird der ärztliche Stand im allgemeinen beneidet und als sehr gewinnbringend angesehen.“ Aus Hamburg ist schon vor Jahren berichtet worden, daß drei

Digitized by Google

Viertel der dortigen Einwohnerschaft in Krankenkassen versichert seien. Und ähnlich dürften die Verhältnisse in andern Großstädten liegen, wo die „Sanitätsvereine“ wie Pilze aus der Erde schießen.

Sollen wir Ärzte diese Bestrebungen des Kleinbürgertums nach einer bessern Sicherstellung seiner wirtschaftlichen Lage zu vereiteln suchen? Das hieße die Bedürfnisse und die sozialen Aufgaben unsrer Zeit völlig verkennen, und das wäre ein Fehler, in den gerade wir Ärzte am wenigsten verfallen dürfen. Alle Proteste würden aber auch nur wenig nützen und nicht imstande sein, eine Bewegung aufzuhalten, die — soweit es sich dabei um den unbemittelten und hilfsbedürftigen Teil der Bevölkerung handelt — als sozial berechtigt und notwendig anerkannt werden muß. Wenn Offiziere und höhere Beamte ihre Konsumvereine und Krankenkassen haben dürfen, mit welchem Recht wollte man es da den kleinen Handwerkern verwehren, sich vor der Not in Krankheitsfällen zu schützen? Da also ein Protest gegen diesen Zug der Zeit doch vergeblich sein würde, so sollte man doch lieber gleich davon abstehen und, statt zu hemmen, die notwendige Erweiterung der Krankenversicherung eher zu fördern suchen.

Die soziale Frage ist die schwere Gewissensfrage unsrer Zeit, die nicht eher von der Tagesordnung schwinden wird, als bis ihre notwendigen und berechtigten Forderungen erfüllt sein werden. Und diesen Forderungen werden die besitzenden Klassen noch mehr Verständnis und mehr Herz entgegenbringen müssen, als bisher geschehen ist. Der Sinn für die sozialen Aufgaben unsrer Zeit muß noch mehr geweckt werden, denn die Scheu der Gebildeten, sich ernstlich mit sozialen Dingen zu befassen, ist leider noch immer recht groß. Mag uns auch der sozialdemokratische „Zukunftsstaat“ mit seinen phantastischen und verwerflichen Zielen als eine Utopie erscheinen, so enthält doch das sozialistische Programm auch Forderungen genug, die von allen verständigen Leuten als berechtigt anerkannt werden. Dazu rechne ich auch die Verstaatlichung des Heilwesens, oder — wenn wir uns auf das vorläufig erreichbare Ziel beschränken wollen — die Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfe für alle „wirtschaftlich Schwachen.“

Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, da ich alle diese Dinge in meiner Schrift über die Verstaatlichung der kassenärztlichen Praxis (Leipzig, Gustav Fock, 1896) und in einem Aufsatz im Ärztlichen Vereinsblatt, 1896, Nr. 323, ausführlich erörtert habe.

Digitized by Google

# Atheismus und Ethik

Im vorjährigen Oktoberheft der Preußischen Jahrbücher hat J. Friedheim, Major a. D., die atheistische Ethik als die allein wahrhaft idealistische empfohlen. Im Novemberheft hat ihm dann Dr. E. Troeltsch, Professor der Theologie in Halle, geantwortet. Er giebt den idealistischen Vertretern des modernen Atheismus zu, daß sie von den Vorwürfen, die man dem Atheismus der alten Epikureer machen kann, nicht getroffen werden, und daß ihre Ethik die christliche im Heroismus der Entsagung und in der Stärke des sittlichen Willens, die sie voraussetzt, übertrifft, aber er glaubt nicht, daß die Masse jemals der „Krücken," die der religiöse Glaube dem sittlichen Willen gewährt, werde entraten können. Diesen Aufsatz kritisirt H. v. Samson-Himmelstjerna im diesjährigen zweiten Quartalbande der Deutschen Revue unter der Überschrift: „Religiöse Liquidation." Die Redaktion erklärt in einer Anmerkung, daß sie nicht auf dem religiösen und philosophischen Standpunkte des Verfassers stehe, jedoch einem hervorragenden Gelehrten, der eine andre Richtung vertrete, ihre Spalten nicht verschließen wolle.

Das alles würde uns nun weiter nichts angehen, wenn wir nicht auf privatem Wege erfahren hätten, daß Samson den Verfasser des Artikels: Auguste Comte und der Positivismus, im sechzehnten diesjährigen Hefte der Grenzboten, für einen Gesinnungsgenossen von sich und Friedheim hält.

Da auch andre Leser den Aufsatz in dieser Weise mißverstanden haben könnten, halten wir es für gut, uns mit den Atheisten auf dem Gebiete der Ethik auseinanderzusetzen. Wir können uns kurz fassen, da wir nur die Hauptpunkte hervorzuheben brauchen; ausgeführt haben wir sie ja schon oft.

In dem Aufsatze über Comte haben wir den Positivismus als die folgerichtige Anwendung des Kritizismus empfohlen, also natürlich im Sinne Kants; wir halten es für weise, die unserm Erkenntnisvermögen gezognen Grenzen anzuerkennen, auf die Ergründung des unergründlichen Weltgeheimnisses zu verzichten und zwischen Wissen und Glauben „reinlich" zu scheiden. Damit ist aber ausgesprochen, daß wir, weit entfernt davon, den Glauben preiszugeben, ihn im Gegenteil vor den Künsten einer ihn fortwährend kompromittirenden Beweiswut sicher stellen. Es ist sonderbar genug, daß es nach

Digitized by Google

achtzehnhundertjährigem Bestehen des Christentums solcher Philosophen wie Kant und Comte bedurft hat, die Christenheit an die selbstverständliche Thatsache zu erinnern, daß es gar keinen Glauben geben könnte, wenn die Gegenstände des Glaubens beweisbar wären. Natürlich ist damit auch der Atheismus für wissenschaftlich zulässig erklärt. Da der Glaube aus Gemütszuständen, aus Empfindungen hervorgeht, so hängt er bei jedem einzelnen davon ab, ob dieser die fraglichen Empfindungen hat oder nicht, und außerdem, da Empfindungen an sich ansteckend sind und auch durch äußerlich beigebrachte Vorstellungen erzeugt werden können, in sehr hohem Grade von der Umgebung, in der jeder lebt. Die Wissenschaft hat nichts einzuwenden gegen den Glauben an eine jenseitige Welt noch gegen den Atheismus; sie hat es nur mit dem Diesseits zu thun und ist nicht zuständig für die Fage, ob es ein Jenseits gebe oder nicht. Unser Standpunkt ist also von dem Samsons, der die von Kant gezogne Grenze nicht achtet und den Atheismus für wissenschaftlich bewiesen hält, himmelweit verschieden. Trotzdem stimmen wir in drei Punkten mit ihm überein: daß die Sittlichkeit von der Religion unabhängig ist, und daß es demnach auch eine von der Theologie unabhägige Sittenlehre giebt, daß die Dienste, die die Religion der Sittlichkeit leistet, von den Theologen überschätzt werden, und daß es seine Gefahren hat, wenn Kirche und Staatsregierung im Verein den christlichen Glauben für die einzige Grundlage der Sittlichkeit erklären, weil sich da die jungen Leute und die Volksmassen leicht einbilden können, sie wären, wenn sie mit dem christlichen Glauben brechen, zugleich das Sittengesetz los, was natürlich die sittliche Kraft schwächen würde. Dagegen bestreiten wir drei andre Ansichten, die Samson zu beweisen sucht: daß die Sittenlehre naturwissenschaftlich begründet werden könne, daß der Atheismus der Sittlichkeit förderlich sei, und daß die Zeitumstände dem Staate die Einführung eines religionslosen Moralunterrichts in die Schulen nahe legten.

Von der Selbständigkeit der Sittlichkeit kann niemand fester überzeugt sein als wir. Wir folgen in der Ethik Herbart und halten ihn für den einzigen Philosophen, der das Wesen der Sittlichkeit und ihre Unabhängigkeit von den übrigen Gebieten des Seelenlebens klar erkannt und damit eine von allen andern Zweigen der Wissenschaft unabhängige Ethik möglich gemacht hat. Er hat die Ethik dahin gestellt, wohin sie gehört, neben die Ästhetik. Erst dann beginnt sich das Menschendasein vom tierischen zu sondern, wenn der Mensch Werturteile bildet, die sich nicht unmittelbar auf sein leibliches Befinden beziehen. Die Denkoperationen unterscheiden ihn noch nicht, denn die einfachsten davon werden auch von den Tieren vollzogen. Auch die religiösen Empfindungen nicht, denn die ersten, rohesten, sind von der Furcht des Hundes vor seinem Herrn und der Dankbarkeit für ihn nicht wesentlich verschieden; reinere Vorstellungen vom Göttlichen können sich aus diesen Anfängen entwickeln, aber diese Entwicklung kann auch ausbleiben, ohne daß dadurch die Entstehung einer höhern

Digitized by Google

Kultur verhindert würde. Dagegen ist eine höhere Kultur, in der weder zwischen schön und häßlich noch zwischen Tugend und Laster unterschieden würde, nicht denkbar. Die ästhetischen und die ethischen Werturteile haben das gemein, daß sie sich unmittelbar nicht auf Dinge, sondern auf Verhältnisse beziehen. Die ästhetischen auf geometrische, arithmetische, dynamische Verhältnisse (zu diesen gehören die Stärkeverhältnisse der Töne und der Lichtstrahlen), wie am Kunstwerke deutlich wird, wo uns das Ding, z. B. an einem Gemälde die Leinwand und die Farbenschicht, ganz gleichgiltig ist. Bei den ethischen Urteilen ist der Gegenstand nicht sowohl, wie es Herbart nennt, ein Verhältnis, als ein Verhalten des Menschen zur Außenwelt, woraus sich allerdings stets Verhältnisse zu ihr ergeben. Die ethischen Urteile des Menschen über sein und seiner Brüder Verhalten zur Außenwelt entspringen eigentümlichen Empfindungen, die wir eben so wenig wie die Denkgesetze, den Kausalitätstrieb und den Schönheitssinn aus irgend etwas anderm ableiten können und als die ein für allemal gegebne, unerschütterlich feststehende Grundlage der Sittlichkeit und damit auch der Sittenlehre ansehen dürfen, und da es an jeder andern Grundlage fehlt, ansehen müssen. Diese Empfindungen sind: Wohlwollen oder Sympathie in vielfacher Gestalt, Gerechtigkeitsgefühl, das Kraftgefühl des die Triebe beherrschenden Geistes, und der Thätigkeitsdrang oder vielmehr das Wohlgefühl bei befriedigtem Thätigkeitsdrange. Die Vorstellung eines diese Empfindungen in angenehmer Weise erregenden Verhaltens ergiebt die Ideen des Wohlwollens oder der Liebe, der Gerechtigkeit, der sittlichen Freiheit und der Vollkommenheit oder Fülle; diese letzte, indem der Thätigkeitsdrang eines gesunden und begabten Menschen alle in der Menschennatur liegende Anlagen zur Entfaltung bringt. Die Verwirklichung der sittlichen Ideen ist der Inhalt des bei Kant ganz leeren kategorischen Imperativs. Ein Imperativ ist überhaupt ursprünglich gar nicht vorhanden. Der Mensch empfindet an seinem und der Brüder Verhalten zur Außenwelt bald Wohlgefallen, bald Mißfallen. Zum Urteil wird die Empfindung, indem sie mit den Worten: das gefällt oder das mißfällt mir! ausgesprochen wird. Das ausgesprochne Mißfallen ist eine Verurteilung, und die Selbstverurteilung, zu der sich der Mensch manchmal gezwungen sieht, thut weh. Die Schmerzempfindung bei solcher Selbstverurteilung nennen wir das böse Gewissen (während es der gute und nützliche Schmerz über das begangne Böse ist), und die Angst vor der Gefahr, uns diesen Schmerz zuzuziehen, nennen wir das mahnende Gewissen. Die Erscheinungen, die das Leben dem Menschen in desto reicherer Fülle darbietet, je länger es dauert und je höher die Kultur steigt, vergleicht er mit einander, und die angenehmsten, auf denen sein Blick am liebsten weilt, werden ihm zu ästhetischen und zu sittlichen Idealen. In ihnen namentlich zeigt es sich, wie eng beide Gebiete mit einander verwandt sind; in dem Wohlgefallen an einer edeln oder an einer großen Persönlichkeit

Digitized by Google

ist das ethische Element vom ästhetischen kaum zu scheiden. Das Nachdenken zieht dann aus dem so beharrlich wiederkehrenden Wohlgefallen und Mißfallen an gewissen entgegengesetzten Verhaltungsarten die Folgerung, daß es Pflicht sei, die eine zu beobachten und die andre zu meiden, und so erscheint denn — erst auf dieser hohen Stufe — der kategorische Imperativ, das: du sollst! Auch dabei tritt der enge Zusammenhang zwischen den beiden Gebieten zu Tage. Fließen doch alle Pflichten des heranwachsenden jungen Menschen in der einen zusammen, auf seine Umgebung einen angenehmen Eindruck zu machen, und nicht bloß bei den Hellenen wurde das Ziel der Erziehung in der καλοκἀγαθία gesehen, sondern auch jede deutsche Proletariermutter rüffelt ihren Buben, wenn er ihr durch ein unvorteilhaftes Äußere Schande macht. Wenn sich die Meinung gebildet hat, das ästhetische Gebiet gehe die Pflicht gar nichts an, so rührt das daher, daß die meisten der Gegenstände, auf die sich unsre ästhetischen Urteile beziehn, außerhalb des Bereichs unsers Handelns und manche, wie der Sternenhimmel, außerhalb des Bereichs alles menschlichen Handelns liegen, während wir ethische Urteile nur über menschliche Handlungen fällen und größtenteils über solche, die zu verrichten wir selbst in die Lage kommen können. Sobald es sich aber um die Erscheinung des Menschen handelt, ist das Ästhetische nicht mehr moralisch gleichgiltig; aus Schillers Xenie: Inneres und Äußeres, ließe sich ein ganzer Pflichtenkodex herausspinnen. Die sich in Werturteilen äußernde Seite der menschlichen Erkenntniskraft nennt Kant die praktische Vernunft, wie schon die Scholastiker das Gewissen, genauer die einzelne Äußerung des Gewissens, dictamen practicum rationis genannt haben.

Bis hierher haben wir so gesprochen, als wenn sich das sittliche Wesen des Menschen unabhängig von Einwirkungen andrer moralischer Wesen entwickelte. Das ist nun zum Glück nicht der Fall. Zum Glück, sagen wir, weil die moralischen Empfindungen ebenso wie die ästhetischen viel zarter und schwächer sind als die gröbern leiblichen Empfindungen und Begierden und gewisse andre, wie die Ehrliebe, die Liebe zum Eigentum und die Lust zu herrschen, die zwar mit der moralischen Natur des Menschen zusammenhängen, an sich aber nicht moralisch sind.*) Die aus der sittlichen Natur des Menschen entspringenden Forderungen geraten mit seinen Interessen so oft in Konflikt, und Hunger, Frost und Schläge thun so viel weher als Gewissensbisse, daß sich der Mensch sehr leicht an eine unsittliche Handlungsweise gewöhnt, wenn er dabei im Leben besser fährt, und daß die Stimme seines Gewissens verstummt, anstatt sich zum kategorischen Imperativ zu verstärken. Da ist nun

*) Die Ästhetik verschwindet bei den untern Klassen der nördlichen Länder stellenweise vollständig, wenigstens bei den Männern; von den Frauen suchen auch die allerärmsten sich selbst und ihre Wohnung ein wenig schön zu machen.



Digitized by Google

dafür gesorgt, daß dieser von außen in ihn hineingepflanzt werde. Der Bestand jeder Gesellschaft beruht auf einem Verhalten ihrer Mitglieder, das wenigstens in einigen Stücken den Anforderungen der sittlichen Natur des Menschen entspricht. Das nun, was jede Gesellschaft für notwendig zu ihrem eignen Bestande erachtet, prägt sie ihrer heranwachsenden Jugend als Pflicht ein und bedroht die Verletzung dieser Pflicht mit den schrecklichsten Strafen, unter denen die allgemeine Verachtung, die den Verächter der Volkssitte trifft, und seine Ausschließung aus der Gesellschaft die schwerste ist. Weit entfernt davon ist die Volkssitte, sich mit den Forderungen der Sittlichkeit vollständig zu decken; manchmal sind einzelne ihrer Forderungen geradezu unsittlich, und manchmal legt sie auf eine Modethorheit, auf eine religiöse Zeremonie, auf einen lächerlichen Brauch größres Gewicht als auf die heiligsten Pflichten. Auch kann dem Pflichtgefühl, das durch Strafen und Strafandrohungen erzeugt wird, kein besonders hoher sittlicher Wert zugesprochen werden; es steht für sich allein nicht höher als das Pflichtgefühl eines mit dem Stachelhalsbande dressirten Jagdhundes. Aber da die Volkssitte stets wenigstens in einigen Stücken mit den Forderungen des Sittengesetzes übereinstimmt, und da doch in den meisten Menschen mit diesem angedrillten Pflichtgefühl einige edlere, wirklich moralische Empfindungen verschmelzen, so wirkt die Volkssitte, der sich geistliche und weltliche Behörden als Organe darbieten, im ganzen heilsam.

Da die Volkssitte nach dem Bedürfnis wechselt, so wechseln mit ihr auch die sittlichen Vorstellungen und Ideale und die Ansichten von den Pflichten, was uns aber nicht irre machen darf an der Unveränderlichkeit der sittlichen Ideen. Die Wandelbarkeit der sittlichen Erscheinungen ist ganz abgesehen vom Einfluße der Volkssitte auch schon durch das Wesen der Sittlichkeit selbst gegeben. Sie stammt einerseits aus dem Wandel der Anforderungen, die von wechselnden Umständen an den Handelnden gestellt werden. Das Gewissen verpflichtet uns zwar, dem Nächsten wohlzuwollen, aber es sagt uns nicht das geringste darüber, auf welche Weise wir dieses Wohlwollen äußern sollen, ob durch Liebkosungen, oder durch freundliche Worte, oder durch ein Geldgeschenk, oder durch eine gute Mahlzeit, oder durch verständige Unterweisung, oder durch eine Tracht Prügel. Bald mag das eine, bald das andre das beste sein, aber was von dem vielen möglichen in jedem Augenblicke passend sei, darüber entscheidet nicht das Gewissen, sondern der Verstand, und dessen Entscheidung hängt von dem Bildungsgrade, vom Temperament, von eingesognen Vorurteilen und noch von vielen andern Umständen ab, kann daher in demselben Falle bei verschiednen Personen sehr verschieden ausfallen. Der altmodische Christ hält es für ein gutes Werk, einem armen Kranken ein Fläschlein Wein zur Stärkung zu schenken, der moderne Temperenzler hält das für eine schwere Sünde. Andrerseits beruht die Verschiedenheit der sittlichen Erscheinungen auf der Wahrheit der sittlichen Ideen. Wiederholt haben

Digitized by Google

wir hervorgehoben, daß sich Liebe und Gerechtigkeit sowohl unter einander als mit der Thatkraft oft schlecht vertragen, und daß diese auch nicht selten mit der dritten der sittlichen Ideen in Konflikt gerät, indem Großes oft nur gelingt, wenn der Handelnde von starken Leidenschaften erfüllt und fortgerissen wird. So entstehen die Haupttypen des liebevollen, des gerechten, des sich selbst beherrschenden und sittenreinen, des thatkräftigen, mit reichen Gaben weithin wirkenden Menschen in unzähligen Untertypen, und ob ein harmonischer Mensch, der alle diese Typen in sich vereinigte, möglich sei, das ist sehr die Frage; die Geschichte kennt kein Beispiel. Die großen Männer tragen alle den letzten Typus; die Weltgeschichte kennt keinen, der nicht vielfach die Liebe oder die Gerechtigkeit oder die Reinheit oder alle diese Tugenden verletzt hätte. Sollen wir nun, wie das gewöhnlich geschieht, nur einen Typus gelten lassen, etwa den des liebevollen, oder den des gerechten, oder den des reinen Menschen, und darnach die Menschheit scheiden in Sittliche und Unsittliche? Sollen wir das gute Weiblein, das nie etwas sehr arges begangen hat, weil sein Geist, sein Wille und sein Vermögen zu beschränkt dazu waren, in die Glorie am Throne Gottes versetzen, Alexander den Großen, Cäsar, Karl den Großen, Luther, Friedrich den Großen, Goethe, Bismarck, die alle mit einander beim gewöhnlichen Sittenrichter so manches auf dem Kerbholz haben, in den stinkenden Pfuhl zu Luzifern verweisen? Selbst Napoleon, bei dem die rücksichtslose Selbstsucht am unverhülltesten hervortritt, einfach als einen unmoralischen Menschen abzuthun, wird einem nicht leicht, wenn man sich die ungeheure Größe dieser Persönlichkeit vorstellt, gar nicht zu gedenken, wie notwendig für Europa seine welterschütternde Thätigkeit gewesen ist, und welchen Segen sie zurückgelassen hat. Die Herbartische Ansicht überhebt uns der Verlegenheiten, die aus der Einteilung der Menschen in moralische und unmoralische entspringen; sie gestattet, ja sie fordert neben der Einteilung in Menschen von größerer und geringerer sittlicher Kraft auch die in verschiedne Arten, wobei es als selbstverständlich anerkannt wird, daß die Moralischen der einen Art in andrer Beziehung unmoralisch sein können. Völlig unmoralisch, sittlich böse würde der Teufel sein, wenn es einen gäbe, ein Wesen, dessen Lebenszweck es ist, jedes Glück und jede vernünftige Ordnung zu zerstören und alle moralischen Empfindungen tötlich zu verletzen und dadurch sich selbst zu peinigen. Die ganz verkommnen Menschen sind als geistige Krüppel anzusehen, die in der sittlichen Welt nicht zählen.

Also die Sittlichkeit steht für sich fest und ruht auf ihrer eignen natürlichen Grundlage. Was nun den Einfluß der Religion, namentlich des Christentums, auf sie betrifft, so ist zuzugeben, daß die heroischen Tugenden, zu denen der religiöse Glaube die Kraft verleiht, aufgewogen werden durch die Unthaten, die in seinem Namen verübt werden, und daß er die Gewissen ebenso oft irre leitet als aufklärt und auf den rechten Weg weist. Freilich sind die schlimmen

Digitized by Google

Einflüsse weniger dem religiösen Glauben als seinen berufnen Verkündern und Erklärern schuld zu geben. Aber den heilsamen Einfluß, den das Christentum ganz im stillen unter gewöhnlichen Verhältnissen auf die Durchschnittsmenschen übt, unterschätzt Samson. Darin hat er ja wieder Recht, daß die Himmelsfreuden ihre Zugkraft und die Höllenqualen ihre Schrecken verloren haben. Um die Zugkraft der Himmelsfreuden ist es immer schwach bestellt gewesen; sogar der Bruder Berthold gesteht in einer seiner Predigten, wenn nur die Höllengefahr nicht wäre in diesem sündhaften Leben, „so waere mir dise zit hie uf ertriche lieber ze leben, danne ze himelriche." Der Teufel aber ist schon seit dem Mittelalter dermaßen dem allgemeinen Gespött verfallen, daß seine Folterkammer über das vierzehnte Lebensjahr hinaus niemanden mehr schreckt. Die Vorstellung von einem Jenseits wirkt jedoch auf eine andre Art. Gleichviel, wie das Leben im Jenseits beschaffen sein mag: der Gedanke, daß es ein Jenseits giebt, daß drüben über uns Gericht gehalten wird, daß wir dort die Früchte unsrer irdischen Aussaat ernten, dieser Gedanke, das ist gar nicht zu bestreiten, legt den Leidenschaften Zügel an und hält von Unthaten zurück; schon der Gedanke, daß drüben alle Welt in unser Inneres schauen, uns durchschauen wird, wirkt sehr kräftig. Andrerseits hält der Gedanke, daß ein gütiger und gerechter Gott unsre Geschicke lenkt, daß daher das Recht und das Gute nur vorübergehend unterliegen können, daß sich die Rätsel, die uns hier peinigen, drüben lösen werden, den Mut aufrecht, sodaß wir nicht verzweifeln und noch weiterkämpfen, wenn schon aller Kampf vergebens zu sein scheint. Niemand hat den Sieg des Unrechts über das Recht, das Glück des übermütigen Räubers, der seinen Raub verpraßt und bis ans Ende lustig lebt, allgemeiner gesehen und bitterer beklagt, als die alttestamentlichen Propheten und Psalmisten. Aber keinen Augenblick sind sie verzagt; wider alle Wahrscheinlichkeit des Erfolges sind sie ihrem weltgeschichtlichen Berufe treu geblieben; ihr In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum, ist in die christliche Liturgie aufgenommen worden und bildet den Schluß des Te Deum, und dieses: Ich werde nicht zu Schanden werden in Ewigkeit, hat nicht allein Luthern sein großes und den Puritanern ihr blutiges Lebenswerk zu Ende zu führen Kraft gegeben, sondern hilft auch noch täglich hunderttausenden von kleinen Leuten bei ihrem unscheinbaren und mühseligen Tagewerke ausharren. Daß auch ein Atheist ein guter Mensch sein könne, bezweifeln wir nicht im geringsten. Wir sind sogar überzeugt, daß der Durchschnitt der atheistischen Gebildeten sittlich nicht tiefer steht als die heutige Geistlichkeit aller Konfessionen, und bedeutend höher als der Klerus in allen den Zeiten, wo er die Herrschaft hatte. Wir sind sogar noch weit liberaler als Samson. Dieser spricht sowohl den wissenschaftlichen Materialisten wie den Sozialdemokraten die Sittlichkeit ab, wenigstens hält er die Sittlichkeit für gefährdet durch ihre Lehren, die aufs äußerste zu bekämpfen er für eine heilige Pflicht hält. Wir dagegen ver-

Digitized by Google

trauen auf die Macht der sittlich angelegten Menschennatur auch diesen Lehren gegenüber, und die Thatsachen rechtfertigen unser Vertrauen. Vogt und Büchner haben schlecht und recht gelebt, wie andre Professoren auch, die Ethikprofessoren eingeschlossen, Marx und Engels sind sehr anständige Leute gewesen, Bebel und Liebknecht sind es heute noch, und die Zahl der Vergehungen gegen Leben und Eigentum ist in sehr frommen, von der Sozialdemokratie kaum berührten Gegenden nicht kleiner, meistens sogar größer, als in dem „sozialistisch verseuchten" Berlin oder Leipzig. Das alles steht uns außer Frage. Aber daß die sittliche Kraft ungebrochen und ungelähmt bleiben könne, wo der Atheismus nicht allein mit dem Munde bekannt, sondern durchgedacht wird, das leugnen wir ganz entschieden. Die atheistischen Professoren idealistischer wie materialistischer*) Richtung, die Sozialistenführer und die sozialdemokratischen Arbeiter sind allesamt sehr beschäftigte Leute, die gar keine Zeit haben, aus ihrem Glauben — denn der Atheismus ist eben doch auch ein Glaube und kein Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis — die Folgerungen zu ziehen. Thäten sie es, so würde die lähmende Wirkung nicht ausbleiben. An eine sittliche Weltordnung zu glauben, haben die Atheisten gar kein Recht. Was ist denn sittliches dran, wenn die Menschen bloß Maden an der Rinde eines großen Kugelkäses sind, die seinerzeit allesamt durch Kälte oder durch Feuer vernichtet werden, sodaß von dem, was wir Geist nennen, im Weltall nichts übrig bleiben wird? Was ist denn sittliches an diesem Ungeheuer, das fühlende Wesen zwecklos gebiert und wieder verschlingt? Das sittliche darin ist einzig die sittliche Empfindung des Menschen, und diese wird nicht allein von der übermächtigen Naturgewalt mit dem Untergange bedroht, sondern auch durch den Gang der Weltgeschichte fortwährend beleidigt. Die sittliche Weltordnung ist etwas, wovon der Christ, der sie das Reich Gottes nennt, glaubt, daß es im Jenseits offenbar werden und sich siegreich behaupten werde; für den Atheisten, der diesen Glauben nicht hat, ist sie nicht vorhanden. Es entspricht durchaus dem wirklichen Weltlauf, wenn der christliche Glaube den Gerechten

*) Der Orthodoxe kann den Ketzer nicht gründlicher verabscheuen, als der idealistische Atheist Samson die Materialisten. Das ist lächerlich, mag man unter Materialismus den theoretischen oder den praktischen verstehen. Der — übrigens längst überwundne — theoretische Materialismus ist eine metaphysische Ansicht von dem Verhältnis zwischen Materie und Geist, die den, der sie hat, nicht im mindesten hindert, so edel zu sein und zu handeln wie die spiritualistischen Atheisten und die Christen. Praktische Materialisten giebt es genug auch unter den Leuten, die alle Tage in die Kirche gehen, wenn man darunter solche versteht, denen nichts in der Welt über einen guten Bissen und einen guten Schluck geht. Meint man aber damit die Sozialdemokraten, die grundsätzlich lehren, irdisches Wohlergehen sei das Ziel des Daseins, so schließt dieser Materialismus den Idealismus keineswegs aus, indem einerseits zum irdischen Wohlergehen auch die idealen Güter gerechnet werden, andrerseits die Opfer, die die Sozialdemokraten bringen, um dieses Wohlergehen ihren Kindern zu erkämpfen, ihren idealen Sinn beweisen.

Digitized by Google

am Kreuze sterben läßt; seinen Triumph im Jenseits oder am Ende der Weltgeschichte aber kann uns die Wirklichkeit nicht lehren, der muß eben geglaubt werden. Glaubt man an ihn, so hat es einen Sinn, an seiner Vorbereitung zu arbeiten. Samson glaubt zu sehen, „daß alle Entwicklungsvorgänge, gleichsam wie asymptotische Kurven, den Ausdruck eines Bestrebens darstellen, sich einer gewissen Richtung anzunähern, die auf ein sittliches Ideal hinweist.“ Das scheint dem einen so, dem andern scheint es anders, dem scheinen die Linien wirr und ziellos durcheinander zu laufen. Nehmen wir eine recht dicke Linie heraus. Die Entwicklung der politischen Kämpfe in der Kulturwelt hat im letzten Jahrhundert insofern eine ganz entschiedne Richtung eingeschlagen, als sie augenscheinlich auf Verminderung der Gewaltthätigkeiten abzielt. Liegt aber darin ein sittlicher Fortschritt? Ist die Abnahme der Gewaltthätigkeiten eine Wirkung wachsender Nächstenliebe? Nicht im mindesten! Die Ursache dieser Änderung ist vielmehr folgende. Ehedem war in ewigen Raub- und Eroberungskriegen und in blutigen Parteikämpfen gerade das Leben der Vornehmeren am meisten bedroht, sodaß der Sprößling edler Geschlechter von Jugend auf mit der Aussicht auf ein gewaltsames Ende vertraut war; der alte Germane hielt es geradezu für eine Schande, an Krankheit oder Altersschwäche auf seinem Bette zu sterben. Nachdem die Hilfsmittel der modernen Technik eine durchgreifende Staatsordnung möglich gemacht haben, die blutige Parteikämpfe verhindert, während gleichzeitig dieselbe Technik den Ausbruch von Kriegen erschwert, ist den Angehörigen der herrschenden Stände ein langes Leben gesichert und der Gedanke an ein gewaltsames Ende fern gerückt; man könnte beinahe sagen, die Wahrscheinlichkeit eines unnatürlichen Todes für sie sei auf Null gesunken, wenn nicht neuerdings das „Abstürzen“ und das Duelliren Mode geworden wären. So sind sie des Gedankens an einen gewaltsamen Tod entwöhnt, und andrerseits ist ihnen ihr Leben durch die Fülle von Gütern und Bequemlichkeiten, die der technische Fortschritt bescheert, so viel angenehmer und wertvoller geworden, daß ihnen der Gedanke an ein gewaltsames Abreißen der „schönen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ oder Genießens entsetzlich erscheint. Daher haben sie längst die Tendenz des wohlgeordneten Staates, gewaltsame Zusammenstöße zu hindern, zu der ihrigen gemacht. Aber der Haß der Parteien gegeneinander und der Neid der minder erfolgreichen Gruppen auf die glücklicheren ist nicht weniger giftig als ehedem, und die Mittel, mit denen heute die Parteikämpfe geführt werden: Lüge, Verleumdung, Ränke, Klatsch, Phrasen, endloses Gewäsch, sind doch wahrhaftig nicht schöner als die ehemaligen Kämpfe Brust an Brust! Es ist also nichts mit der sittlichen Weltordnung innerhalb des atheistischen Glaubensgebiets. Für den Atheisten giebt es keine Hoffnung, außer der auf rein persönliche Vorteile und Erfolge, wie sie ja der Naturlauf mit sich bringt; auf alles, was darüber hinausreicht, muß er verzichten. Er kann, er wird ja

Digitized by Google

dabei ein edler Mensch bleiben, aber wenn er fortfahren wollte, für irgend ein ideales Ziel zu kämpfen, das es innerhalb seiner Weltanschauung gar nicht geben kann, so wäre er ein Don Quixote.

Auch den Inhalt der Sittlichkeit bestimmt der religiöse Glaube zu einem großen Teile. Nur ein Beispiel. Als einen Beweis für die mitunter unsittliche Wirkung der Religion führt Samson an, daß bei den Polynesiern der Kindermord, den sie verüben, um der Übervölkerung vorzubeugen, religiös bemäntelt und zu einer frommen That erhoben werde. Ja steht denn das so ohne weiteres fest, daß der Kindermord etwas an sich unsittliches sei? Das natürliche Sittengesetz gebietet Wohlwollen gegen den Nächsten. Daß durch Übervölkerung das Wohlbefinden vermindert und unter Umständen — auf einer von der übrigen Welt abgesperrten Insel unbedingt — das entsetzlichste Elend erzeugt, kann nicht bestritten werden. Darum fordert die Nächstenliebe ganz entschieden, daß der Übervölkerung vorgebeugt werde. Das könnte durch einen hohen Grad von Selbstüberwindung der Männer geschehen. Da dieser Grad nun schon bei hochgebildeten Christen selten, bei einem Naturvolke gar nicht erreichbar ist, so bleiben als Mittel gegen zukünftiges Elend nur die procuratio abortus und der Kindermord übrig. Die erste schädigt die Mutter, der zweite scheint demnach vorzuziehn zu sein, besonders da der Schmerz der Tötung, der einem noch nicht zum vollen Bewußtsein erwachten Wesen zugefügt wird, gar nicht in Betracht kommt gegenüber den Leiden, die der Erwachsene in einem übervölkerten Lande zu erdulden hätte. Die Polynesier sind also im Recht, wenn sie den Kindermord für eine Pflicht ansehn, der die religiöse Weihe zu erteilen eine Naturreligion gar keinen Anstand zu nehmen braucht. Der Christ hält den Kindermord für Sünde, nur aus Gründen seines Glaubens. Er glaubt, daß das Gebot: du sollst nicht töten, von Gott selbst erlassen sei und daher unter allen Umständen gelte, die nicht ausdrücklich als Ausnahmen hervorgehoben werden, wie der Krieg und die Bestrafung der Verbrecher; freilich werden diese Ausnahmen nur im Alten, nicht im Neuen Testament gemacht. Der Christ glaubt ferner, daß die Leiden, die der Lauf der Natur mit sich bringt, von Gott zum Heile der Menschen geordnet seien, und hält sich daher nicht für berechtigt, solche Leiden durch gewaltsame Eingriffe in den Lauf der Natur abzuwehren. Endlich hegt der Christ bei unverschuldeten Leiden, mögen sie noch so unausbleiblich scheinen, die Hoffnung, daß sie Gott auf sein Gebet abwenden werde. Ganz allein aus diesen Gründen des positiven Christenglaubens, nicht aus irgend einem Grunde der natürlichen Sittlichkeit, ist der Kindermord zu politischen und volkswirtschaftlichen Zwecken verwerflich. Samson nimmt eben ganz naiv Bestandteile der christlichen Moral in seine natürliche Moral auf. Ein bei den Herren Philosophen sehr beliebtes Verfahren! Sie nehmen den christlichen Katechismus — selbstverständlich in einer vom Kultusminister approbirten Ausgabe — zur Hand, spinnen alle Moral-

Digitized by Google

sätze des Büchleins in ihr „Prinzip" hinein und dann wieder heraus. Damit soll nicht gesagt sein, daß man sich alle einzelnen Sätze der Katechismusmoral in alle Ewigkeit gefallen lassen müsse; die Katechismusmoral ist an der natürlichen Moral zu prüfen, und die Zukunft wird wahrscheinlich so manches an ihr zu ändern und zu bessern finden; es soll nur hervorgehoben werden, daß die Herren Atheisten mitunter noch den Katechismus nachbeten und gar nicht wissen, was natürliche Moral ist.

Nachdem wir die Art unsrer Übereinstimmung mit Samson in Beziehung auf die ersten beiden Punkte dargelegt haben, bleibt über den dritten Punkt und über die drei von seinen Sätzen, die wir unbedingt ablehnen, nur wenig zu sagen übrig. Wir geben, wie gesagt, zu, daß es seine Gefahren hat, wenn Staat und Kirche im Verein den christlichen Glauben als die einzige Grundlage der Sittlichkeit anpreisen, allein diese Gefahren sind nicht so groß, wie sie sich Samson vorstellt; sie sind nicht größer als hundert andre Gefahren, die aus falschen und verwirrenden Zeitmeinungen hervorgehn; ihnen zu begegnen, reicht die gelegentliche Widerlegung des Irrtums hin, eine grundstürzende Änderung unsers Schulwesens ist nicht nötig. Von den drei Meinungen des russischen Politikers, die wir ablehnen, ist die erste, daß die Moral naturwissenschaftlich begründet werden könne, erst kürzlich wiederum in dem Aufsatze: „Welterklärungsversuche" (30. Heft der Grenzboten) widerlegt worden. Wenn man das Sittliche für das der Gattung oder der Gesellschaft nützliche ausgiebt, dann kann jede Schandthat als sittlich gerechtfertigt werden. Die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die die erobernden und kolonisirenden Herrenvölker in alten und neuen Zeiten verübt haben, sind diesen Völkern und insofern sie die Kulturträger waren und der Kulturfortschritt für ein Glück der Menschheit angesehen wird, der ganzen Menschheit sehr nützlich gewesen; auch wird der Kulturfortschritt durch die Habsucht, die meistens der Genußsucht dient, nicht wenig gefördert, indem sie zu rastloser Thätigkeit und zu immer neuen Erfindungen treibt; vom Standpunkte des Kulturfortschritts gesehen, sind Habsucht und Genußsucht weit größere Tugenden als Genügsamkeit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; ja die Bedürfnislosigkeit des Weisen, dem Goldshares und Gewerbeausstellungslotterien, Prospekte und Patente das gleichgiltigste von der Welt sind, müßte als kulturfeindliches Laster verabscheut werden.*) Zweitens bestreiten wir aufs entschiedenste, daß die Sittlichkeit vom Atheismus in irgend einer Weise gefördert werde. Samson verwechselt fortwährend den Atheismus mit den natürlichen Bedingungen der Sittlichkeit. Daß aus unsern Beziehungen zur Familie, zum Vaterlande, zur

*) Die Moral des Neuen Testaments ist in dem von Volney 1793 verfaßten Catéchisme du citoyen in folgenden Definitionen verurteilt worden: Vortu, c'est la pratique des actions utiles à l'individu et à la société. Vice, c'est la pratique des actions nuisibles à l'individu et à la société. La foi et l'espérance sont les vertus des dupes au profit des fripons.

Digitized by Google

Gesellschaft tausend Antriebe zur Sittlichkeit hervorgehen, bezweifelt kein Mensch, und daß die Gesamtheit dieser Antriebe mehr ausrichtet als die Religion, bekennen auch wir mit Samson. Aber diese Verhältnisse wirken eben gleicherweise bei jeder Art von Religion und Religionslosigkeit. Der Atheismus thut gar nichts dazu; wohl aber kann er, wie wir bewiesen haben, sehr viel davon thun, indem er mutlos macht und die Thatkraft schwächt, und zwar gilt das vom „idealistischen" Atheismus so gut wie vom materialistischen.

Endlich bestreiten wir aufs entschiedenste, daß die Zeit darnach angethan sei, eine Umgestaltung des Schulwesens im Sinne Samsons anzustreben. Die Kirchen sollen, meint er, in Erwägung der angeblichen Thatsache, daß sie abgewirtschaftet haben, ihr Geschäft liquidiren und mit dem Rest ihres Besitzstands ein neues Geschäft auf bescheidnerer Grundlage eröffnen. In der Schule sollen sie sich darauf beschränken, an die Kinder der Eltern, die es wünschen werden, außerhalb der gesetzlichen Unterrichtsstunden Religionsunterricht zu erteilen; innerhalb der Schulstunden aber soll der Staat durch seine Lehrer einen religionslosen Moralunterricht geben lassen. Die Urteile Samsons über die geistigen Strömungen in Deutschland beruhen auf falschen Annahmen, die ja bei einem Dorpater Professor erklärlich genug sind. Er soll nur einmal eine Kirchfahrt unternehmen, in den katholischen Gegenden die Kirchenbesucher zählen und berechnen, wie viel Kinder ihm dort für den religionslosen Moralunterricht bleiben werden. Er soll seinen Liquidationsvorschlag auf einer deutschen Katholikenversammlung machen und an der stürmischen Heiterkeit, mit der er begrüßt werden wird, seine Aussichten bemessen. Er soll die mystisch-symbolistische Litteratur Frankreichs studiren und ihren Zusammenhang mit der vielfach wieder erwachten Kirchlichkeit. Er soll den katholischen Vereinen, Vorschuß- und Hilfskassen Italiens einige Beachtung schenken und Vermutungen anstellen über die Zahl der katholischen Abgeordneten, die auf Monte Citorio einziehen werden, sobald der Papst sein Wahlverbot zurückgenommen haben wird. Er soll die Macht der Kirchen und Sekten in England abschätzen. Er soll die Stimmung der protestantischen Bauer- und Bürgerschaften Deutschlands erforschen, die trotz ihrer geringen Kirchlichkeit das Evangelium immer noch für ein Gut ansehen, das sie ihren Kindern erhalten wissen wollen, und denen die Leugnung des persönlichen Gottes als ein Frevel erscheint. Samson bildet sich ein, der Atheismus habe in neuerer Zeit ungeheure Fortschritte gemacht, während er doch wissen müßte, daß die vornehme Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts atheistischer gewesen ist als die heutige. Freilich verachtet er den frivolen Atheismus jener Gesellschaft, aber sie war doch nun einmal sehr zahlreich und mächtig, während die edeln, ernsten, idealistischen Atheisten von Samsons Art heute nur ein kleines und dabei ganz einflußloses Häuflein bilden. Aus dem Lärm gegen den Zedlitzischen



Digitized by Google

Schulgesetzentwurf zieht er nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin falsche Schlüsse. Erstens hält er den damaligen Zeitungs- und Parlamentssturm für einen Volkssturm und schließt aus ihm auf eine allgemeine Abkehr des Volks von der Kirche. Andrerseits aber schreibt er: „Die neuere professionelle Theologie hat über siebzig Jahre bedurft, um mit zaghaftem Verflüchtigen des Dogmas, mit Schleiermacher beginnend, bei rücksichtsloser Kritik des Apostolikums, bei Harnack, anzulangen. Wir heutigen leben rascher. Kaum vier Jahre sind verflossen, seit der deutsche Reichskanzler und preußische Ministerpräsident die Gegner der Schulgesetzvorlage wie durch eine arge Beleidigung in hochgradige Aufregung versetzte, indem er ihnen insinuirte, sie seien Vertreter des Atheismus. Und nach Verlauf von kaum vier Jahren erlebten wir es gestern, daß ein den Atheismus als die am besten geeignete Form idealer Weltauffassung darstellender Aufsatz von einem hochachtbaren, auf sein Ansehen bedachten Organ als nicht zu übersehendes Zeichen der Zeit veröffentlicht worden ist." Samson vergißt das vor sechzig Jahren erschienene Leben Jesu von David Strauß, obgleich er es selbst anführt. Freilich konnte Strauß nicht preußischer Professor werden, aber er hatte doch viele Anhänger unter den „professionellen Theologen" und in den Laienkreisen noch weit mehr. Die Ablehnung, die vierzig Jahre später seine Schrift: Der alte und der neue Glaube, erfuhr, macht die inzwischen eingetretene religiöse Reaktion kenntlich. Was aber die liberalen Herren im preußischen Abgeordnetenhause anlangt, so würden die heute geradeso wie vor vier Jahren entrüstet „Unerhört!" rufen, wenn sie ein Minister der Begünstigung des Atheismus beschuldigen wollte, und andrerseits waren Aufsätze wie der von Friedheim in hochachtbaren Organen zur Kulturkampfzeit etwas ganz gewöhnliches. Wir wollen Samson noch ein Anekdötchen erzählen, das er vielleicht in den Zeitungen, die er in Rußland bekommen kann, nicht findet. Der berühmte Astronom Mädler hat am 25. Juni 1830 sein „Glaubensbekenntnis" gedichtet, worin er Gott als den ewigen Gott der Liebe preist, der sich in jeder Menschenbrust offenbare, der aber verschieden sei sowohl von dem alttestamentlichen Rachegott, wie von dem Gott, den die Päpste und Konzilien definirt haben. Das Gedicht atmet den Goethischen Pantheismus. Es ist unter vormärzlicher Zensur in der Didaskalia, nach 1870 öfter, unter anderm in der von einem Prediger herausgegebnen erbaulichen Zeitschrift „Die Morgenröte" und in der 300000 Abonnenten zählenden Gartenlaube abgedruckt worden. Kein Mensch, d. h. kein Amtsmensch, hat daran Anstoß genommen. Kürzlich hat es der Generalanzeiger für Halberstadt noch einmal abgedruckt, und gegen dessen Redakteur ist auf die Denunziation des Landrats und des Gemeindekirchenrats von Oschersleben hin die Anklage auf Gotteslästerung erhoben worden; der Staatsanwalt bezeichnet das Gedicht als das Machwerk eines Atheisten. Und da bildet sich Samson ein, der Atheismus mache unter unsern Gebildeten, zu denen doch

Digitized by Google

wohl die Landräte und Staatsanwälte gehören, Fortschritte, und die Zeit sei gekommen, für die Einführung eines atheistischen Moralunterrichts in den Schulen zu agitiren! Von den Schicksalen der Leute, die in Berlin einen Freidenkerunterricht zu organisiren versuchten, hat er wohl nichts gehört. Er wird sich schon mit seinen Vorschlägen auf Rußland beschränken müssen, dessen Regierung, Volk und Popenschaft ohne Zweifel reifer dafür sind. Zum Schluß bemerken wir, daß uns der Moralunterricht wenig Schmerzen verursacht. Wir verwechseln nicht, wie so manche Ethiker, die natürliche Grundlage der Moral mit dem „Prinzip," aus dem die Morallehre herausgesponnen wird. Die natürliche Grundlage der Moral, die sittliche Natur des Menschen, bleibt allen Moralsystemen gegenüber so unveränderlich, wie Herz, Gehirn und Magen gegenüber den wechselnden Systemen der Physiologen und Diätetiker. Die Morallehre ist nicht ganz gleichgiltig, da sie auf die Seelendiät Einfluß haben kann, aber dieser Einfluß wird von den Freunden wie von den Feinden jeder Morallehre außerordentlich überschätzt. Die Studenten des Heidelberger Katechismus, der Moral von Gury und des Schulchan Aruch werfen einander unaufhörlich Unsittlichkeit und Niedertracht vor, dabei unterscheiden sie sich aber nur sehr wenig von einander: sie sind alle mit einander keine Unmenschen, aber jeder gehörig auf seinen Vorteil bedacht; der Unterschied beschränkt sich meist darauf, daß der eine seinen Vorteil besser zu wahren versteht als der andre. Wer die schönste Moral im Kopfe hat, ist damit noch lange nicht der beste Mensch, wie ja auch die Kriminalstudenten gewöhnlich nicht die legalsten Staatsbürger sind, der gemeine Mann aber denkt beim Handeln sehr wenig an die Moralsätze, die er in der Schule hergeplappert hat. Die Aufmerksamkeit auf den Unterschied von guten und schlechten Beispielen, die Stärkung der sittlichen Empfindung durch den Umgang mit edeln Menschen und durch eine gute Lektüre, angemessene Beschäftigung, gesunde Lebensgewohnheiten wirken weit besser als Moralsysteme. Der verständige Lehrer weiß auch so schon jede Unterrichtsstunde für die sittliche Erziehung der Schüler nutzbar zu machen, und das ist mehr wert als ein besondrer Moralunterricht. Wie der Erdboden nach allen Verwüstungen, die Wasser, Stürme und Menschenhand angerichtet haben, immer wieder grün wird, so treibt die Menschennatur nach allen Verheerungen, von denen sie heimgesucht wird, immer wieder dieselben Tugenden hervor, und unter den Verheerungen, von denen sie betroffen wird, sind die durch falsche Morallehren nicht die schlimmsten.

Digitized by Google

# Ballade und Romanze

Von P. Graffunder

Sie unsre Lehrbücher der Poetik überhaupt oft in Verlegenheit sind, weil sie die einzelnen Gattungen der modernen Poesie nicht so genau gegen einander abgrenzen können, wie die klar gesonderten Formen der antiken Dichtung, so tritt diese Unsicherheit besonders bei den Begriffen der Ballade und der Romanze hervor. Ist man auch darüber einig, daß beide Formen der Poesie in das Gebiet der epischen Lyrik gehören, so hat doch ihre nähere Bestimmung zu ganz entgegengesetzten Ansichten geführt. Ausgehend von der ursprünglich allgemein geltenden Annahme, daß Ballade und Romanze innerhalb der epischen Lyrik ganz verschiedne Gattungen seien, hat zuerst Echtermeyer (Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, 1839, Nr. 96 bis 98, S. 761 ff.) mit glänzendem Scharfsinn versucht, das Verhältnis dieser beiden für den ästhetischen Begriff so spröden Dichtungsformen festzustellen. Wie in der deutschen Epik drei in sich abgeschlossene historisch auf einander folgende Entwicklungsstufen zu scheiden sind, nämlich der epische Kreis der Mythen, das heroische Epos und die romantische Epopöe, so müssen sich auch, schließt Echtermeyer, auf dem Gebiete der epischen Lyrik drei gesonderte Formen bilden, die er Ballade, Märe oder Rhapsodie und Romanze nennt; denn die epische Lyrik ist nur die auf dem Boden der Subjektivität sich wiederholende Entfaltung der epischen Dichtung. Durch den Mythus kommt die unaufgeschlossene Fülle des in sich ruhenden Volksgeistes symbolisch in einer Götterwelt zur Darstellung. So stellt auch die Ballade die Nachtseite des Bewußtseins dar. Sie zeigt den Geist in seiner Naturbedingtheit, wie er den Naturgewalten oder den wüsten Trieben und Leidenschaften erliegt; das Wunderbare, Dämonische, die Reste des Mythus, wie sie sich im Volksaberglauben erhalten haben, bilden vorzugsweise den Inhalt der Ballade. Daher kommt ihr, was die Form betrifft, eine mysteriöse Behandlung, eine innere Gedrungenheit, eine mehr andeutende Darstellungsweise zu, die erst mit musikalischer Begleitung volle Wirkung thut. Das heroische Epos ferner zeigt zwar den aus der Naturbedingtheit sich allmählich befreienden Geist; aber noch immer ist das Bewußtsein naiv, von der allgemeinen Volkstümlichkeit bestimmt, die Geschichte geht ihm unvermerkt in die Gestalt der Sage über. Ebenso ist die historische Welt

Digitized by Google

tapferer Thaten das Element der Rhapsodie; in ihr tritt mehr die Licht- und Tagseite des Geistes hervor, und sie hat daher den ruhigen, klaren Fluß epischer Darstellung. Die Romanze endlich offenbart nach Echtermeyer den Geist in der vollen Klarheit und Herrschaft des freien Selbstbewußtseins. Sie geht mehr von der Allgemeinheit des Gedankens aus; das Gesetz der sittlichen Freiheit, zu dem sich das Bewußtsein zuletzt erhebt, ist ihre Seele. Obwohl daher die Romanze subjektiver ist als die Rhapsodie und lyrische Maße bevorzugt, so muß doch der lichten Klarheit ihres Inhalts eine durchsichtige, plastische Behandlung entsprechen.

Bei dieser Begriffsbestimmung der Ballade und der Romanze kann es kein Zweifel sein, daß Echtermeyer die Gestalt, die diese Dichtungsgattung bei Goethe, Schiller und Uhland erhalten hat, besonders im Auge hatte und unbewußt berücksichtigte. Denn Goethes episch-lyrische Gedichte nennt er sämtlich Balladen mit Ausnahme von zweien: „Der Sänger" und „Der Gott und die Bajadere"; Schillers hierhergehörige Gedichte sind ihm ausschließlich Romanzen, Uhland aber betrachtet er als einen besonders in der Rhapsodie hervorragenden Dichter.

Daher hat schon Vischer mit Recht eingewandt (Ästhetik III, S. 1366), daß Echtermeyer nicht alles, was in den Kreis der beiden Begriffe fällt, bei seiner Einteilung berücksichtige, und daß sowohl in der Romanze viel finsterer, blutiger, nächtlicher Stoff als in der Ballade lichter Inhalt behandelt sei. Das wichtigste aber ist, daß Echtermeyer den Grundsatz für die Einteilung der epischen Lyrik durch Vergleichung mit den drei Formen der Epik gewinnt. Denn diese für das Epos durch den geschichtlichen Verlauf gegebne Scheidung darf nicht nachträglich auf die epische Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts angewandt werden, weil damals auf diesem Gebiet keine ähnliche Entwicklung stattgefunden hat. Eine richtige Erkenntnis kann nur durch Beobachtung der Thatsachen gewonnen werden. Es ist ganz unberechtigt, nach Hegelscher Weise die Thatsachen einem anderweitig konstruirten Begriff unterzuordnen. Sogar wenn sich die drei Stufen der epischen Lyrik, die Echtermeyer begrifflich erschließt, in einem andern Lande und zu andrer Zeit gerade so vorfinden sollten, so müßte immer zuerst gefragt werden, ob sich denn auch in Wirklichkeit unsre Dichter des achtzehnten Jahrhunderts einer solchen begrifflichen Einteilung unterworfen haben. Aber nicht einmal das erste hat Echtermeyer erwiesen. Vielmehr hat er die Achillesferse seiner Abhandlung selbst dadurch angedeutet, daß er sich zu der Behauptung gezwungen sieht: wie die Dichter selbst ihre hierher gehörigen Produktionen genannt haben, sei ebenso gleichgiltig wie die Etymologie und Geschichte dieser Bezeichnungen. Den Begriff in solcher Allgewalt anerkennen, das konnte man wohl zu der Zeit, wo Hegels Philosophie herrschte; jetzt wird jeder den umgekehrten Weg gehen und die Merkmale des Begriffs aus den Thatsachen zu gewinnen suchen.

Digitized by Google

Wie Echtermeyer den Inhalt, glaubte Vischer den Stilunterschied der beiden Dichtungsgattungen, wie er sich bei den Engländern und Spaniern gebildet hat, zum Grundsatz der Teilung wählen zu müssen. Da die Ballade einen bewegtern, ahnungsvollern, mehr andeutenden als zeichnenden Ton und einen stoßartigen Gang hat, die spanische Romanze aber eine hellere, ruhigere, mehr episch entwickelnde Behandlung, so muß man nach Vischer diesen Stilgegensatz auch innerhalb der deutschen Litteratur mit jenen Namen bezeichnen. Aber unsre Dichter haben meistenteils nicht einmal ein klares Bewußtsein von jenem Stilgegensatz gehabt. Und selbst wenn das der Fall wäre, so müßte man zunächst untersuchen, ob sie jenen Gegensatz in der Ausführung auch wirklich beachtet haben oder nicht.

Einen noch unsichrern Weg schlägt Gottschall (Poetik, 1858, S. 286 und 376) ein. Im allgemeinen stimmt er zwar mit Vischer überein, aber dann legt er den größern Nachdruck darauf, daß die Ballade wesentlich lyrisch, die Romanze vorwiegend episch sei. Umgekehrt nennt wieder Götzinger (Deutsche Dichter erläutert I, 33) die Ballade ein episch-lyrisches, die Romanze ein lyrisch-episches Gedicht und spricht von ganz lyrischen Romanzen, denen die epische Grundlage der Begebenheit, die wir doch in der Ballade fordern, fehle. Endlich wollte Wackernagel (Poetik S. 99 ff.) das Versmaß als Merkmal der Unterscheidung betrachtet wissen. Gedichte, die in dem spanischen Maß der trochäischen Tetrameter mit durchlaufender Assonanz verfaßt sind, können nach seiner Meinung nur Romanzen heißen, da die Ballade die Strophenform vorzieht. Aber Wackernagel neigt trotzdem schon der Meinung zu, daß die beiden Namen Ballade und Romanze im Grunde dasselbe bedeuten, nur sei der eine spanisch, der andere englisch. So blieb nur noch der einzige Ausweg übrig, den Düntzer wählt. Nach seiner Ansicht ist auch das Merkmal des Versmaßes unzureichend, um Ballade und Romanze von einander zu sondern (Erläuterung zu Goethes lyrischen Gedichten II, 277); beide Dichtungsformen lassen überhaupt gar keine Scheidung zu.

Dieser ganze Streit über den Begriff der Ballade und der Romanze läßt sich nur dadurch entscheiden, daß man feststellt, wie unsre Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, um die es sich doch hier zunächst handelt, die beiden Bezeichnungen verwendet haben. Man muß sich fragen: haben sie jene beiden fremdländischen Dichtungsformen klar gesondert, oder haben sie die Merkmale so vermischt und mit eigentümlich deutschem Wesen so durchsetzt, daß eine Scheidung unmöglich erscheint? Jedenfalls müssen wir uns die Antwort auf diese Frage bei unsern eignen Dichtern holen.

In der Entwicklung der episch-lyrischen Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts lassen sich zwei Perioden von einander trennen. Die erste wird eingeleitet durch Gleims in den Jahren 1756 und 1758 erschienene Romanzen, die er selbst mit Recht (Vorrede bei Körte III, 91) die ersten Romanzen in

Digitized by Google

deutscher Sprache nennt, da man für die episch-lyrischen Dichtungen des Mittelalters in Deutschland diese Benennung nicht anwandte. Da er aber nur den Namen der Romanze aus seinen französischen oder spanischen Vorbildern herübergenommen hatte, so blieb diese Bezeichnung allein in Gebrauch, bis Bürger durch die Nachahmung der englischen Balladen, die von Percy 1765 herausgegeben waren, nicht allein den Namen der Ballade aufbrachte, sondern auch für diese Dichtungsgattung der Urheber einer neuen Entwicklung wurde. Er konnte daher mit gutem Grunde von sich sagen: „Alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehen tragen." (Briefwechsel bei Strodtmann I, 132).

Für jene erste Periode, in der die Romanze Gleims herrscht, und für alle seine Nachahmer ist es nun bezeichnend, daß das Volkstümliche nicht als ein eigner würdiger Inhalt der Dichtung betrachtet, sondern nur dazu verwandt wurde, das Lachen der Gebildeten zu erregen. Das Volkstümliche wird, wie Prutz (Göttinger Dichterbund S. 257) treffend sagt, in jenen Gedichten ironisirt. Gleim hatte sich nach seiner eigenen Aussage die Romanzen Moncrifs zum Muster genommen und in ihnen ein „falsches, durch Übertreibung ins Komische umschlagende Pathos" gefunden, das ihn an die Gassenlieder der Jahrmärkte erinnerte. Dieselbe burlesk-satirische Darstellungsweise sah er in den Romanzen Gongoras angewandt, die er mit J. G. Jacoby las (Jacoby, Romanzen aus dem Spanischen des Gongora, Halle, 1767, S. 4); daher glaubte er als der Romanze eigentümlich einen übertriebnen Bänkelsängerton, der komisch wirken soll, betrachten zu müssen. Freilich hatte er auch das Naive an Gongoras Romanzen mit Jacoby bewundert. Er sagt sogar: „Sie werden den Gongora desto höher schätzen, wenn Sie in verschiednen Romanzen die feinsten Empfindungen, die gar nichts ausschweifendes haben, auf die simpelste Art ausgedrückt finden" (S. 35). Trotzdem war er in seiner Auffassung des Romanzentons so fest, daß er in den Romanzen „Der gute Tag" (Körte III, 174) und „Der schöne Bräutigam" (III, 163) das Burleske erst durch eigne Zuthat hinzugefügt hat im Gegensatz zu seinen spanischen Vorbildern. In einer Schlußnachricht erklärt er offen (bei Prutz S. 258): „Je öfter dieser Versuch von den rühmlichen Virtuosen mit den Stäben in der Hand künftig wird gesungen werden, je mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen habe."

Dieser von Gleim in die Litteratur eingeführte Bänkelsängerton fand damals so großen Beifall, daß er lange Zeit herrschend war. Auch die Theoretiker fanden ihn vollkommen berechtigt. So urteilt ein Rezensent in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (1767, IV, 2, S. 283) über die Romanzen von J. F. Löwen: „Die Erzählung ist drollicht, die Versifikation leicht und schicklich, der Romanzenton ist getroffen." In gleicher Weise fordert der Herausgeber der „Romanzen der Deutschen" (Leipzig, 1774, S. XI) eine

Digitized by Google

„possirliche und drolligte Art der Erzählung" für die Romanze und setzt seiner Sammlung ein Titelkupfer voran, das einen vor dem Volke deklamirenden Bänkelsänger darstellt. Auch Gotter, der zwar in seiner Vorrede (1787, I, S. VII) die Bänkelsängerei eine Entwürdigung der Poesie nennt, hat in seiner ersten Romanze „Tarquin und Lucretia" (1769) Schiebelers mythologisirende Art nachgeahmt; und seine zweite Romanze „Sibylle oder die strenge Mutter" ist eine Parodie von Gleims „Marianne." Und auch noch Bürger hat in diesem Tone die „Prinzessin Europa," „Bacchus," „Menagerie der Götter" und „Frau Schnips" gedichtet.

Da der Bänkelsängerton, den man ursprünglich als wesentliches Merkmal im dem Begriffe der Romanze betrachtete, von vorn herein eine starke Neigung zum Komischen hatte, so war es natürlich, den Begriff so fortzubilden, daß man für diese Dichtungsart die humoristische Darstellung wählte. So schildert Gleim in launiger Weise in dem Gedichte „Des Liebchens Geist" (Körte III, 190), wie der vermeintliche Geist, der in Liebchens Kammer eindrang und es erschreckte, er selber war. Auch Hölty stellt in „Apoll und Daphne" mehr humoristisch als in dem grausigen Ton der Mordgeschichten dar, wie Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt wird und nun gar noch die Köche in ihrem Haar zausen.

Ebenso natürlich ist es, daß sich der Begriff der Romanze dem der Satire nähert, indem der Dichter das Komische der von ihm geschilderten Verhältnisse von seinem Standpunkt aus verspottet. Schon Gleim liebte es, in seine Romanzen satirische Bemerkungen einzustreuen. In der „Marianne" fügt er, nachdem er die Vorbereitungen zur Hochzeit geschildert hat, hinzu: Ein Haufen Anverwandter freut sich auf den Tanz, und Priester mit leerem Magen eilen zum Schmaus. Noch weiter ging Gotter. Seine Romanze „Die Trauer" ist weiter nichts als eine Satire auf die Modesucht der Frauen, wie seine Blaubartromanze eine Satire auf ihre Neugier.

Gewöhnlicher aber war es, daß man, was die Satire nur verhüllt durch Spott andeutet, als gute Lehre am Schluß offen aussprach, sodaß man damit nach der Seite des Lehrgedichts hinüberschwankte. Wie in der ältern Zeit Gleim fast alle Merkmale an dem Begriff der Romanze selber bestimmt hat, so ist er auch in dieser Nachahmung der Fabel späteren Dichtern vorangegangen. Am Schluß seiner „Marianne" warnt er davor, daß Eltern ihre Kinder wider deren Willen zur Ehe zwingen. Ebenso fügt Schiebeler seiner Romanze „Der Fall Vulkans" (Eschenburgs Ausgabe 1773, S. 453) die Nutzanwendung bei:

Ihr Männer, die Geschichte
Dient euch zum Unterrichte . . .
Folgt ihr dem Scheine,
So brech euch Zeus die Beine.

Digitized by Google

Schließlich betrachtete man es auch als durchaus nicht der Natur der Romanze zuwiderlaufend, einen vollkommen ernsten Ton anzuschlagen und durch das ganze Gedicht durchzuführen. In ausgesprochnem Gegensatze zu der herrschenden Meinung, daß komisches Gedicht und Romanze gleichbedeutend seien, suchte H. E. Raspe in diese Dichtart eine edlere Sprache einzuführen durch seine „Geschichte aus den Ritterzeiten Hermin und Gunilde"; dieses Gedicht wird von dem Rezensenten in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (1766, III, 1, S. 11) als Romanze bezeichnet, von dem Herausgeber der „Romanzen der Deutschen" (Leipzig, 1774, S. 24) als „größere historische Romanze." Es ist auch dadurch merkwürdig, daß es die Reihe der allegorischen Romanzen beginnt, die später Uhland und A. W. von Schlegel besser ausführten. Wie nämlich der Verfasser am Schlusse angiebt, soll Gunilde die Mode und Hermin den Stolz bedeuten.

Nicht weniger verschiedenartig als die Behandlungsweise war aber auch der Gegenstand der von Gleim und seinen Nachahmern gedichteten Romanzen. Gleim hatte fast ausschließlich Stoffe der Liebe, besonders die schädlichen Folgen der Eifersucht behandelt und für wirkliche, in der Gegenwart geschehene Vorfälle ausgegeben, sodaß man seine Romanzen vielleicht bürgerliche Romanzen nennen könnte. Nachdem dann aber als eigentümlicher Stoff der Romanze das „Abenteuerliche der Begebenheit" (Romanzen der Deutschen, S. XI) oder „ein abenteuerliches Wunderbare mit einer possirlichen Traurigkeit erzählt" (Bibliothek der schönen Wissenschaften, 1758, S. 321) bestimmt worden war, lag nichts näher, als in die antike Mythologie zurückzugreifen. Löwen war der erste, der den Gegenstand einer Romanze (Tarquin und Lucretia) aus dieser Quelle schöpfte und den Tod der edeln Römerin durch lüsternen Spott verhöhnte. Ganz besonders hat dann Schiebeler die griechisch-römische Mythologie für seine Romanzen ausgebeutet, sodaß er von sich sagen konnte: „Wir verbessern den Ovidius, der es geduldig leiden muß" (Ausgabe von Eschenburg 1773, S. 233). Man beschränkte sich nun auch nicht mehr auf Stoffe der Liebe, sondern wählte jeden Gegenstand, aus dem sich eine Mordgeschichte im weitern Sinne bilden ließ. Als Mordgeschichte bezeichnet Schiebeler sogar seine „Pandora," in der von einem Morde gar nicht die Rede ist. Neben der antiken Mythologie griff man endlich zur deutschen Sage, seitdem Klopstock die Augen der Litteraten auf sie gerichtet hatte. Löwen behandelte in einer „Romanze" die Sage von dem Grafen Ludwig von Gleichen und seiner Doppelehe, die später (1782) F. L. von Stolberg zum Gegenstand einer „Ballade" wählte. Man könnte diese Art von Gedichten Ritterromanzen nennen und müßte dann auch Gleims „Sänger und Ritter" und Gotters „Blaubart" dazu rechnen. Dagegen trägt Raspes Romanze „Hermin und Gunilde," die aus einer im Volksmunde lebenden Sage hervorgegangen war, mehr den Charakter einer Schäferromanze; auch Gleims „Alexiade" gehört hierher.



Digitized by Google

Da man aber trotz aller Verschiedenheit der Stoffe doch allgemein einen abenteuerlichen, erschrecklichen Inhalt für die Romanze forderte, so mußte alles Wunderbare, wovon der Volksaberglaube erzählt, besonders nächtliche Geistererscheinungen, bevorzugt werden. Den Geist der gemordeten Marianne läßt Gleim dem Gatten nachts erscheinen, sodaß dieser, erschreckt durch das klägliche Gewinsel, zum Selbstmord getrieben wird. In „Hermin und Gunilde" heißt es: noch jetzt soll ihr Geist, darf man dem Gerüchte trauen, des Nachts um den Stein schwärmen. Besser gelang es Hölty, den grausigen Schrecken darzustellen, der den treulosen Adelstan überfällt, als ihm der Geist des von ihm verratnen Röschens nächtlicherweile erscheint. An das Gräßliche streift es, wenn die Nonne, die den treulosen Ritter meuchlings hat erstechen lassen und dann sein Herz mit Füßen getreten hat, auch nach dem Tode keine Ruhe findet, sondern immer von neuem das tückische Herz zerreißt.

Man sieht, die lyrisch-epische Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer ersten Periode zeigt eine bunte Mannichfaltigkeit, sowohl in der Behandlung der innern Form wie im Stoff; sie ist von unsern Dichtern so eigentümlich gestaltet worden, daß der fremdländische Begriff eine ganz andre Bedeutung erhielt, als er in der Heimat gehabt hatte. Besonders beachtenswert ist, daß hier in der Romanze die Neigung zum Wunderbaren, zur Darstellung von Geistererscheinungen schon gerade so hervortritt wie später in der Ballade. Echtermeyers Begriffsbestimmung ist also für die erste Periode sicherlich nicht berechtigt, sie widerspricht dem geschichtlichen Verlauf.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß, nachdem Bürger durch Nachahmung englischer Vorbilder die Bezeichnung „Ballade" in unsere Litteratur eingeführt hatte, die Namen „Ballade" und „Romanze" ganz willkürlich neben einander gebraucht werden, oft sogar von ein und demselben Gedicht. Schon Bürger war sich keines bestimmten Unterschieds bewußt. Er schreibt über den Anfang der „Lenore" an Boie: „Ich habe einen herrlichen Romanzenstoff aus einer uralten Ballade aufgestört" (Briefwechsel herausgegeben von Strodtmann I, 101, den 19. April 1773), und bald darauf von dem „Raubgrafen": „Hier, lieber Repräsentant, empfangen Sie eine Romanze oder, wenn Sie lieber wollen, eine Ballade" (S. 105, den 22. April 1773). Dazu bemerkt Voß: „Bürger stand an, ob er Ballade die scherzhafte und Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes nennen sollte, oder umgekehrt. Boie riet zu letzterm." Später nannte Bürger alle hierhergehörigen Gedichte immer Balladen (Briefwechsel I, S. 110, 133, 163 usw.). Es scheint also, daß er die versuchte Scheidung sehr bald aufgegeben hat. Nur eine Verdeckung der Verlegenheit ist es, wenn er in der Ausgabe von 1789 (II, 3) über die betreffenden Lieder den Titel „Lyrisch-epische Gedichte" setzte. Damit hatte er auf die Scheidung endgiltig verzichtet. Auch Hölty stellt die Ballade der Romanze vollkommen gleich, wenn er sagt: „Mir kommt ein Balladensänger

Digitized by Google

wie ein Harlekin oder wie ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor" (bei Halm S. XXXI).

Nicht weniger unsicher waren Schiller und Goethe, als sie sich nach dem Xenienkampf in dem Balladenjahr 1797 in der durch Bürger berühmt gewordnen Dichtungsform versuchten. Schiller gab im Musenalmanach von 1798 allen seinen lyrisch-epischen Gedichten die Überschrift „Ballade," nur den „Handschuh" nannte er „Erzählung." Dagegen zog er in dem nächsten Almanach (1799) für den „Kampf mit dem Drachen" und die „Bürgschaft" die Bezeichnung „Romanze" vor, ohne daß man dafür einen bestimmten Grund erkennen könnte. In den Briefen an Goethe (21. August und 4. September 1798) hatte er beide Gedichte als Balladen bezeichnet, und Goethe sandte auch die „Balladen" (5. September) zurück. Und selbst nach dem Druck des Almanachs, als Körner sein Urteil über die „zwei Romanzen" mitteilte (Schillers und Körners Briefwechsel, Berlin, 1847, IV, 91), freut sich Schiller, daß die „Balladen" Glück machen. Schiller hat also niemals Ballade und Romanze scharf geschieden; deshalb beabsichtigte er wohl auch in der Ausgabe seiner Gedichte, die er noch kurz vor seinem Tode vorbereitete, die Balladen und Romanzen in einer besondern Abteilung mit der Vorschrift „Lyrisch-epische Gedichte" zusammenzustellen.

Bei Goethe dagegen scheint es, als habe er anfangs Ballade und Romanze scheiden wollen. Er fordert für die Ballade „eine mysteriöse Behandlung, durch welche das Gemüt und die Phantasie des Lesers in diejenige Stimmung versetzt wird, wie sie sich der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Naturkräften gegenüber im schwächern Menschen notwendig entfalten muß." Daher schreibt er, als er den Faust wieder begonnen hatte, an Schiller (22. Juni 1797): „Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht." Damals hat er also eine ähnliche Auffassung von der Ballade gehabt wie Echtermeyer. Dennoch giebt er im Musenalmanach von 1798 dem „Zauberlehrling" (S. 32) und der „Braut von Korinth" (S. 88) den Titel „Romanze," obwohl in dem letztern Gedichte nicht nur ein dämonischer Stoff, sondern auch die düstere Behandlungsweise vorhanden ist. Der Grund liegt wohl darin, daß früher Löwen und andre ihre aus der antiken Mythologie genommenen episch-lyrischen Gedichte Romanzen nannten, als man die Ballade noch nicht kannte. Denselben Stoff und dieselbe Behandlung, die Goethe jetzt für die Ballade in Anspruch nimmt, hatte man ja damals der Romanze zugewiesen. Wie Goethe bei seinem Versuche, die beiden Begriffe zu scheiden, schwankte, sieht man auch daraus, daß der „Rattenfänger," der 1806 (S. 105) unter den Liedern stand, 1815 (S. 186) unter die Balladen versetzt ist. Später hat er die Scheidung der Begriffe ganz aufgegeben; in der Ausgabe von 1815 nennt er seine lyrisch-epischen Gedichte nicht mehr „Balladen und Romanzen," wie 1800 und 1806, sondern einfach „Balladen."

Digitized by Google

Auch in der folgenden Zeit, als sich viele Dichter, angeregt durch Schiller und Goethe, der lyrisch-epischen Dichtung zuwandten, findet man dieselbe Willkür. Uhland und Schwab zeigen ihre Unsicherheit schon durch die gewählten Titel „Balladen und Romanzen“ und „Romanzen, Balladen, Legenden.“ Als dann Herder die Aufmerksamkeit mehr auf die spanische Dichtung gelenkt hatte, bevorzugte man wieder den Namen Romanze, selbst bei Stoffen, für die Bürger ohne Zweifel den Namen Ballade verlangt hätte. A. W. von Schlegel nennt sogar das im Bänkelsängerton verfaßte Gedicht „Vom Raube der Sabinerinnen“ (Boeckings Ausgabe II, 248), das er selbst als Lied eines „Bänkelsängers“ hinstellt, Ballade, während er für alle seine übrigen episch-lyrischen Gedichte die Bezeichnung Romanze vorzieht. Er hat also den Begriff der Bürgerschen Ballade und der Schiebelerschen mythologisirenden Romanze geradezu umgekehrt: die Romanze gilt ihm als das edlere, die Ballade als das komische, possenhaft übertriebne Jahrmarktsgedicht.

Aus alledem ergiebt sich die Schlußfolgerung leicht. Jeder wird gern zugeben, daß sich die düstere englische Ballade stark unterscheidet von der hellern spanischen Romanze, obgleich beide der gleichen Dichtungsgattung angehören. Jedes Volk hat eben dieselbe Dichtungsart nach seinem Charakter gestaltet. Aber unsre Dichter sind ja nicht einfach bei ihren Vorbildern stehen geblieben; auch die deutschen Balladen und Romanzen sind, wie es in der Natur der Sache lag, eigentümlich gestaltet worden. Darum kann auch nur das Verhalten unsrer eignen Dichter die Entscheidung in dem hier behandelten Streit abgeben, wie sehr sich auch Echtermeyer dagegen sträubt. Da nun die englische Ballade und die spanische Romanze derselben Dichtungsgattung zuzuweisen sind, so konnte es gar nicht ausbleiben, daß unsre Dichter in die Willkür verfielen, die eben geschildert ist. Zuerst kannte man nur die Romanze, nicht die Ballade, dann gingen beide neben einander her, zuletzt kehrte man wieder fast ausschließlich zu der Bezeichnung „Romanze“ zurück. Keinem unsrer Dichter aber seit Gleim hat eine klare Unterscheidung von Ballade und Romanze vorgeschwebt, aus dem einfachen Grunde, weil es unmöglich war. Es bleibt also wohl nichts weiter übrig, als die in den Poetiken versuchte Unterscheidung der beiden Begriffe aufzugeben.

Digitized by Google

# Die Knochen des pommerschen Grenadiers

Es ist etwas schönes um die Selbstbeschränkung. Die deutsche Politik hat dadurch, daß sie sich streng auf die Interessen des Reichs beschränkte, allen Bestrebungen auf eine beherrschende Rolle, wie sie Frankreich mehrmals gespielt hat und gern wieder spielen möchte, entsagte und der Versuchung, sich überall einzumischen, nur um das Selbstgefühl zu befriedigen oder den „Schulmeister zu spielen," widerstand, gegen alle Voraussetzungen der europäischen Welt den Frieden schon seit einem Vierteljahrhundert erhalten und das Mißtrauen, das jeder jungen Macht zu begegnen pflegt, bei allen verständigen Menschen entwaffnet. In dieser weisen Selbstbeschränkung hat einmal Fürst Bismarck gesagt, Bulgarien sei ihm nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert, und er hat dem Orient gegenüber stets den Standpunkt festgehalten, daß Deutschland hier den zunächst interessirten Mächten den Vortritt zu überlassen habe. Aber große Männer haben nicht selten das Schicksal, daß einzelne Aussprüche, die sie in einem bestimmten Zeitpunkte und einer bestimmten Lage gegenüber gethan haben, aus dem Zusammenhange gerissen und, was schlimmer ist, als absolute, für alle Zeit giltige Wahrheiten hingestellt werden. Nicht viel anders macht es die Masse der deutschen Presse mit dieser Bismarckischen Bemerkung bei der Beurteilung der türkischen Wirren. Gräßliches ist in Armenien und jetzt wieder in Konstantinopel geschehen, tausende von Menschen sind von dem fanatisirten mohammedanischen Pöbel abgeschlachtet worden, und niemand bürgt dafür, daß sich solche Auftritte nicht wiederholen, niemand dafür, daß sich der einmal erregte Glaubensfanatismus nicht auch gegen andre Christen und wohl auch gegen Abendländer richtet. Man wende nicht ein, die Armenier seien selbst daran schuld, oder sie seien von geheimen Sendlingen einer abendländischen Macht aufgehetzt worden; auch ziehe man keinen der immer mißlichen Vergleiche zwischen dem etwaigen sittlichen Werte der Türken und dem der Armenier, zumal da die Untugenden einer unterjochten Rasse ganz anders zu sein pflegen, als die einer herrschenden. Darüber besteht doch kein Zweifel, daß die ungeheure Mehrzahl der unglücklichen Opfer vollständig unschuldig an etwaigen geheimen politischen Machenschaften gewesen ist. Was da geschehen ist, wohlbemerkt, nicht nur in einem entfernten, schwer zugänglichen Berglande, sondern

Digitized by Google

auch auf europäischem Boden, in Konstantinopel, unter den Augen der Botschafter, unter den Kanonen ihrer Kriegsschiffe, das ist ohne alle Frage eine Schande für unser Jahrhundert, und eine Schande für das ganze christliche Europa, also auch für uns. Das auszusprechen, offen und allgemein, das wäre die Pflicht auch der deutschen Presse. Statt dessen benimmt sie sich meist, als ob der Grundsatz der Nichtintervention für alle Zeiten die Summe der politischen Weisheit sei, oder als ob sie die Verpflichtung hätte, in ihren Äußerungen so vorsichtig wie eine Regierung zu sein! Nun wird kein vernünftiger Mensch von unsrer Regierung verlangen, daß sie einen Kreuzzug gegen den Großtürken, wie unsre Vorfahren sagten, anfangen oder auch nur veranlassen solle, oder, um modern zu sprechen, daß sie den Anstoß zum Einschreiten der Großmächte geben solle; aber zwischen solcher „Gefühlspolitik" des rohen, heißblütigen Mittelalters und der kurzsichtigen „Realpolitik" unsrer Zeitungen am Ausgange des kulturstolzen, kühl verstandesmäßigen neunzehnten Jahrhunderts giebt es manchen Mittelweg. Wir sind auch überzeugt, daß Deutschland den Sultan, der deutschen Offizieren und Beamten so viel verdankt, über seine Anschauungen durchaus nicht im Zweifel gelassen hat und daß es, wenn es zum thätigen Einschreiten kommen sollte, nicht dahinten bleiben wird mit der kühlen Erklärung: Das geht uns nichts an, deutsche Interessen sind nicht gefährdet.

Wäre das denn überhaupt richtig? Seit Jahrzehnten bringt die abendländisch-christliche Kultur in immer breitern Strömen in den siechen Leib dieses alternden Türkenreiches ein, um die herrlichen Länder, von denen einst unsre eigne Kultur ausgegangen ist, aus der barbarischen Verwahrlosung zu reißen, in die sie das in vieler Beziehung brave und tüchtige, aber für jede höhere Kultur nun einmal völlig unzugängliche Türkenvolk seit fünf Jahrhunderten versetzt hat. Schon haben sich die meisten europäischen Rajahvölker, die Serben, Griechen, Rumänen und Bulgaren von der türkischen Herrschaft befreit und selbständige Staaten gebildet, die in ihrer Mischung von altererbter Barbarei und allermodernstem Zivilisationsflitter auf uns nicht immer einen angenehmen Eindruck machen mögen, aber doch auf dem Boden unsrer Kultur stehen. Cypern und Ägypten sind so gut wie englisch, Tunis französisch, wie Algier schon seit 1830, Bosnien österreichisch. Kurz, eine ganze Reihe von wertvollen Ländern hat die Türkei seit dem Anfange dieses Jahrhunderts schon verloren, und das, was ihr geblieben ist, das ist von allen Seiten von der europäischen Kultur umfaßt. Kein Zweifel, die Tage der Türkenherrschaft neigen sich ihrem Ende zu, und dieses Ende wäre schon da, wenn nicht die Eifersucht der Mittelmeermächte bis jetzt jede Vereinbarung über das Schicksal des Osmanenreichs verhindert hätte. Trotz aller Diplomatenkunststücke und aller großherrlichen Verheißungen ist die Aufnahme der Türkei in die Gemeinschaft der europäischen Staaten insofern eine leere Form geblieben, als der türkische Staat ganz außer stande ist, sich

Digitized by Google

auf den Boden unsrer Kultur zu stellen, weil der Islam die Grundlage seines Staatsrechts bildet, und dieser dem Beherrscher der Gläubigen schlechthin verbietet, Andersgläubigen Gleichberechtigung zu gewähren und damit sich in andrer Form mit seinen christlichen Unterthanen auseinanderzusetzen, als indem er sie thatsächlich aus seinem Reichsverbande entläßt. Und selbst wenn der Sultan wollte, er könnte nicht anders; der mohammedanische Fanatismus, einmal aufgeregt, könnte ihm sonst den Thron kosten. So ist also grundsätzlich der Gegensatz der Türkei zum christlichen Europa genau noch so vorhanden, wie vor dreihundert Jahren, und es kann, seitdem ihre kriegerische Überlegenheit geschwunden ist, lediglich noch die Frage sein, in welcher Weise sich ihre Auflösung vollziehen, aber nicht mehr, ob sie sich vollziehen soll. Unsre Staatsmänner wissen das natürlich; nur das liebe Publikum vergißt es immer wieder.

Und an einer solchen ungeheuern Wandlung sollte Deutschland kein Interesse haben? Es sollte ruhig zusehen, wie etwa Rußland Kleinasien nähme, England das Euphrat- und Tigrisland, Frankreich Syrien, Italien Albanien und so fort? Thäte das Deutschland, dann würde es als europäische Großmacht und vollends als Weltmacht abdanken. Zwar gehört es nicht unmittelbar zu den Mittelmeermächten, aber Triest und Genua sind seine natürlichen Mittelmeerhäfen, und es ist längst eine afrikanische Macht, deren sehr ernsthafte und sehr fühlbare Interessen dort von Jahr zu Jahr wachsen. Schon heute beherrschen unsre schönen Reichspostdampfer einen guten Teil des großen Durchgangsverkehrs im Mittelmeer, und unsre Flagge kommt für die Benutzung des Suezkanals dicht hinter der englischen. Und da sollten wir kein Interesse daran nehmen, wer dort gebietet, und was dort geschieht? War England etwa eine Mittelmeermacht, als es Gibraltar und Malta nahm? Aber auch in der Türkei selbst sind unsre Interessen im Zunehmen. Zahlreiche Landsleute leben in ihren Küstenstädten, auch in Jerusalem haben wir eine starke Kolonie und eine deutsch-evangelische Gemeinde, die fleißigen württembergischen Templer, die nach tausenden zählen, haben blühende Niederlassungen in Palästina, unsre evangelische und katholische Mission sind überall thätig bis tief ins Innere hinein, die zukunftsreichen kleinasiatischen Eisenbahnen, die jetzt schon bis Angora und Konia reichen, werden größtenteils von deutschen Unternehmern mit deutschem Kapital gebaut, mit deutschen Beamten verwaltet, und eine noch größere Zunahme unsers Verkehrs mit dem Südosten ist von der nahe bevorstehenden Öffnung des Eisernen Thores sicher zu erwarten. Sollen wir uns etwa von fremden Nationen diese Möglichkeiten, unsrer Bevölkerung von 52 Millionen Abfluß aus dem Mutterlande und Raum zur Bethätigung draußen zu schaffen, versperren lassen? Standen etwa größere Interessen auf dem Spiele, als unsre Flagge in Ostafrika und Kamerun oder Lüderitzland gehißt wurde? Um deutsche Flaggen in den Mittelmeerländern zu hissen, dazu ist es noch zu früh, aber uns diese

Digitized by Google

Möglichkeiten vorläufig offen zu halten und uns zu rüsten auf die große Stunde, wo das Verhängnis über das Reich der Söhne Osmans hereinbricht, das ist unsre Pflicht. Dazu braucht es vermutlich nicht eines pommerschen Grenadiers, wohl aber unsrer Marine. Heute ist sie in der Regel noch immer im ganzen Mittelmeer durch den alten längst kriegsuntüchtigen Raddampfer „Loreley," jetzt auch durch sein kleines gleichnamiges Ersatzschiff vertreten, während die amerikanische Union, die nur ein paar Missionen in Kleinasien und Syrien hat, ein ganzes Geschwader herüberschickt. Ist unsre Marine in ihrem gegenwärtigen Schiffsbestande wirklich zu schwach, mit dem etwa wünschenswerten Nachdruck im Mittelmeer oder sonstwo aufzutreten, dann ist es Pflicht der Regierung, das offen zu erklären, und Pflicht des Reichstags, das Nötige zu bewilligen. Denn auch diese Fragen werden schwerlich ohne Blut und Eisen entschieden werden, und eine Versäumnis aus falscher Sparsamkeit dürfte uns teurer zu stehen kommen als die Knochen eines pommerschen Grenadiers. Die allgemeine Lage erscheint gerade jetzt nicht ungünstig, eine festere Stellung in den orientalischen Wirren zu nehmen, wie es in Ostasien bereits geschehen ist. England hat sich durch seine ebenso habgierige als treulose Politik so völlig isolirt wie kaum jemals vorher; das sogenannte russisch-französische Bündnis wird durch die augenscheinlichen Bemühungen des jungen Zaren, ohne schroffen Bruch mit der Politik seines Vaters in ein besseres Verhältnis zu Deutschland und Österreich zu kommen, seines gefährlichen Charakters so ziemlich entkleidet, und so wird es vielleicht, trotz neuer chauvinistischer Aufwallungen an der Seine, die den Zarenbesuch vermutlich begleiten werden, einer klugen und taktvollen Politik möglich sein, über den heillosen toten Punkt, unser gespanntes Verhältnis zu Frankreich, allmählich doch hinwegzukommen, um die Arme frei zu haben für größere Aufgaben, für die bessere Sicherung unsrer Zukunft.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Spannungen. Hoffentlich überzeugen sich die ausländischen Gäste unsers Kaisers auf dem Lausitzer Manöverfelde, daß Deutschland unter Preußens Führung militärisch noch ganz ebenso furchtbar ist wie 1866 und 1870. Das würde die Wirkung haben, daß es sich unsre Nachbarn zweimal überlegen, ehe sie es zu einer kriegerischen Verwicklung kommen lassen, wenn Deutschland etwa einmal Ansprüche erhöbe, die mit ausländischen Interessen oder auch bloß Einbildungen und Anmaßungen zusammenstießen. Dieser Fall könnte in nächster Zukunft eintreten, wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, daß unsre Regierung in der ratlosen

Digitized by Google

Ratsstube des europäischen Areopags die Frage nach der Lebensfähigkeit des türkischen Staates aufgeworfen hat.

Nichts kann thörichter sein als die krankhafte Friedensliebe, die die Blätter aller Parteien zur Schau tragen, und ihre immerwährenden Beteuerungen, daß Deutschland schlechterdings kein Interesse an irgend etwas habe, was jenseits der Grenzen des deutschen Reichs liegt. Können doch unsre innern Spannungen, die täglich unerträglicher werden, schlechterdings auf keine andre Weise gelöst werden als durch Ableitung nach außen. Welche Ströme von Unmut und Unzufriedenheit haben sich auf den Handwerkerversammlungen ergossen, die in den letzten Wochen über die Gewerbenovelle beraten haben, und welchen Unwillen und Haß haben die Ergüsse bei den Gegnern der Zünftler zur Rechten wie zur Linken entflammt! Den Kern der heutigen Handwerkerfrage hat auf dem südwestdeutschen Handwerkertage der Münchner Buchbindermeister Nagler mit den Worten enthüllt: „Es handelt sich weniger darum, dafür zu sorgen, daß einige tüchtige Meister sich zu Fabrikanten aufschwingen, wie dies wohl jetzt der Fall ist, als darum, daß der Durchschnitt der Handwerker sein Brot findet.“ Das bedeutet aber die Rückkehr zu den frühmittelalterlichen Grundsätzen und eine Kriegserklärung an die Führer und Vertreter des modernen Wirtschaftslebens, die allesamt, mit der Naturwissenschaft des Jahrhunderts und mit den Schriften des Herrn Ammon ausgerüstet, behaupten, es sei nicht allein das Recht, sondern die Pflicht der Befähigten, nach Reichtum zu streben; eben in dem Ringen um Reichtum und in dem Siege der Befähigten vollziehe sich die Auslese des Bessern, die Rassenveredlung, der Fortschritt der Menschheit; die arm blieben, bewiesen eben dadurch, daß sie Dummköpfe oder Schwachköpfe, Kurzschädel von kleiner Gehirnmasse seien und in die untere Schicht, in der sie sich vergebens abmühen, gehörten als Fußschemel und Werkzeuge der gehirnreichen Langschädel, und das Hauptorgan dieser edlen Langschädel, die Post, hat denn auch schon die Herren vom Kleistertopf und von der Hobelbank mit der Mahnung: bei ihrer geringen Bedeutung fürs Staatswesen zieme ihnen die trotzige Sprache nicht, die sie führten, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen. In Breslau andrerseits haben die Meister — dort waren es ausschließlich Bäcker —, die sonst selbst über Ausbeutung zu klagen pflegen, sich im Kampfe gegen die Bäckereiverordnung des Bundesrats als so übermütige Ausbeuter geberdet — still, Sie Pumpernickelbäcker! wurde einer angeschrieen, der für die Sonntagsruhe einzutreten wagte —, daß sich die konservativen und die Zentrumsorgane genötigt sehen, ihren ungeberdigen Schützlingen die strengste Mißbilligung auszusprechen, und daß in Versammlungen von Berliner Bäckergesellen die verzweiflungsvolle Wut gegen die Meister mit elementarer Gewalt hervorgebrochen ist.

Die Spannung zwischen Industrie und Landwirtschaft oder vielmehr Agrariertum sodann ist eben daran, die nationalliberale Partei zu sprengen, die nicht über so starke Reifen wie die Böttcherei des Zentrums verfügt. Bis vor kurzem haben einige Wortführer der Partei den Schein zu erwecken verstanden, als ob die Nationalzeitung mit ihrem Kampf gegen das Agrariertum der Partei nur einige Berliner Pflastertreter hinter sich hätte; nun aber erklären die Berliner Politischen Nachrichten, die niemand in dem Verdacht liberaler Gesinnung haben kann: die Haltung der Rheinisch-Westfälischen Zeitung entspreche nicht den Ansichten der rheinischen Großindustriellen; diese könnten unmöglich die agrarische Agitation begünstigen, da die Agrarier die Großindustrie und deren Lebensnerv, das Großkapital, beinahe noch leidenschaftlicher bekämpften als die Sozialdemokraten. In der That tritt auch hinter diesen Kämpfen der Groß- und Kleinkapitalisten unter sich ihr ge-



Digitized by Google

meinsamer Gegensatz zu den Sozialdemokraten zurück, die einander ihrerseits der Gewerkschaftsfrage wegen in die Haare geraten sind, sodaß Liebknecht, der Chefredakteur des Vorwärts, und sein Stab im Vorwärts Erklärungen gegen einander loslassen. Desto heftiger tobt der Kampf zwischen den Konservativen und den Christlich-Sozialen, die es nun wirklich unter Naumanns und Göhres Führung mit der Gründung einer großen „national-sozialen" Partei der kleinen Leute wagen zu wollen scheinen, sowie zwischen dem König Stumm und der Geistlichkeit seines Reichs, die, das ist das schönste bei der Sache, nichts weniger als sozialdemokratisch, ja nicht einmal christlich-sozial, sondern bloß — nicht ganz stumm ist.

Und neben diesen wirtschaftlichen Spannungen macht sich eine politische bemerkbar, die, in Preußen nicht eben neu, beinahe dreißig Jahre lang hinter den konfessionellen, wirtschaftlichen und sozialen Gegensätzen zurückgetreten ist, obwohl sie selbst ein soziales Element enthält: die zwischen Beamtenschaft und Bürgertum. Die sonderbare Königsberger Geschichte scheint am Orte eine ungeheure Aufregung erzeugt und im ganzen Reiche sehr viel böses Blut gemacht zu haben. Jedenfalls wird die eigentümliche Auffassung des Regierungspräsidenten von den Pflichten eines Richters im Abgeordnetenhause geprüft werden müssen. Daß diesmal ein Amtsgerichtsrat nicht auf der Seite der „Assessoren," Verwaltungsbeamten und Offiziere, sondern auf der Seite der Bürgerschaft steht, gehört zu den Anzeichen eines Umschwungs in der Haltung der preußischen Richter, die eine Zeit lang zu der Klage Veranlassung gegeben haben, sie ließen die politische Unabhängigkeit vermissen, durch die sie sich bis zum Jahre 1866 und noch darüber hinaus so rühmlich ausgezeichnet haben. Soweit die Parteien einander aus wirtschaftlichen Gründen anfeinden, ist ihr Kampf das Ringen von Schiffbrüchigen um einen Platz auf der Planke. Nicht als ob die Parteiführer sämtlich Schiffbrüchige wären — giebt es doch Leute darunter, die sehr warm sitzen —, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen fühlt sich jeder schon gefährdet, wenn er nicht Aussicht auf Vermehrung seines Reichtums und auf noch größere Sicherheit hat. Vielleicht würden sich die Gegner, anstatt sich in gehässigen Kämpfen aufzureiben, mit einander verbünden, wenn sie nicht blind wären gegen die eigentliche Ursache ihrer Angst, die sie beharrlich übersehen: die Schmalheit der Planke.

Der Streit um den Kaufmann. Die Hamburger Nachrichten haben im März einen Protest gegen die mancherlei Gesetzentwürfe gebracht, die aus der Absicht hervorgegangen waren, gewisse Auswüchse des Handels zu beschneiden, von denen aber nicht wenige Kaufleute behaupteten, es würde dadurch auch die Bewegungsfreiheit eingeengt werden, die der ehrliche Kaufmann für sich brauche. In diesem Protest kommt der Satz vor: „Man sollte nicht vergessen, daß gerade eine freie Entwicklung des Handels die erste Grundlage für das Blühen und Gedeihen eines Staates ist." Darauf erwiderte „ein Hamburger Kaufmann," die Verfasser dieses Protestes verstünden nichts von Volkswirtschaft; der Staat habe nur eine Grundlage, das sei die Landwirtschaft; diese allein sei produktiv, schaffe Werte und schaffe neun Zehntel des Volksvermögens; das zehnte Zehntel werde vom Auslandshandel herbeigeschafft. Alle andern Gewerbe schüfen nichts und vermehrten das Volksvermögen um keinen Pfennig. Insbesondre thue das der Kaufmann nicht. Allerdings sei der Handelsstand an sich nicht zu entbehren, wohl aber sei ein großer Teil der Kaufleute nicht allein entbehrlich, sondern wirke schädlich. Ein Hauptschaden bestehe darin, daß den Landwirten durch die Nahrungsmitteleinfuhr ihr gebührender Arbeitslohn und dadurch die allein produktive und Vermögen

Digitized by Google

schaffende Thätigkeit entmutigt werde. Daran knüpfte sich eine längere Polemik in den Hamburger Blättern, und die hat dann Ein Hamburger Kaufmann, um eine Abhandlung vermehrt, unter dem Titel: Ist der Handelsstand produktiv? bei Georg Freund in Leipzig herausgegeben.

Daß „eine freie Entwicklung des Handels die erste Grundlage für das Blühen und Gedeihen" jedes Staates sei, glauben wir allerdings auch nicht, daß sie aber Lebensbedingung für den Handelsstand ist, liegt auf der Hand. Daß freilich der Mensch essen muß, um leben zu können, haben die alten Phönizier und die mittelalterlichen Venetianer so gut gewußt wie jedermann, und wissen wahrscheinlich auch die heutigen Hamburger; aber ebenso gut wissen sie, daß sie ohne Handel nicht reich sein und keinen reichen Staat bilden, ja überhaupt nicht in Hamburg, in Venedig leben könnten, weil eben auf dem Pflaster und auf dem Wasser nichts wächst, daß sie dagegen als Kaufleute sehr gut und sogar üppig leben können, ohne selbst Landwirtschaft zu treiben. Was Wunder, wenn in der Hitze des heutigen Interessenstreites der Bürger eines Handelsstaats sich zu Verallgemeinerungen fortreißen läßt und die Lebensbedingungen des Staats überhaupt mit den Lebensbedingungen des Handelsstaats verwechselt! Was Wunder auch, daß es gerade ein Kaufmann ist, der solcher Übertreibung entgegentritt und dabei in die entgegengesetzte Übertreibung verfällt! Kann doch keine menschliche Einrichtung dem Verhängnis entgehen, daß sie sich bis zu einem Punkte entwickelt, wo Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage wird; das ist natürlich auch beim Handel hie und da der Fall, und die Kaufleute müssen es ja am besten wissen, wo und wann sie anfangen, überflüssig und schädlich zu werden. Aber die praktischen Fragen, um die es sich im verflossenen Sommer gehandelt hat, sind durch die akademischen Erörterungen der vorliegenden Broschüre nicht geklärt und noch viel weniger beantwortet worden. Die fraglichen Gesetzentwürfe, die seitdem Gesetze geworden sind, zerfallen in zwei Gruppen. Die Gesetze der ersten Gruppe sollen dem unlautern Wettbewerb steuern und dem seßhaften Handwerker und kleinen Kaufmann die Konkurrenz der Hausirer, der auswärtigen Großkaufleute und der Konsumvereine, überhaupt des Großkapitals, vom Leibe halten; die andern gesetzlichen Bestimmungen sollen die Auswüchse des Börsenhandels beschneiden, ausgesprochnermaßen vorzugsweise zu dem Zweck, die Getreidepreise zu erhöhen. Es fragt sich nun, ob nicht die Vorteile, die man dem kleinen ansässigen Gewerbe- und Handelsstande zugedacht hat, durch allerlei Nachteile mehr als aufgewogen werden, und ob die Börsenreform ihren Zweck erfüllen wird, wobei einstweilen dahingestellt bleiben mag, ob Erhöhung der Getreidepreise überhaupt ein erstrebenswertes Ziel ist und zu den Aufgaben des Staatsmanns gehört. Da ja nun die Erfahrung der nächsten Jahre diese beiden Fragen beantworten muß, so wäre es unnütz, sich jetzt noch darüber zu streiten. Aber daß in diesem Streite der ganze Handelsstand immer wieder als ein Schmarotzergewächs der öffentlichen Verachtung preisgegeben und dadurch der blödsinnige Haß der Klassen und Berufsstände gegen einander geschürt wird, das halten wir für ein Unglück, und darum erachten wir uns für verpflichtet, den in der vorliegenden Broschüre entwickelten Ansichten entgegenzutreten. Wir haben das Agrariertum sehr scharf bekämpft, aber niemals ein Wort gesagt, das geeignet wäre, den Bauer, den Rittergutsbesitzer in der Meinung des Publikums herabzusetzen; wir haben stets erklärt, daß wir wünschen, die Landwirtschaft möchte die Grundlage unsers Staatswesens bleiben, und haben bedauert, daß uns, wenn es so fortgeht, Übervölkerung zwingen wird, uns zum reinen Industrie- und Handelsstaate fortzuentwickeln; eben weil wir überzeugt sind, daß die agrarische

Digitized by Google

Bewegung dem Bauernstande mehr schadet als nützt, sind wir ihr entgegengetreten. Möge man auf der andern Seite ebenso verfahren, möge man die Auswüchse des Handels bekämpfen, nicht aber ihn als eine Schmarotzerpflanze verächtlich machen.

Eine ausführliche Kritik der Broschüre ist in den Grenzboten nicht notwendig, weil sie die wichtigsten volkswirtschaftlichen Fragen hinlänglich klar gemacht haben. Es sollen deshalb nur die beiden Hauptdogmen des Hamburger Kaufmanns mit einigen Worten beleuchtet werden. Wenn er den Kaufmannsstand schlechterdings unproduktiv nennen will, so lassen wir ihm das Vergnügen; um Worte streiten wir nicht. Aber daß der Handel unentbehrlich ist, auch für die Produktion, das darf man nicht leugnen, wenn man nicht unsinnige und schädliche Agitationen begünstigen will. Wir vermuten, daß der „Hamburger Kaufmann" wenig Lust haben würde, sich mit dem Verschleiß seiner Broschüren zu plagen, und daß er daher keine produziren würde, wenn ihm nicht ein Verleger diese kaufmännische Arbeit abnähme. Paul Ernst erzählte neulich in der Gegenwart, er sei nach Berlin gekommen aus einem Dorfe, wo man mit Äpfeln der besten Sorten die Schweine füttere, weil man sonst keine Verwendung für sie habe; er bemerkt dazu, in Berlin sei es für ein Arbeiterkind ein Fest, wenn es einmal einen Apfel bekomme, und nennt das mit Recht einen verrückten Zustand. Wird irgend ein vernünftiger Mensch in jenem Dorfe daran denken, die Obstbaumzucht auszudehnen? Jetzt gewiß nicht! Aber wenn den Leuten der Handel zum lohnenden Absatz ihres Obstes verhülfe, würde man es thun. Als England Kornzölle einführte, jammerten die Landwirte Mecklenburgs, Pommerns und Preußens, sie müßten den Getreidebau einschränken oder gar einstellen, und sie hätten es thun müssen, wenn ihnen nicht das Wachstum der inländischen Bevölkerung zusammen mit den Eisenbahnen einen stetig größer werdenden inländischen Markt erschlossen hätte. Die Ursachen des Rückschlags, den sie jetzt erleiden, und daß diese durch Beschränkung der Getreideeinfuhr nicht gehoben werden können, haben wir so oft klar gemacht, daß wir Anstand nehmen müssen, schon wieder auf das Thema zurückzukommen. Freilich entmutigen die jetzigen Preise die Getreideproduktion auf den Großgütern. Aber warum können deren Besitzer nur bei höhern Preisen bestehen? Weil sie teuer gekauft haben. Warum sind die Landgüter teuer? Erstens, weil jede Ware, also auch Grund und Boden, teurer wird, wenn bei gleichbleibender Warenmenge die Zahl der Käufer wächst. Zweitens, weil wir, ehe sich eine der Volkszahl entsprechende Einfuhr entwickelte, bis in die sechziger Jahre hinein Hungerpreise gehabt haben; die gemeinsame Wurzel der beiden Ursachen ist also die Übervölkerung. Kein Staatsmann vermag es zu ändern, daß in dem übervölkerten Lande entweder der Grundbesitz, der auf teuerm Boden wirtschaftet, durch billige Preise ruinirt wird, oder daß die Hungersnot ein endemisches Leiden wird. Nur einen Ausweg giebt es: Zerschlagung aller großen Güter und Spatenbau auf kleinen Parzellen wie in China, wo jeder von dem Ertrage seines Ackers lebt, nichts oder wenig verkauft, eben deswegen aber auch wenig Industrieerzeugnisse kaufen kann. Natürlich würde das für uns, wenn es möglich wäre, ein Zurückschrauben auf einen niedrigern Kulturzustand bedeuten. Außerdem hat die Bodenteilung ihre Grenzen. In China scheint die Grenze überschritten zu sein, denn Hungersnöte sind dort häufig, und Ungeziefer wird als Delikatesse genossen.

Reiner Unsinn ist es, wenn behauptet wird, die Urproduktion allein schaffe Werte, und unser heimischer Ackerbau liefere neun Zehntel unsers Volksvermögens. Vom Volksvermögen sagen wir hier bloß, daß es unberechenbar, und daß es in der Volkswirtschaft nicht die Hauptsache ist. Weit wichtiger ist das Volksein-

Digitized by Google

kommen. Hat das Vermögen doch nur insofern Wert, als es Einkommen abwirft. Das Einkommen läßt sich nun auch einigermaßen abschätzen, wenn man nicht den Geldwert, sondern die wirklichen Einkommengüter ins Auge faßt. Stellen wir zum Zweck einer oberflächlichen Einkommenvergleichung zwei Männer neben einander: den Wilden, der von rohen Früchten, Wurzeln und Getreidekörnern lebt, und der die Zubereitung der Fleischspeisen darauf beschränkt, daß er Hühner z. B. nicht ungerupft verzehrt, der in einer Laubhütte oder Erdhöhle haust und von Kleidern, Geräten und Bequemlichkeiten nichts besitzt, obwohl ihm das Rohmaterial dazu reichlich zur Verfügung steht; daneben aber den reichen Hamburger, der die aus aller Welt zusammengeschleppten Rohmaterialien in der Gestalt fein zubereiteter Speisen, eines schönen Hauses und Gartens, herrlicher und bequemer Zimmereinrichtungen, zweckmäßiger Verkehrsanstalten, wohlklingender Musikinstrumente, außerdem in der Gestalt von Büchern und Zeitungen gebraucht und genießt. Welcher von den beiden Männern ist der reichere? Kann man leugnen, daß der Hamburger Großkaufmann wirklich reich ist, weil er über einen Überfluß an Kunsterzeugnissen verfügt, an denen der Rohstoffwert das allergeringste ist, und darf man den Wilden überhaupt reich nennen? Reiche Leute pflegen den Armen vorzuwerfen, daß sie „alles verfressen." Die Thatsache ist richtig, wenn sie auch keinen Vorwurf begründet. Wer vierhundert Mark Einkommen hat — wir meinen mit dem „wer" nicht den einzelnen Mann, sondern die Familie —, der verfrißt alles und leidet noch Hunger. Wer sechshundert Mark hat, der kann sich satt essen, behält aber nichts übrig. Wer tausend Mark hat, dem bleiben vierhundert Mark für andre Bedürfnisse. Wer dreitausend Mark hat, der „verfrißt," wenn er sparsam ist, nur ein Drittel, wer zehntausend Mark hat, nur ein Fünftel, wer hunderttausend Mark hat, noch kein Zehntel seines Einkommens. Daß die Landwirtschaft neun Zehntel unsers Volkseinkommens liefere, würde nur dann wahr sein, wenn wir allesamt Proletarier wären und unser ganzes Einkommen „verfräßen." Keinen Wert sollen Industrie und Handel den Produkten der Land- (und Forst-)wirtschaft usw. zusetzen? Man denke sich nur den Ansiedler im Urwald! Was sind ihm die hunderttausende von Baumstämmen, die Tierhaare, Pelze und Federn an den Leibern der Tiere, die um ihn herumlaufen und herumfliegen, die Gewächse mit verspinnbaren Fasern, was sind sie ihm denn wert? Gar nichts! Nun aber mögen Handwerker kommen, den tausendsten Teil dieser Schätze in Gebrauchsgüter verwandeln und ihm ein behagliches Heim schaffen; was ist ihm dann dieser winzige Teil des Rohprodukts wert? Er macht ihn zum wohlhabenden Manne. Und zuletzt mag der Kaufmann kommen und ihm seine Nahrungsmittel und Rohstoffe exportiren! Der macht ihn dann vollends zum reichen Manne.

Sedantag. Im Theater wird Carmen gegeben. Der Vormittag war trübselig und grau, am Nachmittag regnete es herunter, was es konnte. Die vereinzelten Fahnen, die herausgesteckt waren, hingen schlaff herab wie nasse Handtücher. Verdrossen werkeltägige Straßen — die richtige Sedantagstimmung dies Jahr für Leipzig! Nachdem man sich fünfundzwanzig Jahre immer vergeblichere Mühe gegeben hatte, begeistert zu sein, war es an der Zeit, endlich einmal mit der albern werdenden Feier aufzuräumen. Man war dabei sogar einmal in Übereinstimmung mit den ungebärdigen Zeitgenossen, den Sozialdemokraten, und wenn man ehrlich war, mußte man es auch zugeben: in unsre knickebeinige, vom Kaufmannsgeist beherrschte Zeit paßt dieser künstliche Zauber nicht mehr. Also weg damit! Es ist zudem besser, man wird nicht zu sehr daran erinnert, daß wir

Digitized by Google

große Zeiten gehabt haben; den Leuten könnte das Gelüste kommen, noch mehr große Zeiten haben zu wollen mit allerhand ärgerlichen Geschäftsstörungen und uferlosen Eseleien. Wer will es denn anders haben, als es ist? Wir nicht, wir sind zufrieden, und auch unsre Zeitgenossen, die Sozialdemokraten, wollen weder Militarismus noch Flottenduselei, und auf Sedan spucken sie. Will das Volk aber selbst keinen Festtag, so brauchen die Beamten, Kommis usw. auch keinen; jeder Werkeltag ist viel wert für das Gemeinwohl. Es wäre thöricht vom Himmel gewesen, sich in Unkosten zu stürzen und heiter dreinzusehen. Er hatte ganz Recht, es regnen zu lassen, wie es regnen wollte, sogar am Sedantag, wo es sonst doch nicht seine Art war.

Gestern war es anders. Ich bin doch stolz, ein alter Nikolaitaner zu sein, wenn auch die alte Nikolaitana nicht sonderlich Grund hat, stolz auf mich zu sein. Aber damals verstand sie es auch nicht, Feste zu feiern. Jetzt hat sich neue Rinde an dem alten Stamme gebildet, und er schlägt frisch und grün nach allen Seiten aus.

Der Tag war auch verschleiert, aber die Sonne brach durch, als das junge Volk in Zügen heranmarschiert kam in die alte Nachbarstadt Taucha, die einst mit dem Leipzig in Windeln gewetteifert hat und heute den Ruhm hatte, die einzige wirkliche Sedanfeier Leipzigs, wie sie das Volk gern hätte, in seinem Bannkreis zu sehen. Die Kleinen, die Sextaner, Quintaner, Quartaner und Tertianer, waren mit uns dazugehörigen Lehrern und Eltern mit der Eisenbahn hinausgefahren und zogen, Musik und Fahne voran, durch die aufhorchenden Gassen von Taucha, um dort auf dem Markte das eben geweihte Siegesdenkmal zu umringen und der kleinen patriotischen Stadt ein fröhliches Hoch auszubringen. Die Großen kamen klassenweise zu Fuß anmarschiert, immer so, daß die neue Schar gerade ankam, wenn die vorher gekommne mit ihrem Kaffee in dem großen Schützenhaussaale fertig war. Feiner Aufmarsch! Und die Sonne sah auf ein fröhliches Gewühl auf der Schützenwiese herab, als nun, von lustiger Musik begleitet, die Wettspiele begannen, denen ein ganz wunderhübsches Freiübungenmanöver der Kleinen vorausgegangen war, und, immer die Klassen für sich, abwechselnd, von den ungebändigten Sextanern hinauf bis zu den würdevollen Primanern, Stangenklettern, Ballwerfen, Steinstoßen, Speerwerfen, Vogelschießen und was weiß ich noch, die Scharen in Bewegung setzte. Wohin das Auge blickte, frohe und eifrige junge Gesichter, überall Jubel und Frohsinn. Alle die Griechen und Lateiner, die Großen und die Kleinen waren einmal eins: deutsche Jungen, die wußten, was sie wollten: den Preis erringen! Und die Lehrer waren einmal Kameraden; man wußte nicht, wer mehr und lustiger bei der Sache war, sie oder die um sie gescharten Jungen.

Einer war noch dabei aus meiner alten Schulzeit vor Sechsundsechzig, aus der Zeit, wo ich die Ehre hatte, mich vor ihm zu blamiren — es ist mir immer noch unheimlich schülerhaft zu Mute, wenn ich dem guten Professor unter die Augen trete. Er stand auf der Veranda des Schützenhauses unter den Zuschauern, sein Enkelkind auf dem Arm, und sah mit fröhlichen Augen in das Gewoge der Festwiese hinaus. Ob er an die Zeit dachte, wo sich der Junge auf seinem Arm auch einmal mit dort unten tummeln würde, oder an die Zeit zurück, wo sich noch niemand so etwas wie eine Sedanfeier hatte träumen lassen? Wir ältern spüren noch ihren bleiernen Druck — und schon will man Sedan vergessen und findet seine Feier ein müssiges Spiel.

War das da unten vor uns nur ein müssiges Spiel? War es nur eine leere

Digitized by Google

Komödie, als dem Sieger des Tages der Kranz aufgesetzt wurde? Nein, aus den leuchtenden Augen der Knaben sprach es anders, als sie ihren Helden auf den Schultern zur Krönung trugen; es klang anders aus dem „Deutschland, Deutschland über alles," das aus den hunderten von jungen Kehlen scholl — mein Sextaner darunter —, nachdem bei der Preisverteilung unser lieber Rektor ein markiges Wort zu seinen Jungen gesprochen hatte. Da sprang ein Funke in die jungen Herzen, der fortglimmen wird; das fühlte man: die feiern ihr Sedan weiter; sie werden wissen, was sie zu thun haben, wenn ihre Zeit nach ihnen fragt, und dies matte Geschlecht, das Sedan nicht mehr feiern kann, dahin sein wird.

Überall in Deutschland regt es sich, Volksfeste zu schaffen, die den nationalen Geist nähren und Begeisterung für große Ziele entflammen sollen, denn es gilt auch für Deutschland noch, einen Preis zu erringen, den höchsten, den es noch nicht hat. Und hier läßt man das eingehen, was doch der natürliche Keim eines großen Volksfestes hätte sein können, hätte man ihn nur richtig gepflegt. „Olympische Spiele," womöglich internationale, vielleicht in Verbindung gebracht mit den Bestrebungen zur „Hebung der Messe," ja — aber dem Ehrentage Deutschlands — ist er denn das nicht mehr? — gönnt man, sich nach fünfundzwanzig Jahren auszuleiern, und überläßt es den Veteranen, den Schulen und einzelnen Vereinen, ob sie auf eigne Faust die Erinnerung wachhalten und den Arm zum Handeln stählen wollen. O Leipzig! J. G.

# Litteratur

Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Von C. E. van Koetsveld. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. O. Kohlschmidt. Leipzig, Friedrich Jansa, 1896

Von einem Buche, das uns Jahrzehnte nach seinem ersten Erscheinen in einer Übersetzung geboten wird, darf man wohl annehmen, daß es sich als dauernd wertvoll erwiesen hat. Der nun verstorbne Verfasser, der sich als Prediger wie als Gelehrter in Holland einen bleibenden Namen geschaffen hat, ist besonders durch seine Auslegung der Gleichnisse Jesu auch in Deutschland bekannt geworden. Derselbe Verlag, der uns vor kurzem von diesem Werke eine Volksausgabe geboten hat, macht uns nun mit den Skizzen aus dem Mastlander Pfarrhause bekannt, die Koetsveld als junger Pfarrer beim Scheiden von dem Orte seiner ersten Wirksamkeit geschrieben hat, und die heute zum festen Bestand des holländischen Hausbücherschatzes gehören.

Hinter dem schlichten Titel wird niemand mehr suchen, als er verspricht, mancher aber vielleicht weniger, als dahinter zu finden ist. Gewaltige Schicksale haben nicht an die Thür des Mastlander Pfarrhauses gepocht, und Stürme großer Leidenschaften haben seine Bewohner und Umwohner nicht erregt. Aber wer den Blick und die Hand hat, ins volle Menschenleben hineinzugreifen, auch wo es seinen Gang so stille geht wie in einem holländischen Dörfchen, der hat es noch immer interessant gefunden und andern interessant gemacht. Und Koetsveld hat

Digitized by Google

den Blick für alles das, was an Menschen und Dingen charakteristisch ist, und läßt uns oft hinter der Skizze ein farbenreiches Bild schauen. Die Charakterbilder, die er von den Honoratioren des Dorfes zeichnet, von Bürgermeister und Arzt, von Schulmeister und Rentner, dann von einigen Kreisbrüdern, d. h. benachbarten Kollegen, von dem Dorfschneider, der sich zu den „Auserwählten" rechnet und dem Pfarrer sehr kritisch gegenübertritt, und seinem Gegenbilde, dem alten Schmied, geben nicht bloße Typen, sondern wahre Charakterköpfe. In den Abschnitten über die ersten Predigten, Hausbesuche, Katechisationen u. dgl. treten uns lebendig Erfahrungen entgegen, wie sie wohl keinem jungen Geistlichen zu machen erspart bleiben wird. Die Mordgeschichte vom Hahn des Bürgermeisters und die Schilderung vom Besuche des Onkels Johannes zeigen den Verfasser in Nöten, die mit der Heiterkeit getragen werden wollen, mit der sie Koetsveld schildert. Daß es ihm aber auch nicht an Kraft gebricht, die ernstesten Erlebnisse fast in Form einer Novelle ergreifend darzustellen, zeigen die beiden Bilder vom Begräbnis, die das Verkommen einer unglücklichen Familie schildern, dem Einhalt zu thun der Pfarrer keine Macht hat. Was aber den Skizzen vor allem ihren Reiz und ihren Wert giebt, das ist das Vermögen, das Koetsveld hat, und das eine der schönsten Gaben eines Pfarrers ist, das kleinste im Lichte der Ewigkeit anzusehen. Je deutlicher dabei stets hervortritt, wie weit die Wirklichkeit hinter dem Ideal zurücksteht, um so leuchtender erscheint dieses selbst, um so inniger ergreift uns der Trieb, ihm zuzustreben. Gedanken, die diese Empfindung stärken, bieten uns die Skizzen auf jeder Seite. Koetsveld ist ein Realist, denn er beschönigt nichts, sondert schildert, was er sieht und hört. Aber hinter und über diesem Realismus steht durchdringend und verklärend der echt christliche Idealismus.

Eine besondre Freude werden an dem Buche junge Theologen haben, die von den Erfahrungen Koetsvelds praktisch lernen können. Denn wenn auch diese „Skizzen" bald zwei Menschenalter hinter sich haben, unter dem Landvolke, das sie schildern, giebt es doch noch keinen „Geist der Zeiten," der sich schnell wie die Kleidermode der Großstädter änderte. Aber auch jeder andre, der Sinn hat für das, was wir an dem Buche gerühmt haben, wird es mit Befriedigung aus der Hand legen.

Die Übersetzung entbehrt fast nirgends der Frische eines Originals; der rührige Verleger hat den Band hübsch ausgestattet und mit dem Bilde Koetsvelds geschmückt, sodaß er sich auch durch sein Äußeres als eine schöne Gabe für das deutsche Haus empfiehlt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Gute und schlechte Jahre

Joseph, der Ratgeber Pharaos, war der Vorläufer der Graß-Klanin und Genossen; er speicherte große Getreidemengen auf, wie sie es auch beabsichtigen. Aber sein Grund war nicht derselbe. Joseph wollte der Teuerung vorbeugen. Herr v. Graß und seine Freunde wollen, wenn nicht gerade eine Teuerung, so doch recht hohe Preise, viel höhere als die gegenwärtigen herbeiführen. Josephs Verfahren war zweckmäßig, wie die nachfolgende Zeit der magern Jahre lehrte. Wie unsre Agrarier ihren Zweck erreichen wollen, ist nicht ganz klar. Sie wollen künstlich einen Getreidemangel hervorrufen, aber das Korn, das aufgespeichert wird, ist damit nicht aus der Welt geschafft, es wird früher oder später den Marktpreis herabdrücken.

Was ist überhaupt unter guten und schlechten Jahren, zunächst bei der Landwirtschaft, zu verstehen? Zu Josephs Zeiten bestand kein Zweifel, daß unter einem guten Jahr ein reichliches Erntejahr zu verstehen sei. Das steht aber heute nicht mehr so unbedingt fest. Der unter dem Banne agrarischer Anschauungen stehende Landmann weiß nicht recht, ob er sich auf eine gute Ernte freuen darf oder nicht. Wenigstens erfordert das Parteiinteresse, daß man sich von solcher Freude nicht zu viel merken lasse. Denn das könnte ungünstig einwirken auf die Neigung der Gesetzgebung, agrarische Forderungen zu erfüllen. Bei guten Erntejahren wollen die agrarischen Klagen am wenigsten verstummen, denn die hohen Preise wollen sich gerade dann meistens nicht einstellen. Und hohe Preise sind nun einmal nach agrarischer Ansicht das untrügliche Merkmal guter Jahre. Eigentlich wäre es nur folgerichtig, zu wünschen, daß der Himmel der Gesetzgebung die Mühe, hohe Preise zu schaffen, abnähme, daß bei reichlichem Ernteertrag eine Menge Getreide durch Regenwetter auf dem Felde verfaulte. Da wäre das Aufspeichern erspart, das Verregnen wäre viel wirksamer.



Digitized by Google

Diese widersinnige Ansicht wird freilich durch die Thatsachen nicht bestätigt. Für den Landmann hat die gute Ernte mehr Wert als die hohen Preise. Das Jahr 1891 war ein Jahr ungewöhnlich hoher Getreidepreise. Aber die Verschuldungsstatistik weist gerade in diesem Jahre ein besonders starkes Fortschreiten der Verschuldung landwirtschaftlicher Grundstücke auf. Und das ist ganz begreiflich. Denn dem Landmann helfen die hohen Preise nichts, wenn er so schlecht geerntet hat, daß er kein Korn verkaufen kann oder gar noch zukaufen muß, wie es in dem genannten Jahre in vielen Wirtschaften der Fall war.

Es wird also wohl dabei bleiben, daß man ein reiches Erntejahr ein gutes Jahr nennt, trotz des agrarischen Bestrebens, alle Dinge auf den Kopf zu stellen. Es ist aber auch noch immer so, wie zu Josephs Zeiten, daß gute und schlechte Jahre mit einander abzuwechseln pflegen, und Josephs Verfahren wird für alle Zeiten als das Beispiel eines guten Haushalters dastehen. Des Menschen Aufgabe besteht darin, Gleichmäßigkeit in die Ungleichmäßigkeit der Natur zu bringen, in guten Jahren für schlechte zu sorgen. Das geschieht aber nicht am besten so, wie es damals der kluge Haushalter Pharaos machte. Die Aufgabe, den durch eine schlechte Ernte entstandnen Mangel auszugleichen, lösen heute Dampfschiffe und Eisenbahnen besser, als sie durch Aufspeicherung alten Getreides gelöst werden könnte. Die durch Erfahrung erworbne Voraussicht, daß den guten Jahren schlechte folgen werden, muß jeden einzelnen dazu veranlassen, für das Eintreten schlechter Jahre zu sorgen, indem er den Einnahmeüberschuß der guten Jahre zur Deckung des Ausfalls in den schlechten Jahren verwendet. Der Preis der Landgüter sollte so bemessen werden, daß nicht ausschließlich mit guten Jahren gerechnet zu werden brauchte, sondern die unvermeidlich eintretenden schlechten Jahre ausgehalten werden können, ohne daß es nötig wird, „zuzusetzen."

Aber auch in dem ganzen reichen gewerblichen Leben der Neuzeit finden wir einen Unterschied guter und schlechter Jahre, wenn auch nicht genau in Zeiträumen, die nach biblischen Zahlen abgemessen sind. Und die Unzuträglichkeiten, die diese Erscheinung begleiten, sind noch größer als der Wechsel guter und schlechter Erntejahre. Da wird bald fieberhaft gearbeitet, die Geschäfte gehen gut, überall ist starke Nachfrage nach Arbeitskräften, die Arbeitslöhne steigen. Bald wieder entsteht Stockung, wenn nicht gar ein großer „Krach" eintritt. Die Nachfrage nach Arbeitskräften nimmt ab; viele Arbeitskräfte bleiben unbeschäftigt. Kurz, wir sehen auch hier gute und schlechte Zeiten so regelmäßig mit einander abwechseln, als ob dieser Wechsel von einem Naturgesetz abhinge. Man sollte freilich meinen, diese Ungleichmäßigkeit müßte sich beseitigen lassen, da es doch die Thätigkeit menschlicher Kräfte ist, die sie herbeiführt. Und wirklich ist schon viel darüber nachgedacht und geschrieben worden, wie man zwischen Erzeugung und Verbrauch der Waren

Digitized by Google

ein Gleichgewicht herstellen und so die Schwankungen der Erwerbslage beseitigen könne. Aber alle diese Bemühungen haben keinen Erfolg gehabt. Das ganze Gebiet der Weltwirtschaft ist zu groß, als daß man in der gewünschten Weise die wirtschaftliche Thätigkeit regeln könnte. Der Verbrauch läßt sich nicht so genau berechnen, daß ihm die Gütererzeugung angepaßt werden könnte.

Dazu kommt, daß eine günstige Geschäftslage den Anreiz giebt, möglichst viel zu erzeugen. Jeder will an dem lohnenden Verdienst der guten Zeit teilnehmen; die Geschäftsbetriebe werden ausgedehnt, neue Geschäftsbetriebe werden gegründet. So werden Überproduktion und Überspekulation gefördert, und so trägt also die gute Zeit den Keim der schlechten in sich. Denn die zu einer gewissen Zeit herrschende Geschäftslage beeinflußt auch die Anschauungen der Menschen. In einer guten Zeit hofft der Mensch leicht, und er baut bei seinen Unternehmungen zu sehr auf die Dauer der guten Geschäftslage.

Von solchen kürzer dauernden Schwankungen der Geschäftslage, die hauptsächlich durch die Ungleichmäßigkeit der Produktion entstehen, ist ein Wechsel guter und schlechter Zeiten zu unterscheiden, der sich in längern Zeiträumen vollzieht. Die Lage der Landwirtschaft hängt nicht bloß von guten und schlechten Ernten ab, sondern wird durch die ganze wirtschaftliche Entwicklung beeinflußt. Auf gute Jahrzehnte sind in der Landwirtschaft schlechte Jahrzehnte gefolgt. Während dieses letzten Zeitraums ist aber gleichzeitig unsre Industrie emporgeblüht, sind die Menschen nach den Mittelpunkten der industriellen Thätigkeit, besonders nach den Großstädten, hingeströmt. Viele haben dadurch ihre Lage verbessert, einige sogar schwere Reichtümer erworben. Aber auch hierbei hat sich gezeigt, daß die gute Zeit Versuchungen und Gefahren mit sich bringt, daß sich die Menschen an die gute Zeit gewöhnen und auf ihre Dauer gewissermaßen ein Recht zu haben glauben. Das rasche Anwachsen der Großstädte, das Steigen der Bodenpreise usw. ist als ein normaler Zustand betrachtet worden, und alle, die hierbei verdient haben oder in Zukunft meinten verdienen zu können, sind dann enttäuscht, wenn in dieser Entwicklung ein Rückgang oder doch eine zeitweilige Stockung eintritt. Da werden viele im Grund und Boden oder im städtischen Hausbesitz angelegte Kapitalien verloren, und von den Folgen einer leichtsinnigen Spekulation in Haus- und Grundbesitz werden viele Erwerbsthätige mitbetroffen.

Auf dauernd gute Zeiten ist bei der industriellen Entwicklung und dem Aufblühen der Städte eben so wenig zu bauen, wie der Landmann darauf rechnen kann, jedes Jahr eine gute Ernte zu machen. Denn wenn wir es hier auch nicht mit blind waltenden Naturkräften zu thun haben, so hat doch die menschliche Thätigkeit in ihrer Gesamtheit etwas planloses, sozusagen unbewußtes. Wir haben es wenigstens bis jetzt nicht gelernt, dies ganze Getriebe durch planmäßig vorausberechnende Vernunft zu beherrschen. Gewiß läßt sich der einzelne bei allem, was er unternimmt, durch vernünftige Er-

Digitized by Google

wägungen leiten. Sein Sinnen und Sorgen pflegt im wirtschaftlichen Leben darauf gerichtet zu sein, für sich selbst ein möglichst gutes Auskommen und das höchste Maß von Wohlergehen zu erringen. Wie viel Erfolg er aber dabei hat, hängt nicht von seiner Thätigkeit allein ab. Auch „Seine Majestät der Zufall" hat hierbei ein Wort mitzusprechen. Wenigstens ist für den Menschen die Macht, von der zum Teil sein Schicksal abhängt, der Wechsel der „Konjunkturen," durchaus unberechenbar. Blitzschnell und unerwartet bricht die schlechte Zeit herein und vernichtet die schönsten Hoffnungen. Und wie wir gesehen haben, hilft gerade das Streben des Menschen, für sich ein Mehr an Gewinn und Wohlergehen herauszuschlagen, mit dazu, in guten Zeiten einen Rückschlag herbeizuführen. Der Mensch selbst verdirbt die gute Zeit durch das Jagen nach hastigem Gewinn durch tollkühnes Wagen. Wenn er aber in der guten Zeit dem Glück die Hand bieten zu müssen meint, so beklage er sich nicht, wenn ihn die schlechte Zeit mit ihrer ganzen Schwere trifft.

Es ist anzunehmen, daß die großstädtische Entwicklung ihren Höhepunkt noch nicht überschritten hat, daß die in dem Zuzug nach den Großstädten eingetretene Stockung nur vorübergehend ist. Wenn dann die „gute Zeit" wiederkehrt, so wird auch die fieberhafte Jagd nach dem Glück wieder beginnen, so werden an die Stelle der verkrachten Geschäftsleute und Häuserspekulanten neue treten, die, zu Anfange wenigstens, unter günstigern Bedingungen arbeiten, weil ihnen dann das Steigen der „Kunjunkturen" zu gute kommt. So wird sich das alte Spiel wiederholen. Während dieses ganzen Wechsels aber ist doch ein Aufwärtssteigen, eine allmähliche Ansammlung von Wohlstand, die Zunahme der Möglichkeit einer besseren Lebensweise für die Gesamtheit zu bemerken. Trotz alles Klagens der Pessimisten befinden wir uns in einer guten Zeit, wenn wir unsre Lage mit der Lage unsrer Väter vergleichen. Ob diese Entwicklung von Dauer sein wird, wie stark die Grundlagen unsrer Kultur sind, können wir nicht bestimmen. Thöricht aber ist es, das Unmögliche zu verlangen; thöricht, von der Gesetzgebung zu erwarten, daß sie eine gute Zeit, die zugleich dauernd sein müsse, künstlich hervorzaubere. Giebt die Gesetzgebung solchen Forderungen nach, so liegt die Gefahr nur zu nahe, daß dem Erwerbsleben ein künstlicher Anreiz gegeben und dadurch der ohnehin in den „guten Zeiten" herrschende Optimismus bestärkt werde.

Digitized by Google

# Religion und Verbrechen

### Offnes Schreiben an Herrn Cesare Lombroso in Turin

Hochgeehrter Herr Professor,

erzeihen Sie, wenn es ein evangelischer Geistlicher, also einer von den diis minorum gentium, wagt, sich auf diesem Wege mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Veranlassung dazu giebt mir Ihr in der „Zukunft“ veröffentlichter Aufsatz über „Religion und Verbrechen,“ der bei manchem beachtenswerten, das er enthält, in mehr als einer Hinsicht einer Berichtigung bedarf.

Es handelt sich um die Frage, welchen Einfluß die Religion auf die Zahl der Verbrechen ausübt. Bisher war ich der Meinung, daß ein religiöser Mensch unmöglich ein Verbrecher sein könne, und dachte, jeder andre müßte ebenso urteilen. Religion und Verbrechen — kann es einen größern Gegensatz geben? Schließt nicht das eine notwendig das andre aus? Da muß ich nun zu meiner Verwunderung bald von dieser, bald von jener Seite hören: Lieber Freund, du irrst. Deine Ansicht ist lediglich eine Voraussetzung. Erfahrungsgemäß verhält sich die Sache beinahe umgekehrt: gerade religiöse Menschen sind die schlimmsten und gefährlichsten, und die Religion dient nur zu oft als Deckmantel, verbrecherische Gesinnungen zu verbergen.

Das behaupten Sie nun in Ihrem Aufsatz allerdings nicht. Sie rühmen den religiösen Eifer, dem es zuzuschreiben sei, „daß in gewissen protestantischen Gegenden, wie in Genf und London, die Zahl der Verbrecher abnehme, weil er die unedlern Triebe bändige und aufhebe und durch energischen Kampf Laster und unsittliche Neigungen besiege.“ Sie bezeichnen das religiöse Leben als die Macht, die „in England unter fanatischen(!) Naturen, die sich unter den verschiedensten Bezeichnungen eifrig bestrebten, menschliche Seelen vom Untergang zu retten, unzählige Anhänger fände.“ Aber, sagen Sie, man darf sich auch entgegengesetzten Beobachtungen nicht verschließen. „So weit die freilich sehr spärliche Statistik reicht, kommen da, wo der Atheismus verbreitet ist, weniger Verbrechen vor, als ceteris paribus unter Protestanten und Katholiken, was sich vielleicht aus einer höhern Kultur erklärt, da in Europa der Atheismus zum größten Teil unter Gebildeten zu finden ist.“ Nicht minder ist es Thatsache, „daß wilde Völker, wie die Alfuru und die Santala, die keine Religion oder höchstens einen Gespensterglauben haben, von peinlicher Ehrlichkeit

Digitized by Google

sind." Also: keine Religion, und doch verhältnismäßig wenig Verbrechen, wohl gar Tugenden! Auf der andern Seite findet man, „besonders auf dem Lande und in wenig zivilisirten Ländern, neben Irreligiösen und Atheisten auch höchst religiöse Menschen unter den Verbrechern. Ferri hat unter 700 Verbrechern nur einen Atheisten und einen Indifferenten gefunden. Sieben waren Frömmler und fanden in ihrem religiösen Gefühl sogar eine Entschuldigung ihrer Missethat. Einer sagte: Mir ist mein Trieb, zu stehlen, von Gott gegeben worden, ein andrer: Die Verbrechen sind keine Sünden, denn sie werden auch von Priestern begangen, oder: Ja, ich habe gesündigt, aber in der Beichte wird mir die Sünde vergeben. Der französische Forscher Joly schreibt zwar den äußerlichen Gebräuchen der Religion einen sittlich fördernden Einfluß zu, zeigt aber selbst, daß in der Normandie, wo die Achtung vor den religiösen Gebräuchen sehr groß ist, die Verbrechen eine außerordentliche Höhe erreichen." Also: Religion und doch Verbrechen, ja verhältnismäßig mehr als unter Atheisten und Irreligiösen!

Was folgt daraus? Der Schluß ist sehr einfach. Die Religion kann einen sittlichen Einfluß ausüben; gewiß. Es ist nicht so, daß alle Religiösen geborne Verbrecher wären. Aber sie muß es nicht. Es besteht kein notwendiger Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit, sodaß Religion und Moral, Irreligiosität und Immoralität einander entsprechende Begriffe wären. Die Religion ist vielmehr etwas gleichgiltiges, das auf sittlichem Gebiet nicht ins Gewicht fällt.

Sehe ich recht, so habe ich damit Ihre Stellung zu der Frage, die den Gegenstand Ihres Aufsatzes bildet, richtig wiedergegeben, und gern räume ich ein, daß sich Ihre Anschauung von der „neuesten Lehre" einigermaßen unterscheidet. Doch will ich nicht verhehlen, daß ich nach Lesung Ihres Aufsatzes bei mir dachte: Die armen Pastoren und Seelsorger! All ihr Bestreben ist darauf gerichtet, dem Volke die Religion zu erhalten. Aber sie müssen sich nicht bloß den Vorwurf gefallen lassen, das Volk zu verdummen, sie dürfen nicht einmal hoffen, einige der ihnen anvertrauten Seelen zu leidlich guten Menschen heranzubilden. Die Religion schließt ja Immoralität und Verbrechen nicht aus. „Man kann gut sein mit und ohne Gottesglauben," also auch schlecht sein mit Gottesglauben. Im Interesse des Gesamtwohls dürfte es sich daher empfehlen, Kirchen und Pfarrhäuser zu schließen. Zum mindesten sind von der Kultur, „die in ihrem Fortschreiten den Einfluß der Religion verwischt," ungleich heilsamere Erfolge zu erwarten.

Im Ernste, Herr Professor, es handelt sich um eine Frage allerersten Ranges, die ebenso den Staat, ja die Gesellschaft überhaupt wie die Kirche angeht, und die Wichtigkeit der Sache ist es, die mir den Mut zu einer Erwiderung giebt.

Zuvor eine allgemeine Bemerkung. Ich glaube, daß man den sittlichen

Digitized by Google

Einfluß der Religion nicht bloß nach der Zahl der Verbrechen bemessen darf, wie es nach Ihrem Aufsatz den Anschein hat. Das Verbrechen ist doch nur der letzte, nicht einmal notwendige Ausfluß einer unmoralischen Gesinnung, die vorhanden sein kann, ohne zum Verbrechen zu führen. So wird auch bei Beurteilung des sittlichen Einflusses der Religion nicht bloß die geringere oder größere Menge der Verbrechen — das wäre nur ein negativer Beweis für oder gegen die Religion — sondern manches andre, z. B. das sittliche Urteil, die Geschmacksrichtung des einzelnen wie einer ganzen Zeit, Berücksichtigung finden müssen. Vor allem würde zu untersuchen sein, wie weit die Religion den Menschen auch zu guten Werken, zu Werken der Nächstenliebe, der Barmherzigkeit, der Entsagung und Aufopferung befähigt. So erst ließe sich ein getreues Bild von dem sittlichen Einfluß der Religion gewinnen. Einigermaßen scheinen Sie das selbst gefühlt zu haben, wenn Sie am Schluß Ihres Aufsatzes als Beweis für den sittlichen Einfluß, den unter Umständen die Religion ausübe, die „Fanatiker der Nächstenliebe" bei germanischen Völkern, besonders bei den Engländern anführen, wo „Männer aller Klassen und Rangstufen der Gesellschaft, reiche und arme, gebildete und unwissende, normale und verschrobne, es sich zur Aufgabe machten, soziale Übel zu heilen und eine besondre Form des Elends oder Leidens aus der Welt zu schaffen." Da dient auch Ihnen als Maßstab für den Wert der Religion nicht die Zahl der Verbrechen, sondern das weite „Feld der Philanthropie."

Aber auch jenen Maßstab angenommen, haben Sie wirklich den Beweis dafür geliefert, daß, auch wo keine Religion ist, oft wenig Verbrechen, und wo Religion ist, der Verbrechen oft nur zu viele seien? Ich kann es nicht zugeben.

Die Alfuru und die Santala mögen immerhin nur einen „Gespensterglauben" haben. Aber sind sie deshalb ohne Religion? Ich denke, eben die Gespenster, die sie als höhere Wesen betrachten, sind ihre Götter, und aus Scheu vor diesen, also aus Religion, befleißigen sie sich der Ehrlichkeit. So ist auch der Atheist nicht ohne alle Religion, so wenig er sich auch dessen vielleicht bewußt ist. Denn es giebt, wie erst neuere Forschungen bestätigt haben, keinen Menschen, kein Volk ohne Religion. Die Religion ist ein unveräußerliches Erbteil des Menschen, das zu seinem Wesen gehört und ihn vom Tier unterscheidet. Der Atheist mag daher aus Gründen der Vernunft, in der Theorie Gott leugnen, in der Tiefe seiner Seele schlummert doch das geheimnisvolle Etwas, das wir Religion nennen, und das in entscheidenden Augenblicken von bestimmendem Einfluß sein kann. Übrigens gestehen Sie ja selbst zu, daß die Statistik der Verbrechen noch sehr spärlich ist. Vor der Hand ist daher trotz Ferri der Zweifel berechtigt, ob die Behauptung, daß sich unter Atheisten verhältnismäßig wenig Verbrecher fänden, auf Thatsachen beruhe. Im allgemeinen dürfte der Atheismus, dem notwendig eine lebendigere Religiosität abgeht, einen erklecklichen Beitrag zum Verbrechertum stellen.

Digitized by Google

Aber, entgegnen Sie, es giebt eben auch unter Religiösen und „höchst Religiösen“ Verbrecher. Unter Religiösen? Menschen, die, wie Joly von den Einwohnern der Normandie berichtet, nur die religiösen Gebräuche und Zeremonien beobachten, werden Sie doch nicht religiös nennen wollen. Machen denn die das Wesen der Religion aus? Unterscheiden Sie nicht selbst zwischen Religionen, „die sich, unter Verzicht auf rituelle Formen, auf Moral gründeten,“ und solchen, bei denen „der Ritus den sittlichen Kern verdeckt und verdunkelt hätte,“ und gestehen damit zu, daß Religion mehr ist als Beobachtung religiöser Formen?

Ebenso wenig dürften alle, die sich zur Kirche halten, ohne weiteres den Religiösen zuzuzählen sein. So gewiß die Kirche die Hüterin und Pflegerin der religiösen Güter des Lebens ist, so gewiß wird es auch Religiöse, ja diese vorzugsweise, nach der Kirche verlangen, und das wird häufig vergessen. Aber man kann unstreitig auch kirchlich sein und die Kirche besuchen, ohne religiöses Bedürfnis, aus Gewohnheit, weil es die Sitte, der gute Ton mit sich bringt, aus Eitelkeit, selbst aus Berechnung, um, wie es in den Vereinigten Staaten etwas gewöhnliches ist, sich in die Gesellschaft einzuführen, oder, wie es in Preußen unter der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. vorkam, Karriere zu machen. Und weil das Volk ein instinktives Gefühl dafür hat, daß kirchlich sein und religiös sein nicht schlechtweg dasselbe ist, und je und je die Beobachtung machen muß, daß sich kirchliche Personen keineswegs immer durch einen frommen Lebenswandel auszeichnen, so entsteht die Neigung, alle kirchlich gesinnten — sehr mit Unrecht — für Frömmler und Scheinheilige zu halten. Daß gleichwohl auch unter Gebildeten Kirche und Religion so oft verwechselt werden, dürfte eine Nachwirkung des Katholizismus sein. Mit Recht sagen Sie: „In den romanischen Ländern, wo der Katholizismus herrscht, kann die Religion nicht in gleichem Grade hemmend auf die Unsittlichkeit wirken, und daran ist nicht sowohl der herrschende Skeptizismus als die Organisation der Kirche schuld. Diese ist ein großer, disziplinirter Körper, gegründet auf Gehorsam und Unterordnung, in dem jeder seine Stellung, sein Verhalten, seine Gedanken durch eherne Gesetze vorgezeichnet findet.“ In der That geht nach katholischer Anschauung die Religion mehr oder weniger in dem Gehorsam gegen die Kirche auf; für religiös gilt, wer sich den Ordnungen und Satzungen der Kirche unterwirft. Nur schade, daß Sie im Widerspruch zu Ihrem Urteil über den Katholizismus selbst dem Irrtum verfallen, kirchlich sein und religiös sein für dasselbe zu halten. Wie könnten Sie sonst unmittelbar auf den einleitenden Satz, daß man, besonders auf dem Lande und in wenig zivilisirten Ländern, höchst religiöse Menschen unter den Verbrechern finde, den weitern Satz folgen lassen: Unter denen, die regelmäßig die Kirche besuchen, sind Verbrecher ebenso stark vertreten wie unbescholtne Leute, relativ vielleicht noch stärker? Offenbar gehen da auch Ihnen „höchst religiöse Menschen“ und

Digitized by Google

„regelmäßige Kirchenbesucher" bunt durch einander, und auf Grund dieser Verwechslung kommen Sie zu dem falschen Schluß, daß sich auch unter Religiösen und „höchst Religiösen" Verbrecher fänden.

Denn freilich aus Kreisen, die eben nur kirchlich sind und ihren religiösen Pflichten zu genügen glauben, wenn sie die Pflichten gegen die Kirche erfüllen, können sehr wohl auch Verbrecher hervorgehen. Warum nicht? Wo schon der Gehorsam gegen die Kirche für Religion gehalten wird, muß, was Sie bei Ihrer Verwechslung zweier Begriffe verkennen, das religiöse Leben mehr und mehr erstarren. Die Gefahr liegt nahe, daß sich sogar ein Gegensatz zwischen Kirchlichkeit und Religiosität bildet, sodaß eine einseitig kirchliche Erziehung mehr schadet als nützt und besser unterbliebe. So ist es zu verstehen, daß nach Ihren Ausführungen in Baiern und in Preußen die katholische Bevölkerung eine größere Zahl von Verbrechern liefert als die protestantische, weil der Protestantismus grundsätzlich eine vom Katholizismus grundverschiedne Stellung zur Kirche einnimmt. Ähnliche Beobachtungen macht man in der Schweiz, wo die katholischen Kantone auf einer niedrigern Stufe der Moral stehen als die protestantischen, und in Irland, wo sich die Orangisten in sittlicher Beziehung weit über die katholische Bevölkerung erheben. Dem entspricht ferner, was nach Ihrem Aufsatz Joly von dem Verhältnis der Verbrecherinnen zu den Verbrechern in Frankreich berichtet. Ihre Zahl überwiegt, weil die Erziehung der Frauen, obwohl viel sorgfältiger als die der Männer, nicht, wie Joly meint, religiös, sondern rein kirchlich ist. Nicht minder bezeichnend ist ein Vorfall, den Joly aus Ardèche anführt, und den Sie wiedererzählen. Zwei Haufen mit Stöcken bewaffneter Burschen, die eben über einander herfallen wollen, stehen, wie das Ave Maria geläutet wird, sofort von ihrem Vorhaben ab, nehmen die Mützen ab, bekreuzigen sich und sagen ihr Angelus her, um sich alsbald nach dem Gebet aufs neue zu schlagen. Ganz natürlich! Der Kirche und ihren Ordnungen mußte die schuldige Achtung erwiesen werden, aber nachdem das geschehen war, durfte man sich unbedenklich weiter prügeln und seinem Zorn freien Lauf lassen. Aus dem allen folgt aber in keiner Weise, daß, wie Sie behaupten, auch Religiöse und „höchst Religiöse" Verbrecher sein können. Die Kirchlichkeit allein kann keinen Maßstab für die Religiosität bilden.

Steht es aber so, daß Ihre „irreligiösen" Tugendhelden nicht schlechthin irreligiös, Ihre „religiösen" Verbrecher nicht religiös sind, ist nicht schon damit ein gewisser Zusammenhang zwischen Religion und Moral erwiesen?

Sie möchten zwar der Bildung einen nicht geringen Einfluß auf die Moral zuschreiben. Aber im alten Rom — welch hohe Bildung, und welche Sittenlosigkeit! Und heute — welche Höhe der Bildung, und welch eine erschreckende Zahl von Verbrechen! Man kann die Bildung, deren Segnungen kein vernünftiger Mensch bestreitet, vollständig gelten lassen: sittlicher Verrohung zu



Digitized by Google

steuern, Verbrechen zu verhüten, ist sie außer stande. Wohl aber dürfte gerade die Gegenwart dafür sprechen, daß der Verfall der Moral mit einem Niedergang des religiösen Lebens Hand in Hand geht, wie es in Rom um die sittlichen Zustände am schlechtesten bestellt war, als sich die Augurn, wenn sie einander begegneten, ins Gesicht lachten.

Denn der praktische Materialismus mit seiner Gewinn- und Genußsucht, der in unsern Tagen alle Schichten der Bevölkerung beherrscht, und auf dessen Rechnung die unzähligen Meineide, Raubmorde, Fälschungen und Unterschlagungen kommen, ist wesentlich aus dem theoretischen Materialismus hervorgegangen. Dieser theoretische Materialismus, der, eine Frucht der Naturwissenschaften, die Lehre verkündete, daß der Glaube an Gott, an das Walten eines Geistes überhaupt vor dem Richterstuhl der Vernunft nicht bestehen könne, und diese Lehre durch tausend volkstümliche Schriften verbreitete, legte den Grund zu dem praktischen Materialismus und der Fülle von Verbrechen, die ihm gefolgt sind. Denn er vermochte zwar die Religion, die, wie bemerkt, ein unveräußerliches Erbteil des Menschen ist, nicht völlig aus dem Herzen des Volkes zu reißen, und auch unsre Zeit ist darum nicht schlechthin ohne Religion. Aber wenn man täglich in die Menge hineinrief: „Es ist kein Gott!“ so konnte es nicht ausbleiben, daß die Religion Schaden litt, die religiösen Interessen hinter andern Interessen zurücktraten. Und weil der Niedergang des religiösen Lebens so allgemein ist, ist auch die Immoralität so allgemein, daß in dieser Beziehung selbst der sonst durchgreifende Unterschied zwischen den verschiednen Bekenntnissen zur Zeit mehr oder weniger verwischt ist, und sich in Preußen, wie Sie mit Recht bemerken, in den letzten Jahren die Zahl der Verbrecher unter Katholiken und Protestanten beinahe das Gleichgewicht gehalten hat. Anders ausgedrückt: Es ist nicht so, daß abnehmende Religiosität und zunehmende Sittenlosigkeit unabhängig als zwei verschiedne, sich gegenseitig nicht berührende Erscheinungen neben einander hergingen und nur zufällig in einer Zeit zusammenträfen. Sondern wie der praktische Materialismus nachweisbar eine Folge des theoretischen ist, so ist der Verfall der Moral in unsern Tagen eine Folge des Niedergangs des religiösen Lebens. Und zwar die notwendige Folge. Es besteht ein notwendiger Zusammenhang zwischen Religion und Moral, sodaß je nach dem höhern oder niedern Maß von Religiosität auch die Moralität größer oder geringer ist.

Denn alle Sittlichkeit beruht im letzten Grund auf dem Gehorsam gegen den kategorischen Imperativ, die Forderungen des Gewissens. Darum kann die Bildung nicht sittlich bessernd wirken, weil sie auf den Gehorsam gegen das Gewissen schlechterdings keinen Einfluß ausübt. Ganz anders die Religion.

Oder weist nicht der Ursprung des Gewissens, das genau so wie die Religion ein unveräußerliches Erbteil des Menschen ist, auf eine höhere Macht

Digitized by Google

hin, die das sittliche Zentralorgan in den Menschen gelegt hat? Kann es ein Geschenk der geist- und bewußtlosen Natur sein, da doch selbst das höchstorganisirte Tier kein Gewissen hat? Oder kann es, obwohl es gewiß wie alle Anlagen des Menschen erzogen sein will und wir je nach seiner Erziehung von feinen und groben, engen und weiten Gewissen reden, auch anerzogen werden, da doch kein Mensch ohne Gewissen ist und, jenen Fall angenommen, eine große Anzahl von Menschen des Gewissens gänzlich entbehren würde? Hat es sich etwa gar der Mensch selbst gegeben, während er es sich nicht nehmen kann und schon mancher Verbrecher, von den Qualen eines geängsteten Gewissens verfolgt, sich freiwillig dem irdischen Richter stellte? Ist es nicht in der That, wie sich der Volksmund treffend ausdrückt, eine „Stimme Gottes" im Menschen, die ihm sagt, was gut und böse ist, und ihn lobt oder straft, je nachdem er recht oder unrecht gehandelt hat? Nun wohl, so wird auch nur der, bei dem Gott noch den Mittelpunkt des Lebens bildet und eine den ganzen Menschen beherrschende Macht ist, den Mahnungen des Gewissens Folge leisten. Wem Gott gleichgiltig ist, dem wird auch Gottes Stimme gleichgiltig sein. Der gewissenlose Mensch ist dann fertig, der zwar auch ein Gewissen hat, aber weil er keine Scheu vor Gott hat, die Forderungen des Gewissens in den Wind schlägt. Mit andern Worten: Die Religion, und nur sie, übt einen entscheidenden Einfluß auf den Gehorsam gegen das Gewissen aus, wie beide. Religion und Gewissen, Gemeingut des Menschen sind, mithin auch nicht in Widerspruch geraten und derart auseinander fallen können, daß bei erkalteter Religiosität Gewissenhaftigkeit, bei lebendiger Religiosität Gewissenlosigkeit möglich wäre. Man darf noch weiter gehen und sagen, daß die Religion nicht nur auf den Gehorsam gegen das Gewissen, sondern auf das Gewissen selbst, das, wie bemerkt, erzogen sein will, von Einfluß ist, das heißt unter ihrem stillen Walten das Gewissen geschärft wird, was für alle Moral nicht minder ins Gewicht fällt. Dieser erziehende Einfluß der Religion auf das Gewissen selbst ist so groß, daß lebendige Religiosität und ein zartes Gewissen immer Hand in Hand zu gehen pflegen.

Damit ist schon gesagt, daß die Religion auch das Verbrechen ausschließt. Ist eine religiöse, seelsorgerische Einwirkung auf den, der sich bereits dem Verbrechen ergeben hat, das Hauptmittel, ihn zu bessern, und beruht darum der Streit unter den Rechtslehrern, welche Strafmittel die sicherste Bürgschaft für eine sittliche Hebung des Verbrechers böten, gewöhnlich auf einer Verkennung des wichtigsten und unerläßlichen Heilmittels, so ist auch nur die Religion imstande, das Verbrechen zu verhüten.

Bei der Herrschaft, die in unsern Tagen die Naturwissenschaften ausüben, hat man zwar versucht, auch den Verbrecher sozusagen naturwissenschaftlich zu erklären. Seine persönlichen, leiblichen und geistigen Anlagen sollen ihn in Verbindung mit den Verhältnissen, unter denen er lebte, zu dem

Digitized by Google

gemacht haben, was er ist, oder genauer gesagt: gezwungen haben, die Verbrecherlaufbahn zu betreten. Er ist ein beklagenswerter Kranker, mindestens ein in einem abnormen Zustande befindlicher Mensch, der auch wie ein Kranker zu behandeln ist und in irgend eine Heilanstalt, nicht ins Zuchthaus gehört. Seine krankhaften, vielleicht angeerbten Anlagen bringen es mit sich, daß er nur etwas natürliches und selbstverständliches zu thun glaubt, wenn er ein Verbrechen begeht, wie ihm auch die Strafe, die seiner wartet, als etwas unverdientes erscheint und er sich höchstens damit tröstet, daß auch ehrliche Arbeit nicht vor Unfällen sicher ist. Auf alle Fälle, so schließt man, kann bei einem Menschen, der durch seine ganze Anlage zum Verbrecher vorherbestimmt ist und ein Verbrecher werden mußte, die Religion so wenig wie irgend eine andre Macht das Verbrechen verhüten.

Das klingt alles sehr einleuchtend, zumal da die Lehre an das Mitleid appellirt und einer falschen Humanität, die auch den Verbrecher möglichst entschuldigen, die Strafen möglichst mildern, die Zuchthäuser möglichst behaglich einrichten möchte, auf halbem Weg entgegenkommt. Aber ganz davon zu schweigen, daß nach dieser Lehre die gefährlichsten Verbrecher, die sich die meisten und größten Verbrechen zu Schulden kommen lassen, besser fahren würden, als die kleinen, z. B. Gelegenheitsdiebe, da ihnen eine gesteigerte krankhafte Anlage als mildernder Umstand zur Seite stünde, sie also auf eine gelindere Beurteilung Anspruch hätten, ganz davon zu schweigen, daß, wer vorherbestimmte Verbrecher für möglich hält, die Willensfreiheit, die zur Natur des Menschen gehört, leugnen muß: schon die Voraussetzung, daß es Menschen gebe, die besonders veranlagt zum Verbrecher wären, unterliegt gerechten Bedenken. Kein Mensch ist ohne religiöse Anlage, wie keiner ohne Gewissen ist. Aber eine verbrecherische Anlage dürfte sich kaum sicher nachweisen lassen. Wenn, wie die Statistik festgestellt hat, in den romanischen Ländern, namentlich in Italien und Spanien, mehr Verbrechen als in germanischen vorkommen, so ist diese Thatsache schwerlich auf eine spezifische Anlage der romanischen Völker zum Verbrechen, sondern auf eine ausschließlich kirchliche, das religiöse Leben beeinträchtigende Erziehung zurückzuführen, wie sie dem Katholizismus eigen ist. Aber auch angenommen, daß sich Menschen mit einer ausgesprochnen Neigung zum Verbrechen, z. B. zum Diebstahl (Kleptomanie), fänden, kann nicht auch die ausgesprochenste, fast unwiderstehliche Neigung besiegt werden? Und wenn irgend etwas dem Menschen hilft, verbrecherische Neigungen im Keime zu unterdrücken, ist es nicht die Religion, die Furcht vor Gott, die zwar die Anlage selbst vielleicht nicht ausrottet, aber die Stimme des Gewissens lauter schlagen und so die Neigung nicht zur That werden läßt? Kein Zweifel: was wiederum kein Strafmittel zu leisten vermag, leistet die Religion. Wie sie auf die Moral überhaupt einen bestimmenden Einfluß ausübt, trägt sie auch wesentlich dazu bei, das Verbrechen zu verhüten, die Zahl der

Digitized by Google

Verbrecher zu vermindern. Das eine folgt aus dem andern, und keine noch so krankhafte Anlage zum Verbrechen kann daran etwas ändern.

Nur zweierlei ist unbedenklich einzuräumen. Erstens, daß es nicht gleichgiltig ist, welcher Religionsgemeinschaft der einzelne angehört, und damit komme ich auf die verschiednen Religionen zu sprechen, die Sie trotz der Überschrift Ihres Aufsatzes wiederholt mit der Religion oder Religiosität verwechseln.

Obwohl nämlich kein Mensch schlechthin ohne Religion ist, gilt doch auch von der Religion, was vom Gewissen gilt: die religiöse Anlage will gepflegt, erzogen sein. Je nach dem werden sich nicht nur das religiöse Leben und die religiösen Interessen sehr verschieden gestalten, d. h. bald sich durch Wärme auszeichnen, bald verkümmern. Auch die religiösen Vorstellungen werden sich, da die Religion zugleich Sache der Erkenntnis ist, verschieden entwickeln und sich bald zu einer gewissen Höhe erheben, bald auf einer niedrigen Stufe stehen bleiben. Und die höhern oder niedern religiösen Vorstellungen werden wieder notwendig auf die sittlichen Vorstellungen zurückwirken. Denn die Religion übt, wie gezeigt, nicht nur auf den Gehorsam gegen das Gewissen einen entscheidenden Einfluß aus, sondern trägt auch zur Schärfung des Gewissens selbst bei. Aber in beiden Fällen ist doch die Voraussetzung, daß auch die Vorstellungen von dem Wesen der Religion, von Gott, einer göttlichen Gerechtigkeit, einem Fortleben nach dem Tode usw. bis zu einem gewissen Grade erleuchtet sind. Unvollkommne religiöse Vorstellungen können das Gewissen nur abstumpfen und in seinem Urteil schwankend machen, daher die Thatsache, daß bei Religionen oder Religionsgesellschaften, die wegen mangelhafter Entwicklung der religiösen Anlage auf einer tiefen Stufe religiöser Erkenntnis stehen, auch die sittlichen Vorstellungen im Argen liegen.

Welcher Unterschied in dieser Beziehung schon zwischen Katholizismus und Protestantismus besteht, obwohl beide nur Bekenntnisse derselben Religion sind, ist schon angedeutet worden. Weil im Katholizismus wegen unklarer religiöser Vorstellungen Religion und Gehorsam gegen die Kirche gleichbedeutend sind, gilt auch für erlaubt, was die Diener der Kirche thun. Es ist nur folgerichtig, wenn sich nach Ferri ein Verbrecher damit entschuldigt: „Die Verbrechen sind keine Sünden, denn sie werden auch von Priestern begangen.“ Ebenso begreiflich ist es, wenn in Sizilien, wie Sie nach Locatelli berichten, „das Beispiel mehrerer tausend Mönche, die im Besitz von Reichtum und Einfluß völlig müßig dahinlebten und die Lebhaftigkeit und glühende Sinnlichkeit des Südländers hatten, entsittlichend auf die untern Klassen wirkte, weil ihnen Verführung, Ehebruch und Blutschande verzeihliche Sünden zu sein schienen.“ Wird überdies im Beichtstuhl auch dem ärgsten Verbrecher Absolution erteilt, sobald er sich den kirchlichen Bußen unterzieht, so muß man sich über das Bekenntnis eines andern von Ferri angeführten Verbrechers: „Ja, ich

Digitized by Google

habe gesündigt, aber in der Beichte wird mir die Sünde vergeben," beinahe wundern, da das Bekenntnis immerhin ein Zugeständnis enthielt.

Wilde Völkerschaften vollends, zu denen trotz ihrer „peinlichen Ehrlichkeit" auch die Alfuru und die Santala gehören, pflegen auf einer so niedrigen Stufe der religiösen und sittlichen Vorstellungen zu stehen, daß geradezu für Tugend gehalten wird, was einer höhern Religionsstufe als Verbrechen erscheint, und da sich die Vorstellungen einer Gesamtheit unwillkürlich auf den einzelnen übertragen, selbst ein in seiner Art und nach dem Glauben seiner Stammesgenossen Religiöser zum Verbrecher werden kann. Religion und Moral fallen also auseinander. Auch der Religiöse — ein Beweis für Ihre Behauptung — scheut vor dem Verbrechen nicht zurück und meint wohl gar, etwas gutes damit zu thun. Nur ist wohl zu beachten, daß das Verbrechen in dem bezeichneten Fall auf Rechnung einer unvollkommnen, in ihren religiösen und sittlichen Vorstellungen zurückgebliebnen Religiosität, oder auf Rechnung der Religionsgesellschaft kommt, der der Verbrecher angehört, und die hemmend statt fördernd auf die Entwicklung seiner religiösen Anlage eingewirkt hat. Tiefer betrachtet, springt also auch hier der innere Zusammenhang zwischen Religion und Moral in die Augen.

Mit Recht machen auch Sie einen Unterschied zwischen Religionen, die auf einer höhern, und solchen, die auf einer niedern Stufe religiöser Erkenntnis stehen, nur daß Sie auch jenen einen sittlichen Einfluß nur zuerkennen wollen, sofern sie junge Religionen sind, „die noch die Kraft des status nascendi hätten, weil in diesem Stadium der Buchstabe noch nicht den Geist vertrieben habe, der Rausch(!) der neuen Ideale noch das Gefühl gefangen halte und es verbrecherischen Impulsen unzugänglich mache." Und mit dieser Einschränkung kann ich Ihre Behauptung nicht gelten lassen. Zur Zeit Savonarolas und der Waldenser, die Sie als Beleg anführen, war das Christentum wohl keine neue Erscheinung mehr, ganz abgesehen davon, daß sich bei den Waldensern, wie Sie sich in Ihrer nächsten Nähe überzeugen können, der wohlthätige Einfluß des Christentums auf Wandel und Leben heute noch bemerkbar macht. Der Methodismus, auf dessen Einfluß unter den Farbigen in Nordamerika Sie sich berufen, ist zwar jünger, aber doch nur eine Form des Christentums, und nicht das dem Methodismus eigentümliche, sondern das Christliche in ihm hat die große Umwandlung unter den Negern hervorgerufen, an die das Christentum nur zuerst in der Gestalt des Methodismus herantrat. Der sittliche Einfluß einer Religion wird in erster Linie von ihrem innern Gehalt abhängen, und weil das Christentum die vollkommenste, bisher von keiner andern übertroffne Religion ist, darum ist sein sittlicher Einfluß so groß. Immerhin ist der von Ihnen gemachte Unterschied zwischen den verschiednen Religionen, mögen sie nun ältern oder jüngern Ursprungs sein, durchaus zutreffend. Nur hätten Sie die Begriffe Religion und Religionen sauber auseinanderhalten sollen.

Digitized by Google

Das andre, was zugestanden werden muß, ist, daß, eben weil die religiöse Anlage des Menschen gepflegt und ausgebildet sein will, auch innerhalb einer höhern Religionsstufe, z. B. des Christentums, und unabhängig vom Bekenntnis alles auf die Erziehung ankommen wird, die Eltern ihren Kindern in religiöser Hinsicht angedeihen lassen. Es bedarf keiner Bemerkung, wie unverständig oft diese Erziehung ist, wenn überhaupt bei dem Mangel an religiösen Interessen in vielen Familien von einer solchen die Rede sein kann. Wie häufig wird nur das religiöse Gefühl des Kindes geweckt, während die Hauptaufgabe wäre, den Willen in den Dienst der Religion zu stellen! Und wie leicht entsteht dann jene Gefühlsreligiosität, die in frommen Gefühlen schwelgt, ohne daß das Thun den frommen Gefühlen entspräche! Ja wie groß ist die Gefahr, daß der Gefühlsselige im entscheidenden Augenblick der Versuchung, die an ihn herantritt, unterliegt und gegen Pflicht und Gewissen handelt, vielleicht selbst vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt! Bei schwachen Naturen ist der Schritt zum Verbrechen nicht so weit, wie eine oberflächliche Beurteilung glaubt. So kann es geschehen, daß auch ein Religiöser zum Verbrecher wird. Nur kommt das Verbrechen wiederum auf Rechnung einer unvollkommnen, einseitigen Religiosität, einer Gefühlsreligiosität, während die Religion den ganzen Menschen durchdringen und ebenso den Willen wie das Gefühl und die Phantasie beherrschen soll. Der Unterschied ist nur der, daß es in dem erstgenannten Fall der Religion an Erkenntnis, im zweiten Fall an Willenskraft gebricht. Weil sie aber in beiden Fällen unvollkommen ist, schließt sie das Verbrechen nicht aus.

Gleich wichtig ist die religiöse Erziehung der Jugend durch die Schule. Aber auch diese läßt vielfach zu wünschen übrig, nur daß die Schule meist in entgegengesetzter Richtung fehlgreift, d. h. die Bedeutung des Gefühls im Religionsunterricht unterschätzt. Der Lehrer vergißt, daß es zwar nicht genügt, auf das Gefühl des Kindes einzuwirken, die Religion aber doch zunächst im Gefühl ihren Sitz hat und daher die Gefühlsseite des Kindes im Religionsunterricht nicht vernachlässigt werden darf. Das geschieht aber, wenn die Religion mehr oder weniger zu einer Sache des Gedächtnisses gemacht wird, und das ist leider die gewöhnliche Art des Religionsunterrichts. Das Kind muß so und so viel Bibelsprüche lernen, wie es die Regeln der Grammatik lernt. Es muß die zehn Gebote, das Vaterunser, die Eigenschaften Gottes, die Unterschiede in der Abendmahlslehre und hundert andre Dinge seinem Gedächtnis einprägen, wie es die Geschichtszahlen auswendig lernt. Gewiß hat der Religionslehrer die Pflicht, sich auch die Förderung des religiösen Wissens der ihm anvertrauten Jugend angelegen sein zu lassen. da auch der Religionsunterricht Unterricht ist und jede Religionsgemeinschaft von ihren Gliedern ein gewisses Maß von Kenntnissen verlangen darf. Aber der Fehler ist, daß viele Lehrer, selbst ohne religiöse Wärme, damit genug gethan zu haben glauben

Digitized by Google

und, indem sie nur das Wissen der Jugend zu bereichern suchen, nicht sehen, wie ihrem Unterricht das beste, Leben und Wärme, abgeht. So kommt es, daß das Kind aus der Bibel, aus dem Katechismus, aus der Glaubens- und Sittenlehre, aus der Kirchengeschichte allerlei weiß. Aber es ist ein totes Wissen, von dem Herz und Gemüt unberührt geblieben sind. Ja nicht genug: bei dieser Art von Unterricht faßt das Kind leicht einen Widerwillen gegen alles, was mit der Religion im Zusammenhang steht. Das Heiligste wird ihm gleichgiltig. Bei allem Wissen, allem Gedächtnisstoff, die es in seinem Kopf aufgehäuft hat, verroht es. Sehen wir nicht die Folgen dieser zunehmenden Gemütsverrohung in der unglaublichen Tierquälerei, die sich die Jugend unsrer Tage zu schulden kommen läßt? Treten sie uns nicht entgegen in der Menge junger Verbrecher, die die Hand, die schonungslos das Tier marterte, auch an den Menschen zu legen wagen? Das sind die Wirkungen eines eingepaukten religiösen Memorirstoffs, bei dem das Gemüt leer ausging. Kein Mitleid, kein Erbarmen, keine Scheu vor Mord und Blutvergießen, mit einem Wort: Religion, und doch Verbrechen. Aber freilich — was für eine Religion! Eine Religion, die nur im Kopfe, nicht im Herzen sitzt und daher kaum noch den Namen Religion verdient. Von welcher Seite man das Verhältnis von Religion und Verbrechen betrachtet, immer kommt man zu dem Ergebnis, daß nur eine unvollkommne Religiosität, wie sie häufig die Frucht einer einseitigen Pflege der religiösen Anlage ist, die Möglichkeit des Verbrechens in sich schließt. Wahre Religiosität und Verbrechen sind unversöhnliche Gegensätze.

Damit glaube ich die Einwände, die sich dem denkenden Leser Ihres Aufsatzes aufdrängen, erschöpft zu haben. Nur eine Schlußbemerkung sei mir noch gestattet. Wir leben in einer Zeit, wo die Bedeutung der Religion, ihr Einfluß auf die Moral, das gesamte Leben des Volkes nur zu sehr unterschätzt wird. Da halte ich, so fern Ihnen auch gewiß die Absicht gelegen hat, den Wert der Religion herabzusetzen, einen Aufsatz wie den Ihrigen in einem vielgelesenen Blatt und von einem Mann in Ihrer Stellung für nicht ganz ungefährlich, weil er leicht mißverstanden werden und so an seinem Teil dazu beitragen kann, die Achtung vor der Religion zu untergraben. Vielleicht, daß auch dieser Umstand meine Entgegnung in Ihren Augen entschuldigt. In dieser Hoffnung verbleibe ich Ihr ergebner

Coburg, im August 1896 Georg Ulrici

Digitized by Google

# Elisabeth Charlotte als Philosophin

Wie immer das Verhältnis zwischen dem aus den Thatsachen und Zuständen hervorgehenden Volksglauben und den führenden Denkern theoretisch und grundsätzlich bestimmt werden mag, für den Rationalismus des vorigen Jahrhunderts steht es fest, daß er in den Köpfen der Gebildeten schon herrschte, ehe ihn die Gelehrten in wissenschaftlicher Form verkündigt haben. Man sieht das deutlich in den Briefen der Elisabeth Charlotte von Orleans. Sie ist dem größern Publikum bekannt als die kerndeutsche Frau am Hofe des Sonnenkönigs und des Regenten und als die Verfasserin zahlloser Briefe (sie schrieb viele Jahre lang täglich vier, des Sonntags manchmal zwölf), die sich durch unbedingte Aufrichtigkeit, Temperament, Humor und derbe Natürlichkeit auszeichnen; aber für den Geschichtsliebhaber bilden diese Briefe außerdem eine unerschöpfliche Fundgrube wertvoller Erkenntnisse, u. a. auch der, daß um das Jahr 1700 der Umschwung aus der Orthodoxie in den Rationalismus in ziemlich weiten Kreisen schon vollzogen war.

Charlottens Religion war auch nach ihrem erzwungnen Übertritt zum Katholizismus die reformirte. Wir lassen uns auf eine Darstellung ihres religiösen Lebens nicht ein und beschränken uns auf die Bemerkung, daß sie täglich die Bibel las, in dem Glauben an die Prädestination, d. h. in ihrem Sinne an die von Gott vorherbestimmte unabänderliche Verkettung der Ereignisse, und in dem unbedingten Vertrauen auf Gott Trost in allen Drangsalen und einen festen Halt fand, und daß sie das Wesen der Religion in Nächstenliebe und Rechtschaffenheit setzte. Grundehrlich und aufrichtig, wie sie war, lebte sie ihre Religion. Sie war hilfreich, so weit sie konnte, aber nicht im mindesten sentimental; sie bekannte offenherzig, daß sie sich selber der Nächste sei, daß in der Rücksicht auf ihre standesgemäßen Bedürfnisse ihre Hilfbereitschaft die Grenze finden müsse, und daß sie sich durch den Gedanken an die Leiden ihrer Mitmenschen weder den Appetit noch ein Vergnügen verderben lasse. Streng festhaltend an den Grundsätzen einer schlicht bürgerlichen Rechtschaffenheit, die schon dem deutschen, geschweige denn dem französischen Adel fremd waren, war sie die einzige Person am französischen Hofe, die nicht mehr ausgab, als sie einnahm, ihre Lieferanten pünktlich bezahlte, auch in der größten



Digitized by Google

Geldklemme keine Schulden machte und sich von dieser Handlungsweise durch niemand und nichts auch nur vorübergehend abbringen ließ. Das reformirte Christentum hatte am entschiedensten sowohl mit allem Symbolischen und allem Zeremonienwesen im Gottesdienst wie mit aller Spekulation über jenseitige Mächte, die sich in der Phantasie der Völker zwischen Gott und die sichtbare Welt einschieben, gebrochen. Damit war zwar eine Phantasiethätigkeit gehemmt, der die Kunst und das Gemüt viel zu verdanken haben, aber dafür war freie Bahn geschaffen für die Beseitigung alles Aberglaubens, wenn auch ganze kalvinistische Gemeinden, namentlich die schottischen, infolge ihres tiefen Bildungsstandes dem düstersten Aberglauben, dem Hexenwahne, noch lange ergeben blieben. Da ist es nun interessant, zu erfahren, wie völlig frei von allem Aberglauben „Madame" schon in der Zeit war, wo in Deutschland und Schottland noch die Hexenbrände rauchten. Sie hört gern Märchen und Gespenstergeschichten, versichert aber, sie glaube weder an Gespenster „noch follets noch nichts dergleichen." Sie freut sich, daß es gelungen sei, die Erscheinung „blutiger" Ähren natürlich zu erklären, „denn zu unsern Zeiten verändern sich die Menschen nicht mehr in Pflanzen, als wie zu Äneas Zeiten, da er des Polidore Blut noch in einem abgerissenen Ast fand von einem Baum." Wo man an Geister glaubt, erwidert sie auf die Mitteilung einer Spukgeschichte, sieht man allzeit welche; hier (in Paris) glaubt man nicht daran, also sieht man keine. Geister, gestehe ich, schreibt sie am 26. Juli 1699 an ihre liebe hannöversche Tante Sophie, „habe ich große Mühe zu glauben, denn wäre etwas so uns unbekannt und sich doch weißen [weisen, offenbaren] könnte, würde man mehr Gewißheit davon haben können, den[n] ordinarie die Geister erscheinen nur ahn abergläubliche Leütte, ahn trunkene oder ahn betrübten, so mit dem Milz geplagt sein, auf was die sagen, kann kein Grund gesetzt werden, examinirt man weiter, findt man Betrug, Dieb oder galanterie." *)

Sie stand, zumal in Frankreich, keineswegs allein mit diesen aufgeklärten Ansichten. Als die Wundergeschichten der Rosenkreuzer Aufsehen erregten, meinte sie, in Frankreich sei der popel nicht mehr so einfältig, solchen Schwindel zu glauben. Am 19. September 1713 erzählt sie der Tante, zwei verständige Männer hätten in einer Gesellschaft bei Mademoiselle de Détar erklärt, sie hätten nie an Geister geglaubt, seien aber jetzt davon überzeugt; der eine sei ihres Sohnes Lehrer, der Abbé Dubois, der andre Fontenelle von der Akademie. Ihr Sohn jedoch meine, Fontenelle habe nur einmal die Gelegenheit wahrgenommen, sich gläubig zu stellen, um sich vor den Verfolgungen der ihm feindlichen Jesuiten zu sichern, die ihn als einen Ungläubigen verschrieen, was aber Dubois anbetrifft — das sagt nicht mehr ihr Sohn, sondern sie selbst —, so sei er der größte fourbe und Betrüger von Paris und sei ihm kein Wort

*) Galanterien nannte man damals die illegitimen Liebesverhältnisse.

Digitized by Google

zu glauben. Allerdings, gesteht sie bei andern Gelegenheiten, verlegten sich in Paris viele Herren und Damen auf Zauberkünste und wollten alle „ehrliche Hexenmeister“ werden; aber zu diesen Narrheiten verleiteten nur der Luxus und die Geldnot; weil es auf keine andre Weise mehr gehe, wolle man es noch mit der Kabbala versuchen und la pierre philosophale finden. Auch die religiöse Vorurteilslosigkeit der Franzosen lobt sie wiederholt. „Man sagt, daß die Katholischen noch ahn etlichen Orten die Bibel nicht lesen dürfen, aber zu Paris ist es ganz erlaubet, wie ich in Frankreich bin kommen, war es nicht die mode, die Bibel zu lesen, hernach aber kam es auf einmal, wie es zugangen, habe ich niemalen erfahren können.“ Wahrscheinlich hat sie selbst es in die Mode gebracht, wie sie einmal die Pelzmäntel in Mode gebracht hat. Anfänglich hatte man sie wegen ihres Pelzes ausgelacht, dann aber, als des Königs Gunst anfing, sie zu bestrahlen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sie den Pelz trug, ließen sich alle Damen am Hofe genau solche Pelze machen. Sie lachte über die Närrinnen, die alles nachahmten, das vernünftigste wie das verrückteste, was sie an einer Person sähen, die beim König in Gunst stehe; sie selbst ist nur darauf bedacht, sich nach dem Wetter warm oder leicht anzuziehen, achtet aber im übrigen so wenig auf ihre Kleidung, daß sie meistens gar nicht weiß, welches Kleid sie anhat. Man darf daher auch keinen Widerspruch darin finden, wenn sie ein andermal schreibt, niemand läse in Paris die Bibel; die Mode wechselte eben auch darin, wie in allem; auch das Siegen und vor dem Feinde Fortlaufen sei bei den Franzosen Modesache, spottet sie nach der unglücklichen Wendung im spanischen Erbfolgekriege. Das wesentliche ist, daß man nicht daran dachte, das Bibellesen zu verbieten, wie man denn auch Meinungen gegenüber tolerant war. In Frankreich, schreibt sie 1698, also schon unter der Herrschaft der „alten Zott,“ wie sie die Maintenon gewöhnlich nennt, „lest [läßt] man die opinionen, wie man will, wenn man nur keine Bücher macht, in die Meß und ins salut fleißig geht, in kein Partei von der Kaballe ist, denn kann man glauben, was man will, man bekümmert sich ganz nicht drumb.“ Das Meß- und Salutbesuchen aber geschah — den kleinen Kreis der aufrichtig gläubigen Maintenon ausgenommen — bloß des „popels“ wegen, denn von den Gebildeten gab, wie Charlotte wiederholt versichert, niemand etwas auf das „lateinische Geplärr.“ An ihre Schwester Amalie Elisabeth schreibt sie 1705: „Die französche Katholische seind bei weitem nicht wie die Deutsche, Spanier, Portugiesen und Italiener. Erstlich so kann man sie nicht vor Papisten schelten, denn sie fragen den Papst gar nichts nach und halten ihn nicht vor unfehlbar, sondern nur vor das Haupt der Geistlichen. Man liest fleißig die heilige Schrift hier, und es ist gar nicht verboten. Der popel hat Aberglauben, aber die ehrliche Leüte und Leüte von condition gar nicht.“ Aber auch von den Italienern weiß sie, daß sie aufgeklärter sind als die Deutschen. Sie lacht darüber, daß sich hessische Prinzen

Digitized by Google

so vor einer Reise nach Italien fürchten; in Deutschland seien die Katholischen viel abergläubischer als in Italien. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß die gebildeten Italiener und Franzosen in der Renaissance größtenteils Heiden und Philosophen geworden waren, und daß die äußerliche Rückkehr zum Glauben ein Werk der Inquisition war, wozu die Reformation genötigt hatte. Auch die Verfolgung der Reformirten in Frankreich, das sah Charlotte deutlich, entsprang keineswegs einem Wiederaufflammen des Fanatismus im Volk oder in den höhern Ständen, sondern nur dem Zusammentreffen des hierarchischen Interesses mit dem Umstande, daß eine einzelne bigotte Person den König ihrem Pantoffel unterworfen hatte.

Was die religiösen Spaltungen anlangt, so glaubte Elisabeth Charlotte, daß alle vernünftigen Menschen, die Heiden inbegriffen, eigentlich dieselbe Religion hätten, die darin bestehe, daß man Gott durch einen rechtschaffnen Lebenswandel ehre; die äußern Formen, die gottesdienstlichen Gebräuche, seien gleichgiltig und müßten notwendigerweise nach Zeiten und Ländern und nach dem Grade der religiösen Erkenntnis verschieden sein; im Grunde genommen, habe ein jeder seine eigne Religion „apart nach seinem Humor." Diese Mannichfaltigkeit sei an sich kein Hindernis der Eintracht. Die Mitglieder der verschiednen Konfessionen könnten sich ganz gut mit einander vertragen, wenn „die verfluchte Pfaffe" nicht wären, die aus Herrsucht Streit erregten und die Versöhnung hintertrieben. Wegen der Macht der Geistlichkeit, und weil auch die Regierungen die Spaltung beförderten, um unter dem Deckmantel der Religion politische Zwecke zu verfolgen, hält sie die vom hannöverschen Hofe*) ausgehenden Einigungsbestrebungen für aussichtslos, stimmt aber mit der Tante und mit Leibniz in der Ansicht überein, daß die Kirchenspaltung unnötig gewesen und vom Übel sei. „Ich bin persuadirt, schreibt sie an ihre Stiefschwester Luise, daß Dokter Luther besser gethan hätte, keine aparte Kirch zu machen, sondern nur die papstliche Irrtum als zu widerstreiten, so hätte er vielmehr guts ausrichten können.... Dr. Luther ist gewesen wie alle Geistlich in der Welt, so alle gern Meister sein wollen und regieren; aber hätte er ahn das gemeine Beste der Christenheit gedacht, würde er sich nicht separirt haben. Er und Calvin hätte tausendmal mehr guts ausgericht, wenn sie sich nicht separirt hätten und, ohne geraß zu machen, unterrichtet hätten; die allersten romische Instruktionen würden allgemach von sich selber vergangen sein. Wenig

*) Ranke erinnert daran, daß die Kurfürstin Sophie reformirt, ihr Gemahl lutherisch, dessen Bruder und Vorgänger im Herzogtum Hannover, Johann Friedrich, katholisch war. Die Kurwürde erhielt Sophiens Gemahl Ernst August erst 1692. Selbstverständlich hatte Elisabeth Charlotte viel von dem dort herrschenden Geiste in sich aufgenommen, aber die Grundzüge ihres Charakters, auch der freie, vorurteilslose Sinn, waren ererbt; sie war darin ganz das Ebenbild ihres Vaters, des Kurfürsten Karl Ludwig, dessen gute Charakterzüge sie, wie Häusser in seiner Geschichte der Pfalz sagt, in sich vereinigte ohne die weniger guten.

Digitized by Google

Geistliche hören gegen ihr Interesse,*) also war nicht zu hoffen, daß man Lutherus hören könne, so sosehr dawider lief; aber hätte er Rom gewähren lassen und Frankreich und die Deutschen allgemach den Irrtum gewiesen, würde er viel mehr mit ausgericht haben." Ja, wenn nur Rom und die deutsche Pfaffheit ihn hätte gewähren lassen!

So waren also zwei Wege aus dem dogmatischen Christentume heraus geöffnet; auf der einen Seite der schweizerische Protestantismus, der, nachdem man der dogmatischen Streitigkeiten müde geworden war, als reiner Monotheismus dastand, von dem aus man nur noch einen Schritt zum philosophischen Deismus der vornehmen Engländer hatte, auf der andern Seite der heidnische Humanismus der romanischen Länder, der wieder hervortrat, sobald die Wogen der Gegenreformation abfluteten, und in der Seele der Herzogin von Orleans trafen beide Geistesrichtungen zusammen. Schon zu ihrer Zeit war die Aufklärung der französischen Gesellschaft zum völligen Unglauben fortgeschritten. Als ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen, des Kaiser Franz I. Mutter, 1718 zum Besuch bei ihr weilt, findet sie das Pariser Leben nicht bloß der Laster wegen abscheulich, sondern auch, weil die jungen Leute nicht mehr an Gott glauben. Die Jasten, schreibt Charlotte 1705 an Amalie Elisabeth, halte sie nicht; in Paris seien die Pfaffen nicht so beherzt, den Teufel zu den Damen zu schicken; „die Damen seind zu sehr gedeniffirt [?] hier, und wenige fürchten den Teufel." Fünfzehn Jahre später schreibt sie einmal: „Man liest hier im Land nicht allein die Bibel nicht, sondern die meisten pikiren sich, sie nicht zu glauben." Sie findet es abscheulich, daß es nicht mehr Mode sei, an eine andre Welt zu glauben; sie sagt das „platt heraus" und wird dafür ausgelacht, „aber ich frage kein Haar danach, sage allzeit meine Meinung platt heraus." Nun hatte freilich dieser Unglaube eine sehr unlautere Quelle: man glaubte nicht mehr an jene Welt, weil man bei dem Lasterleben, das man führte, Grund hatte, sie zu fürchten. Das hatte die doppelte Wirkung, daß nicht wenige — Charlotte erzählt einen Fall — vor dem Tode zu Kreuze krochen und äußerst erbaulich starben, und daß andrerseits die offizielle Religion zur reinen Komödie wurde. „Der Glauben, heißt es in einem Briefe vom Jahre 1699, ist hier nun im Lande dermaßen erloschen, daß man schier keinen jungen Menschen mehr sieht, so nicht athée sein will, aber was ahm possirlichsten ist, ist daß eben derselbe so den athée zu Paris agirt, den devotten bei Hof spielt, man pretendirt auch, daß alle die Eygenmord, so wir seider eine Zeit hero in so großer Menge haben, von dem atheyisme kompt." Nur war das wieder ein neuer Anstoß zur gänzlichen Beseitigung der Religion, denn wie konnte sich eine Religion im Volke halten, deren Gebräuche

*) Die Geistlichen sind nicht allein so geartet, daß sie Wahrheiten und Forderungen gegenüber, die ihrem Interesse widerstreiten, taube Ohren haben.

Digitized by Google

von den Vornehmen mit der ausdrücklichen Beteuerung beobachtet wurden, daß man nicht daran glaube?

Charlotte selbst war des jenseitigen Lebens keineswegs gewiß, aber im Gegensatz zu ihrer französischen Umgebung zweifelt sie aus theoretischen und glaubt sie, oder wünscht sie wenigstens glauben zu können, aus praktischen Gründen. Mit dem Tode und dem, was dahinter kommen mag, oder vielleicht auch nicht kommen mag, beschäftigt sie sich sehr viel, und das ist nun der Punkt, wo ihre Religion ganz deutlich in Philosophie übergeht. Obwohl ihr das Leben oft leid genug ist und ihr zuletzt nichts mehr Freude macht, findet sie es doch bien désobligeant, daß jeder sterben muß. Bei Todesfällen von Personen, die sie liebt, findet sie nicht im mindesten einen Trost darin, daß man selbst sterben müsse, vielmehr das Gegenteil von Trost. Sie zitirt beifällig das Wort einer Dame, die beim Tode einer Bekannten bitterlich weint und jemand, der sich über diese Teilnahme für eine der Weinenden sonst gleichgiltige Person wundert, zur Antwort giebt: Mon dieu, que tu es sot, de croire, que je pleure cette personne; ce n'est pas elle que je pleure, mais bien moy-mesme, puis qu'il faut, que je meure aussi bien qu'elle, et sa mort m'en fait souvenir. Wenn sie ihre Stimmung bis auf den Grund erforscht, so findet sie, daß sie den Tod weder fürchtet noch wünscht; da nun einmal gestorben sein muß, so wünscht sie eines raschen Todes zu sterben, um nicht lange von der Vorstellung des Bevorstehenden gequält zu werden. Die Besorgnis, die eine ihrer Schwestern äußert, die in Südfrankreich ausgebrochne Pest möchte nach Paris kommen, fertigt sie kurz mit der Bemerkung ab: „Es wird mir nur begegnen, was Gott der allmächtige über mich versehen hat. Stirb ich von der Pest, so werde ich nicht von was anderst sterben." Den Glauben an ein jenseitiges Leben findet sie nützlich, sowohl weil er die Laster zu zügeln geeignet sei, als auch des Trostes wegen. „Ich finde, daß, wen es gleich nicht wahr sein sollte, daß ein ander Leben seie nach dießem, so were es doch woll gethan, sich solches einzubilden, umb sich zu trösten, den nichts anderst zu sein, als der Würmer Speiß, ist gar etwas zu abscheulich." Aber freilich, nichts gewisses weiß man nicht! „Alles, was man uns von jener Welt sagt, ist gar unbegreiflich. Mir gefiele der metamlicose*) nicht übel, wen man sich dabei erinnern könte, was man .gewesen were [sonderbarer Geschmack! gerade das Erinnern wäre bei der Seelenwanderung durch Tierleiber schrecklich!], den zu sehen, daß man nicht ganz abstirbt, wäre ein großer Trost im Sterben, aber wie die Sachen beschaffen sein, ist es gar nicht ahngenehm." Nach dem Tode ihres Mannes, am 30. Juni 1701, schreibt sie: „Wen man

*) Das l für s ist wohl nur Schreibfehler; Charlotte verschrieb sich oft und las das Geschriebne grundsätzlich niemals durch; die Frage der Metempsychose scheint damals in Hannover lebhaft erörtert worden zu sein.

Digitized by Google

in jener Welt wissen könte, was in dieser vorgeht, glaube ich, daß J. L. S. [Ihre Liebden selig] Monsieur sehr content von mir würden sein, den in den Kisten habe ich alle Brieffe, so die Buben [seine Günstlinge] ihm geschrieben, aufgesucht und ungeleßen verbrennt, damit es nicht in andre Hand kommen mögte." Aber sie hält es nicht für wahrscheinlich. Wollte Gott, schreibt sie zu einer andern Zeit an Luise, daß man sich in jener Welt wiedersehen und kennen könnte, so würde ihr der Tod leichter ankommen. Allein weil in jener Welt sein wird, was kein Aug gesehen, kein Ohr gehört und nie in keines Menschen Herz gekommen, so sei nicht zu glauben, „daß etwas dort wie hier sein wird. Zudem, so glaube ich, daß, wenn man sich in jener Welt dieser erinnern könen würde, man nicht durchaus glücklich in der Seligkeit, noch durchaus unglücklich in der Verdammnis sein könne; den man würde sich doch immer vor die interessiren, so man lieb hat, und Part nehmen, wens ihnen woll oder übel gehen würde. Also schließe ich, daß jene Welt ganz was anderst sein müsse, und daß man ahn nichts mehr gedenken wird als unsern Herrgott und den zu loben. Also kan mich mein eigen Tod nicht trösten über die, so ich verloren habe; und kann mich nur trösten, alles was hier bös und verdrießlich ist, zu verlassen und eine ewige Ruhe zu genießen." Charlotte scheint nicht gewahr zu werden, daß durch diese Annahme der Glaube an die persönliche Fortdauer nach dem Tode allen praktischen Wert verliert. Die Person, in die ich mich nach dem Tode verwandle, mag immerhin stofflich dieselbe sein wie mein irdisches Ich, wenn zwischen uns beiden die Kontinuität des Bewußtseins aufgehoben ist, dann ist sie eine andre Person als ich, und ihre Seligkeit oder Verdamnis ist mir so gleichgiltig wie das Schicksal irgend welcher jetzt lebender Mongolen, von deren Existenz ich nichts weiß. Der Trost, wie sie ihn am Ende der obigen Stelle beschreibt, unterscheidet sich nicht von der Hoffnung des Hindu auf Nirwana.

Am merkwürdigsten sind zwei Äußerungen aus den Jahren 1698 und 1699 an die Kurfürstin Sophie. „Ich finde, daß E. L. über die Maßen schönn und woll über dies alles räsoniren und kann nicht glauben, daß jemandes was dergegen zu sagen kan finden, den es ist ja sonenklar, daß nichts böses geschieht in der Welt ohne bös Naturell, und daß man das Gutte nicht kenen könte, wenn kein böses were [die beiden Frauen halten also das Böse für naturnotwendig], worinen die Pfaffen nicht so einig mit E. L. aber sein würden (wenn jemand dieses gnädige Schreiben sehen sollten), ist, daß E. L. die ewige Verdamnüs in Zweifel stellen, welche sie doch absoluto haben wollen, es ist auch ihr Interesse, das mans glaubt." Der Gedanke an die Hölle an sich ist ihr unheimlich, wenn sie auch wieder der ihr verhaßten Personen, besonders Louvois wegen, nicht gern darauf verzichten möchte. „Es grauft mich recht, heißt es in einem Brief an Luise, wen ich ahn alles gedenke, so Monsieur de Louvois hat brennen lassen. Ich glaube, er brent braff in jener Welt davor, den er

Digitized by Google

ist so plotzlich gestorben, daß er nicht die geringste Reü hat haben konen." Auch „der alten Zott" und der Montespan wünscht sie dasselbe Schicksal von Herzen, aber so recht dran glauben kann sie doch nicht, wie man aus der andern merkwürdigen Stelle ersieht; sie lautet: „Ich gestehe, daß ich lieber wolte, daß die metamsicose war were, als die Helle, oder [soll offenbar heißen: aber] daß unßere Seele sterblich were, daß kan ich ahm wenigsten leiden, und leider so ist hierzu mehr aparentz als zu den zweien andern, ich glaube, daß der so das Buch gemacht, daß keine Helle seie, es aus Barmherzigkeit gethan, die Sünder zu trösten." Sie hält also die Vernichtung des ganzen Menschen für das Wahrscheinlichere. Noch deutlicher hatte sie sich darüber schon 1690 ausgesprochen in einer Stelle, die zugleich dem christlichen Anthropomorphismus zuleibe geht. „Monsʃ. Helmonts*) Meinung will mir nicht recht im Kopf, den ich kan nicht begreifen, was die Seele ist, und wie sie in einen andern Leib kan kommen, nach meinem schlechten Sin zu räsoniren, solte ich eher glauben, daß alles zu Grunde geht, wen wir sterben und nichts von uns übrig bleibt, und jedes Ellement, wo von wir worden, seine Partie wieder zu sich nimbt und [umb?] wieder was anders zu machen, es seie ein Baum oder Kraut oder sonst was, das wieder zur Nahrung der lebendigen Kreaturen dient,**) die Gnade Gottes, deucht mir, kan allein die Seele unsterblich glauben machen, den natürlicherweise kompt es einem eben nicht im Kopf, insonderheit, wen man sicht [bedeutet wohl: darüber nachsinnt], wie die Leutte wehren [beschaffen sein würden], wen sie einmal gestorben sein, Gott der allmächtige ist so unbegreiflich, daß mir deucht, daß es seiner Allmacht zuwider und zu kleinerlich ist, wen wir ihn in den Schranken unßrer Ordre wollen einschließen, wir Menschen, die Reglen haben, können gutt oder bös sein, nachdem wir die Reglen folgen oder dawider thun, aber wer kann dem Allmächtigen Gesetze geben, auch

*) Wir vermögen nicht zu sagen, ob der öfter zitirte Helmont, der die Seelenwanderung gelehrt zu haben scheint, der 1644 verstorbne holländische Arzt und Naturforscher dieses Namens ist; Charlotte sagt einmal von ihm, unter Gott verstehe er offenbar nichts andres, als was man gewöhnlich die Natur nenne.

**) Tante Sophie scheint einmal darauf hingewiesen zu haben, daß nach Leibnizens Monadenlehre auch die Tierseelen unsterblich sein müßten. Charlotte erwidert darauf am 30. Dezember 1696: „Daß die Tier nicht ganz absterben, tröst mich sehr vor meine liebe Hündges [ohne Zweifel verschrieben für Hündger, wie sie sonst immer schreibt] des Cartes opinion von das Uhrwerk [Descartes erklärte bekanntlich die Tiere für Maschinen] ist mir sehr abgeschmackt vorkommen, ich ambaraſſirte einmal einen Bischoff, so ganz von des Cartes opinion ist, selbiger Bischoff ist von natur jalous, ich sagte zu ihm: Quand vous estes jalous estes vous machine ou homme, [hier soll wohl ein Fragezeichen stehen] car apres vous je ne connois rien de plus jalous que mes chien ainsi je vouderois savoir si c'est un mouvement de la machine ou une passion de l'ame, er wurde bös und ging fort ohne Antwort." Ihre „Hündger" waren ihr lieber als die ganze Versailler Hofgesellschaft. Sie hatte sehr viele und meldete es mit Genugthuung ihren Korrespondentinnen, wenn in ihrer Wohnstube eine ihrer Hündinnen das Wochenbett abhielt.

Digitized by Google

ein rechtes Zeichen, daß wir nicht begreifen können, was Gottes Gütte ist, ist, daß unser Glaube uns weist, daß er zwei Menschen erstlich erschaffen, denen er gerad einen Anstoß geben, umb zu fehlen, den was war es nötig, einen Baum zu verbietten, hernach den Fluch auf alle die zu setzen, so nicht gesündigt hatten, indem sie noch nicht geboren waren, nach unßer Rechnung geht das gerad gegen Gütte und Gerechtigkeit, gegen Gütte, indem er das Übel verhindern könnte, gegen Gerechtigkeit, indem die gestrafft werden, so nichts davor können, und nicht gesündigt haben, weitters lehrt man uns, daß Gott der Vatter seinen einzigen Sohn vor uns geben hat, daß war ja nach unßer Rechnung auch nicht gerecht, den der Sohn hatte nie [gesündigt] und konte nicht sündigen, also deucht mich, daß es ohnmöglich ist, zu begreifen, was Gott mit uns macht [unsers Herrgotts Marionetten seien wir, schreibt sie einmal], derowegen nur seine Allmacht zu admiriren ist, aber ohnmöglich von seiner Gütte und Gerechtigkeit zu räsoniren." Höchst merkwürdig ist auch folgende Stelle: „Ich bin noch auf die hannoverische Manier und gar nicht devot, ich glaube, daß es ein groß Glück ist, wenn man es in der That sein kan, wie ich glaube, daß unßere Herzogin*) ist, und alles, was unmöglich scheinet, glauben kan, als wen man es sehen thete, auch sich mit dem vergnügen, und stets zu reden, mit was man nie sicht und welches uns nie kein Antwort giebt, allein ich glaube auch, daß es eine gar elend Sache ist, sich ahnzustellen, als wen man devot were, und daß man es nicht ist, den sich Jahr und Tag zu langweilige Sachen zu zwingen, ohne persuadirt zu sein, damit bringt man sein Leben liederlich zu, ich bin nicht glücklich genung, einen so starken Glauben zu haben, umb Berge zu versetzen, und bin zu aufrichtig, umb mich ahnzustellen, als wen ich devot were, ohne es zu sein, derowegen kontentire ich mich nur, mich nicht gröblich gegen die Gebotte zu versündigen und meinem Nechsten nicht leid zu thun, Gott den allmächtigen den admirire ich, ohne ihn zu begreifen, ich lobe und preiße ihn morgends und abends und laß ihn ferners walten und ergebe mich in seinen Willen, den ohne das weiß ich woll, daß nichts geschehen kan, da wissen E. L. nun alle meine Devotion." Millionen Kirchgänger sind so unfähig wie Charlotte, an langen Gebeten innern Anteil zu nehmen, aber wo die Frömmigkeit Mode ist, wagen sie es nicht zu gestehen, gerade so wie sich Tausende in den Konzerten, die sie, Musikinteresse heuchelnd, besuchen, zum Sterben langweilen.

Mit der Überschrift dieses Aufsatzes haben wir die wackre Liselotte nicht etwa unter die zünftigen Philosophen einreihen wollen. Sie verdient den Namen einer Philosophin, weil sie die Welt und die Menschen denkend beobachtete, den Dingen auf den Grund ging und, was sie gefunden hatte, ehrlich

*) Der Prinz von Bourbon-Condé wurde gewöhnlich Monsieur le Duc, seine Frau demnach Madame la Ducheſſe genannt.



Digitized by Google

aussprach. Aber eine Gelehrte, wie ihr „Patgen," die „Königin in Preußen," Sophiens Tochter und Leibnizens Freundin, war sie nicht. Wir müssen woll von Bagatellen reden, schreibt sie einmal an Luise, „Staatssachen weiß ich wahrlich nicht, Philosophie verstehe ich nicht und noch weniger die Theologie, also muß man ja woll mit mir reden, worauf ich antworten kan." Ihre eignen und der Verwandten persönliche und häusliche Angelegenheiten und Hofklatsch machen denn auch den Hauptinhalt ihrer Briefe aus. Sie studirte nicht eigentlich, las überhaupt nicht gar viel — außer der Bibel meistens nur Unterhaltungsschriften — und schrieb viel lieber, als daß sie las, weil ihr lebhafter und mitteilsamer Geist der Unterhaltung bedurfte. Der Briefwechsel ersetzte ihr die Unterhaltung mit Freunden, deren sie am Hofe sehr wenig hatte; Unterhaltung mit Personen, die ihr gleichgiltig waren, oder die sie haßte, bereitete ihr mehr Pein als Genuß. Alle Bücher über Religion, auch alle Andachtsbücher fand sie fad und langweilig, wie sie denn auch in jeder Predigt mit dem Schlafe zu kämpfen hatte, selbst wenn sie einer jener großen Kanzelredner hielt, die Weltruf haben, und von denen sie selbst gestand, daß sie ganz räsonabel seien und nichts ridikulles sagten. Dabei war sie nichts weniger als eine Schlafmütze; wenn es ihr im höhern Lebensalter einmal begegnete, daß sie nach einem Spaziergang in großer Hitze ein wenig einnickte, schämte sie sich. Die einzige theologische Angelegenheit, die sie aufmerksam verfolgte, war der Streit zwischen Bossuet und Fénélon wegen des Quietismus. Bekanntlich lehrte Frau Guyon, daß man Gott ohne alles Interesse lieben, sich in die Liebe Gottes versenken und ihn walten lassen müsse, ohne irgend etwas zu thun, wofür sie in die Bastille gesperrt wurde. Fénélon billigte zwar nicht den Quietismus, wohl aber die Auffassung der uneigennützigen Gottesliebe in den Schriften der exaltirten Dame, und entwickelte seine eigne Ansicht darüber in den Maximes des Saints. Dieses Buch benutzten seine Gegner, an deren Spitze Bossuet stand, die Verbannung des Prinzenerziehers vom Hofe in seine Diözese zu bewirken und setzten schließlich die Verdammung der „Ketzereien" Fénélons in Rom durch. Am 17. Juli 1698 schreibt Charlotte an die Tante: „Ich glaube, daß die Erfüllung der Gnaden von Mad. Gujon E. L. wird lachen machen, es ist viel possirlicher, Mons. de Meaux [Bossuet] diese Historien verzehlen zu hören, als das Buch zu leßen [welches von den Büchern der Guyon gemeint ist, läßt sich nicht erkennen]. Er hat mich zu Marly im Spazierengehen recht divertirt, mir kompt Mad. Guyon wie eine rechte Närin vor, ich bin woll E. L. Meinung, daß man wenig Leütte find, so einerlei Opinion haben, wie ich in Frankreich komme, machte man mich mit viellen Bischoffen und Erzbischoffen sprechen, umb, wie man sagte, meinen katholischen Glauben zu sterken, allein ich hatte Mühe, zu sehen, wo der katholische Glauben war, in general brachte man die Sach zwar gleich vor, in der Auslegung aber war kein einziger, der die Sach wie der andere glaubte, daß machte mich

Digitized by Google

damalen recht lachen, were aber recht ihrr worden, wenn ich nicht vorher schon mein Partei gefaßt hette, und (wie jener Engländer sagte) mon petit religion a part moy genohmen hette, Monſ. de Meaux hat viel Verstand und ist lustig und ahngenehm in seinen Diskursen." Vier Wochen später schreibt sie: „Ich bin mit Monſ. de Cambray [Fénélon] und Monſ. de Meaux wie die Kinder, so Papa und Mama lieb haben, ich halte viel von beiden, ich kann Monſ. de Meaux nicht verdenken, Monſ. de Cambray [und] Mad. Gion [die] wollen aus dem Kopf zu bringen, und Monſ. de Cambray jammert mich, sich auf Leütte verlaßen zu haben, die ihn jetzt so verfolgen, er ist aber durch sein Wollleben und Verstand zu estimiren, und Monſ. de Meaux deßelben gleichen, kan also keinen von beiden haßen, daß Monſ. de Cambray ambitieux, ist nur zu war [damit dürfte sie Fénélon Unrecht thun], sonsten wer er nicht so lang intime von Mad. de Maintenon geweßen, mit welcher er sozusagen eine Zeit lang regiert hatte, aber sie hat auf einmal geendert, und die so pretendiren, alles zu wißen, versichern, daß es seie, weillen er nicht hat raten wollen, daß der Heürat [des Königs mit der Maintenon] solle deklarirt [veröffentlicht] werden." Es gehe ihr, meint sie in einem andern Briefe, wie dem Pickelhäring, wenn er Richter ist; jedesmal scheine ihr der Recht zu haben, den sie zuletzt vernommen hat. Daß man Fénélon nicht erlaube, seine Entschuldigung zu drucken, während Bossuet nicht allein seine Streitschriften drucken lassen dürfe, sondern sogar den Befehl erhalte, Schriften gegen seinen Gegner zu veröffentlichen, findet sie sehr ungerecht. Ende September berichtet sie, ihr Sohn habe ihr gesagt, Bossuet rühme sich, daß er einen Mühlstein zurecht mache, damit Fénélon zu zermalmen, und fährt fort: „Ich habe woll gedacht, daß E. L. finden würden, daß der Erzbischof von Cambray sich woll verantwortet hat in seinem letzten Buch, weillen man aber mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden ist, und Monſ. de Meaux obligirt, ferner gegen ihm zu schreiben, glaube ich, was man mir lengst gesagt hat, nemblich, daß, weillen der arme Erzbischoff gegen die Deklaration von einem geheimen Heürat geraten hat, daß man ein Exempel ahn ihm geben will mit Verfolgung, damit andre Bischöffe und Erzbischöffe sich daran spiegeln mögen und stark zu der Sach raten [demnach würde auch die dogmatische Verurteilung des Quietismus in Rom auf den Umstand zurückzuführen sein, daß Fénélon der Maintenon in ihrer Eheangelegenheit im Wege gestanden hat]. Ich bin von Herzen froh, daß E. L. die theologischen Sachen im Ahnfang von Monſ. de Cambrays Buch [es mag wohl die Réponse auf Bossuets Relation du Quiétisme gemeint sein] nicht verstehen, ich meinte, meine Ignoranz were es allein schuld, daß ich es nicht habe begreifen können, weillen E. L. es aber auch schwer zu verstehen finden, muß es wohl in der That schwer zu verstehen sein, ich habe von Herzen gelacht, daß E. L. sagen, daß es die Pfaffen jetzt wie die Doktors und Apotheckers machen, damit sie niemandes verstehen kan, als sie unter einander." Später

Digitized by Google

bemerkt sie einmal, zu allen Zeiten fänden sich räsonable Leute und Thoren, „aber was mich wundert, ist, daß die, so räsonabel sein, sich oft von Einfaltigere, als sie selber sein, ganz blindlings führen laßen, Mons. de Meaux in familliarer Konversation, ist nicht facheux noch verdrießlich, hat auch niemandes nie nichts zuleid gethan, wolte die alte Zot nicht, daß er diesen verfolgt, würde er ihn wohl in Ruhe gelaßen haben, es ist ihr aber nicht gutt etwas abzuschlagen, und ehe man sein fortun verliert, will man lieber andere ihre verlieren machen, das ist zwar nicht generös, aber sehr nützlich." Fénélons Télémaque entzückt sie; sie hat ihn im Manuskript gelesen; hat aber versprechen müssen, keine Abschrift davon anfertigen zu lassen, deshalb kann sie der Tante keine schicken; Gott gebe, wünscht sie, daß die Lehren dieses Buches „dem Duc de Bourgogne [Fénélons Zögling] Impression geben mögen, den wen er sie folgt, wird er mit der Zeit ein großer König werden." Leider ist der Herzog vor seinem Großvater gestorben. Später bemerkt sie einmal: „Wen ich Télémaque leße, regrettire ich, daß Mons. de Cambray nicht mehr en faveur ist." Die Verfolgung der Quietisten verurteilt sie wie alle Religionsverfolgungen*); die armen Leute thun ihr leid, obwohl sie unter den „Jesuwittern" mehr Freunde hat als unter den Pietisten, wie sie die Quietisten — übrigens ganz richtig — gewöhnlich nennt.

Noch weniger als theologische Fachschriften hat Charlotte philosophische gelesen. „Ich habe nie von dem Philosophen Spinosa gehört, schreibt sie 1706 an Amalie Elisabeth, war es ein Spanier? Den mich deucht, der Name ist spanisch." Das ist um so auffallender, als ihr Vater, der Kurfürst Karl Ludwig, dem Spinoza eine Professur in Heidelberg angetragen hatte, die dieser echte Philosoph ausschlug, um seine Unabhängigkeit zu wahren. Cartesius wird nur einmal, in der oben angeführten Stelle, von ihr erwähnt. Leibniz kam erst an den hannöverschen Hof, als sie schon fort war. Mit ihm hat sie nur wenige und kurze Briefe gewechselt. „Herr Leibenitz, dem ich etlichmal schreibe, heißt es in einem Briefe an Luisen, giebt mir die vanitet, daß ich nicht übel teütsch schreibe; das tröst mich recht, den ich würde recht betrübt sein, wen ichs vergessen solte."**) In einem Briefe an die Tante vom

*) Über die Verfolgung der Reformirten macht sie unter anderm die gute Bemerkung, die einzige Wirkung, die die Verfolgung von Meinungen hervorbringe, sei, daß man damit die Leute obstinat mache. Als einmal deutsche Pastoren gegen eine Kleidermode predigen, meint sie, daß sei nicht allein an sich ungereimt, sondern auch das beste Mittel, der Narrheit eine recht lange Dauer zu sichern.

**) Sie schrieb an deutsche Verwandte nie anders als deutsch und konnte die deutschen Fürstinnen nicht begreifen, die einander französische Briefe schrieben. Sie bedauert sehr, daß sie aus Mangel an Übung im Sprechen doch manchen deutschen Ausdruck vergißt, und fragt manchmal nach der richtigen deutschen Übersetzung französischer Worte, wobei sie von ihren nicht übermäßig geistreichen Schwestern nicht besonders gut bedient wird. Ihrem Stiefbruder Karl Moritz, der ihr französisch schrieb, und den sie deshalb einmal getadelt hatte, erwiderte sie auf seine Ent-

Digitized by Google

18. Xbr 1695 dankt sie „demütigst vor den getrückten Brief von H. Leibenitz, welchen ich sehr woll geschrieben finde und kann nicht begreifen, wie er eine so embrouillirte Sache so woll hat auslegen können." Im Januar 1699 will sie Leibnizens Meinung über die am-französischen Hofe ausgebrochne Streitfrage hören, ob das neue Jahrhundert mit dem Jahre 1700 oder 1701 anfange. Im Juli 1705 schreibt sie: „aus alles, was ich vom Herrn Leibenitz höre und sehe, muß er gar großen Verstand haben und dadurch ahngenehm sein, es ist rar, daß gelehrte Leüte sauber sein und nicht stinken, und raillerie verstehen." Also von Studium der leibnizischen oder irgend einer andern Philosophie war bei ihr keine Rede.

So unwissenschaftlich jedoch Elisabeth Charlotte auch „räsonniren" mag, das wesentliche der spätern rationalistischen Theologie und Philosophie besitzt sie schon. Sie zieht so ziemlich alle christlichen Dogmen in Zweifel, und wenn sie auch noch an der Lehre von der Erlösung festhält, steht die doch in keinem tebendigen Zusammenhange mehr mit ihrer Weltanschauung, was, nebenbei bemerkt, auch schon bei Calvin der Fall ist. Sie ist völlig frei von Aberglauben. In zwei wesentlichen Stücken unterscheidet sie sich jedoch von den ältesten Calvinisten. Sie hält ihre politischen Ziele nicht für den Willen Gottes, der sich in seinen Auserwählten offenbare, womit die Holländer und die Puritaner sehr gut, ihre Großeltern aber, der Winterkönig und seine Gemahlin, sehr schlecht gefahren waren, denn da sie sich in die Politik nicht einmischt, hat sie keine politischen Ziele, und sie verabscheut den Fanatismus und die Unduldsamkeit. Sie hält die Unterschiede der Konfessionen für unwesentlich und gleichgiltig und eine verständige hausbackne Moral für das Wesentliche der Religion. Sie hat einen Begriff von Gott, der jeden phantastisch-vertraulichen Verkehr mit ihm, die religiöse Innigkeit: alle Mystik und Pietisterei ausschließt; nur so weit geht sie nicht, wie manche Anhänger des in ihrer Umgebung neben dem Atheismus verbreiteten englischen Deismus; deren Glauben, daß sich Gott um die Angelegenheiten der Menschen nicht kümmere, findet sie schädlich, weil damit ein Zügel der Laster beseitigt werde. Sie ist überzeugt, daß wir vom Jenseits nichts wissen können und findet die christlichen Lehren darüber sehr unwahrscheinlich, hält aber, wie Kant, den Glauben daran für praktisch nützlich. Nur in einem Punkte ist sie nicht Rationalistin: gegen die Willensfreiheit spricht sie sich auf das entschiedenste aus; sie ist Deterministin

schuldigung: „Sobald ich weiß, daß Ihr, lieb Karl Moritz, daß liebe Teutsch nicht veracht und auch persuadirt seid, daß ich es nicht thue, so könt Ihr mir nur schreiben, wie es Euch ahm gemächlichsten ist, und es ist wahr, daß das Französche kürzer ist als daß Teütsche." Unausstehlich war ihr die Aussprache des Deutschen im Munde von Franzosen; das ewige ick und ack macht sie „ganz grittlich"; sie findet, daß die Engländer, die sie übrigens noch mehr verabscheut als die Franzosen, das Deutsche doch weniger verhunzen, ihr accent sei dem deutschen ähnlicher als der französische.

Digitized by Google

wie Calvin, und wie es die Vertreter der modernen Wissenschaft seit Hegel wieder sind. Nehmen wir den Unglauben der französischen Gesellschaft hinzu, in der sie lebte, so müssen wir bekennen, daß der Sache nach weder Rousseau, Voltaire und die Encyklopädisten noch die deutschen Philosophen etwas neues verkündigt haben; sie haben nur die bereits feststehende Ansicht der Gebildeten teils in wissenschaftliche Formen gebracht, teils im Volke verbreitet. In Frankreich bestand der Unterschied zwischen der Zeit Ludwigs XIV. und der Zeit Ludwigs XV. darin, daß man unter diesem auch drucken lassen durfte, was unter jenem bloß gesprächsweise zu äußern erlaubt war.

# Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

(Fortsetzung)

Eins der interessantesten Pasquille auf Leipzig, namentlich auf seine damaligen Universitätszustände, verbirgt sich unter einem Titel, unter dem niemand dergleichen sucht, weshalb es auch selbst genauern Kennern der stadtgeschichtlichen Litteratur Leipzigs meist unbekannt ist; es sind das die im Jahre 1795 erschienenen „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern.“ Die Schrift besteht aus zwei Teilen, einem größern und einem kleinern. Der Titel paßt eigentlich nur auf den ersten, größern Teil (270 S. 8°). Dieser enthält Schilderungen aus einer ganzen Reihe deutscher Städte, namentlich Universitätsstädte, in denen sich der Verfasser längere oder kürzere Zeit aufgehalten hat, wie Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Coburg, Erfurt, Jena, Halle, Dessau, Leipzig, Meißen und Dresden; der größte Abschnitt, fast die Hälfte (S. 141 bis 270) ist Dresden gewidmet. Der ganze zweite Teil aber behandelt ausschließlich die Leipziger Universität, namentlich die Studentenschaft, und giebt besonders von den Kreisen, die wir heute als „gelehrtes Proletariat“ bezeichnen, und die wir gewöhnlich geneigt sind für eine Erscheinung der jüngsten Zeit zu halten, ein Bild, das grauenvoll ist, und das, wenn auch manches darin übertrieben sein mag und vereinzelte Vorkommnisse verallgemeinert sein mögen, doch zeigt, daß das „gelehrte Proletariat“ damals viel größer war und in viel jämmerlichern und unwürdigern Zuständen lebte als heute. Freilich mag es in Sachsen und in Leipzig besonders schlimm gewesen sein. „Wer sich einen Begriff davon machen

Digitized by Google

will — schreibt der Verfasser —, zu welchem rasenden Grade die Sucht zu studiren in Sachsen emporgestiegen ist, der halte sich nur zu Anfang der halbjährigen Vorlesungen in Leipzig auf. Herdenweis liefern die unzähligen Stadt- und Dorfschulen ihre Zöglinge, und, mit Entsetzen bemerkt man, jedes Jahr weniger reife und weniger vorbereitete. Jeder Tagelöhner läßt seinen Sohn studiren, sobald er ihn nur auf der Schule vor dem Verhungern sichern kann; wovon er einst auf der Universität leben soll, daran wird nicht gedacht. Daher die Flut von Bittschriften um Stipendien, die unaufhörlich nach der Residenz strömt und vor einigen Jahren die Regierung bewog, ein besondres Mandat an die Schulvorsteher und Rektoren ergehen zu lassen, worinnen ihnen geboten wurde, ganz arme und unfähige junge Leute vom Studiren abzuhalten und ihnen die erforderlichen Atteste zu verweigern."

In etwa dreißig Kapiteln schildert der Verfasser, welch unwürdige Rolle der Student in der Bürgerschaft spielt, wie elend er wohnt — fast unglaublich und doch in allen Einzelheiten sicherlich getreu ist die Beschreibung der Zustände im Paulinum, in dem alten, an der Stadtmauer gelegnen Universitätsgebäude, das in drei Stockwerken gegen fünfzig Stuben und Kammern enthielt, die von je einem, zwei oder auch drei Studenten bewohnt waren —, ferner wie es im Konvikt und bei andern Freitischen hergeht, wie sich die Fakultäten in ihrem Äußern und ihrem Benehmen von einander unterscheiden, endlich — das interessanteste — zu welchen Mitteln sie greifen, um sich, sei es als Famuli, „Cicisbeos," Informatoren, „Apostel" (Sonntagsstellvertreter für Dorfprediger) oder als Musiker, Schreiber, Rezensenten, Gelegenheitsdichter, Schriftsteller, Übersetzer, Zeichner, Maler und Kupferstecher, Korrektoren, „Werber" (Zutreiber von Zuhörern für Professoren), Spieler und — Bettler ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Als Probe mag die Schilderung dienen, die der Verfasser von den Studenten der Theologie giebt, die damals die stärkste Fakultät in Leipzig bildeten:

Die Theologen haben alle Eigenschaften des Kapuzinerordens an sich. Sie sind arm, unwissend, kriechend, niederträchtig, stolz und schmutzig. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in meist dunkeln Überröcken, damit man die zerrissenen oder wenigstens äußerst schmutzigen Unterkleider nicht bemerken soll. Sie sind daher abgesagte Feinde vom Winde; die Röcke sind gewöhnlich mit einer breiten schweren Kante Gassenkot versehen, der bei gutem und schlimmem Wetter von den philosophischen Herren übersehen wird. Ihre runden Hüte, unfähig, den täglichen Gewaltthätigkeiten zu widerstehen, die ihnen in den Collegiis von Füßen und Knieen widerfahren, haben außer der grauen Farbe eine sehr abweichende Form. Das Haar tragen sie ungepudert und struppig. Stiefeln sind übrigens ein Hauptbestandteil ihrer alltäglichen Tracht. Sonntags tragen die Petitmäters unter ihren Fracks schwarze wollene Beinkleider, Westen und Strümpfe, die Renommisten steife Stiefeln und Sporen, schmutzige Lederhosen, blaue Röcke mit roten Aufschlägen (ein ehmals weißes Schnupftuch hängt ihnen weit zur Tasche heraus) und einen

Digitized by Google

dreieckigen Hut und Knotenstock. An Wochentagen zeichnen sich die Herren Theologen samt und sonders durch die von Manuskripten strotzenden bekleckstten Portefeuilles und einen großen Haufen Bücher aus, die sie dann unter dem rechten Arm tragen, wenn sie den linken nicht mehr aufheben dürfen. Zu jeder Zeit aber sieht man sie mit Journalen laufen. Sie wissen von nichts zu sprechen als vom Katheder witz ihrer Lehrer, von ihren Journalen, von ihren vielen Collegien, von Predigten, vom Wetter und von ihrer eignen Person. Die unleidlichsten unter ihnen sind diejenigen, welche sich für Philosophen halten und Kants Critik lesen. Ihr Studium treiben sie im Schweiß ihres Angesichts. Es giebt einen Hauptspaß ab, sie so bepackt aus einem Collegio ins andre galoppiren zu sehen: Kinder und kleine Personen werden häufig dabei umgerissen. Diese Eilfertigkeit, in der es immer einer dem andern vorzuthun sucht, ist deswegen nötig, weil sie größtenteils auf Bänken sitzen, und diese nicht gelöst werden. Kaum ist man ins Auditorium eingedrungen und hat sich eines Sitzes bemächtigt, so wird der Hut entweder zwischen die Kniee geklemmt oder auf die Erde geworfen und oben drauf die Bibliothek; dann holt man Hefte, Feder und Dinte heraus und erwartet den Professor. Kommt dieser und geht nun erst das Nachschreiben los, so muß man mit Mühe das Lachen halten über die schrecklichen Gebehrden, mit denen sie alles reinweg zu Papiere zu bringen suchen, was von seinem Munde ausgeht. Freilich kommt Nichttheologen ein solches Zusehen hoch genug zu stehen, denn in den theologischen Auditorien ist ein solcher abscheulicher Geruch, daß man umfallen möchte, sobald man hineintritt, und es ist unbegreiflich, wie es der Professor aushalten kann, dem die Quintessenz der Ausdünstungen seiner Anbeter in so reichlichem Maße zu teil wird. Man beehrt die Herren Theologen mit dem Namen Dreilingsbrüder. Dieses schreibt sich daher, weil in der Gegend, wo ein theologischer Professor mit Beifall liest, schon um zehn Uhr vormittags kein Dreierbrot mehr zu bekommen ist, so gewiß sich auch die Bäcker auf einen zahlreichen theologischen Zuspruch einrichten mögen. Zwar pflegen auch an den Auditorien Kuchenweiber zu stehen, die sich mit den wohlfeilsten Kuchensorten versehen; weil aber das geringste doch zwei Dreier kostet und noch obendrein nicht so gut sättigt, wie Produkte der andern Art, so versteigt sich allenfalls einer zu ihnen, der eben Geld erhalten hat, kehrt aber bald wieder zu seinem Dreilinge zurück.

Die „Wanderungen und Kreuzzüge“ wurden im Juni 1795 bei dem Buchhändler Liebeskind in Leipzig vorgefunden. In seinem Laden hatte er zwar keine Exemplare, der Bücherinspektor mußte sich in die Niederlage des Erfurter Buchhändlers Vollmer im kleinen Fürstenkollegium bemühen, dessen Kommissionär Liebeskind war; dort wurden aber 235 Exemplare erwischt und weggenommen, außerdem der Vertrieb des Buches verboten.

Als Liebeskind von der Bücherkommission vernommen wurde, leugnete er, die Schrift gelesen zu haben, wollte auch den Verfasser nicht kennen. Der auf dem Titelblatte des Buches angegebne Verlag „Verlagsgesellschaft in Altona“ werde wohl zutreffend sein; denn diese „Verlagsgesellschaft“ bestehe aus zwei Buchhändlern, dem Bruder des Erfurter Buchhändlers Vollmer, und einem andern, dessen Namen er augenblicklich nicht nennen könne. Dieser andre aber, den Liebeskind natürlich sehr wohl kannte, war der Verfasser der „Wanderungen und Kreuzzüge,“ der bekannte Schriftsteller Andreas Georg Friedrich Rebmann,

Digitized by Google

ein Baier, der in Erlangen und Jena die Rechte studirt und sich dann längere Zeit in Leipzig und Dresden aufgehalten hatte.

Sowie die Nachricht von der Wegnahme des Buches nach Altona gekommen war, sandte Rebmann ein höchst entrüstetes Schreiben an den Leipziger Rat. Das weggenommne Buch, sagte er, sei ein Artikel der in Altona „mit königlich dänischem Privilegium errichteten" Verlagsgesellschaft. Der Rat zu Leipzig habe kein Recht zu Eingriffen in das Eigentum eines fremden Buchhändlers, er möge daher die weggenommnen Exemplare schleunig herausgeben und den durch die Wegnahme zugefügten Schaden ersetzen. „Es würde mir sehr leid thun, wenn ich sonst mich an die Königlich dänische Regierung wenden und von dieser Schutz für mein Eigentum zu erhalten suchen müßte. Diese weise, aufgeklärte und Menschenrechte schützende Regierung steht mit Recht in dem Rufe, daß sie ihre Unterthanen gegen jede fremde Beeinträchtigung ebenso kräftig zu erhalten weiß, als sie auch in ihren eignen Staaten keine Willkühr großer Machthaber oder kleiner, desto anmaßender Despötchen duldet. Zu gleicher Zeit werde ich die Publizität zu Hülfe nehmen und, in Bezug auf die sich bereits von einigen Leipziger Censoren erlaubten Ungebührlichkeiten, Verfälschungen fremder Manuskripte u. dgl. die fremden Buchhändler darauf aufmerksam zu machen suchen, welchen Verdrießlichkeiten sie der Preßzwang zu Leipzig aussetzt."

Der Leipziger Rat ließ sich aber durch die dreiste Sprache Rebmanns nicht irre machen, sondern berichtete an die Regierung in einem Schreiben, das der Bürgermeister Müller selbst abfaßte, und worin es hieß: „Da der Verfasser, seiner oberflächlichen Känntnisse und mangelhaften Beobachtungen ungeachtet, über alles frech abspricht, dreiste Urtheile über Regierungen nnd über Obrigkeiten wagt, mit kühnem Tadel öffentlicher Verfassungen und Anstalten, indem er augenscheinliche Unwahrheiten für ausgemachte Wahrheiten vertreibt, hervorzutreten kein Bedenken trägt, auch beleidigende Ausfälle auf einzelne Personen sich erlaubet und die Absicht, Unterthanen gegen diejenigen, welchen sie Gehorsam schuldig sind, aufzuwiegeln und Freiheitsschwindel auszubreiten, überall deutlich genug verräth, so haben wir die angezeigten Verfügungen zu treffen keinen Anstand genommen." Aus einem Zirkular der „Verlagsgesellschaft" — dieser „sonderbaren Firma", wie Müller schreibt — ging übrigens hervor, daß eine kurz vorher verbotne Schrift: „Abentheuerliche Wanderungen durch die preußischen Staaten" aus derselben Quelle stammte und offenbar auch Rebmann zum Verfasser hatte.

Die Landesregierung scheint aber das Buch nicht so schlimm gefunden zu haben, sie schwieg auf den Bericht des Leipziger Rats. Der Verfasser gab 1796 eine „zweite, ganz verbesserte und umgearbeitete und vermehrte Auflage" heraus mit einem „Schutz- und Trutzbrief," worin er sagt: „Der Magistrat zu Leipzig hat diese Blätter confisciren lassen, unter dem Vor-



Digitized by Google

wand, daß viele Unwahrheiten und falsche Darstellungen darin enthalten seien. Durch diese Confiscation ist das darin Gesagte nicht nur nicht widerlegt worden, sondern das allgemeine Urteil geht dahin, daß man sie eben deshalb geraubt habe, weil man ihre Wahrheit fühlte. Der Dresdner Hof benahm sich billiger, als ein hochweiser und hochedler Rath zu Leipzig. Noch in diesem Augenblick, da ich dies schreibe, ist das Buch zu Dresden nicht verboten."

Ein harmloses Machwerk, das mehr der Vollständigkeit wegen angeführt werden soll, sind die im Jahre 1798 erschienenen: Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d' Leipzig'r Stadt. Aufg'fang'n und mit Anmerkungen verseh'n von ein'm Wiener. Wien, bey Aloysius Doll, 1798. Das Buch ist eine schwächliche Nachahmung der witzigen „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d' Wienstadt," die der bekannte Wiener Schriftsteller Joseph Richter seit 1785 viele Jahre lang als eine Art von Parodie auf die moralischen Wochenschriften herausgab. Der Eipeldauer ist ein dummer Wiener Unterbeamter, der von nichts als Essen und Trinken weiß, die Maitresse seines Kanzleichefs geheiratet hat und von dieser gehörig betrogen wird. Die Frau hat in Wien einen Schweizer Kaufmann kennen lernen, der sie einladet, mit ihm die Leipziger Messe zu besuchen. Der Eipeldauer läßt sich auf einige Wochen Urlaub geben und reist als Hörnerträger mit. In den Briefen, die er dann schreibt, erzählt er, was er alles auf der Messe gesehen hat, schildert, was ihm sonst in Leipzig aufgefallen ist, und berichtet dazwischen ahnungslos, wie sich seine „Frau G'mahlin" erst mit dem Schweizer und nach dessen Abreise noch ein paar Wochen mit einem „Grafen," den sie auf einem Abend der Leipziger Ballgesellschaft hat kennen lernen, die Zeit vertrieben hat — das alles in einer Sprache, die Wiener Dialekt vorstellen soll, aber nichts weiter ist als gewöhnliches Schriftdeutsch mit einer Menge von Apostrophen. Eine kleine Probe wird genügen. Der Eipeldauer ist, während sich seine „Frau G'mahlin" mit dem „Grafen" vergnügt, durch das Rosenthal nach Gohlis gegangen, wo man „ein'n gut'n und frisch'n Trunk kriegt, und dabei sein Geld im Grün'n, nämlich im Garten verzehr'n und hübsch b'deckt in ein'r Laube sitz'n kann. Da giebt's auch Strickschul'n. D' Frauenzimmer sitz'n beim Kaffee ihr'n Galans geg'nüber oder neb'n ihnen, halt'n den Strumpf in der Hand und plaudern z' Viert'lstund'n, ohn' daß ein' Nad'l in B'wegung kommt; d' Nad'l steht aber immer vier Zoll lang über d' Finger hinaus. Doch spricht der Galan etwas, wovor's Frau'nzimmer roth werd'n sollt', und's kann nicht mehr erröth'n, so sieht's auf den Strumpf und zählt d' Masch'n."

Das Buch konnte durch seinen Inhalt unmöglich Anstoß erregen; über manches, wie über die Leipziger Freischule, ist der Verfasser sogar des Lobes voll, er meint hier zum erstenmal die sokratische Lehrart „in wahre Ausübung

Digitized by Google

g'bracht g'sehen z'hab'n" und weiß nicht, „ob er z'erst den Lehrer oder d'Kinder b'wundern" soll. Dennoch fiel das Buch aus einem andern Grunde der Bücherkommission in die Hände: es war gar nicht in Wien erschienen, sondern in Leipzig, und der wirkliche Verleger war wieder — Liebeskind. Da das Manuskript nicht der kaiserlichen Bücherzensur in Wien vorgelegen hatte, so war die österreichische Regierung gegen Doll vorgegangen, und dieser hatte ausgesagt, daß Liebeskind seinen Namen ohne sein Wissen auf das Buch gesetzt und ihm erst hinterher Mitteilung davon gemacht habe. Der österreichische Gesandte in Dresden hatte sich an die sächsische Regierung gewendet, und so wurde Liebeskind am 1. November 1798 vorgefordert.

Er gab an, er habe sich wegen dieses Buches mit Doll weder mündlich verabredet noch Briefe mit ihm gewechselt, sondern die Sache sei von dem Verfasser der Schrift ins Werk gesetzt worden. Der Verfasser sei ein gewisser Bill aus Halle, der in Wien Buchdrucker gewesen sei, dann sich eine Zeit lang in Leipzig aufgehalten und als Korrektor seinen Unterhalt gefunden und endlich sich nach Zerbst gewendet habe. Dieser sei vor der Ostermesse des vorigen Jahres zu ihm gekommen und habe ihm mitgeteilt, daß ihm Doll aufgetragen habe, ein solches Buch zu schreiben, und ihn gebeten habe, es in Verlag zu nehmen. Da er nun mit Doll in gutem Vernehmen stehe und viele Geschäfte mit ihm mache, so habe er gewagt, das Buch „auf Kosten und für Berechnung genannten Dolls" in Leipzig drucken zu lassen, habe auch, weil es im Wiener Dialekt geschrieben sei, den Druckort Wien und Dolls Namen darauf setzen lassen, freilich erst hinterher Doll davon Nachricht gegeben.

Einige Tage darauf wurde der Leipziger Buchdrucker Cramer vernommen, der das Buch gedruckt hatte, und sagte aus, das Manuskript sei ihm von dem Verfasser, der damals Korrektor in seiner hiesigen Druckerei gewesen sei, zum Druck übergeben worden. Darauf habe er es dem Professor Wenck zur Zensur vorgelegt. Da ihm dieser aber eröffnet habe, daß das Manuskript nicht gedruckt werden könne, so habe er es Bill zurückgegeben, und der habe es dann in Dessau bei dem Buchdrucker Fritsch für Cramers Rechnung drucken lassen. Da die Exemplare von Dessau an Bill geschickt worden seien, der damals bei ihm gewohnt habe, und aus Bills Wohnung an Liebeskind abgeliefert worden seien, so möge die Vermutung entstanden sein, daß er selbst die Briefe gedruckt habe.

Der Rat sandte Liebeskinds und Cramers Aussagen an die Regierung, worauf jeder von beiden durch Reskript vom 28. Januar 1799 „wegen ihrer Collusion bei dem Verlag und der Herausgabe vorbesagter Schrift, deren Manuskripte zu Leipzig die Censur versagt worden, und wegen des dabei zu Schulden gebrachten Falsi" zu 25 Thalern Strafe verurteilt wurden. Beide lehnten sich in Eingaben an den Rat gegen die Strafe auf, indem sie geltend

Digitized by Google

machten, daß es sehr üblich und seit Jahren gebräuchlich sei, Namen von Wiener Buchhändlern auf Bücher zu setzen, weil sie dann in Wien nicht nachgedruckt würden, was sonst sehr oft geschehe; nicht bloß Göschen, Jacobäer und Kummer in Leipzig, auch Vieweg in Berlin habe sich dieses Mittels bedient. Sie wurden aber nicht nur abgewiesen, sondern die Regierung benutzte auch die Gelegenheit zu einer besondern Verfügung, worin sie bei sechs Wochen Gefängnis und nach Umständen noch härterer Strafe verbot, auf Bücher einen falschen Druckort und einen falschen Verlegernamen zu setzen. Liebeskind bequemte sich endlich im Dezember 1799 zur Zahlung, nachdem der Rat das Stadtgericht ersucht hatte, „sothane Strafgelder executivisch einzubringen." Mit Cramer zog sich die Sache bis in den Sommer 1801 hin, da er inzwischen noch in eine andre weit schlimmere Sache verwickelt worden war.

Nicht eigentlich in diese Reihe gehörig, und doch nicht ganz zu übergehen ist ein Schriftchen unter dem Titel: Ueber Leipzig, vorzüglich als Universität betrachtet. Ein Beytrag zur Geschichte der Aufklärung in Kursachsen. 1798. Das kleine Heft (58 Seiten 8°) schildert ziemlich derb die Mißstände an der Leipziger Universität, aber anders als „Anselmus Rabiosus." Während dieser ausschließlich das Studentenleben behandelt hatte, werden hier alle namhaften Universitätslehrer vorgeführt, ihre Schwächen oder Vorzüge geschildert, die mangelhaften Hilfsmittel beim Studium, die gedrückte gesellschaftliche Stellung der Studentenschaft und der in ihr herrschende Ton besprochen und schließlich einige Verbesserungsvorschläge gemacht: der Verfasser ist für völlige Lehrfreiheit, für Preßfreiheit und für Einführung von Abgangsprüfungen auf den Schulen, um den Zudrang unbefähigter zur Universität zu verringern.*)

Obwohl sich die Schrift eigentlich nur auf die Universität bezieht, enthält sie doch auch Bemerkungen über die Stadt und die Bürgerschaft. Gleich im ersten Abschnitt heißt es z. B.: „Der Wohlstand von den Inwohnern Leipzigs ist, im Ganzen genommen, äußerst blühend, ob man gleich Dürftigkeit, die im Stillen seufzt, reichlich genug antrifft. So viel ist gewiß, daß die glänzende Außenseite, welche die zwei für Teutschlands Handel so wichtige Messen und einzelne ungewöhnlich reiche Kaufleute dem Gemälde von diesem Wohlstande gaben, meistens eine zu hohe Meinung erregt, und daß bei einer genaueren Prüfung auch trübere Gruppen sich zeigen. In dem Schoße des Kaufmanns, dieser herrschenden Klasse zu Leipzig, scheint Fortuna, die launige(!) Göttin, ihren Überfluß völlig ausgegossen zu haben. Die Künstler und Handwerker haben ihrer Huld in minderem Grade sich zu erfreuen; denn beide sind

*) Infolge einer ausführlichen Rezension im 219. Stück der Allgemeinen Litteraturzeitung veranstaltete der Verfasser eine zweite Ausgabe, die etwas erweitert und hie und da etwas gemildert war. Sie erschien unter dem Titel: Ueber Leipzig, vorzüglich als Universität betrachtet. Ein Beytrag zur Geschichte teutscher Bildungsanstalten. 1798. Es war aber kein vollständiger Neudruck, der Verfasser hatte nur eine Anzahl von Blättern herausnehmen und umdrucken lassen.

Digitized by Google

durch die Verschwendung der Tochter des Zufalls von dem Kaufmann abhängig geworden, und diese Abhängigkeit ist das Traurigste, was dem Bürger nur immer zu Teil werden kann. Kaufmännischer Übermut ist meistens gefährlicher als adelicher, und dies bestätigt sich auch hier, wo der arbeitsame Handwerksmann und Künstler durch den Wucher der Kaufleute, welche alle Waren nicht nach bestimmten Gesetzen der Gerechtigkeit, sondern einzig nach ihrem Vorteil und ihrer Willkür bestimmen, auf das empfindlichste gedrückt werden. Die Folgen hievon sind in dem ganzen Ton der Leipziger sichtbar: der Kaufmann, voll Stolz, verachtet alles, was nicht in seine Sphäre gehört, und behandelt alles, als ob es bloß Mittel zu seinem Zwecke sei; der Bürger, den überdies noch politische Ketten drücken, ist kleinlich, gezwungen, nur zu oft selbst Karrikatur." In der Schilderung der Studentenschaft findet sich eine hübsche Stelle über die „sogenannten schönen Geister." Sie stimmt so ziemlich mit dem überein, was „Anselmus Rabiosus" über die „schönen Wissenschäftler" sagt. Der Verfasser dieser Schrift war ebenfalls ein Baier, Georg Heinrich Kayser, der später eine Masse Populäres zur Geographie und Geschichte Baierns, namentlich Augsburgs, geschrieben hat. Irgend welchen Anstoß bei der Bücherkommission scheint sie nicht erregt zu haben.

Unbeanstandet blieb auch: Leipzig im Profil. Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde. Solothurn [1799]. (316 S. 8°.) Das Buch ist ein Seitenstück zu dem 1784 erschienenen Tableau von Leipzig, aber witziger. Der Inhalt ist ebenso wie dort unter gewisse Stichwörter gebracht, die Stichwörter aber sind hier alphabetisch geordnet, und so die Gegenstände absichtlich noch bunter durch einander geschüttelt als im Tableau. Unter dem H z. B. folgen auf einander: Haarbeutel, Hagestolze, Hahnrei, Handlung, Handwerker, Handwerksbursche, Harmonie, Hausarme, Hausmiete, Hausnummern, Hauswirte, Hazardspieler, Hebamme, Herberge, Heiliger Christ, Hinrichtungen, Hochzeiten, Höcker, Höflichkeit, Hofmeister, Holz usw. Die meisten Kapitel sind kurz, manche haben nur wenige Zeilen. Viele schildern offenbar Zustände, wie sie damals allgemein verbreitet waren, andre aber doch auch besondre Leipziger Zustände. Im Ton sind sie sehr verschieden. Manche sind ganz satirisch und ironisch, aus andern spricht aufrichtiger Unwille, mehr oder weniger Karrikatur sind wohl die meisten Schilderungen, doch fehlt es auch nicht an ganz objektiven Bildern, ja selbst an nicht unverächtlichen statistischen Angaben. Hier einige Proben:

Advokaten. Die unentbehrlichsten Männer im Staate, die Stützen, ohne welche das moralische Gebäude schon längst eingestürzt wäre. Das Mein und Dein wäre schon längst die Beute gieriger Raubvögel geworden, und wir sähen gewiß noch eine weit größere Anzahl durch Prozesse zu Grunde gerichteter Familien, wenn wir diese gelehrten Männer, diese Verteidiger der Unschuld, diese weisen Ausleger der Gesetze entbehren müßten. Wie glücklich ist nicht das Vaterland zu preisen, das im Besitz von Legionen solcher Männer ist! und wie vorzüglich glücklich ist

Digitized by Google

diese Stadt, wo immer auf zwei hundert und zehn Seelen eine Advokatenseele gerechnet werden kann; denn man zählt in diesen engen Mauern ihrer über hundert und fünfzig. Diese Edeln stehen uns bei in allen Leibesnöten. Der Sohn eines hartherzigen Vaters darf sich nur an einen dieser Männer wenden, und es fehlt ihm von dem Augenblicke an niemals an Gelde. Durch seine Vorsprache schießt ein barmherziger Wucherer so viel zu fünfzig Prozent vor, als man bedarf. Sie lassen sich auch herab, uns noch andere kleine Dienste zu thun, und die Geschichte des Tages erzählt merkwürdige Beispiele, wie selbst einige derselben die Opfer ihrer Bereitwilligkeit geworden sind. Dabei sind sie wahre Muster der Bescheidenheit, und wenn alle Welt über ihre Verdienste nur eine Stimme hat, so sind sie es nur allein, die daran zweifeln. Sie geben überhaupt auf die Gelehrsamkeit wenig oder nichts, ob sie schon die Gelehrtesten unter den Gelehrten sind.

Buchhändler. Es muß doch wohl wahr sein, daß man sich auf keine Art so leicht ein bequemes und angenehmes Leben verschaffen kann, als durch den Schweiß der Schriftsteller, berechnet auf die Thorheit des Publikums; wie würden wir sonst von Messe zu Messe so viele neue Buchhandlungen vor unsern Augen entstehen sehen? Die Leipziger kaufen keine Bücher; es ist auch darauf nicht abgesehen, ist doch hier der große Markt. Allein die alten Herren schütteln die Köpfe und meinen: viel Schweine machen einen dünnen Trank. Im Jahre 1783 zählte man zwanzig Buchhandlungen, jetzt mehr denn fünfzig, und legten so manche dieser Herren nicht selbst Hand ans Werk, sie würden oft nicht wissen, wo sie brauchbare Verlagsartikel hernehmen sollten.

Hofmeister. Sonst gab jeder Krämer seinem Informater den Titel Hofmeister; jetzt hat der Hauslehrer den Hofmeister verdrängt, in der Sache aber hat sich wenig geändert. Der Kaufmann, der dem geringsten seiner Diener wenigstens zweihundert Thaler Besoldung giebt, bezahlt dem Erzieher seiner Kinder höchstens hundert und schätzt ihn, wie er ihn bezahlt. Die Diener nennen ihn nicht anders als die lateinische Kindermuhme, und die Mägde treiben ihren Spott mit ihnen.

Hospital zu St. Johannis. Eine Versorgungsanstalt für Betagte. Der Gesundheit und Erhaltung der guten Alten zu Hülfe zu kommen, giebt man ihnen öfters in einer Woche fünfmal Schweinefleisch zu essen (so vielmal bekommen sie überhaupt Fleisch), ein andermal wohl mortifizirtes Kuhfleisch, um die Verdauungskräfte zu schonen, Kraut, das auf dem Felde bereits erfroren und deswegen auch um so leichter zu verdauen ist und zugleich ein wenig purgirt. Butter bekommen sie nicht viel, weil sie heftig schleimt und darum schädlich ist, besonders den Alten. Das Bier wird gehörig verdünnt, und im Sommer läßt man es unterweilen ein wenig stinkend werden, damit sie nicht zu viel trinken. Das Brot endlich ist das beste in der ganzen Stadt aus dem Grunde, weil es guten Teils aus Mehle von ausgewachsenem Roggen gebacken wird. Trifft es denn je, daß aller dieser Vorsorge zum Trotz so ein alter Mensch krank wird, so bringt man ihn auf die Krankenstube, schließt ihn sorgfältig ein und stört ihn flugs in vierundzwanzig Stunden nicht ein einzigesmal. Da stirbt der müde und lebenssatte Alte so ruhig und so sanft, daß man unter zehnen nicht weiß, wie einer gestorben ist. Wer also bald und ruhig sterben will, dem kann man mit allem Recht dieses Haus empfehlen.

Messen. Mancher Meßfremde, besonders von denen, die um einzukaufen herkommen, würde sich einige Tage länger bei uns aufhalten, wenn er sich nicht in Rücksicht der Wohnung und andrer notwendigen Dinge so schrecklich überteuert sähe. Er fühlet, daß wir einen zu starken Gebrauch von unsrer Meßfreiheit machen,

Digitized by Google

und eilt über Hals und Kopf, diese Mauern hinter seinem Rücken zu sehen. Wer es vermeiden kann, kommt gar nicht mehr, sondern verschreibt sich das Notdürftigste von einer Messe zur andern. Dadurch entgeht den armen Verkäufern manch Thälerchen; wir aber schreien, wenn uns die Loschiere leer bleiben, ohne daran zu denken, daß wir die Fremden selbst verscheuchen. Die Messen sind bei weitem nicht mehr, was sie sonst waren. Das hängt indessen größtenteils von äußern Umständen ab, und allem Anscheine nach dürften sie bald noch weniger sein. Die glänzendste Periode für Leipzig und seine Messen war die erste Hälfte dieses Jahrhunderts, wozu außer der Freiheit des Handels die Verschwendung des Hofes das meiste beitrug.

Als Verlagsort von „Leipzig im Profil" wird auf dem Titelblatt angegeben: Solothurn, bei Benedict Krüger und Adolph Weber, und auch das Vorwort ist unterzeichnet: Solothurn, den 31. Januar 1799. Als Verfasser nennt sich dort: Mauricius Cruciger. Unter diesem Namen verbarg sich aber ein gewisser Johann Jakob Schulz, und der wirkliche Verlagsort wird wohl Leipzig gewesen sein.

(Schluß folgt)

# Die Jugend

Wir sahen sie wiederholt bei den Buchhändlern ausgelegt mit den knallbunten Umschlägen und sahen, wie die Gesichter der Gigerl, die die Schaufenster umstanden, immer vergnügter wurden und hin und wieder sich sogar bemühten, einen gewissen Ausdruck anzunehmen, als sähen sie in den komischen Figuren mit den ausgerenkten Gliedmaßen und den grinsenden Gesichtern, wie in einem Bein von ihrem Bein und Geist von ihrem Geist — s'il y en a —, und Spiegel, endlich faßten wir uns ein Herz und kauften uns den ersten Vierteljahrgang dieser neuen, etwas ungewöhnlich auftretenden „Wochenschrift für Kunst und Leben," um zu sehen, was wohl dahinter wäre.

Auf den ersten Blick schien uns nichts weiter als eine geschickte Spekulation vorzuliegen auf den Massenin stinkt der familia bimana, des Tiers mit zwei Händen, das auch lachen kann, was bekanntlich sein darwinistisches Vorbild nach dem Urteil der gewissenhaftesten Sachverständigen immer noch nicht fertig bringt. Aber näher betrachtet, macht die „Jugend" doch einen bessern Eindruck. Und wenn ihr selbst auch nichts daran liegen wird, das bezeugt zu erhalten, da sie den Alten, die sie nicht rückhaltlos bewundern würden, in ihrer ersten Nummer allerlei unangenehme Dinge in Aussicht stellt, so wollen wir doch unsern Lesern von unsern Eindrücken berichten. Vielleicht findet ein oder das andre Wort auch bei der „Jugend," die doch nicht so

Digitized by Google

alt sein wird, daß sie sich für vollkommen und verbesserungsunfähig hält, eine gute Statt. Denn lernen soll doch jeder, auch wer sich mit noch so viel Selbstvertrauen gepanzert hat.

Zu dem Programm der „Jugend" gehört vielerlei, zunächst die Politik. Sie hat in ihr zwei sehr verschiedne Abteilungen. Zuerst ist es gut und augenblicklich gerade für München sehr wertvoll, daß das Bajuvarentum an der „Jugend" keinen Bundesgenossen findet, sondern daß der deutsche Standpunkt in ihr kräftig zum Ausdruck kommt: Zentrum, Genosse Orterer und dergleichen. Wo es gegen Preußen geht, geschieht es in harmloser Weise und so, daß jeder vernünftige Preuße mitlachen könnte, zum Teil mit viel Humor, wie in den epischen Knittelversen über das Offizierkorps des „ersten Regiments der Christenheit" (in Potsdam) oder über den Tropenleutnant. Aber auf der andern Seite scheint es, als ob die „Jugend" ihren Ehrgeiz darein gesetzt hätte, die politische Nummer ihres Programms niemals ausfallen zu lassen, und als ob sie es in gequälter politischer Satire dem Kladderadatsch gleichthun wollte, der doch seine Blüte schon lange, lange hinter sich hat. Dabei kommt nichts heraus, als langweiliges, geschmackloses Zeug, wie z. B. ein Lied über den kleinen Bulgarenprinzen, der in unanständiger Weise gegen seine Aufnahme in die orthodoxe Kirche protestirt. So etwas sollte die „Jugend" beiseite lassen. Es ist aber nicht das einzige in seiner Art. Unflätereien kann man genug in München auf der Gasse hören, oder man glaubt es doch den Baiern gern, daß sie welche zu machen verstehen, sie brauchen sie nicht erst in Reime zu bringen. Ferner muß, wer sich in der Politik hören lassen und noch dazu einen bestimmten Standpunkt vertreten will, auch Takt haben und einen vermeintlichen Witz unterdrücken können, wo er nicht am Platze ist. Über das Unglück der Italiener in Abessinien Scherze machen in Wort und Bild ist zur Zeit für ein deutsches Blatt nicht nur unpassend, sondern einfach roh. Überhaupt ist diese politische Satire, wo sie die bairischen Verhältnisse verläßt und die größern Ereignisse der europäischen Politik nachträglich beleuchten möchte, entschieden nicht die Stärke der „Jugend." Sie thäte gut, ganz die Hände davon zu lassen und, wenn sie kritisiren will, sich auf Erscheinungen des Lebens und soziale Fragen zu beschränken, die mit der Politik nichts zu thun haben. Sie hat das Vorbild dafür in ihrer unmittelbaren Nähe, in den Fliegenden Blättern, die seit 1848 und 1849 jeder Versuchung, in das Politische überzugreifen, widerstanden haben und dafür Zeiterscheinungen und Modethorheiten mit sicherer Witterung rechtzeitig aufspüren und oft mit köstlichem Humor beleuchten. Manches derartige hat auch die „Jugend," und es ist nicht schlecht. So z. B. ihre Artikel über den Radfahrsport, über Frauenemanzipation, über weibliche Abiturienten, über das junge Mädchen, das rechtzeitig darauf verzichtet, Fräulein Doktor zu sein, um Frau Doktor zu werden, über „Weib und Männchen," wie es im zwanzigsten Jahrhundert, wenn die Geschlechter vollends ihre Rollen getauscht haben werden, heißen wird statt „Mann und Fräulein." Wir hätten gern mehr davon. Denn das ist es, was not thut, gesunde und dabei erheiternde Kritik unsrer Lebensgewohnheiten an den Punkten, wo sie anfangen in Albernheiten überzugehen. Aber die witzig sein sollenden Kannegießereien der „Jugend" sind für jeden Menschen von Geschmack langweilig.

Zum „Leben" der „Jugend" gehört weiter die Litteratur. Da jede Nummer etwas abgeschlossenes giebt, so können die Artikel natürlich nicht lang

Digitized by Google

sein. Belehrendes ist ausgeschlossen, nur Dichtung und Unterhaltendes wird aufgenommen. In Prosa bringt die Zeitschrift anstatt der sonst üblichen Romane oder Novellen jedesmal eine knappe Skizze, und unter den Versen herrscht die sogenannte Lyrik vor. Daß sich in dieser die „Moderne" breit machte, wie man es bei einer Münchner Zeitschrift erwarten sollte, kann man nicht sagen; es kommt jeder Geschmack zur Geltung. Aber freilich viel ist es nicht. Wir wollen zugeben, daß einzelne hübsche kleine Sachen darunter sind, vielleicht in jedem zweiten Hefte eine. Aber die meisten Worte, die die verschiednen jungen Herren hier zusammengereimt haben, hätten ebenso gut unausgesprochen bleiben können. Denn viel Sinn haben ihre Verse nicht, und Stimmung geben sie erst recht nicht. Woher solls auch die „Jugend" nehmen, wenns nicht da ist? Einzelnes haben ja alte Herren von bekannten Namen beigesteuert, die schon Bücher geschrieben haben und als wirkliche Dichter bei uns angesehen zu werden pflegen. Denn — wie es in einem türkischen Sprichwort heißt — in dem Dorfe, wo es keine Kühe mehr giebt, sagt man zur Ziege „Abdurrhaman Effendi." Aber diese Beiträge sind womöglich noch trübseliger. Wir könnten Beispiele geben. Doch wozu? Unser vortrefflicher alter Ordinarius pflegte vor Jahren, wenn ihm die mündliche Leistung eines Primaners zu einer Kritik gar keine Angriffsfläche mehr zu bieten schien, einfach zu sagen: „Setzen Sie sich." So unhöflich könnten wir doch nicht gegen so angesehene alte Herren sein.

Unter den humoristischen Gedichten sind bessere Sachen, z. B. geistreiche Horazübersetzungen mit antikem Versmaß, aber modernem Kostüm. Und die Prosastücke sind zum Teil ebenfalls recht gut. Es sind zwar einzelne Kunststücke von Impressionisten darunter, Märchen ohne Phantasie, mit dem Verstande zusammengequälte Prosadichtungen, Allegorisches, wozu ein Wörterbuch beigegeben sein müßte. Aber meist sind es sachlich gemeinte Erzählungen, Volks- und Dorfgeschichten und Skizzen aus dem modernen Leben. In diesen wird gewöhnlich das eine Hauptproblem behandelt, auf dem ja auch der Roman zu beruhen pflegt, aber ganz kurz und auf die Hauptpunkte gerichtet: ein Er und eine Sie, und was wird aus beiden, oder was ist aus ihnen geworden? Manchmal wird das als Humoreske gegeben. So wechselt z. B. Frau Meier aus Bremen allerlei Zeichen der Verständigung mit ihrem Gegenüber im Eisenbahnkupee, einem jungen Buchhändler, der sich allmählich in die Rolle eines Entführers hineinträumt, bis ihn beim nächsten gemeinsamen Umsteigen die praktische kleine Kaufmannsfrau plötzlich aus allen Himmeln reißt, indem sie ihm heimlich, damit es ihr Mann nicht hört, als Geburtstagsgeschenk für diesen den „kleinen Meyer" zum Buchhändlerpreise abhandelt. Meist sind es ernstere Erzählungen, aus denen das Bestreben spricht, auf Lebensfragen eine Antwort zu finden oder ihnen wenigstens irgend eine neue Seite abzugewinnen. Manches ist schlüpfrig, aber doch nur weniges geradezu frivol oder etwas albern. Die Verfasser bemühen sich auch, gut zu schreiben. Auch der Darstellung muß man zugestehen, daß sie meistens überzeugt. Sie hat das Erdichtete, Unwahrscheinliche, Unmögliche abgestreift, woran die Handlung so vieler großen Romane leidet. Wir meinen wirklichen Erlebnissen gegenüberzustehen oder lassen uns Vorgänge erzählen, die sich so ereignet haben könnten, und doch wird nicht so derb aufgetragen und in der Sprache des allergemeinsten Lebens gesprochen, wir das bei den Modernsten oft geschieht. Die Kunst der Schilderung kann sich also sehen lassen. Wenn die Kunst wirklich das Leben



Digitized by Google

ausspricht, so muß man in ihr auch wahrnehmen können, in welchen Stücken sich etwa das Leben verändert hat. Da findet man nun z. B., daß in der Ehefrage das früher so beliebte Motiv der Schwiegermutter mehr und mehr veraltet und statt dessen das Problem tiefer gelegt wird, nämlich in die Seele der jungen Frau. Diese hat sich vorher eine Vorstellung gemacht, die sich gewöhnlich der Wirklichkeit gegenüber als verkehrt erweist. Von der Größe dieses Gegensatzes und von der zur Überwindung vorhandnen Stärke hängt dann das weitere ab, Glück oder Unglück. Die Menschen sind hier, wenn auch in leichter und flatterhafter Umhüllung, gut gezeichnet, und wie sie handeln und was sie sagen, kann uns wohl interessiren und zu weiterm Nachdenken veranlassen. Diese kleinen Prosaerzählungen mit ihrem sehr zusammengedrängten Inhalt scheinen uns der beste Bestandteil der Zeitschrift zu sein. Die kurzen Humoresken und Anekdoten dagegen sind in den Fliegenden Blättern besser. Die Redaktion thut aber recht daran, daß sie Prämien auf dergleichen setzt. Denn ein guter Witz ist viel seltner, als man denkt. Selbst die alten werden allmählich vergessen, weil die Menschen nicht mehr viel lesen. Wer viel gelesen hat und ein gutes Gedächtnis hat, der liest mindestens jede Woche in solchen Blättern einen Witz, den er schon kennt. In diesem Vierteljahrgang haben wir jedoch noch keinen gelesen, über den wir hätten lachen müssen.

Am wenigsten gut ist bis jetzt die „Kunst" weggekommen, für die doch die Zeitschrift ihrem Titel nach zuerst bestimmt sein will. Da die Kunst auch etwas mit dem Geschmack zusammenhängen soll, so müßte eine solche Zeitschrift besonders vorsichtig sein in der Aufnahme der Karikatur. Die „Jugend" versorgt uns aber überreichlich damit. Man kennt ja im allgemeinen diese Art von Illustration. Das Komische, oder was sich dafür ausgiebt, beruht lediglich auf einer häßlichen Verzerrung der menschlichen Gliedmaßen. Arme und Beine werden auseinandergezogen, Kopf und Rumpf verstärkt und verdickt, sodaß der Mensch einem ausgespannten Frosch ähnlich wird. Zu knappe und mangelhafte Bekleidung läßt dann diese Häßlichkeiten an einzelnen Stellen besonders deutlich hervortreten, und mit diesem ärmlichen Kapital an künstlerischer Erfindung wirtschaftet unsre sogenannte Kunstillustration fröhlich weiter und kommt sich dabei jedesmal wieder ungeheuer geistreich vor. Die „Jugend" steht in Bezug auf die Karikatur bedeutend unter den Fliegenden Blättern und ungefähr auf einer Stufe mit dem Kladderadatsch, dessen unkünstlerische und unästhetische Bilder ja nur zum Lesen bestimmt sind. Am wenigsten begreifen wir in der „Jugend" die Anleihe bei den Franzosen, auf die noch dazu jedesmal ausdrücklich durch ein „für die Jugend gezeichnet" aufmerksam gemacht wird. Denn diese französischen Karikaturen sind unkünstlerisch, geschmacklos und widerwärtig und dazu sachlich ohne allen Sinn. Die „Jugend" hat vielleicht diesem Mangel abzuhelfen gemeint, indem sie in ihren spätern Heften unter den französischen Text eine wortgetreue Übersetzung nach dem Muster des berühmten „kleinen Ahn" setzte. Nun hat ja der, der das Französische nicht verstand, eine Art von Sinn in deutschen Worten. Aber Witz konnte auch die Übersetzung nicht geben, wo schon im Original keiner war. Kurz das Ganze ist albern. Auch was die „Jugend" sonst an Bildern von Ausländern bringt, hätte sie ebensogut draußen lassen können.

Von deutschen Künstlern finden wir einige ganz hübsche Blätter, aber auf die ganze Menge gerechnet doch nur sehr wenig. Es soll doch hier jemand eine Vorstellung von unsrer Kunst bekommen. Kann er das? Die

Digitized by Google

sogenannten Zierleisten verdienen diesen Namen nur zum kleinern Teil. Unsre Vorfahren hätten die meisten davon Schimpfleisten nennen können. Aber dann hätten sie dem Inhalte nach witzig sein müssen, was sie nicht einmal sind. Übrigens stecken die Illustrationen, alle diese Kopfstücke, Kunstbeilagen, Farbenholzschnitte usw. mit dem größten Teil ihres Vorrats an Formen und Gedanken (Ornamente, zackige Buchstaben, Totentanzmotive) tief in einem künstlich weiter gepflegten Archaismus, auf den der landläufige Leser erst aufmerksam gemacht werden muß, wenn er überhaupt irgend eine Vorstellung damit verbinden soll. Aber solche Einfalt wird man ja in München schwer begreifen, wo man ganz in Butzenscheiben, historischen Möbeln und Künstlerkostümen lebt. Aber anderswo stellt sich eben ein großer Teil des Publikums unter „Kunst" noch etwas andres vor, als dies. Abgesehen von diesem künstlichen Stil hätten wir auch manches einzuwenden in Bezug auf den Kunstwert, die allgemeine Erscheinung, den Gegenstand und die Ausführung der meisten dieser Abbildungen. Denn was sieht man eigentlich auf ihnen? Der Direktor einer großen Kupferstichsammlung ließ vor Jahren eine Anzahl Mappen zusammenstellen mit einem Inhalt, durch dessen Anblick jemand wohl „einen Schrecken vor der Kunst" bekommen konnte. Die Mappen waren für solche Besucher bestimmt, die nicht in solche Sammlungen gehören, die man aber doch nicht ohne weiteres hinausweisen konnte. Nicht viel anders ist es mit den meisten Kunstblättern der „Jugend." Und die Umschläge, auf denen nur hie und da einmal ein ganz nettes Motiv erscheint, sind doch im ganzen genommen einem Witzblatt niedriger Sorte angemessener als einer Wochenschrift, die etwas mit Kunst zu thun haben will.

Von dem Herausgeber des Deutschen Formenschatzes, dem Besitzer einer Sammlung von Kunstdrucken, wie sie kein zweiter Privatmann in Deutschland hat, durfte man, wenn er eine Kunstzeitschrift erscheinen ließ, schon etwas mehr erwarten. Vielleicht wird er uns antworten, daß man, für dreißig Pfennige das Heft, nicht mehr geben könne. Wir glauben das. Aber wenn man für den Preis auch nichts andres geben kann, dann wüßten wir wirklich keinen bessern Rat, als die Bilder ganz beiseite zu lassen und den Leser nur dann und wann daran zu erinnern, daß es auch eine Kunst giebt, für deren Anblick man aber, wenn man ihn wünschte, etwas mehr anlegen müßte. Einstweilen haben wir das Vertrauen zu dem Herausgeber, der mit so mancher schönen Publikation Ehre eingelegt hat für sich und den deutschen Kunstverlag, daß er Mittel und Wege finden werde, das neue kleine Unternehmen auch auf dem Gebiete seines ganz besondern Interesses, der Kunst, lebensfähig, anständig lebensfähig zu erhalten.

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zu den österreichischen Landtagswahlen. Österreich gehört in diesem Augenblicke zu den beachtenswertesten Gegenden des Welttheaters; so unbedeutend und teilweise jämmerlich die Handelnden sein mögen, die Handlung hat weltgeschichtliche Bedeutung. Wie überall, wo einander nicht zwei Parteien gegenüberstehen, sondern ein halbes oder ganzes Dutzend durcheinander quirlen, war bei dem Parteien- und Nationalitätenkampfe seit 1866 rein nichts herausgekommen, außer etwa, daß die Deutschen mehr und mehr an Einfluß verloren. Da setzte Graf Taaffe mit seinem Wahlgesetzentwurf den sozialdemokratischen Hecht in den Karpfenteich, und die Karpfen fingen an lebhafter zu zappeln und allerlei ungewohnte Bewegungen zu vollführen. Am schlimmsten erging es den Deutschliberalen: was ohnehin alle Welt wußte, daß sie ohne eine Spur liberaler Gesinnung und weiter nichts waren als die Vertreter des mobilen Kapitals, des Handels und einiger Zweige der Großindustrie, das offenbarte sich in ihrer Haltung bei den Verhandlungen über die Wahlreform so deutlich, daß sie allen Kredit verloren und zunächst bei den Wiener Gemeinderatswahlen, dann bei den Landtagswahlen der verschiednen Länder ins Hintertreffen gerieten; bei den nächsten Wahlen zum Abgeordnetenhause wird es ihnen schlimm ergehen, und die Umtaufung in eine deutsche Fortschrittspartei wird ihnen nichts helfen. Von ihren verschiednen Gegnern haben bis jetzt die reinen Antisemiten das beste Geschäft gemacht, die sich, weil das schöner klingt, Christlichsoziale nennen. Neben diesen, die vorzugsweise in den Großstädten gedeihen, stehen die Klerikalen, d. h. die Alpenbauern mit ihren Pfarrern, am kräftigsten da; nicht allein erfreuen sie sich im Großgrundbesitz einer gewaltigen Stütze, sondern sie haben nun auch auf dem Salzburger Katholikentage den Segen der Regierung empfangen, der in dieser schlechten Welt beim Angeln nach Mandaten wirksamer ist als der Segen des heiligen Vaters. Als kluge Leute jedoch, die alle Umstände in Betracht ziehen, sind die Prälaten und die Pfarrer vom Grafen Hohenwart, der den Aristokraten und zugleich den Absolutisten zu schroff herauskehrt, ein wenig abgerückt und nennen sich katholische Volkspartei. Selbstverständlich versprechen sie allen Bedrängten zu helfen. Am rührigsten sind die Deutschnationalen. Zunächst haben sie alles Hochverräterische abgestreift und ihren alten Patron Schönerer gänzlich verleugnet, dann sich den Namen deutsche Volkspartei beigelegt und ihr Programm mit einer reichen Fülle sozialer Forderungen ausgestattet. Endlich suchen sie durch Wahlbündnisse zu erlangen, was sie aus eigner Kraft nicht zu erringen hoffen dürfen; so haben sie sich in Oberösterreich mit den dort angeblich weniger verjudeten Liberalen gegen die katholische Volkspartei verbündet, die sie natürlich in ihrer Polemik niemals so sondern immer Klerikale nennen, in Niederösterreich dagegen mit den Christlichsozialen gegen die Liberalen, in Mähren mit den Liberalen gegen die Tschechen, in Kärnten mit den Liberalen gegen die Klerikalen und Slowenen. In Steiermark haben Liberale und Deutschnationale nur zur Verdrängung des Hohenwartianers Kaltenegger, der sich in dem Streit um das Gymnasium zu Cilli auf die Seite der Slowenen gestellt hatte, einen Kompromiß geschlossen, im übrigen gehen beide Parteien ihre eignen Wege. In Schlesien haben die Deutschnationalen die Liberalen grimmig bekämpft und ihnen ihre beiden Landtagsmandate der Landgemeinden schon entrissen. Gegen die Liberalen werden sie auch noch in andern Ländern, und erst recht bei den nächsten Reichsratwahlen, Erfolge erringen, aber schwerlich gegen die Klerikalen und die Slawen; sie werden also

Digitized by Google

nach wie vor nur einen Teil der Deutschen vertreten und haben keine Aussicht, in irgend einem der Vertretungskörper die Mehrheit zu erlangen. Um wenigstens die Mehrheit der deutschen Mandate in ihren Besitz zu bringen, müßten sie einerseits die Großindustriellen und Großhändler Böhmens und Mährens, andrerseits die Großgrundbesitzer aller Kronländer für sich gewinnen; aber jene werden niemals einer Antisemitenpartei und diese niemals einer romfeindlichen beitreten. Das Ergebnis des gewaltigen Parteikampfes wird sich also darauf beschränken, daß die Deutschnationalen und die reinen Antisemiten ein paar Mandate mehr, die Liberalen ein paar weniger haben, und daß die Juden ein wenig bescheidner werden werden; das ist ja ganz erfreulich, aber die innere Politik Österreichs wird dadurch keine wesentliche Änderung erleiden, namentlich werden die Antisemiten ihr eigentliches Ziel nicht erreichen. Das wäre nur möglich, wenn man nach türkischer Methode verführe, und deren Anwendung gestattet die Regierung nicht. Da man also die Juden weder schlachten noch aus dem Lande treiben kann — welches Land wäre bereit, sie aufzunehmen? —, so müssen sie sich doch mit etwas ernähren, und dürfen sie nicht mehr schachern, was sollten sie da anfangen? Wenn sie sich auf Landwirtschaft und Gewerbe verlegten, würden die Bauern und die Handwerker über diesen Zuwachs von Konkurrenten etwa sehr entzückt sein? Und höher hinauf, an die Finanzbarone, darf sich der Antisemitismus nicht wagen; weiß man ja doch, wie es den Berliner Antisemiten ergangen ist, als sie über den Mühlendamm hinaus schauten und ihre Angriffe gegen Berlin West richteten. Unser ganzer Gesellschaftszustand hat ein ungeheures mobiles Kapital, Papierkapital, fiktives Kapital, zur Voraussetzung. Der Kaufmann, der Fabrikbesitzer, der Großgrundbesitzer, ja auch der Handwerker und der Bauer, sie alle arbeiten damit, und wenn sie noch so wütend über das mobile Kapital schimpfen, so meinen sie im Grunde genommen weiter nichts, als daß sie mehr davon haben und weniger Zinsen dafür bezahlen wollen, während sie gar nichts dagegen haben, wenn ihnen das Geld, das sie selbst ausleihen, hohe Zinsen bringt. Und ruht nicht die Militärmacht, damit aber die ganze Staatsverfassung Europas auf diesem Kapital? Wie wären die europäischen Kriege und der bewaffnete Friede möglich ohne die enormen Staatsschulden! Will aber irgend eine Partei, außer der sozialdemokratischen, eine Änderung dieses Zustandes? Bewahre! Alles, was nicht Sozialdemokrat ist, geizt ja nach dem Ruhme, zu den Staatserhaltenden gerechnet zu werden. Will man aber den Zweck, so muß man auch die Mittel wollen. Das mobile Kapital ist nicht denkbar ohne einen Stand von Geldleuten, an denen natürlich von dem Goldregen, den sie in Gefäße sammeln und verteilen, ein erkleckliches hängen bleibt. Wer die Börsenjuden nicht will, der mag den Ernst seines Willens dadurch beweisen, daß er gegen das Militärbudget stimmt und die Aufhebung aller Kreditinstitute fordert. Will man das aber nicht, so ist es doch ziemlich gleichgiltig, ob der Finanzmann Bleichröder heißt und ein Jude ist, oder ein Christ namens Hansemann.

Worin liegt nun die Bedeutung der österreichischen Wahlbewegung, wenn der Hauptsache nach alles beim alten bleibt? Nicht so ganz bleibt alles beim alten, denn das österreichische Abgeordnetenhaus erhält ja eine neue Kurie, die Kurie der Besitzlosen. Und die Furcht vor dieser Kurie, die Besorgnis, die erste Wahlreform möchte, wie in England, noch weitere Ausdehnungen des Wahlrechts zur Folge haben, der Wunsch, die Wähler der Arbeiterkurie an sich zu locken und zu leiten, das ist die Ursache der Umtaufungen und der Wahlbündnisse. Denn so ideal und menschenfreundlich auch die einzelnen Menschen in den Parteien sein mögen, den Parteien selbst glaubt doch niemand, daß es Liebe zu den Besitzlosen

Digitized by Google

sei, was sie jetzt, nach den Verhandlungen über die Wahlreform, auf einmal veranlaßt, Sozialpolitik zu treiben und sich Volkspartei zu nennen. Zum Überfluß decken sie gelegentlich ganz unbefangen ihr Herz auf. Einige Handwerkerversammlungen, also Versammlungen von „Christlichsozialen," die dieser Tage in Wien abgehalten worden sind, haben sich, wie dies auf solchen Versammlungen üblich ist, einerseits gegen das Großkapital andrerseits gegen die Arbeiter ausgesprochen, und da sie gegen jenes ohnmächtig sind, so ist ihr guter Wille, sich an diesen schadlos zu halten, nicht zu bezweifeln. Der Katholikentag sodann ist weit entfernt davon gewesen, dem Ackerbauminister, der sich telegraphisch als Gesinnungsgenosse vorgestellt hat, sagen zu lassen, er irre sich, obwohl die Teilnehmer der Versammlung wußten, daß dieser Minister trotz sich häufender dringender Veranlassungen noch keinen Finger gerührt hat, die Lage der österreichischen Grubenarbeiter zu verbessern, mit der verglichen die der preußischen paradiesisch ist. Endlich hat dieser Katholikentag einen klerikalen Redakteur namens Beruth, der forderte, daß mit den sozialen Reformen Ernst gemacht werde, und der so frech war, an das kanonische Verbot des Zinsnehmens zu erinnern, an die Luft gesetzt. Ein paar Kapläne — idealistische Schwärmer ohne Zweifel — sind ihm nach aus dem Saale hinausgeschlichen.*) Dieses also ist die Bedeutung der Wahlbewegung, daß sie die alte Erfahrung bestätigt, wonach alle politischen und nationalen Gegensätze in den Hintergrund treten, sobald sich der Besitz von den Besitzlosen bedroht sieht, und daß in den Zeiten sozialer Kämpfe dem am festesten begründeten Besitz die Führung zufällt. In Österreich ist das der Großgrundbesitz, wovon ein bedeutender Teil Kirchenfürsten und Stiften gehört, und in den Alpenprovinzen der bäuerliche. Wenn sich, wie zu erwarten steht, in den drohenden sozialen Kämpfen das Gefüge dieses ländlichen Grundbesitzes widerstandsfähiger erweist als das der Großindustrie und des Handels, dann werden die „Liberalen," so arge Pfaffenfresser sie auch von Haus aus sind, keinen Augenblick zögern, sich der Führung der mit den Fürsten und Grafen verbündeten Prälaten und Pfarrer unterzuordnen; schon haben sich einstweilen die liberalen Großgrundbesitzer Oberösterreichs mit den Klerikalen kompromittirt. Vor zehn Jahren, als bei uns nach Beendigung des Kulturkampfs neue Parteigruppirungen in Aussicht standen und die Nationalliberalen nach einer neuen Grundlage für ihre Organisation suchten, hat ihnen Miquel einmal gerade heraus gesagt, sie seien in Täuschungen befangen gewesen; die alten festgewurzelten Mächte, Kirchen und Stände erwiesen sich auf die Dauer immer stärker als die politischen Parteibildungen des Tags. Er hätte noch einen Schritt weiter gehn und ihnen raten können, in die konservative Partei einzutreten.

*) Beruth hat in seinem Blatte (Politische Fragmente) den Hergang erzählt. Professor Schindler sprach sich als Referent über die Arbeiterfrage gegen die Einschränkung des Zinsnehmens, gegen weibliche Fabrikaufsicht, gegen die Einmischung des Staats in die Lohnfrage und gegen andre sozialpolitische Forderungen aus, und der frühere Ackerbauminister Graf Falkenhayn erklärte sich mit ihm in allen Stücken einverstanden. Nach einer arbeiterfreundlichen Rede des Grafen Kuefstein verwies Beruth auf das noch bestehende kanonische Zinsverbot, charakterisirte dann die Ausführungen Schindlers als manchesterlich und sprach gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung, die vor dem Zusammenbruch stehe. Da rief der Jesuit Biedelak: Das ist ein Jesuit! und Falkenhayn: Schluß, nicht ausreden lassen! Gegenüber dem allgemeinen Geschrei der Geistlichen, das Zinsverbot sei längst aufgehoben, bekräftigte der Graf Kuefstein, Beruth habe Recht, das kanonische Verbot sei niemals aufgehoben worden, worauf Biedelak, echt jesuitisch, erwiderte, ein Verbot, das so allgemein und auch vom Papste selbst übertreten werde, könne als aufgehoben betrachtet werden. Die förmliche Ausschließung Beruths erfolgte erst am nächsten Vormittag; etwa fünfzehn junge Geistliche, die an der Thür standen, trösteten ihn.

Digitized by Google

Der Instanzenzug. Der auch von uns erwähnte Ukas des preußischen Finanzministers und des Ministers des Innern vom 20. Mai d. J. hat, abgesehen davon, daß er mit vielem vorsündflutlichen Formelkram mit einem Schlage aufgeräumt hat, auch noch das gute gehabt, daß er eine wesentliche Kürzung aller amtlichen Berichte ermöglicht. Besonders sind die langatmigen und die Übersicht erschwerenden Eingangsformeln beseitigt. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit alle Behörden, die es angeht, von der Erleichterung Gebrauch gemacht haben. Dabei haben die beiden Minister am Schluß ihrer gemeinsamen Verfügung noch angeordnet, daß ihnen die nachgeordneten Behörden zu einem spätern Termin berichten sollen, ob etwa noch weitere Vereinfachungen gemacht werden können.

Obwohl uns diese Angelegenheit unmittelbar nichts angeht, wollen wir doch im Interesse der guten Sache noch einmal das Wort ergreifen. Ein Grundübel bei dem amtlichen Schriftverkehr in Preußen ist der büreaukratische Instanzenzug. Es scheint als eine Todsünde zu gelten, daß eine Behörde, die, und sei es auch in einer noch so einfachen Sache, von einer untern Behörde Auskunft haben muß, sich unmittelbar an diese Behörde wendet, wenn noch eine Zwischeninstanz vorhanden ist. Bedarf z. B. der Oberpräsident einer Provinz in irgend einer Angelegenheit der Äußerung des Magistrats einer Kreisstadt, so geht das betreffende Schreiben zunächst an den Regierungspräsidenten. Dieser, der von der Sache nichts weiß und auch nichts wissen kann, legt um das Schreiben einen Bogen Papier, der die Adresse des zuständigen Landrats enthält, mit dem Ersuchen, sich über die Anlage zu äußern. Der Landrat weiß ebenfalls von der Sache nichts, legt um die Sendung ebenfalls einen Bogen Papier, versieht ihn mit der Adresse des Bürgermeisters loci und ersucht diesen um Äußerung. Dieser kann endlich die Auskunft geben. Er schreibt sie kurzer Hand auf den Bogen des Landrats und schickt das „Paket“ zurück. Der Landrat kann zur Sache nichts andres berichten, als was der Bürgermeister geschrieben hat, und so wird denn dieser Bericht wörtlich abgeschrieben, wenn er nicht in der Form einer amtlichen Verschönerung bedarf. Der Regierungspräsident kann natürlich ebenfalls nur den Bericht des Landrats wiederholen, ihn höchstens amtlich noch schöner gestalten und dann das Opus dem Oberpräsidenten vorlegen. Dieser Vorgang spielt sich in gleicher oder ähnlicher Weise in tausend und abertausend Fällen ab. Welch eine Menge unnützen Schreibwerks!

Mit dem geschilderten Geschäftsgang ist aber noch ein weiterer großer Übelstand verbunden: die Durchgangsinstanzen, die in solchen Fällen eigentlich nur die erhabne Rolle eines Briefträgers spielen, müssen die Schriftstücke durch die Tagebücher gehen, vom „Dezernenten“ bearbeiten, unterschreiben, zur Absendung fertig machen lassen usw. (wie das unlängst ein Regierungsrat v. M. in einer durch die Tagesblätter gegangnen Darstellung so schön veranschaulichte), und das erfordert Zeit, viel Zeit! So ein Schreiben, wie das oben erwähnte, braucht vom Zeitpunkt seines Abgangs bis zur Ankunft an die richtige Adresse gut und gern seine vierzehn Tage, ja noch länger. Wenn es aber Eile hat und mit dem Eilvermerk versehen ist, kann es unter besonders günstigen Umständen auch in fünf Tagen befördert werden. Bei unmittelbarem Verkehr würde in zweimal vierundzwanzig Stunden die Antwort zur Stelle sein!

Dem nicht in der Wolle gefärbten Büreaukraten wird es ewig unverständlich bleiben, weshalb es ohne den herrlichen Instanzenzug nicht gehen kann, was für ein Bedenken entgegensteht, auch den unmittelbaren Verkehr zwischen obersten und

Digitized by Google

unterſten Behörden zuzulaſſen. Daß das nicht in allen Fällen möglich iſt, geben wir zu; die Zwiſcheninſtanzen haben ſich ja oft gutachtlich über vorliegende Berichte unterer Behörden zu äußern.

Schranzenſtil. In dem Jahresbericht eines öſterreichiſchen Gymnaſiums wird über einen Beſuch des Direktors berichtet. Wir wenden uns mit der Frage an die Lehrer der deutſchen Sprache, ob der dabei angewandte Stil der Jugend als Muſter empfohlen werden kann. Der Bericht lautet:

Am 28. September 1894 wurde der Direktor von ſeiner kaiſerlichen und königlichen Hoheit dem durchlauchtigſten Herrn Erzherzog Karl Ludwig Allerhuldvollſt zur Audienz zugelaſſen, um den unterthänigſten und ehrerbietigſten Dank für die Allergnädigſte Entgegennahme des X. Gymnaſialjahresberichts gehorſamſt zu unterbreiten. Seine kaiſerliche und königliche Hoheit geruhten den ehrfurchtsvollſten Dank in gnädigſter Weiſe entgegenzunehmen, den Direktor eingehend über die Entwicklung und alle Verhältniſſe der Schule huldvollſt zu befragen und zu dem dermalen erreichten Zuſtande des Gymnaſiums zu beglückwünſchen und endlich Höchſtſeinen gelegentlichen gnädigſten Beſuch der Lehranſtalt huldreichſt in Ausſicht zu ſtellen. Am Ende der über eine Viertelſtunde währenden Audienz geruhten Seine kaiſerliche und königliche Hoheit dem Direktor gnädigſt die Hand zu reichen und die huldvollſte Verſicherung Höchſtſeiner weitern wohlwollenden Gewogenheit auszuſprechen.

Berichtigung. In meinem Aufſatz über den Frauentag in Kaſſel (Heft 26) habe ich am Schluß einen Vorfall mitgeteilt, der ſich nach der Erzählung von Frau Schwerin vor dem Berliner Einigungsamt zugetragen haben ſoll, und der mir einer öffentlichen Aufklärung bedürftig erſchien. Der Vorſitzende des Einigungsamts, Herr von Schulz, erklärt jetzt in einer Zuſchrift an die Redaktion, es ſei unwahr, daß er nach Vernehmung des betreffenden Mädchens Frau Schwerin gefragt habe: „Verſtehen Sie, wie die mit ſechs Mark auskommt, bei ihrer Kleidung obendrein? Ich verſtehe es nicht.“ Weder dieſe noch eine ähnliche Äußerung ſei während der Verhandlungen von ſeiner Seite gefallen. Ich ergreife mit Freuden die mir von der Redaktion gebotne Gelegenheit, dies auch vor den Leſern der Grenzboten feſtzuſtellen, ſowie die ſich notwendig daraus ergebende Folgerung, daß Frau Schwerin in der That, wie ich es ſchon damals als möglich andeutete, ſich „geirrt,“ d. h. der Verſammlung ein Märchen erzählt hat. Damit wäre ein neuer, charakteriſtiſcher Beitrag geliefert zu der Art und Weiſe, wie manche Führerinnen der Frauenbewegung für ihre Sache wirken.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg

Von Richard Goldschmidt

1

Jedermann ist sich der nächste Freund und doch nur ein entfernter Bekannter. Den Völkern ergeht es aber nicht anders als den einzelnen Menschen. Jedes Volk liebt sich selbst am meisten, schätzt und ehrt sich hoch, überhäuft sich mit Schmeicheleien und versteht es auch beim besten Willen nur sehr selten, sich die Wahrheit zu sagen. Ihering, der sich um Wesen und Zweck des Rechts so viel bemüht und sich dabei nicht nur den Rechtsgelehrten, sondern allen Gebildeten zu nähern vermocht hat, will uns in seiner Einleitung zur Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts einen Spiegel vorhalten und die Wahrheit erkennen lassen. Er sagt: „Eine rohe Zeit hat vor einer hochentwickelten einen unschätzbaren Vorzug voraus: sie kennt keine Prinzipien. Wer aus der Geschichte den Unfug kennt, den die Prinzipien angerichtet haben und unter unsern Augen noch täglich anrichten, wird es begreifen, daß eine Zeit, die ihrer entbehrte und sich bloß auf die gesunde, das heißt lediglich den praktischen Zwecken sich zukehrende Vernunft angewiesen sah, das, was ihr not that, besser zu beschaffen imstande war, als es eine hochentwickelte vermag, deren geistiges Auge durch Prinzipien umflort ist.“

Diese Sätze Iherings haben den verführerisch schmeichelhaften Sinn, daß sie unsern geistigen Fortschritt für die Mängel unsrer Rechtsgestaltung verantwortlich machen; bei der Rechtsbildung soll die Prinzipientreue der naturwüchsigen Schaffenskraft hinderlich, dagegen unsre hohe Entwicklung der schädlichen Prinzipientreue förderlich sein. Die Erkenntnis eines Übels ist gewiß die schwierigste Strecke auf dem Wege zu seiner Heilung. Ihering hat aber nicht das Übel richtig erkannt, sondern nur das allgemein verbreitete Vor-



Digitized by Google

urteil, das uns von Irrweg zu Irrweg führt, treffend geschildert. Ein Recht ohne Prinzipien kann es eigentlich nie gegeben haben. Die Rechtspflege bedeutet nichts andres als die Unterordnung des Einzelfalls unter ein allgemeines Prinzip. Das Prinzip enthält die Rechtsregel ohne einen bestimmten thatsächlichen Inhalt, und das Recht wird im einzelnen gefunden, indem aus der Fülle der Thatsachen des Einzelfalls die wesentlichen, auf die die Regel anzuwenden ist, ausgeschieden werden. Es ist auch nicht zu sehen, von welcher rohen Zeit mit dem unschätzbaren Vorzuge der Prinzipienlosigkeit Ihering sprechen will, er ist doch sicherlich auch der Meinung, daß unter den Römern die Rechtsbildung in höchster Blüte gestanden hat, und er wird ebenso wenig leugnen wollen, daß sich das römische Recht aus festen Prinzipien entwickelt hat. Savigny sagt in seiner berühmten Schrift: Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft: „In unsrer Wissenschaft beruht aller Erfolg auf dem Besitz der leitenden Grundsätze, und gerade dieser Besitz ist es, der die Größe der römischen Juristen begründete.“ Oft genug mag auch auf andern Gebieten des Denkens und Handelns die Abneigung gegen leitende Grundsätze nur darauf beruhen, daß als solche Grundsätze Regeln ausgegeben werden, die nicht richtig, wenigstens nicht ausnahmslos richtig sind, und man die zeitgemäß richtigen Regeln nicht zu entdecken weiß oder sich ihnen nicht fügen will. Immerhin ist es aber richtig, daß die Meisterschaft der That keine Regeln braucht, während ein Recht ohne Regeln eine Recht ohne Gründe und bloße Willkür ist. Die Willkür der Kadiwirtschaft kann gewiß auch ihr gutes haben, wenn der Kadi ein ehrlicher und weiser Mann ist; aber als einen besondern Vorzug roher Zeiten wird man sie doch nicht ansehen wollen, und es besteht sicherlich auch keine Neigung, zu ihr zurückzukehren.

Es ist aber auch ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß das geistige Auge unsrer hochentwickelten Zeit durch einen Prinzipienflor getrübt sei. Das trifft nirgends zu, am wenigsten im Recht. Man kann sagen, daß wir grundsätzlich grundsatzlos sind. Turgeniews Roman „Väter und Söhne“ zeigt den krassen Unterschied der Denkungsweise alter und neuer Zeit. Dort will es der ältere Mann kaum glauben, wenn es der Jüngling unverblümt ausspricht, daß das neue Geschlecht keine Grundsätze habe und auch keine haben wolle. Bismarck, der der neuesten Geschichte das Gepräge aufgedrückt hat, hat einmal einer ihm nahestehenden Dame geschrieben, Grundsätze zu haben komme ihm vor, als wenn jemand mit einer langen Querstange im Munde durch einen schmalen Waldpfad marschieren wollte. Das ist nicht etwa nur ein hingeworfnes launiges Wort, sondern das charakteristische Merkmal der Denk- und Handlungsweise des großen Mannes. Man vergegenwärtige sich von seinen schwankenden Beziehungen zu Parteien und Staaten nur eine einzige, die seiner Stellung zu Österreich. Als ergebner Freund des mächtigen Nachbarlandes wird er Gesandter beim deutschen Bundestag und gewinnt dort die

Digitized by Google

Überzeugung von der Notwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung. Statt dieser folgt eine innige Waffenbrüderschaft in Schleswig-Holstein, dann kommt die Auseinandersetzung, und dann die ungetrübte Bundesgenossenschaft. Virchow glaubte die Politik Bismarcks mit den Worten abthun zu können, daß dieser auf dem Staatsschiff die Segel nach dem Winde spanne. Bismarck nahm den Vorwurf auf und erwiderte, wie er denn anders fahren solle? Aber so dankbar wir auch dem Schicksal sein müssen, daß sich Bismarck nicht von festen Grundsätzen leiten ließ, so werden wir doch zugeben müssen, daß auch in der Politik die Grundsatzlosigkeit ein schlechtes Erbe ist, wenn sie sich nicht mit der unvergleichlichen Meisterschaft des eisernen Kanzlers zu paaren versteht. Vollends unentbehrlich sind aber die leitenden Grundsätze im Rechtsleben, nicht nur für den Inhalt der Gesetze, sondern auch für die Einrichtungen der Rechtspflege. Man muß sich mit kühnem Mute dem dunkeln Drang entwinden, um die Grenze des Erkennens zu erreichen; dann weiß man, was man will, und was sich erreichen läßt, dann kann jede Arbeit auch zum Fortschritt führen. Man muß wissen, was man von einem Recht fordert, was es leisten kann, ob man Laien- oder Gelehrtenrecht sucht, ob Laien- oder Gelehrtenspruch vorzuziehen sei. Hat man leitende Grundsätze für die besten Bürgschaften einer befriedigenden Rechtsprechung, so wird man es auch in der Einrichtung der Rechtspflege zu einer gewissen Einheitlichkeit und Stetigkeit bringen können.

Mit großer Begeisterung hat das deutsche Volk einem neuen bürgerlichen Gesetzbuch entgegengesehen. Das Wort: Gleiches Recht für jeden Deutschen! gewann einen neuen und volkstümlichen Sinn, dessen Anziehungskraft selbst Partikularisten nicht zu widerstehen vermochten. Auch der Jurist sah mit Sehnsucht einer Zeit entgegen, wo er aufhörte in seinem eignen Vaterlande an einer oft sehr nahe gelegnen Grenze ein Fremder im Recht zu sein. Trotz dieser Sehnsucht und obgleich man sich an leitender Stelle die größte Mühe gab, die Kritik möglichst fernzuhalten, wurde der erste Entwurf als unbrauchbar zurückgewiesen. Das ist keine harmlose Erscheinung, sie läßt vermuten, daß nicht die richtigen Kräfte zur Ausarbeitung des Entwurfs gewählt worden waren, mithin unsre Justizverwaltung nicht auf gleicher Höhe stand wie die des Kriegswesens, die stets den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen weiß. Wenn jetzt das Gesetzbuch angenommen worden ist, so können wir uns nicht verhehlen, daß an die Stelle der Begeisterung eine allgemeine Ernüchterung getreten ist. Die Hast, mit der die Annahme beschlossen wurde, läßt deutlich erkennen, daß man sich vor seiner eignen Kritik fürchtete, man wollte sich mit dem Sperling in der Hand begnügen, weil man das Zutrauen zu sich selber verloren hatte, einen Habicht zu erjagen. Woher kommt diese Hoffnungslosigkeit und dieser niederdrückende Verzicht? Das Bessere ist der Feind des Guten, das Vollkommne ist aber der Feind jedes thatkräftigen Schaffens. So schwärmerisch sind wir doch nicht mehr angelegt, daß wir den Himmel stürmen wollten. Allerdings ist vereinzelt von dem bürgerlichen Gesetzbuch gewünscht worden,

Digitized by Google

daß es eine richtige Verteilung des Nationaleinkommens herstelle, aber ein solcher Wunsch kann nicht als leitender Grundsatz angesehen werden, denn unerreichbare Ziele sind nicht besser als Zielloſigkeit. Auch ist es doch wohl Sache der Volkswirtschaft und nicht des Rechts, die Wege zu einer gerechten Einkommensverteilung aufzusuchen. Zweiundzwanzig Jahre ist an dem Gesetzbuch gearbeitet worden, das ist eine Zeit, die weit über das zulässige Maß hinausgeht, wenn nichts neues geschaffen, sondern nur eine Auswahl der vermeintlich besten Rechtssätze aus den verschiednen Rechten getroffen werden soll. Man wollte aber offenbar, daß etwas neues geschaffen würde, und ist nun enttäuscht, weil es nicht gelungen ist. Es konnte aber nicht gelingen, weil es an klaren und bestimmten leitenden Grundsätzen für eine neue Schöpfung gebrach.

Jetzt soll an den mit dem 1. Oktober 1879 eingeführten Strafprozeß bessernd die Hand gelegt, die mit ihm abgeschaffte Berufung gegen die Urteile der Gelehrtengerichte wieder eingeführt werden. Diese Berufung ist nach den vor 1879 gesammelten Erfahrungen und nach theoretischer Betrachtung nichts weniger als eine Verbesserung, sie vermehrt die grundsatzloſe und widerspruchsvolle Vielgestaltigkeit der Verfahrens, und die Neigung, sie zu neuem Leben zu erwecken, bestätigt nur, daß eine allgemeine Unzufriedenheit herrscht, die es nicht bei dem Bestehendrn belassen will.

Als verschiedne erste Instanzen haben wir das Schöffengericht mit einem Berufsrichter und zwei Schöffen, die Strafkammer mit fünf Berufsrichtern, das Schwurgericht mit zwölf Geschwornen und einem von diesen getrennten Gerichtshof mit drei Berufsrichtern. Das genügt aber noch nicht. In geringfügigen geständigen Sachen kann auch der Einzelrichter in erster Instanz Recht sprechen, in Landes- und Hochverratssachen urteilt das Reichsgericht in erster und letzter Instanz mit sieben Berufsrichtern. Die Aburteilung von Übertretungen und leichten Vergehen liegt den Schöffengerichten, die der übrigen Vergehen und einzelner Verbrechen den Strafkammern, die Mehrzahl der Verbrechen den Schwurgerichten ob. Man könnte nun meinen, die Mitwirkung der Laien sei nach einem bestimmten Plane von der Rechtsprechung bei schweren Verbrechen und einzelnen Verbrechen ausgeschlossen worden, also auf ein überlegtes Mißtrauen gegen die Urteilskraft der Laienwelt bei gewissen Arten von Vergehen zurückzuführen. Von solchen sachlichen Erwägungen ist denn auch vielfach gesprochen worden, aber der Gesetzgeber selbst kann darauf nicht ernstlich Wert gelegt haben, da den Geschwornen auch solche Vergehen, die ihrer Beurteilung sonst entzogen sind, unterbreitet werden, wenn sie mit andern vor die Geschwornen gehörigen Vergehen im Zusammenhang stehen oder derselbe Verbrecher zugleich wegen verschiedner Thaten, obwohl nur für eine einzige das Schwurgericht notwendig ist, abgeurteilt werden soll. Man sieht, daß es vergebliche Mühe ist, in die grundsatzloſe Vielgestaltigkeit Ordnung bringen zu wollen.

Digitized by Google

Einer der obersten leitenden Grundsätze für jede Rechtspflege sollte es sein, jeden Richter besonders für seinen Urteilsspruch mit der vollen Verantwortung vor sich selbst und vor seinen Mitmenschen zu belasten. Dieser Grundsatz hat in unsrer Strafrechtspflege nicht nur keine volle Beachtung gefunden, es ist auch wiederholt geradezu dagegen verstoßen worden. So haben die Geschwornen nur über die Schuldfrage zu entscheiden, während die Strafzumessung von dem aus Berufsrichtern bestehenden Gerichtshof abhängt. Diese Trennung entlastet aber sowohl die Geschwornen als auch den Gerichtshof von der vollen Verantwortung. Der Gerichtshof ist meist gewillt, der Ansicht der Geschwornen auch innerhalb des weiten Strafrahmens bei der Strafzumessung Rechnung zu tragen; da ihm jedoch die Ansichten der Geschwornen über die für die Strafzumessung wichtigen Nebenumstände völlig unbekannt bleiben müssen, so besteht sein Entgegenkommen häufig darin, daß er in dem einen Falle von dem niedrigsten, in dem andern Falle von dem höchsten zulässigen Maß der Strafe Abstand nimmt, und deshalb oft genug die Vergehen durch das Urteil nicht richtig charakterisirt erscheinen. Der für die meisten Vergehen zulässige Strafrahmen beweist, daß zwischen den Verstößen gegen dasselbe Gesetz, zwischen Schuld und Schuld, gleichviel ob mildernde Umstände vorliegen oder ausgeschlossen sind, ein großer Unterschied ist. Die Beurteilung dieses Unterschieds kommt in der Strafzumessung zum Ausdruck und läßt sich auch logisch von der Schuldfrage nicht so trennen, daß man zu ihrer Entscheidung einen andern Richter als den über die Schuldfrage für berufen halten dürfte.

Mit besondrer Fürsorge hat der Gesetzgeber auf die Geheimhaltung nicht nur der Beratung, sondern auch der Stimmabgabe der einzelnen Schöffen, Geschwornen und Richter Bedacht genommen. Sie ist noch heute in den meisten Kulturstaaten aufrecht erhalten. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß da, wo abweichend von unserm Verfahren Einstimmigkeit des Spruchs gefordert wird, im Grunde genommen auch keine geheime Stimmabgabe vorliegt. Die Geheimhaltung hat sicherlich manche gute Seiten, diese fallen aber gegenüber den Nachteilen kaum ins Gewicht, denn sie ist das beste Mittel, die Verantwortung des Richters zu verringern. Sie entlastet jeden einzelnen Richter völlig von seiner Verantwortung vor der öffentlichen Meinung und macht so manche Fehlsprüche erklärlich, denn nur wenige Menschen können eine solche Unverantwortlichkeit ertragen. Ein gewissenhafter Mann darf sich auch vor der öffentlichen Meinung gegen seine Überzeugung nicht beugen und muß ihr zu trotzen verstehen, wenn er sich ihr aber völlig entzieht, so wird er der schweren Gefahr ausgesetzt, seine Überzeugungstreue nicht auf die richtige Probe zu stellen und in ein voreingenommnes Urteil zu verfallen. Es kann auch kaum fraglich sein, daß das Hervortreten jedes einzelnen Richters vor die Öffentlichkeit die Spannkraft seiner Aufmerksamkeit bedeutend stärken muß;

Digitized by Google

dadurch aber würde zugleich der Sache in einer für den Richter anregenden Weise gedient, besonders wenn jeder einzelne Richter genötigt würde, auch die Gründe für seine Abstimmung öffentlich anzugeben. In der Schweiz hat sich die öffentliche Stimmabgabe durchaus bewährt, und zu einer Zeit, wo sich unsre hochmögenden Stützen der Gesellschaft zur Abschaffung der geheimen Stimmabgabe bei der allgemeinen direkten Wahl zum Reichstage auf den Mannesmut des abhängigen Arbeiters berufen, wird man doch wohl bei öffentlicher Urteilsabstimmung an der überzeugungstreuen Festigkeit des unabhängigen Richters nicht zweifeln dürfen.

Durch eine wenig glückliche Entwicklung werden bei uns alle öffentlichen Angelegenheiten in die Parteipolitik hineingezerrt und dann mit einseitiger, oft recht widerspruchsvoller, allen Gegengründen unzugänglicher Hartnäckigkeit verfochten. Auch die Wiedereinführung der Berufung gegen die Urteile der Strafkammern hat mit der liberalen Parteipolitik eigentlich nicht das geringste zu schaffen. Und doch fordert ein demokratischer Reichstagsabgeordneter, ein hervorragender Jurist und Parteimann, stürmisch die Wiedereinführung der Berufung und spricht das größte Mißtrauen gegen die Besetzung und Unparteilichkeit der obern Gerichte aus. Dieser Vorgang zeigt recht deutlich, in welcher drückenden Verlegenheit man sich befindet, und wie planlos und widerspruchsvoll man herumtappt. Die Urteile der Strafkammern unterliegen schon jetzt ebenso wie die Urteile der Schwurgerichte bei einem falschen Verfahren oder bei einer sonstigen Gesetzesverletzung dem Angriffe durch das Rechtsmittel der Revision. Die Wiedereinführung der Berufung besagt nichts andres, als daß auch gegen die Beweiswürdigung und die Strafzumessung ein Rechtsmittel gegeben werden soll. Die Beweiswürdigung kennt aber keine Regeln, und es ist nicht abzusehen, weshalb ihr der höhere Berufsrichter besser gewachsen sein soll als der Richter der ersten Instanz. Es ist vielmehr einleuchtend, daß der Richter der höhern Instanz nicht in der Lage ist, durch die Beweiswürdigung ein gleich zuverlässiges Urteil zu gewinnen wie der erste Richter, denn die Zuverlässigkeit jedes Beweismittels erblaßt durch den natürlichen Gang der Dinge im Lauf der Zeit. Von der Beweiswürdigung läßt sich aber die Strafzumessung nur gewaltsam trennen. Schon hiernach erscheint die Einführung der Berufung verfehlt. Der Hauptfehler liegt jedoch tiefer: sie wirkt geradezu darauf hin, die Gerichte in zweifelhaften Sachen der Verantwortung für eine leichtfertige Beweiswürdigung zu entheben. Die erste Instanz sagt in solchen zweifelhaften Sachen: Wenn wir den sehr verdächtigen Angeklagten verurteilen und uns irren, so mag er Berufung einlegen und das höhere Gericht die Wahrheit ergründen. Das Berufungsgericht sagt aber zur Beseitigung seiner Bedenken: Dem ersten Richter lagen die Beweise unmittelbar vor Augen, er hat es mit seinem Gewissen ausgemacht und die Überzeugung von der Schuld des Angeklagten gewonnen; daran zu rütteln wäre die Über-

Digitized by Google

hebung des Besserwissens, eine Erschütterung der Rechtssicherheit. Daß die Berufung diesen Gang nimmt, ist keine leere Vermutung, sondern eine Thatsache, die alle ältern Juristen, die schon vor 1879 im preußischen Staatsdienst waren, erfahren konnten, eine Thatsache, zu der man sich damals ganz offen an einem der bedeutendsten, von Referendaren zu ihrer Ausbildung am liebsten aufgesuchten Appellationsgerichte bei der Urteilsverkündigung bekannte. Man muß die Bedeutung des Verantwortungsgefühls des Richters sehr niedrig anschlagen oder ganz außer Acht lassen, um in der Berufung eine zuverlässige Maßregel der Sicherung und Verbesserung der Rechtspflege zu sehen.

Die öffentliche Meinung, deren Urteil doch schließlich der einzige Maßstab dafür ist, ob eine Rechtspflege befriedigt, ob sie gut oder verbesserungsbedürftig ist, bedarf noch mehr der leitenden Grundsätze wie der Jurist, weil sie sich nur mit diesen beschäftigen und unmöglich in die kleinen Einzelheiten vertiefen kann wie der Fachmann. Es wäre deshalb verfehlt, in dem vorliegenden Aufsatze, der sich nicht an den Juristen, sondern an die öffentliche Meinung wendet, auf die vielfachen Mängel unsers Strafverfahrens im einzelnen einzugehen. Kurz hervorheben will ich nur noch die leicht erkennbaren und sehr wesentlichen Mängel, die sich aus drei gesetzlichen Einrichtungen ergeben, und zwar aus der Bildung einzelner Kollegialgerichte durch die geringe Zahl von drei Mitgliedern und sodann aus den Vorschriften über die Eröffnung des Hauptverfahrens und über die gerichtliche Eidesleistung.

Jeder Gerichtshof, der nur von einem einzigen Richter besetzt ist, ist einem Kollegialgericht ohne öffentliche Stimmabgabe vorzuziehen, da bei dem Einzelgericht doch wenigstens einer vorhanden ist, der die volle Verantwortung seines Spruches trägt. Das unbrauchbarste unter den Kollegialgerichten muß aber das sein, das in der Besetzung mit drei Richtern zu entscheiden hat. Ein solches Gericht läuft stets Gefahr, ein verschleiertes, seiner Vorteile entkleidetes Einzelgericht zu werden. Geschieht das durch die Überlegenheit eines Mitgliedes, so ist der Schade verhältnismäßig am geringsten. Viel näher liegt aber die Gefahr, daß der Vorsitzende durch unwillkürlichen Mißbrauch seiner Stellung seine eigne überzeugungstreue Meinung durchsetzt. Wie sollte das auch anders sein? Schon der Umstand, daß er die Beratung leitet, giebt ihm die Macht, eine Sache nicht eher für spruchreif zu halten, als bis sich wenigstens ein Beisitzer zu seiner Ansicht bequemt, dann aber auch sofort zur Abstimmung zu schreiten. Man wird aber zugeben müssen, daß derselbe Vorsitzende, wenn er allein auf sich angewiesen wäre, unter einem ganz andern Verantwortlichkeitsgefühl mit sich selbst zu Rate gegangen wäre.

Jedes strafrechtliche Hauptverfahren, es mag mit einer Freisprechung oder einer Verurteilung enden, setzt voraus, daß gegen den Angeklagten ein Gerichtsbeschluß ergangen ist, durch den er für hinreichend verdächtig erachtet wurde, um vor Gericht in einem öffentlichen Verfahren abgeurteilt zu werden. Obwohl

Digitized by Google

es sich nun niemals wird vermeiden lassen, daß sich auch auf einen Unschuldigen ein begründeter Verdacht lenkt, so muß es doch einen Schutz dagegen geben, daß jemand auf Grund eines bloß leichtfertigen Verdachts in Anklagezustand versetzt wird. Auch der Gesetzgeber hat auf diesen Schutz Wert gelegt und ihn zu gewähren beabsichtigt. Ihn einzuführen ist ihm aber nicht gelungen. Die drei Berufsrichter, die auf Grund der Anklage und der ergangnen Akten über die Eröffnung des Hauptverfahrens wegen aller Verbrechen und aller nur irgend erheblichen Vergehen zu beschließen haben, können keine zulängliche Beweiswürdigung vornehmen. Aus den Akten allein kann man eine Überzeugung von dem bösen Willen des Angeschuldigten bei einer von ihm vorgenommnen That, von der Glaubwürdigkeit der Zeugen, bei sich widersprechenden Zeugenaussagen von der größern Glaubwürdigkeit der einen Aussage gegenüber der andern nicht gewinnen. Die Richter sind also darauf angewiesen, ihren Verdacht nur äußerlichen Thatsachen zu entnehmen, da ihnen im Grunde genommen jede maßgebliche Beweiswürdigung verschlossen ist und erst der mündlichen Hauptverhandlung vorbehalten bleibt. Wollten sie sich aber dennoch einer solchen Beweiswürdigung unterziehen und den Angeschuldigten gegen den Antrag der Anklagebehörde für nicht hinreichend verdächtig erachten, um das Hauptverfahren gegen ihn zu eröffnen, so würde dieser Beschluß, bei der Art und Weise, wie unsre Gesetze ohne Verstoß gehandhabt werden können und im Drange der Geschäfte stets gehandhabt werden, gewöhnlich nur als eine unnütze Weiterung angesehen werden müssen. Während nämlich jene Beschlüsse, wenn sie dem Antrage der Staatsanwaltschaft folgen, von dem Angeklagten nicht angegriffen werden können, so sind sie umgekehrt, wenn sie abweichend von den Anträgen der Staatsanwaltschaft die Eröffnung des Hauptverfahrens ablehnen, dem der Staatsanwaltschaft zustehenden Rechtsmittel der Beschwerde ausgesetzt. Die Beschwerdeinstanz begnügt sich aber durchgängig schon damit, daß die Unschuld nicht klar ersichtlich ist, um eine endgiltige Aufklärung durch die mündliche Hauptverhandlung zu verlangen und demgemäß deren Eröffnung zu beschließen. Daß die Eröffnungsbeschlüsse zu einem bedeutungslosen Formenwerk herabsinken, ist ein durch unser unzweckmäßiges Verfahren verursachtes Übel, dem durch Verbesserung der Gesetze entgegengetreten werden muß, das aber durch Wiedereinführung der Berufung weder beseitigt noch unschädlich gemacht werden kann. Soll auch hier ein leitender Grundsatz aufgestellt werden, so ist es der, daß der mit der Eröffnung des Hauptverfahres betraute Richter in die Lage gesetzt werden muß, eine Beweiswürdigung vornehmen zu können. Er muß die Vorermittlungen selbst gepflogen haben, auch muß der Eröffnungsbeschluß von ihm allein, dem erfahrnen, zuverlässigen Einzelrichter, also nicht von einem Kollegium ausgehen, während die Beschwerde gegen die Stichhaltigkeit der von ihm anzuführenden Verdachtsgründe auch dem Angeklagten nicht versagt werden sollte.

In jedem christlichen Staate wird die Verletzung der Eidespflicht grund-

Digitized by Google

sätzlich als große Sünde und schweres Verbrechen aufgefaßt werden müssen, und auch in unserm Prozeßverfahren ist selbstverständlich die Heiligkeit des gerichtlichen Eides anerkannt. Verblüffend ist es deshalb, daß wir nicht einmal diesen Grundsatz überall festgehalten zu haben scheinen und unser Verfahren in nicht seltnen Fällen der Heiligkeit des Eides geradezu spottet. Als solcher Spott ist es anzusehen, wenn das Gesetz den Richter nötigt, einen Eid abzunehmen, der nach seiner festen Überzeugung ein Meineid sein muß. Wenn kein besondres gesetzliches Hindernis entgegensteht, so müssen die Zeugen im Strafprozeß vereidigt werden, auch wenn der Richter dem Zeugnis wegen seiner Unglaubwürdigkeit nicht den geringsten Wert beilegt. Der Richter wird damit ganz zwecklos zu einer Mitwirkung bei Begehung eines sündhaften Verbrechens gezwungen. Darin liegt für einen gewissenhaften Richter eine harte Zumutung, es liegt aber auch darin eine Entheiligung des Eides, eine Verflachung seiner Auffassung, eine Schädigung des Volksbewußtseins. Man wird sich nicht wundern können, daß es bei solchen Zuständen bei der Eidesabnahme häufig an der nötigen Feierlichkeit gebricht, und noch heutzutage im Zivilprozeß jedermann genötigt sein kann, dem Gegner einen Eid zuzuschieben, den dieser ohne Verletzung der Eidespflicht nicht leisten darf. Glauben doch viele Leute ihr Gewissen am besten zu wahren, wenn sie sich von der Eidesleistung möglichst fern halten; sie schieben daher den Eid zurück, sie wollen nicht die Wahrheit beschwören und ziehen es vor, den Gegner der Versuchung auszusetzen, einen Meineid zu leisten. Dabei kommt es niemandem zum Bewußtsein, daß eine wahrhaft christliche Gesinnung die unbedingte Pflicht auferlegt, auch vom Nächsten die Sünde möglichst fernzuhalten. Es sind rohe Gesetze, die den Richter, der die Wahrheit durchschaut, oder die Partei, die die Wahrheit aus eigner Erfahrung kennt, dazu nötigen, die Hand zu einer Meineidsleistung zu bieten. Die Partei dürfte mit der Eideszuschiebung überhaupt nichts zu thun haben. Wer weiß, daß er ein Darlehn zurückgezahlt hat und von dem Gegner, der es ihm bestreitet, einen Eid fordert, daß er nicht zurückgezahlt habe, verlangt doch wissentlich einen Meineid. Nur der Richter, dem der wahre Sachverhalt unbekannt ist, kann ohne Gewissensverletzung den Eid fordern, aber auch der Richter müßte in der Lage sein, das Gebot zu achten und den Namen Gottes nicht unnütz anrufen zu lassen. Nur wenn der Eid nötig und geeignet erscheint, Zweifel zu heben und die Wahrheit ans Licht zu bringen, dürfte er abgenommen werden. Die Gleichheit vor dem Gesetze fordert, daß jedermanns Aussage völlige Glaubwürdigkeit durch eidliche Erhärtung erhält; wenn aber diese nichts nützt, wenn trotzdem der Aussage kein Glaube beizumessen ist, sollte auch der Schwur unterbleiben. Die unnützen Eidesleistungen stumpfen schließlich auch das Gefühl der Richter so ab, daß sie aufhören, für die möglichste Verhütung von Meineiden eine Verantwortung zu übernehmen. Ein Beispiel wird genügen. Ein Ange-



Digitized by Google

klagter war der Mißhandlung seines Bruders und eines bei dieser Gelegenheit begangnen Hausfriedensbruchs beschuldigt. Er hatte den Bruder, der wegen eines Liebesverhältnisses aus dem Vaterhause entwichen war, gewaltsam zurückführen wollen und hatte hierbei das ihm zur Last gelegte begangen. Die Belastungszeugin, deren Banden der Angeklagte den Bruder entreißen wollte, und die unter Aussetzung der Vereidigung vernommen worden war, wurde von dem Verteidiger, weil es ihm darauf ankommen mußte, die belastende Aussage der Zeugin als voreingenommen erscheinen zu lassen, am Schlusse des Verhörs gefragt, ob sie mit dem Verletzten, der als Zeuge noch nicht vernommen war, im Geschlechtsverkehr gestanden habe. Tief errötend vor den sie umgebenden ernsten Männern leugnete die Zeugin ihre Schande. Sie wurde vereidigt, und wenn auch durch die Verhandlung noch nicht ein klares Bild des Sachverhalts gegeben war, so mußte doch das Wahrheitswidrige ihrer Antwort in die Augen springen, denn sie hatte, was leicht festzustellen war, sich übrigens auch aus den Akten ergab, mit dem betreffenden Manne zusammengewohnt. Nun wurde dieser als Zeuge aufgerufen und bejahte denn auch ohne Zögern den Geschlechtsverkehr, wie leicht vorherzusehen war. Die vorvernommne Zeugin wollte jetzt natürlich ihre Aussage berichtigen, aber der Meineid war begangen, und doch hätte er sich so leicht vermeiden lassen, wenn der Vorsitzende des Gerichtshofs die Vereidigung der Zeugin hinausgeschoben und erst nach der spätern Vernehmung vorgenommen hätte.

Diese Betrachtungen werden genügen, zu zeigen, daß die unbestrittene, auch von der Ministerbank anerkannte allgemeine Unzufriedenheit mit unsrer Rechtspflege einen viel tiefer liegenden Grund hat, als das gesunkne gesellschaftliche Ansehen unsers Richterstandes. Von diesem Sinken wird so oft gesprochen, daß diese Behauptung nächstens zu den verbreitetsten Vorurteilen gehören wird, die keines Beweises mehr bedürfen und das Ansehen des Richterstandes wirklich schädigen können. Es ist wahr, daß die Richterlaufbahn im Rang und Gehalt hinter der des Verwaltungsbeamten zurücksteht, dafür kann aber der Richterstand am wenigsten verantwortlich gemacht werden, und andrerseits genügt das auch nicht, um das Ansehen des bevorzugten Berufes, der die Macht verleiht, im Namen des Königs über seine Mitbürger Recht zu sprechen, herabzusetzen. Vor fünfzig Jahren hatten wir noch Patrimonialgerichte. Sie standen in einer nicht zu unterschätzenden Abhängigkeit vom Gutsherrn, es kam auch vor, daß die Frauen der Richter sich nicht scheuten, auf den Gerichtstagen einen kleinen Handel für das rechtsuchende Publikum zu eröffnen. Damals kann doch der Richterstand nicht angesehener gewesen sein als heute. Vor dreißig Jahren war der Adel in unserm Richterstande nicht zahlreicher vertreten als jetzt, wohl aber war er in den höhern Stellen, namentlich auch unter den Präsidenten, verhältnismäßig viel häufiger zu finden. Diese Art der Bevorzugung hat aufgehört, und dadurch wird es erklärlich, daß

Digitized by Google

in vornehmen Kreisen das Ansehn eines Berufes, der ihnen nicht mehr die gleichen Aussichten auf Beförderung gewährt, herabgegangen sein mag. Die Achtung, die das Volk dem Richter entgegenbringt, hat mit dem Glanze seiner Geburt, mit seiner vornehmen Erscheinung, seinen gewandten gesellschaftlichen Formen nichts oder fast nichts zu schaffen, sie beruht hauptsächlich auf seiner unbestechlichen Überzeugungstreue und Vorurteilslosigkeit. Diese beiden Eigenschaftan zeichnen aber unsern Richterstand in einem so hohen Maße aus, daß man Unrecht thut, ihn aus kleinlichen Gründen vor der Nation, die stolz auf ihn ist und stolz auf ihn zu sein Ursache hat, herabzusetzen. Ganz anders fällt das Urteil aus, wenn nicht das gesellschaftliche Ansehen des Richterstandes, nicht sein guter Wille, sondern seine wissenschaftliche Befähigung und seine Leistungen in Betracht gezogen werden. Da mag eine herbe Kritik noch viel zu milde sein, solchen Übelstande würde doch aber sicherlich auch durch die vornehmsten verwandtschaftlichen Beziehungen der Richter nicht im geringsten abgeholfen. Es muß wenigstens der Schein gewahrt werden, daß der Richterstand keiner besonders bevorzugten Gesellschaftsklasse angehört, indem jedem, der seine Prüfungen besteht und keine sittlichen Gebrechen hat, das Richteramt offensteht. Dies ist bei keinem andern Berufe von solchen politischer Wichtigkeit wie bei dem des Richters, da sonst der Rechtsprechung, und namentlich der nicht befriedigenden, das unerträgliche Gepräge der Klassenjustiz aufgedrückt werden wird. Man verschließe sich doch nicht, auch nicht auf ministerieller Seite, dem Zwange der logischen Folgerungen. Entweder ist die allgemein verbreitete Unzufriedenheit überhaupt unberechtigt, oder sie geht viel tiefer, als daß ihr mit dem kleinen Mittel der Hebung des äußerlichen Ansehens des Richterstandes abgeholfen werden könnte. Es ist ein sehr erklärliches, aber ganz vergebliches Bemühen der Spitzen der Justizverwaltung, die Schuld an der bestehenden Unzufriedenheit auf die untern Instanzen abwälzen zu wollen. Die öffentliche Kritik richtet sich doch gerade vorzugsweise gegen die Urteile des Reichsgerichts und Kammergerichts und gegen die bei der Leitung der Verhandlungen von Schwurgerichten und Strafkammern hervortretenden Persönlichkeiten, also nicht gegen die ohne besondre Auswahl in den Richterstand aufgenommnen Männer, sondern gerade gegen die zu hervorragenden Stellungen erwählten. Man wird gewiß gut thun, in erster Linie nicht die Personen, sondern die Gesetze für die hervorgetretnen Mängel verantwortlich zu machen, aber dann wird man doch noch einen Schritt weiter gehen müssen. Als leitende Grundsätze für die zunächst erstrebenswerten Ziele müssen sich ergeben: die Hebung des Verantwortlichkeitsgefühls des gelehrten und Laienrichters vor sich selbst und vor der öffentlichen Meinung und die Schulung dieser Meinung zu einer maßgebenden Mitwirkung in unserm gesamten Rechtsleben. Sind unsre Gesetze so grundsatzlos und widerspruchsvoll, wie es an Beispielen aus unserm Strafverfahren zu zeigen versucht

Digitized by Google

wurde, so liegt die Annahme nahe, daß die Berufsjuristen, von deren Leistungsfähigkeit im Grunde genommen unsre ganze Gesetzgebung abhängig geblieben ist, ihre Aufgabe nicht ausreichend erfüllen können. Dann wird man auch in der öffentlichen Kritik, von der die Mängel aufgedeckt worden sind und die Verbreitung der Unzufriedenheit heraufbeschworen worden ist, das Heilmittel suchen und sie für berufen halten, zuverlässige Grundsätze zum Gemeingut aller denkfähigen Staatsbürger zu machen. Es wird nun darauf ankommen, zu zeigen, daß wir der Berufsjustiz entwachsen sind.

# Zur Frage der Vorbildung der höhern Verwaltungsbeamten in Preußen

In Preußen ist die Frage der Vorbildung und des Vorbereitungsdienstes der höhern Verwaltungsbeamten — Gesetz vom 11. März 1879 und Regulativ vom 30. November 1883 — brennend geworden. Sie wird zur Zeit im Schoße des Staatsministeriums erwogen und vielleicht bald zu einem gewissen Abschlusse gebracht werden.

In der Öffentlichkeit wird von der einen Seite eine Verlängerung des Universitätsstudiums von drei auf vier Jahre gefordert, unter Verkürzung des jetzt vorgeschriebnen vierjährigen praktischen Vorbereitungsdienstes um ein Jahr, und zwar so, daß die Beschäftigung bei den Gerichten statt zwei nur ein Jahr dauern, die Beschäftigung bei den Verwaltungsbehörden aber unverändert bleiben soll. Von andrer Seite wünscht man die durch das Gesetz von 1879 eingeführte Trennung in der Vorbildung der künftigen Richter und Verwaltungsbeamten wieder aufgehoben zu sehen. Von dritter Seite fordert man die Einführung eines Tentamens nach zweijährigem Universitätsstudium, die Anfertigung einer schwierigern Probereläation beim Übertritt des Referendars vom Gericht zur Regierung, eine anders als bisher bestimmte Reihenfolge der Stationen des Verwaltungsvorbereitungsdienstes und nach bestandnem Assessorexamen eine halbjährige informatorische Thätigkeit in einem Bankinstitut, einer Landwirtschaft, einer Fabrikverwaltung. Ohne den Anspruch auf unbedingte Vollständigkeit zu erheben, wird dies ungefähr den verschiednen Vorschlägen entsprechen.

Das Verlangen nach einer Reform enthält die Behauptung der Unzulänglichkeit des Bestehenden. Solche Unzulänglichkeit wird in der Presse und beim

Digitized by Google

Publikum gefunden in den Klagen über den wachsenden Büreaukratismus und Formalismus, über mangelnde Rücksicht auf örtliche und persönliche Eigentümlichkeiten, über Schematisiren und Verlassen des Grundsatzes minima non curat praetor; in maßgebenden Beamtenkreisen klagt man über den sich mehr und mehr bemerklich machenden Mangel an praktischem Blick und Geschick, an Staats- und Verwaltungskunde, an Kenntnis des positiven Rechts, an Überblick und an zutreffendem, nüchternem Urteil, über das weitverbreitete Streben nach formaler Korrektheit auf Kosten der sachlichen Erfolge der Verwaltungsthätigkeit; überall ertönen Seufzer wegen des immer mehr überhandnehmenden Schreibwerks.

Entfremdung von der Auffassung des praktischen Lebens wird freilich in gleicher Weise den Gerichten, auch denen höchster Instanz, vorgeworfen, sie wird also wohl auf allgemeine Ursachen zurückzuführen sein. Sie wäre aber, wenn sie wirklich vorläge, bei der Verwaltung einigermaßen befremdlich, da sich diese durch die parlamentarischen Verhandlungen, Provinziallandtage usw. unter steter Kontrolle der Öffentlichkeit abspielt, und in den östlichen Provinzen Preußens nun seit fünfundzwanzig Jahren und in den westlichen und neuerworbnen Landesteilen auch schon seit geraumer Zeit die sogenannten Selbstverwaltungsbehörden (Bezirks- und Kreisausschüsse) bestehen, die geeignet sind, die Berufsbeamten dauernd mit dem praktischen Leben in Fühlung zu bringen und darin zu erhalten als „Mittelbau zwischen Staat und Gesellschaft." Andrerseits ist freilich die Zuständigkeit dieser Kollegien ziemlich beschränkt, es ist durch die ihnen in erster Reihe obliegende Verwaltungsrechtsprechung selbstverständlich wieder ein gewisser Formalismus geschaffen, der die freie Bewegung hindert, und es läßt sich auch die Behauptung nicht ganz abweisen, daß das Beamtentum ein gewisses Feld der Thätigkeit haben müsse, und daß es natürlicherweise die Einbuße an Machtvollkommenheit durch die Selbstverwaltung und Verwaltungsrechtsprechung durch schärferes Eingreifen innerhalb der ihm gesteckten Grenzen auszugleichen bestrebt sei.

Nun ist darüber kein Zweifel: durch die Anordnung einer gleichmäßigen Ausbildung der Richter und der Verwaltungsbeamten, wie sie in kleinen und mittlern Staaten des deutschen Reichs besteht, kann nicht geholfen werden, schon deshalb nicht, weil bei der großen Zahl der Referendare im Großstaat Preußen eine Beschäftigung aller bei den Verwaltungsbehörden unmöglich wäre und keinesfalls auf so lange Zeit ausgedehnt werden könnte, wie es erfahrungsmäßig zur Erreichung einigen Erfolgs unerläßlich ist. Wie schwer es aber für den Gerichtsassessor ist, sich, wenn er etwa als Justitiar in die Verwaltung hineinkommt oder eine leitende Stellung in der Verwaltung einer Stadt übernimmt, in die ihm bis dahin fremde Thätigkeit einzuleben, ist allbekannt und allgemein anerkannt; und doch erleichtert z. B. die Vielseitigkeit des Justitiariats solches Einleben ganz wesentlich. In früherer Zeit lagen

Digitized by Google

die Verhältnisse natürlich ganz anders; aber gerade die Erfahrung der neuern Zeit hat zur Trennung des Justiz- und des Verwaltungsvorbereitungsdienstes gedrängt, und die wird nicht wieder aufgegeben werden können. Vom Gymnasialabiturienten kann man mit Recht sagen: er hat sich eine formale Geistesausbildung und eine Fülle von Kenntnissen erworben, die er, welchen Beruf er auch wählen möge, zum guten Teil nicht unmittelbar anwenden und verwerten kann, die ihn aber befähigt, leicht aufzufassen und sich leicht in jedes Fachstudium zu finden. Anders liegt es beim Gerichtsassessor; Richten und Verwalten, in alter Zeit in einer Hand vereinigt und in einander fließend, sind heute ganz verschiedne Dinge, und es ist etwas andres, an ein neues Studium heranzutreten, als eine praktische Verwaltungs- oder Regierungsthätigkeit auszuüben. Es kommt noch hinzu, daß nach Ausführung sachverständiger Juristen, wie O. Bähr u. a., die Ausbildung der Gerichtsreferendare unter dem heutigen Prozeßverfahren bei weitem nicht mehr so gründlich ist und wissenschaftlich so fördert wie vorher.

Kann die Verlängerung des Studiums auf vier Jahre alle Klagen beseitigen? Ist sie erreichbar? Zunächst ist sie nur möglich durch Änderung des preußischen Ausführungsgesetzes zum deutschen Gerichtsverfassungsgesetz, und diese würde möglicherweise vom Parlament nur um den Preis der Verkürzung des Referendariats auf drei Jahre zu erlangen sein, einer Verkürzung, die vielleicht sachlich unschädlich und möglich, aber wahrscheinlich wegen der dadurch bedingten Vermehrung der Gerichtsschreiber wenigstens zur Zeit aus finanziellen Gründen für unthunlich erachtet werden müßte. Umgekehrt würde eine obligatorische achtjährige Ausbildungszeit vielleicht als ein Abschreckungsmittel gegen das Rechtsstudium wirken, wonach ja jetzt vielfach gesucht wird; doch erscheint es zweifelhaft, ob sich dieses Mittel gerade gegen die Leute wirksam erweisen würde, deren Ausschließung aus dem Richterstande man erstrebt. Ist es auch nicht zu bezweifeln, daß angesichts des bürgerlichen Gesetzbuchs, der künftigen Grundlage des Privatrechtsstudiums, die Studienzeit mehr ausgenutzt werden muß als bisher, ist es auch ebenso unzweifelhaft, daß gerade die dem Verwaltungsbeamten wichtigen, ja unentbehrlichen Materien der Rechts- und der Staatswissenschaft ein längeres und tieferes Studium erwünscht machen, als es sich gewöhnlich in drei Jahren vollzieht, so wird man doch kaum dazu übergehen dürfen, dem Strebsamen die immerhin vorhandne Möglichkeit zu verschließen, sich in drei Jahren das erforderliche Maß von Kenntnissen und Fähigkeiten anzueignen. Und ferner würde man mit dem vierjährigen Studium dem, der sich nicht aus eignem Drang und innerm Berufe dieser Laufbahn zuwendet, nur die Gelegenheit, ja den Anreiz geben, sich noch ein Jahr länger dem nach dem Zwang des Gymnasiums für manchen doppelt verlockenden dolce far niente der sogenannten akademischen Freiheit hinzugeben. Man würde also das Gegenteil von dem er-

Digitized by Google

reichen, was erreicht werden soll. Warum aber sträubt man sich, das Belegen bestimmter Vorlesungen vorzuschreiben, deren Gegenstand für die Justiz- und Verwaltungsbeamten nötig erscheint? Im Namen der akademischen Freiheit? Ist denn die Freiheit des akademischen Bürgers von Hause aus und begrifflich die Freiheit, nichts zu lernen, ein Tagedieb zu sein? Oder die Freiheit, jede Gelegenheit zum Lernen zu ergreifen, zu jedem Bildungsinstitut und Bildungsmittel der Universität Zugang zu haben, ohne Trennung der Fakultäten, in beliebiger Weise und beliebigem Umfang? Mittel, den Besuch der Vorlesungen zu erzwingen, wird man schon zu finden wissen — in Heft 23 vom 4. Juni d. J. sind in den Grenzboten selbst Vorschläge dazu gemacht worden. Man verschärfe nur die Prüfungen, soweit es irgend möglich ist, insbesondre das Referendarexamen, man scheue sich nicht, so viel zu verlangen, daß die Mehrzahl und der Durchschnitt der Studenten den Stoff in sechs Semestern nicht zu bewältigen vermag; damit käme man auf dem Wege zu tiefern Kenntnissen und zum wirklichen Studium von sieben bis acht Semestern einen guten Schritt weiter.

Läßt sich ein Tentamen in der Mitte der Studienzeit einführen — auch dazu bedarf es gesetzlicher, sogar reichsgesetzlicher Änderung —, so wird das nach der allgemeinen Meinung der Studenten ein mächtiger Sporn sein, aber unbedingt nötig ist es wohl nicht.

Den im Gesetz vom 11. März 1879 erforderten Nachweis des Studiums der Staatswissenschaften sollte und könnte man sehr wohl im Wege des Regulatis durch eine besondre Prüfung, wie sie auch im § 49 der Regierungsinstruktion vorgesehen war, oder durch eingehende Zeugnisse der Universitätslehrer liefern lassen. Diese Prüfung könnte (je nach Wahl des Kandidaten?) entweder am Schlusse der Universitätszeit oder vor dem Übertritt zur Regierung vor eigens dazu gebildeten, zum größern Teil aus Universitätslehrern, teilweise aus Beamten bestehenden Kommissionen abgelegt werden. Daß es mit diesem Nachweise heute nicht streng genug genommen wird, ist wiederholt in der Öffentlichkeit, auch im Abgeordnetenhause (z. B. von dem Abgeordneten Dr. Friedberg) behauptet worden, ohne daß ein Widerspruch laut geworden wäre. Jedenfalls ist ein eingehendes Studium des öffentlichen Rechts und der Verwaltungslehre für die künftigen Verwaltungsbeamten unerläßlich, und es muß schon auf der Universität zu einem gewissen formellen und materiellen Abschluß kommen. In der zweijährigen praktischen Vorbereitungszeit bei den Verwaltungsbehörden (allgemeine, Kirchen- und Schul-, Steuerverwaltung usw.) drängen sich so viele praktische Dinge auf, die das Studium einzelner Fragen, gesetzlicher Bestimmungen und Rechtsvorschriften erfordern, daß in dieser Zeit ein vorher unterlassenes systematisches Studium unmöglich noch nebenher nachgeholt werden kann. Wer aber ohne genügende wissenschaftliche Vorbildung in den Verwaltungsdienst eintritt, der läuft Gefahr, sich in den Einzelheiten der Praxis zu verzetteln, dem wird der

Digitized by Google

Zusammenhang des Staatslebens schwer zu lebendigem Bewußtsein kommen, der wird nur zu leicht subalternem Arbeiten und unfruchtbarer Vielgeschäftigkeit verfallen.

Wenn man die Verzeichnisse der Vorlesungen der preußischen Hochschulen durchsieht, so muß man billig zweifeln, ob den Studenten genug Gelegenheit zur Gewinnung der nötigen Ausbildung im Verwaltungsrecht, in der Verwaltungslehre und in der Politik (als Wissenschaft) gegeben ist. Und doch kann die mündliche Belehrung und Anregung des Dozenten niemals, wenigstens auf dieser Stufe des Lebens und der wissenschaftlichen Ausbildung nicht, durch Beschäftigung mit der Litteratur ersetzt werden. Soweit wir sehen, wurden auf den preußischen Universitäten im Sommer 1895 im ganzen nur vier drei- bis fünfstündige und im Winter 1895/96 nur acht solche Vorlesungen über Verwaltungsrecht gehalten; eine vierstündige darunter erstreckte sich sogar mit auf deutsches und preußisches Staatsrecht, wobei das Verwaltungsrecht selbstverständlich nur sehr summarisch behandelt werden konnte. Daneben wurden im Sommer 1895 eine, im Winter 1895/96 zwei zweistündige praktische Verwaltungsrechtsvorlesungen gehalten, Politik ist in beiden Semestern überhaupt nur in Berlin und zwar (von Hübler) in Verbindung mit dem Völkerrecht behandelt worden. Daß hiermit dem Bedürfnis nicht genügt wird, ja daß das Verwaltungsrecht als quantité négligeable erscheint, liegt doch auf der Hand, zumal im Vergleich zu der Ausführlichkeit, mit der die Disziplinen des Zivil- und Strafprozesses, des materiellen Strafrechts, des Konkursrechts, des Kirchenrechts usw. behandelt werden. Fehlt es aber an Lehrern für dieses Fach, so wird darauf Bedacht genommen werden müssen, bei den Universitäten Verwaltungsbeamte zu solchen Vorlesungen heranzuziehen, ähnlich wie schon jetzt in Berlin Vorlesungen über Eisenbahnrecht von Beamten des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten gehalten werden. Auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts und der Verwaltungslehre würde ohnehin ein inniger Zusammenhang, sozusagen eine Personalunion von Theorie und Praxis besonders förderlich sein.

Nichts ist verderblicher als die hie und da unausgesprochen oder anerkanntermaßen vertretene Meinung, in der Praxis komme es mehr auf den „gesunden Menschenverstand" als auf theoretisches Wissen an, als würde, um eines beim Richterbesoldungsgesetz gefallnen Ausdrucks zu gedenken, die Fähigkeit zu amtlicher Stellung „durch Abstammung und Erziehung" gewonnen. Das könnte vielleicht der Fall sein, wenn die Verwaltung eine Reihe lose aneinander hängender, unabhängig aufeinander folgender Handlungen statt einer organischen, in folgerechter Entwicklung fortschreitenden obrigkeitlichen Gesamtthätigkeit und Pfleglichkeit wäre. Für den Richter wie für den Verwaltungsbeamten gilt mutatis mutandis der Satz, der auf die schönen Künste gemünzt ist: didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros. Die wissen-

Digitized by Google

schaftliche Durchdringung des Rechtszustandes, der geschichtlich begründeten öffentlich-rechtlichen Beziehungen der Einzelnen und der Berufskreise, der Gemeinden und des Staates als solchen, der Besitz der Jurisprudenz im prägnanten Sinne des klassisch-römischen Rechts, sie allein schafft die Gesinnung, den Willen und die Fähigkeit des suum cuique tribuere, neminem laedere und honeste vivere, den Sinn und die Bethätigung der Gerechtigkeit vom Standpunkte des Einzelnen aus und im Verhältnis zu den übrigen Angehörigen gleicher und andrer Lebenskreise und Gemeinschaften, schafft das dem Mitträger der Staatsgewalt angemessene Verhalten, das Walten über dem Wohle des Amtssprengels, das honeste vivere, das sich nicht in der Anwendung äußerer Korrektheit, äußerer Form und äußern Entgegenkommens bethätigt oder vorzugsweise darin besteht, das vielmehr auch mit Formlosigkeit, ja äußerlicher Gerad- und Grobheit vereinbar sein kann und auch in jüngster Zeit nicht selten damit verbunden gewesen ist.

Werden die sich aus vorstehendem ergebenden Folgerungen gezogen und in dem Regulativ vom 30. November 1883 (in der Fassung des Staatsministerialbeschlusses vom 16. Juni 1887) zur Geltung gebracht, so wird jedenfalls einem Grundübel abgeholfen. Aber das allein thut es nicht: die praktische Thätigkeit, namentlich die bei der Bezirksregierung muß ebenfalls fruchtbarer gemacht werden. Zwar wird heute der Referendar (zunächst drei bis neun Monate) bei allen Dezernaten der Regierung beschäftigt, sodann sechs Monate bei einem Landrat (der in der Regel auch das Steuerwesen seines Kreises leitet) und drei Monate in einer Stadtverwaltung, schließlich noch weitere sechs Monate bei dem Bezirksausschuß und zugleich wieder bei der Regierung, mithin bei dieser im Ganzen fünfzehn Monate, wovon mindestens vier Monate auf ein Domanialdezernat fallen müssen. Selbstverständlich hat der Referendar, namentlich beim Landrate, die Gelegenheit, mit der Unfall-, der Invaliditäts- und Altersversicherung und mit der Steuerverwaltung praktisch bekannt zu werden. Nun ist es bei der Regierung in der Regel so, daß er von den einzelnen Dezernenten in der Hauptsache nur einzelne Gegenstände von charakteristischer, typischer Art zugewiesen bekommt, namentlich solche, die im Kollegium unter Begründung und Verteidigung des abgegebnen Votums vorzutragen sind, Sachen, die zur Entwicklung und Schärfung des Urteils beizutragen geeignet sind und zum Studium der positiven Bestimmungen im einzelnen und in Beziehung auf die sedes materiae anregen sollen. Aber ein Bild von dem Gesamtumfang des „Dezernats“ bekommt er kaum, geschweige denn, daß er den Gesamtumfang der Thätigkeit der Bezirksregierung, ja auch nur ihrer einzelnen Abteilungen zu überblicken und die besondern Verhältnisse des Bezirks im Vergleich und in Beziehung zu dem (ihm aus der Theorie bekannten?) allgemeinen Zustande der Landesverwaltung erlangen könnte. Je nach Beginn der praktischen Thätigkeit in der Verwaltung ist die Gelegenheit, die Steuerver-



Digitized by Google

anlagung gründlich kennen und würdigen zu lernen, verschieden; denn z. B. in der Zeit vom April bis zum September ist davon beim Landrat wenig zu spüren; bei der Regierung umgekehrt weniger im Winterhalbjahre als im Sommer, wo die Berufungen erörtert und entschieden werden. Schließlich ist jetzt noch am meisten dafür gesorgt, daß der Referendar mit der Domanialverwaltung in ziemlich gründlicher und für den Strebsamen jedenfalls genügender Weise bekannt und vertraut wird; sie ist ja auch ein abgeschlossener Kreis, der im ganzen von polizeilichen und allgemein verwaltungsrechtlichen und politischen Beziehungen unabhängig ist.

Bei der heute allgemein üblichen Art der Verteilung und Erledigung der Regierungsgeschäfte, wie sie Massow in „Reform oder Revolution" im allgemeinen zutreffend aber scharf umrissen schildert, ist das auch kaum anders zu erwarten. Auf den Landratsämtern wird der Referendar, wenn man ehrlich sein will, auch selten zu einem klaren Überblick über die allgemeine Verwaltungsthätigkeit kommen. Erstens sind die landrätlichen Geschäfte viel zu vielseitig und umfangreich, sodann aber ist der Landrat selbst viel zu sehr von den brennenden Lokalfragen in Anspruch genommen, die ihrer Natur nach immer etwas einseitig sind und sich auf einem kleinen, für die Ausbildung nicht besonders wichtigen Gebiete bewegen: heute etwa Kleinbahnbau, morgen Neuregulirung der Schulverhältnisse, dann Einführung neuer Organisationen usw.; man denke nur etwa an die Einführung der landwirtschaftlichen Unfallversicherung und der Invaliditäts- und Altersversicherung, an die Einführung neuer Gebührenordnungen für Baupolizei und dergleichen. Zugleich wird in der Regel der Landrat nicht dazu kommen, auf die dem jungen Beamten entgegentretenden Eindrücke einzugehen, da die Dinge ihm selbst alltäglich und altgewohnt sind; er wird das Lernbedürfnis des Referendars nicht übersehen und ihm in der Regel überlassen, welchen Sachen er sich vorzugsweise zuwenden, und woraus er seine Belehrung und Anregung schöpfen will. So kommt es, daß der junge Assessor, der nach bester Vorbereitung ein Dezernat selbständig übernimmt, in vielen Dingen völlig als Neuling dasteht und sich keinen Rat weiß, sobald ihn die Akten im Stich lassen, was nur zu häufig der Fall ist; so wenn der Abteilungsdirigent vielleicht in den Einzelheiten des Dezernats nicht bewandert ist und nicht scharf kontrollirt, wenn kein Korreferent vorhanden ist, und er sich dem Sekretär nicht anvertrauen mag. Da ist es natürlich, wenn alle zweifelhaften Sachen den Landräten zum Bericht zugefertigt werden, auch wenn das Material vielleicht in den Akten früherer oder späterer Vergangenheit bereits vorliegt und nur der Bearbeitung harrt, vielleicht in Aktenstücken, die in der Hauptsache einem andern Dezernat angehören. Wie leicht wird die Regierungsinstanz dann, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, zum Sammelbecken der landrätlichen Berichte und zum Briefträger zwischen der Lokal- und der Zentralinstanz!

Digitized by Google

Wie kann hier Wandel geschafft werden, wie kann man zurückgelangen zu dem Zustande der alten Regierungskollegien, die ihren Bezirk bis auf die Nieren prüften und kannten und in hohem Maße Vertrauen genossen? Zunächst kann der Vorschlag, die praktische Thätigkeit beim Landrate beginnen zu lassen, nach dem gesagten nicht gebilligt werden. Wenn, wie der Minister von Puttkamer im Jahre 1883 bei Beratung des heutigen Landesverwaltungsgesetzes gesagt hat, der Mittelpunkt der höhern Staatsverwaltung in dem Bezirke liegt, so folgt daraus, daß hier am Mittelpunkt auch die praktische Ausbildung beginnen muß. Die beim Landrate zuzubringende Zeit muß aber so gelegt werden, daß die Steuerveranlagung, die Vorbereitung des Kreishaushaltsplans, überhaupt die arbeitsreichste Zeit der Kreisverwaltung (der Winter) in ihrer natürlichen Reihenfolge der Geschäfte durchlaufen wird, also etwa im Oktober beginnt. Diese Station auf neun Monate zu verlängern erschiene nicht unzweckmäßig und wohl möglich, wenn die dreimonatige Thätigkeit in einer städtischen Verwaltung damit verbunden würde. Man kann wohl sagen: je kleiner die Stadt, desto besser; denn nirgends lernt man die kleinen Verhältnisse, ihre Beeinflussung durch gesetzliche und Verwaltungsanordnungen, die Wirkung obrigkeitlicher Verfügungen und wirtschaftlicher Vorgänge und Entwicklungen auf die breiten Schichten der Bevölkerung sowohl in Beziehung auf den materiellen Erfolg wie auf die (politisch so wichtige) Auffassung und Stimmung der betroffnen so gründlich kennen, nirgends sonst auch so gründlich die Bedeutung der landwirtschaftlichen Thätigkeit und ihrer Erfolge in ihrem Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Leben der übrigen Berufs- und Erwerbszweige, als gerade in solcher amtlichen Thätigkeit. Eine Verkürzung der für die Bezirksregierung bestimmten Zeit (von fünfzehn Monaten) ist nicht möglich, denn an dieser Stelle ist der Umfang und die Bedeutung der Geschäfte neben der zeitraubenden Thätigkeit beim Bezirksausschuß mit der Verwaltungsrechtsprechung und neben der Beschäftigung in der Einkommensteuerberufungskommission so groß, daß eher eine Verlängerung in Frage käme. Hier wäre aber manche Verbesserung angebracht. Zunächst ist es notwendig, daß dem Referendar in jedem einzelnen Dezernat ein Bild der hineinfallenden Geschäfte und seiner Gesamtaufgabe verschafft wird, daß der Dezernent eine mündliche Einführung giebt statt bloßer Überweisung einiger bedeutenderen, aber doch mehr oder weniger zufällig in die Zeit der Beschäftigung fallenden Sachen. Das nämliche gilt von der ganzen Abteilung gegenüber dem leitenden Oberregierungsrat.

Vor allem aber muß in der Richtung bessernd Hand angelegt werden, die schon der damalige Minister des Innern, Puttkamer, bei der Beratung des Landesverwaltungsgesetzentwurfs im Abgeordnetenhause in der Session 1882/83 (Verhandlungen III, S. 1618) mit den Worten gewiesen hat: „Es muß wieder zur Praxis werden, wie das in der besten Zeit der preußischen

Digitized by Google

Verwaltung der Fall war, daß die Plenarberatungen wirklich das Spiegelbild der Gesamtthätigkeit der Regierungsbehörde darstellen," wobei er hinzufügen konnte, daß er selbst dieses Ziel als Regierungspräsident teilweise mit Erfolg zu erreichen versucht habe. Damit ist von autoritativer Seite zugestanden worden, daß der Boden der Regierungsinstruktion verlassen worden ist. Wie auch Massow a. a. O. ausführt, gehen heute in der Regel die Dezernate ohne innige Berührung neben einander her, kommen in den Sitzungen nur einzelne schwierigere Fragen zur Beratung, aber neue Gesetze und allgemeine Verfügungen werden nicht oder nur vereinzelt besprochen; der einzelne Dezernent bearbeitet sie, ohne zu erfahren, ob und inwieweit sie auf andre Gebiete ein- und zurückzuwirken geeignet sind, die meisten Sachen werden ohne Korreferenten abgemacht, die Vorschrift des § 37 der Regierungsinstruktion, wonach alljährlich über den Zustand und die Geschäftslage jedes Departements schriftlich berichtet, und diese Berichte im Kollegium beraten werden sollen, ist außer Übung gekommen, ebenso die im § 39 Ziffer 8 und § 42 Abs. 3 a. a. O. vorgesehnen Bereisungen zu allgemeiner Information (statt der heute üblichen Reisen zur Instruirung einzelner Fälle). Herrscht so fast überall Mosaikarbeit, die nicht zu umfassender Beurteilung der Zustände und zu geeigneten Vorschlägen zu ihrer Besserung, zu eigentlicher Initiative führen kann, so macht sich das alles besonders beim Wechsel in der Person des einzelnen Dezernenten und noch mehr beim Wechsel in der Person des Abteilungsdirigenten fühlbar. Den Wert allgemeiner Informations- oder Inspektionsreisen hat Massow eingehend erörtert, und er hat unter Vergleichung mit den militärischen Besichtigungen ihre Unentbehrlichkeit betont. Heute, wo der mit den Verhältnissen in der Regel am besten vertraute Landrat in der Hauptsache nur von Fall zu Fall oder in gelegentlichen ziemlich farblosen „Zeitungsberichten" zu Worte kommt, geht seine Erfahrung der Gesamtheit verloren: wieviel Anregung könnte von ihm ausgehen, wenn er persönliche Berührung mit den Dezernenten der Regierung hätte! Hat man doch auch mit den Landratskonferenzen, die z. B. bei den periodischen Gebäudesteuerrevisionen stattfinden und vor Einführung des Kommunalabgabengesetzes angeordnet waren, im ganzen recht befriedigende Erfahrungen gemacht. Sollte man nicht auf diesem Wege weitergehen können, periodisch, vielleicht halbjährlich Konferenzen zur Besprechung der Generalberichte und allgemeinen Zustände halten? Wie viel Schreibwerk könnte damit erspart werden!

Kann nun auch im Plenum der Regierung oder in den Abteilungssitzungen nicht alles wichtigere vorgetragen werden, so müßten doch jedenfalls allgemeine Verwaltungsanordnungen und neue Gesetze eingehend vorgetragen und besprochen werden. Nur damit wäre zu erreichen, daß alle Regierungsmitglieder „auf dem Laufenden" erhalten blieben und nicht der Gesamtverwaltungsthätigkeit abstürben, um im eignen Dezernat mehr oder weniger zu verknöchern.

Digitized by Google

Zu den zu beratenden neuen Gesetzen muß auch der Staatshaushaltsetat gehören, der heute man kann wohl sagen nur wenigen genau oder genügend bekannt ist. Auch von diesen Dingen gilt das, was oben in anderm Zusammenhang über den Wert des mündlichen Vortrags und des mündlichen Gedankenaustauschs gesagt worden ist. Sodann erscheint es wünschenswert, daß bei allen nicht lediglich vorbereitenden und formularmäßigen oder sich auf den innern laufenden Dienstbetrieb beziehenden Verfügungen wieder ein Korreferent neben dem Dezernenten und dem Abteilungsdirigenten mitwirkt (§ 26 a. a. O.) Ist auch eine unbedingte sachliche Abgrenzung der Dezernate im § 22 der Regierungsinstruktion nicht geboten, so ist es doch möglich und schon wegen der Kontinuität der Verwaltung erwünscht, daß in den wichtigern Angelegenheiten, wie etwa Kommunalaufsicht, Polizei- und Gewerbedezernat je zwei Dezernenten für territoriale Teile des Bezirks als gegenseitige Korreferenten da sind, was sich auch in kleinern Bezirken durch Vereinigung von Kommunal- und Polizeisachen, die ohnehin viele Berührungspunkte haben, erreichen läßt. Damit muß und wird auch zugleich der Grundsatz zur Durchführung kommen, daß die Dezernate im allgemeinen gleich wichtig und ansehnlich sein sollen, um keins als minderwertig erscheinen zu lassen und zur Sinekure zu stempeln. Das bloße Zusammenwirken von Dezernent und Oberregierungsrat kann wegen der zahllosen Geschäfte des zweiten, die mindestens in den meisten laufenden, für die beteiligten doch so wichtigen Sachen ein tieferes Eindringen verbieten, natürlich nicht so fruchtbar und sicher sein wie das gemeinsame Arbeiten mit einem Korreferenten.

Wird etwa in dieser Weise die Regierungsinstruktion wieder angewendet, so würde das, was der Abgeordnete Freiherr von Zedlitz und Neukirch seinerzeit im Deutschen Wochenblatt als notwendig erklärt hat, zum guten Teil erreicht werden; das minima non curat praetor würde praktisch wieder geübt, viel Schreibwerk würde vermieden, dem Regieren vom grünen Tisch würde der Boden abgegraben werden; der von vornherein aufs Praktische, auf die wirkliche Wohlfahrtspflege gerichtete Sinn würde auch der Thätigkeit der Zentralstellen fruchtbaren, wohlvorbereiteten Boden schaffen zum Heile des Ganzen, der Regierungsapparat würde wieder auf der Höhe seiner Aufgaben stehen, und wir hätten im besten Sinne eine volkstümliche Verwaltung. Um dazu zu gelangen, ist aber die informatorische Beschäftigung in landwirtschaftlichen, Fabrik- oder Bankbetrieben weder nötig, noch geeignet. Wer in dem so gestalteten Verwaltungsdienst das praktische Leben nicht erfaßt und kennen gelernt hat, den wird auch solche volontärmäßige Thätigkeit nicht von der grauen Theorie weg unter des Lebens grünen Baum versetzen; die Erfahrung in diesen Kreisen kann die Kenntnis der kleinen unscheinbaren Verhältnisse der breiten Schichten nicht ersetzen.

Kommen wir zu diesem Ziele, dann wird sich zeigen, daß die Bezirks-

Digitized by Google

regierungen noch heute ihrer Aufgabe zu genügen vermögen, daß sie entgegen den Ausführungen in der Post vom 11. April dieses Jahres weit entfernt sind, eine überlebte Institution zu sein, daß sie nicht durch Ausgestaltung der Landratsämter zu Bezirkshauptmannschaften nach österreichischem Vorbilde ersetzt zu werden brauchen — übrigens eine Maßregel, die abgesehen von andern Schwierigkeiten und Nachteilen die Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit der Verwaltung sehr erschweren, ja unmöglich machen und eine vollständige Umänderung aller Zuständigkeiten mit sich bringen würde.

Das freilich erscheint wünschenswert, die Regierungsbezirke auf etwa zwölf Landkreise und die in ihrem Bereiche liegenden Stadtkreise zu beschränken, um den Kollegien und namentlich den Präsidenten und Oberregierungsräten die Übersichtlichkeit, Freudigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Thätigkeit zu gewährleisten. Das sollte sich, wenn die Mittel zu der allerdings wünschenswerten, langeverheißnen und langeverschobnen Beamtengehaltsaufbesserung vorhanden sind, zugleich mit dieser erreichen lassen; sonst würde es, als sachlich für die Allgemeinheit wichtiger, vorgehen müssen.

Nimmt man die Zahl von zwölf Kreisen als Normalzahl an, so würden im ganzen zehn neue Regierungen, je eine in Ostpreußen (etwa Allenstein), Brandenburg (Neuruppin?), Posen (Lissa?), Sachsen (Stendal oder Halle?), Schleswig (Kiel), Westfalen (Dortmund?), Rheinland (Cleve) und Hessen-Nassau (Hanau?) und zwei in Schlesien (Reichenbach und Neiße?) zu errichten sein. Die Kosten würden sich im ganzen bei Zugrundelegung der bisherigen Gehaltssätze ohne die Kosten der Gebäude und der Dienstwohnungen der Präsidenten auf etwa $1^1/_{10}$ Millionen Mark belaufen.*)

Fassen wir die hiernach erwünschten Neuerungen zusammen, so bedarf es erstens der Vertiefung des akademischen Studiums, der Vermehrung der staats- und verwaltungsrechtlichen theoretischen und praktischen Vorlesungen,

*) An neuen Beamten wären erforderlich 10 Präsidenten mit 11400 Mark Gehalt = 114000 Mark, 20 Oberregierungsräte mit 10 Verwaltungsgerichtsdirektoren mit 6000 Mark Gehalt und 900 Mark Dirigentenzulage und fernern 10 Zulagen zu 900 Mark für die Vertretung des Präsidenten = 216000 Mark — für die zehn Finanzabteilungen würden die im Jahre 1895 errichteten 10 Stellen von Oberregierungsräten als Mitdirigenten der bestehenden Finanzabteilungen in Angelegenheiten der direkten Steuern zu verwenden sein — etwa 5 Oberforstmeister mit je 6900 Mark Gehalt = 34500 Mark, 10 Hauptkassenrendanten mit 4800 Mark = 48000 Mark, 10 Kassirer mit 3600 Mark = 36000 Mark, 30 Sekretäre mit 3600 Mark = 108000 Mark, 30 Kanzlisten mit 2700 Mark = 81000 Mark, 30 Kassendiener und Boten mit 1500 Mark = 45000 Mark. Im übrigen würde der Personalbedarf der neuen Regierungen durch Verminderung des Personals der alten verkleinerten Regierungen gedeckt werden. Es würde hinzukommen der Bedarf für die Wohnungsgeldzuschüsse mit etwa 62000 Mark und die sächlichen Kosten mit je 35000 Mark = 350000 Mark. Dieser Bedarf ist keinenfalls zu niedrig gegriffen, da die höchsten Gehalte und bei den Wohnungsgeldzuschüssen die der ersten Servisklasse der Berechnung zu Grunde gelegt sind.

Digitized by Google

sowie der Einführung von Zwangskollegien; zweitens einer besondern Prüfung über staatswissenschaftliche Kenntnisse beim Übertritt zur Verwaltung; drittens eingehenderer Anleitung der Referendare in den einzelnen Geschäftszweigen, Beschäftigung bei den Landräten im Winterhalbjahre; viertens der Wiederanwendung der Regierungsinstruktion in Beziehung auf Gegenstände und Umfang der Plenar- und Abteilungssitzungen, durchgängigen Bestellung von Korreferenten, Informations- und Inspektionsreisen, Erstattung und Beratung von Jahresberichten über die Lage der einzelnen Geschäftszweige, sowie Einführung von periodischen Konferenzen mit den Landräten; und eventuell fünftens der Verkleinerung der Regierungsbezirke auf etwa zwölf Kreise.

# Eine französische Hochschule für Staatswissenschaften

Von J. G. Sprengel

Zu einer Zeit, wo die wissenschaftliche Ausbildung unsrer Juristen, aus denen auch die Beamten der höhern Verwaltung hervorgehen, andauernd Gegenstand vielfacher und lebhafter Erörterung ist, entspricht es zweifellos nicht nur einem fachmännischen, sondern auch einem allgemeineren Interesse, das Bild einer ausländischen Hochschule vorzuführen, in der die Frage einer geeigneten wissenschaftlichen Vorbildung der höhern Staatsbeamten eine praktische Lösung gefunden hat. Wir meinen die École libre des Sciences politiques in Paris, die in diesem Sommer ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen gefeiert hat, also bereits einen genügenden Zeitraum hinter sich hat, um ein Gesamtbild ihrer Thätigkeit wie der Ergebnisse ihres Wirkens zu gestatten.

Frankreich hat keine Universitäten wie unsre deutschen, über deren neuerdings freilich durchbrochnen Grundgedanken der litterarum universitas der gemütvolle Benedix seinem alten Studenten so begeisterte Worte in den Mund legt. Wenn man auch neuerdings jenseits des Wasgaus die Vorzüge der deutschen Universitäten erkannt hat und wiederholt von berufner Seite die Umgestaltung des dortigen Hochschulwesens nach deutschem Muster verlangt worden ist, so bestehen doch einstweilen die Fakultäten und Fachschulen in ihrer Vereinzelung noch fort. In Paris, wo man allein ein vollständiges Bild erhält, giebt es neben den alten Fakultäten, wie der Sorbonne und der École de Droit, sowie dem Collège de France, das man als Hochschule für

Digitized by Google

allgemeine Bildung bezeichnen könnte, die École normale für das höhere Unterrichtswesen — auch ein großer Teil der heutigen litterarischen Größen ist aus ihr hervorgegangen —, ferner andre Fachschulen, wie die École des Mines, die École des Ponts et Chaussées für die verschiednen Richtungen des Ingenieurwesens; dazu kommt noch die angesehene École polytechnique, die vor allem den Spezialwaffen des französischen Heeres die Offiziere liefert, aber auch nichtmilitärische Aufgaben erfüllt. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts war aber auch die Forderung laut geworden, für die wissenschaftliche Vorbildung des höhern Beamtentums eine besondre Fachschule zu haben.

Den ersten Versuch, eine höhere Verwaltungsschule ins Leben zu rufen, machte unmittelbar nach der Februarrevolution Hippolyte Carnot, der Vater des in Lyon ermordeten Präsidenten der Republik. Aber die von ihm nach dem Vorbild der École polytechnique begründete École nationale d'Administration hatte keine Dauer. Von Anfang an heftigen Angriffen ausgesetzt, besonders wegen des Anstellungsrechts, das an die Schlußprüfung geknüpft werden sollte, wurde sie bald nach Napoleons Wahl zum Präsidenten von der Regierung, die sich wohl zu wenig Einfluß auf den Charakter der neuen Hochschule zutraute, kurzer Hand aufgehoben. Erst nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs ward ein Anlauf genommen, diesen Versuch der zweiten Republik zu neuem Leben zu erwecken, aber ohne Erfolg.

Und doch war es der dritten Republik vorbehalten, den Plan Carnots in andrer Weise zu verwirklichen. Emile Boutmy, heute Mitglied des Institut und des Conseil supérieur de l'Instruction publique, nahm ihn wieder auf, zog aber aus den frühern Erfahrungen den Schluß, daß der Gedanke einer Hochschule für Staatswissenschaften im modernen Frankreich nur unter Verzicht auf jede Berechtigung durchzuführen sei, daß eine derartige Anstalt ihre Berechtigung und ihre Berechtigungen gleichsam erst moralisch erwerben müsse, und so unternahm er es, sie auf privatem Wege ins Leben zu rufen. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Sein Unternehmen fand gleich von Anfang an die Unterstützung gewichtiger Stimmen, wie der von Guizot und Taine, die beide im Herbst 1871 in dem Journal des Débats, damals wie heute dem vornehmsten Blatt der französischen Presse, für die Sache eintraten. Im nächsten Jahre trat die neue Hochschule mit 89 Hörern ins Leben. Anfangs wurden nur fünf Vorlesungen in gemieteten Räumen gehalten. Heute ist, um dies vorauszunehmen, die Zahl der Vorlesungen und der praktischen Übungen auf fünfzig, die Zahl der Studenten auf 400 gestiegen, und die Hochschule hat ein stattliches eignes Heim auf der Grenze des lateinischen Viertels und des alten vornehmen Faubourg St. Germain, das mit allen Erfordernissen und Bequemlichkeiten der modernen Wissenschaft ausgestattet ist.

Diese wenigen Angaben zeigen unzweifelhaft, daß die freie Hochschule für Staatswissenschaften mit ihren Einrichtungen und ihren praktischen Ergebnissen

Digitized by Google

den Beifall des zeitgenössischen Frankreichs gefunden hat. Hier mag zunächst von den erstern die Rede sein.

Die Anstalt will teils auf die politische Laufbahn im allgemeinen vorbereiten, teils hat sie eine Reihe von bestimmten Laufbahnen der Staatsverwaltung im Auge, die durch Ablegung einer besondern Prüfung zugänglich werden. Sie gliedert sich hiernach in vier Abteilungen, in eine allgemeine für Geschichts- und Rechtswissenschaft und in drei besondre für Diplomatie, für Verwaltung und für Staatswirtschaft und Finanzen.

Der Lehrgang in den einzelnen Abteilungen bestimmt sich nach den praktischen Erfordernissen des Ziels, sowohl der Staatsprüfungen, die, wie gesagt, vor dem Eintritt in die einzelnen Berufsthätigkeiten abzulegen sind, wie auch ihrer weitern Bedürfnisse. Folgende Laufbahnen kommen in Betracht: die diplomatische, die das Ministerium des Äußern, die Gesandtschaften und die Konsulate umfaßt; die Verwaltung sowohl in den Zentralbehörden wie in den Departements; die Inspektion der Finanzen, eine Behörde, die unter dem Finanzministerium steht und zur Kontrolle der direkten und indirekten Steuern durch Berichte der Reiseinspektoren an den Minister dient; die Kolonialverwaltung von Algier und Tunis (auch die von Tongking wird neuerdings in das Bereich der Studien gezogen); das Kommissariat der Marine, dessen Mitgliedern sämtliche Verwaltungsgeschäfte an Land und zur See obliegen (jedes Kriegsschiff hat einen Kommissar mit Offizierrang an Bord).

In allen Abteilungen ist der Lehrgang der Hochschule zweijährig, und hiernach bestimmt sich der Kreislauf der grundlegenden Vorlesungen. Am Ende des zweiten Studienjahres findet eine Schlußprüfung statt, auf deren Grund ein Zeugnis verliehen wird, das für jetzt nur einen ideellen Wert hat. Doch haben schon zwei der genannten Behörden das Zeugnis der Hochschule kurzweg anerkannt. Jeder Student, der an der Schlußprüfung teilnehmen will, muß sich in eine Abteilung einschreiben lassen und an den für diese vorgeschriebnen Pflichtvorlesungen, sowie den damit verbundnen praktischen Übungen teilnehmen, während die Wahl der sonstigen Vorlesungen in sein Belieben gestellt ist. Die mündlichen und schriftlichen Übungen finden aller vierzehn Tage statt und dienen zur Klärung, Vertiefung und Wiederholung der erledigten Lehraufgabe.

Es wird nun den Studenten dringend empfohlen und ist in der Praxis die Regel, nach Erledigung des zweijährigen Studienganges ein drittes Jahr an der Hochschule zuzubringen, indem sie die erworbnen Kenntnisse nach freier Wahl ergänzen und befestigen, aber auch durch weitere geschichtliche und juristische Vorlesungen der allgemeinen Abteilung die Grundlagen ihrer Fachbildung erweitern. Für diesen dritten Jahrgang, sowie für alle noch ältern Studenten besteht eine besondre Art von Übungen, die den Seminaren unsrer Universitäten ähnlich sind. Sie behandeln teils kurze Fragen aus der allgemeinen Praxis, teils Tagesfragen von hervorstechendem Interesse, wie sie



Digitized by Google

durch die Ereignisse im In- und Auslande aufgeworfen werden, diese nach ausführlicher, schriftlicher Bearbeitung durch ein Mitglied. Die litterarischen Hilfsmittel und Anregungen sind in der reichhaltigen Bibliothek und in den mit einer guten Auswahl französischer, deutscher und englischer Tagesblätter und Zeitschriften ausgestatteten Leseräumen vorhanden. So behandelt man vielleicht heute die verfassungsmäßige Stellung des Senats, ein andermal die Auslieferungsverträge zwischen Frankreich und andern Ländern, oder es werden vergleichende Betrachtungen angestellt über die Entwicklung der neueren Gesetzgebung, z. B. auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes. Bei dem sonst so stark in sich gekehrten Blick der Franzosen verdient hervorgehoben zu werden, daß gerade auf den Vergleich mit dem Auslande Wert gelegt wird. Das setzt auch die in Frankreich so seltene Kenntnis fremder Sprachen, in erster Reihe natürlich des Deutschen und des Englischen, voraus. Für beide Sprachen sind besondre Lehrgänge eingerichtet, und in den Leseräumen werden die aufliegenden ausländischen Blätter eifrig benutzt. Bezeichnend ist eine Äußerung, die ein alter Student der Hochschule, der sonst aufs entschiedenste seine Nation für die erste der Welt zu erklären pflegte, sich im Eifer des Gesprächs entschlüpfen ließ. Er sagte etwa: Das Jahr 1870 ist für uns eine bittre Lehre gewesen, daß bei uns nicht alles zum besten und draußen nicht alles schlecht bestellt ist. Das ist sicherlich eine bemerkenswerte Art von „neuem Geist“ in dem Frankreich der Jahrhundertwende. Das Gefühl ihres eigenartigen Geistes lebt denn auch in der ganzen Hochschule. Ihm lieh vor einigen Monaten Albert Sorel Worte, als er am Tage des fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfestes dem Begründer und Leiter der Anstalt, Emile Boutmy, zurief: Es ist keiner unter uns, der sagen könnte, er wäre ohne Sie geworden, was er ist.

Gerade an einer Lehrstätte wie dieser ist es ganz besonders zu schätzen, wenn sie sich von allem Chauvinismus frei hält. Die Hochschule entzieht sich aber auch dem Einfluß des Parteigeistes; jeder politische Standpunkt darf sich frei äußern. Diese unabhängige Stellung verdankt sie ihrer privaten Stellung und ihrer finanziellen Selbständigkeit, die jede staatliche Unterstützung überflüssig macht und damit auch den Einfluß der wechselnden Regierungen ausschließt. In der Praxis hat das ja am Ende jetzt noch wenig zu bedeuten, es kann aber wichtig werden, so bald einmal eine extreme Richtung dauernd ans Ruder kommt, die sich mit allen Mitteln fest zu setzen und im Sattel zu halten sucht. Jedenfalls verleiht diese Unabhängigkeit der Hochschule in den Augen der Franzosen ein wirksames Relief. Ihre Einkünfte stammen, wie hier beiläufig bemerkt sei, teils aus den zahlreichen und zum Teil bedeutenden Stiftungen, teils aus der Einschreibegebühr der Studenten, die jährlich dreihundert Francs beträgt.

Irgend welche Zeugnisse über wissenschaftliche Vorbildung werden beim

Digitized by Google

Eintritt nicht verlangt; doch ist es Regel, daß die Studenten „Baccalaureaten" sind, also die Reifeprüfung auf einem Gymnasium bestanden haben. Auch Ausländer werden zugelassen; sie betragen gegenwärtig den zehnten Teil der Studirenden. Unter anderm hat der Sohn des englischen Kolonialministers Chamberlain, der jetzt als Lord im Marineministerium sitzt, dort seine Studien gemacht. Sonst stammen die ausländischen Hörer meist von der Balkanhalbinsel; daneben finden sich einzelne Russen, Ägypter und Japaner.

Die meisten einheimischen Studenten verbinden mit dem dreijährigen Lehrgang das Studium der Rechte an der juristischen Fakultät zur Erwerbung der licence oder des seit 1889 für die Berechtigung zum einjährigen Dienst erforderlichen höhern Grades, des doctorat en droit. Andre, die in den diplomatischen Dienst zu treten gedenken, erwerben wohl auch die licence ès lettres, die unterste Stufe der Prüfung für das höhere Schulfach, die zwar zu einer aussichtvollen Laufbahn darin nicht mehr ausreicht, aber — zum großen Ärger der Juristen — für das Militärverhältnis denselben Vorteil gewährt wie das doctorat en droit. Die licence ès lettres kann wie in andern Fächern so auch in der Geschichte erworben werden, die auch in der Prüfung für die diplomatische Laufbahn eine besondre Rolle spielt. Es mag noch bemerkt werden, daß manche Studenten, die sich lediglich für eine politische Laufbahn, etwa als Journalisten und Parlamentarier oder auch für leitende Stellungen an einem größern Finanz-, Industrie- oder Handelsinstitut vorbereiten und auf das Diplom der Hochschule verzichten, ihr Studium selbständig gestalten, ohne in eine Abteilung einzutreten.

Ihre ganz unabhängige Stellung ermöglicht es der Hochschule, ihre Lehrkräfte frei zu wählen, und dabei steht ihr der ganze Reichtum an Intelligenz zur Verfügung, der sich in dem Brennpunkt der französischen Kultur vereinigt findet. Man geht bei der Besetzung der Lehrstellen von dem Grundsatz aus, jedes Fach womöglich durch Männer der Praxis vertreten zu lassen. So finden wir neben den berühmten Namen des Collège de France, der Sorbonne und der École de Droit Männer aus allen Gebieten des praktischen Lebens als Professoren: frühere und jetzige Minister, sowie hohe Beamte aus den Ministerien, dem Rechnungshof, der Finanzinspektion, dem Staatsrat, der Kolonialverwaltung — mit einem Wort, aus allen Behörden, auf deren Dienst die Hochschule vorbereiten will; dazu Vertreter des Heeres und der Marine, des Handels, der Industrie, des Verkehrs- und des Bankwesens. Unter den fünfzig Lehrern findet man Männer wie Albert Sorel, Levasseur, Anatole und Paul Leroy-Beaulieu, Charles Dupuy, André Lebon, der auch als Minister seinen Lehrstuhl nicht aufgegeben hat. Dazu unter den Mitgliedern des Verwaltungsrates Casimir Périer, im Studienrat Barthélemy Saint-Hilaire, Flourens, Magnin, Ribot, Hanotaux und andre, die auch über die Grenzen Frankreichs hinaus wohl bekannt sind.

Digitized by Google

Einige Lehrstühle beruhen auf besondern Stiftungen und tragen dann, wie es in England seit Jahrhunderten und neuerdings auch in den Vereinigten Staaten Gebrauch ist, die Namen der Stifter. Die Berufung zum Lehramt erfolgt auf Lebenszeit oder auf zwanzig Jahre; das Einkommen der Professoren beträgt für eine wöchentliche Vorlesung 3400 Francs, für zwei wöchentliche Lehrstunden 5400 Francs jährlich. Da sämtliche Lehrer durch ihren Hauptberuf in Anspruch genommen und hier nur im Nebenamt thätig sind, so kann die Anzahl der Lehrstunden jedes einzelnen immer nur beschränkt sein; sie pflegt zwei wöchentliche Vorlesungen oder Übungen nicht zu übersteigen. Im übrigen entsprechen die Einrichtungen denen unsrer Universitäten.

Auf den Plan der Vorlesungen näher einzugehen ist hier nicht am Platze; er ergiebt sich aus den Zielen und zeigt natürlich, wie an allen Hochschulen, jedes Jahr ein etwas andres Bild. Doch sei bemerkt, daß mit Rücksicht auf die praktischen Ziele der Hochschule die geschichtlichen Übersichten und Entwicklungen in der Regel von dem Jahre 1789 als dem Beginn der Entwicklung des heutigen Frankreichs ausgehen; nur ausnahmsweise greifen die geschichtlichen Vorlesungen weiter zurück. Es entspricht das ganz dem praktischen, mehr auf die Dinge der Gegenwart als auf ihr Gewordensein gerichteten Sinn der Franzosen.

Damit dürfte das Bild der freien Hochschule für Staatswissenschaften in der stillen Rue Saint-Guillaume zu Paris in den Hauptzügen gegeben sein. Es bleibt noch übrig, einen Blick auf die Erfolge der Anstalt zu werfen. Einige Andeutungen sind schon zu Anfang gegeben worden. Die Hochschule ist heute, nach fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens, finanziell als private, unabhängige Anstalt gesichert, erfreut sich eines festen, in der Praxis bereits erprobten Gefüges und einer beträchtlichen Schar von Studenten. Die Statistik zeigt auch, daß die Zöglinge ihre Ziele erreichen. Anfangs gänzlich unbekannt, liefert die Hochschule seit 1877 den einschlägigen Behörden den größten Teil ihres Bedarfs an jungen Kräften, der Finanzinspektion seit 1880, dem Rechnungshof seit 1890 ganz ausschließlich. Im Staatsrat sind seit 1890 von sechzehn eintretenden Hilfsarbeitern vierzehn, im Ministerium des Äußern neunundzwanzig von einunddreißig aus ihr hervorgegangen. Diese Zahlen zeigen, daß die Anstalt ihr engeres Gebiet sozusagen beherrscht. Die schon erwähnte Anerkennung ihres Zeugnisses, das auf einer ohne alle Kontrolle der staatlichen Organe vor sich gehenden Prüfung beruht, beweist auch, daß sich die aus der Rue Saint-Guillaume hervorgegangnen jungen Männer in der Praxis bewährt haben. Auch von den jüngern Parlamentariern ist ein nicht geringer Teil durch die staatswissenschaftliche Hochschule gegangen, darunter der Vizepräsident der Kammer Deschanel, ferner vier Mitglieder des letzten Ministeriums, neben dem schon genannten Lebon noch Barthou, Turrel und Cochery.

Digitized by Google

Dies sind die Ergebnisse einer fünfundzwanzigjährigen Arbeit, bei einem sehr kleinen und von vielen Schwierigkeiten umgebnen Anfang. Die Gründer und Leiter der Hochschule können gewiß damit zufrieden sein. Bei dem engen Zusammenhang, der an ihr zwischen Lehrern und Schülern gepflegt wird, und dem ungeheuern Einfluß, den persönliche Beziehungen gerade in Frankreich mehr als anderswo ausüben, eröffnet sich für die Hochschule die Aussicht auf eine bedeutende Zukunft. Außerhalb Frankreichs bis jetzt so gut wie unbekannt, wird sie ohne Zweifel auch bei uns bald die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

# Ungedruckte Briefe Seumes

Mitgeteilt von Louise Devrient

Im Jahre 1880 habe ich in der Monatsschrift „Unsre Zeit" einige in meinem Besitz befindliche Briefe und Gedichte Seumes veröffentlicht, die sehr freundliche Aufnahme fanden. Einige weitere glaubte ich damals noch zurückhalten zu müssen, und doch waren das gerade die schönsten und bedeutendsten, die sich erhalten haben, wahre Perlen der Brieflitteratur jener Zeit. Nachdem ich die Bedenken, die mich damals von der Veröffentlichung auch dieser Briefe abhielten, habe fallen lassen können, übergebe ich auch sie jetzt noch der Öffentlichkeit. Zu ihrem Verständnis und ihrer Würdigung werden wenige Worte genügen. Die Briefe sind gerichtet an Johanna Loth, die Tochter des Leipziger Ratsherrn, Kauf- und Handelsherrn und Besitzer des Gutes Hohenstädt bei Grimma Christian Heinrich Loth, einer davon auch an den Vater. Das Verhältnis, in das uns die Briefe blicken lassen, ist das alte und doch ewig neue: Seume geht jahrelang in dem Lothschen Hause ein und aus und unterrichtet die Tochter; dabei keimt in dem um zwanzig Jahre ältern Manne eine stille, hoffnungsvolle Neigung zu dem liebenswürdigen jungen Mädchen auf,*) die dann plötzlich eine bittere Enttäuschung erfährt, als sich Johanna zu Weihnachten 1804 mit einem Leipziger Kaufmann D. verlobt. Seume hält es für seine Pflicht, seine Anschauung über diese Wahl offen auszusprechen, und führt diese Pflicht der Tochter wie dem Vater gegenüber mutig aus. Aber wenn auch seine Liebe unerwidert blieb, so dauerte doch die herzliche, dankbare Zuneigung der Schülerin zu ihrem Lehrer bis zu dessen Tode (1810) fort, wie einige Briefe zeigen, die Seume später noch an die glückliche Gattin und Mutter gerichtet hat.

*) Seume war am 29. Januar 1763, Johanna Loth am 21. August 1784 geboren.

Digitized by Google

## Seume an Johanna

(1803 oder 1804)

Ich hatte das Buch in der Rocktasche, und ich weiß nicht, welcher leise Takt mich abhielt, es Ihnen zu geben. Vielleicht hätte ich Ihnen besser das Buch als die Rose gegeben. Was kann das nun helfen? In meiner Stimmung ist man leider bestimmt, Bevüen zu machen. Gebe der Himmel, daß sie nur nicht größer werden. Bei dieser Gelegenheit hab ich so ziemlich meine Verse selbst wieder durchgelesen, und ohne Dichtereitelkeit gefunden, daß doch ungefähr ein Dutzend gute Gedanken darin stehen. Aber zugleich las ich auch mein Urteil von mir selbst und fühlte die innere Aufforderung zur Vernunft stärker als je.

Mit des Mannes erstem grauen Haar
Sinkt vom Weiberauge die Magie.

Sehr selten blicke ich in den Spiegel; jetzt machte mein Blick unwillkürlich den Richter; denn es wollten ihm schon ein halbes Dutzend bemerklich werden, und wohl mehr. Beifolgendes Dankzettelchen in Versen zerreißen Sie. Dergleichen Dinge, einige von Fürsten und Fürstinnen, habe ich alle vernichtet. Ich gewinne damit bei Ihnen nichts; übrigens fährt alles schroff und ohne alle wohlthätige Wirkung von meiner Seele zurück. Haß ist nie in meine Seele gekommen, nie — vielleicht wäre es gut, die Liebe wäre auch heraus — ob ich es gleich nicht wünschen kann — aber jetzt fange ich fast an, an Ihnen etwas leidenschaftlich zu hassen und das ist — Ihr Handschuh. Vielleicht thue ich unrecht. Aber wer thut denn immer nach allen Regeln recht? Man wollte mir gestern an einem Orte sagen, H. G. werde Ihre Schwägerin heiraten; darauf konnte ich kein Jota antworten. Das Publikum giebt sich viel Mühe mit ungewissen Dingen. Sie selbst wurden vor einiger Zeit großer Koketterie angeklagt, deren ganzes Glück ein Hof von Anbetern gewesen sei; und ich hatte alle meine Fassung nötig, Sie nicht wärmer zu verteidigen, als die Schicklichkeit erlaubt. Wenn ich so unglücklich wäre, der Beschuldigung beitreten zu müssen, wäre ich geheilt; aber es wäre eine schreckliche Heilung, die ich mehr als den Tod fürchte. Ich bin in einer sonderbaren Stimmung; mich däucht, ohne eben zu verzweifeln, würde es ein erwünschter Moment sein, auf eine Kartätschenbatterie zu gehen. Wo man Lust und Freude verloren hat, ist das Spiel der Kraft die einzige Unterhaltung für Männer, die ihre Selbständigkeit retten wollen.

Verzeihen Sie, ich bin plauderhafter als ein Mädchen über ihr neues Kleid.

Würden Sie die Güte haben, mir den Don Karlos und meinen Sommer zu schicken; ich will in beiden etwas nachsehen. Die Uhr ruft mich in die Schule.

— Sola*) — — — Seume.

## Seume an Johannas Vater

den 26. Dezember 1804

Dieser Brief wird Sie unstreitig überraschen, vielleicht auch nicht; ich bin es aber mir und Ihnen schuldig, ihn zu schreiben. Wenn der Inhalt, wie ich fast fürchte, für Ihre Gesundheit zu angreifend sein sollte, so bitte ich Sie, ihn ein andermal mit gesammelter Ruhe zu lesen. Ich darf und werde nicht mehr in Ihr Haus kommen und jede Gelegenheit sorgfältig vermeiden, Ihre Tochter zu sehen. Sie erraten die Ursache leicht. Ich bin nicht alt und weise genug, hier gehörige Fassung zu

*) Tu sola donna mi sei. Vergl. Unsere Zeit, 1880, Nr. 7, Seite 71.

Digitized by Google

halten. Meine Seele hat seit langer Zeit große Abgötterei mit dem Mädchen getrieben, und ich bin in eine Stimmung geraten, wo ich Gefahr laufe, ein Raub meiner Empfindungen zu werden. Sie ist das schönste, herrlichste, liebenswürdigste Geschöpf, das ich vielleicht je gesehen; ich bin ein guter, unverdorbener, unbefangener Mann: die Wirkung war zu berechnen. Ich bin mir der Reinheit meiner Gefühle durchaus bewußt; denn mein innerer Charakter ist so, daß er keine Beschuldigung der Selbstsucht fürchtet. Was Vernunft und Konvenienz sagen können, habe ich mir alles längst gesagt. Hoffentlich bin ich nie aus den Gränzen der Bescheidenheit getreten. Das Mädchen weiß nichts; wenigstens nicht mehr, als was sie vielleicht mit ihrem feinen Takt erraten kann. Die Empfindung ist nicht von gestern und ehegestern. Sie erinnern Sich, daß ich das erstemal auswich, als ich ihr Unterricht im Italiänischen geben sollte; ich hätte es das zweite mal noch mehr thun sollen. Wer überrechnet nicht zuweilen seine Stärke? Seitdem habe ich mit unaussprechlicher Liebe jeden Tritt des Mädchens aufmerksam beobachtet, zuweilen mit Angst für ihren Charakter gezittert, aber ihn immer rein gefunden. Es ist viel, bei der Sittenlosigkeit unserer jungen Leute untadelhaft zu sein. Sie war freilich die Ursache manches Besuchs, den ich in Ihrem Hause machte; sie war aber auch oft die Ursache, daß ich nicht kam. Ich wollte meine Empfindung niederkämpfen; aber das geht nun, wie ich wohl merke, ohne heroische Mittel nicht. Einige mal bin ich von der Treppe zurückgekehrt; aber ich konnte die Seele nicht zurückrufen. Manche drei Meilen bin ich gewandelt, um sie nur einige Minuten zu sehen; und wenn eine Kleinigkeit von mir, ein Buch, eine Blume ihr einiges Vergnügen machte, so war ich ein Weltbesitzer. Sie sind ihr Vater, und können also wenigstens zur Hälfte davon urteilen. Es ist in meiner Stimmung nicht wohl möglich, mich mit sogenannter guter Manier zu entfernen. Ihr Herr Sohn hat mir gestern eine Eröffnung gemacht, die meinen schwankenden Entschluß festsetzen muß, ehe ich von meiner Schwachheit zu viel verrate. Ich will gute Verhältnisse nicht stören, und sollte ich darüber mit meinem Wesen zu Trümmern gehen. Es ist freilich traurig, daß ich nun wieder einsam und freudenleer sein werde; aber ich muß in mich selbst zurückgehen und mit mir allein leben. Es bleibt mir nichts als das Bewußtsein eines ehrlichen Mannes, das zwar endlich sicher, aber trostlos kalt ist. Ich bin zur Verwaisung geboren und bezahle meine höhere Bildung etwas teuer. In meinem Herzen liegt ein unendlicher Reichtum, mit dem ich und niemand etwas anzufangen weiß; ich werde nun bei den Toten leben. Die Chiffer in dem Buche sagte ich lieber nicht; was kann sie irgend jemand helfen? Auch wird sie wohl niemand erraten, denn der Schlüssel ist ziemlich schwer. Von jedem andern würde es eine gewöhnliche Artigkeit sein; von mir hat es leider einen großen Sinn. Es ist die Stelle ich weiß nicht aus welchem Italiäner: Tu sola donna mi sei. Mein innerer Zustand hat unstreitig in mein äußeres Betragen etwas gezwungenes und schroffes gebracht. Mein Wesen ist eine Mischung von Wehmut und moralischer Zuversicht, die nicht lange der anständige Charakter eines Mannes sein kann. Um den Schluß bin ich peinlich verlegen; Sie haben väterlich freundschaftlich gegen mich gehandelt; und ich soll das Ansehen des Undanks haben. Ihre Güte hat mir wohl und wehe gethan. Sie werden mir aber doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß mein Betragen mit etwas Einrechnung von Menschlichkeit sittlich rein war. Nie werde ich vergessen, wie viele frohe, glückliche Stunden ich in Ihrem Hause genossen habe, aber nur dann dahin zurückkehren, wenn es eine wichtigere moralische Pflicht fordert. Ich schäme mich zwar keiner meiner Empfindungen, aber es ist doch wohl besser für alle, wenn

Digitized by Google

niemand weiter etwas davon erfährt. Wenn ich mir Unbefangenheit genug zutraute, würde ich morgen noch bei Ihnen sein; aber ich habe kaum den Mut. Ewig der Ihrige Seume.

## Seume an Johanna

(Ende Dezember 1804)

Liebe, liebe Freundin,

Es ist das erste und höchst wahrscheinlich das letzte mal, daß ich diese vertrauliche Sprache des Herzens zu Ihnen spreche, auf die ich mir durch meine reinsten Gesinnungen gewiß ein Recht erworben habe. Meine Entfernung aus dem Hause Ihres Vaters kann Sie über meine Seelenstimmung nicht in Ungewißheit gelassen haben, und wenn es auch nicht großmütig ist, so ist es doch sehr menschlich, daß ich mich nicht so ganz ohne etwas freundlichen Abschied von Ihnen trenne. Wenn Sie mein Benehmen überrechnen wollen, so werden Sie keinen Widerspruch finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit einigen Jahren mit etwas mehr als gewöhnlicher Verehrung Ihnen im stillen gefolgt bin. Wenn ich nötig hätte, erst die Reinheit meiner Empfindungen vor Ihnen zu rechtfertigen, so trüge ich mit meinem Charakter in der Welt eine schändliche Maske. Ich bin freilich bei der Sache ein etwas unbesonnener Knabe gewesen, der die Dinge rund um sich her nicht überlegt hat, und ich büße die Sorglosigkeit jetzt sehr hart; aber ich kann doch nicht wünschen, daß es nicht wäre. Ich glaubte gegen jede Empfindung dieser Art durch Vernunftkraft und noch mehr durch meinen Stolz gesichert zu sein, und am Ende hat das Herz die Vernunft und den Stolz in seine Partei gezogen. Daß Sie ein reiches junges Mädchen sind, daran habe ich leider wenig gedacht; ich empfand nur, daß Sie schön und liebenswürdig sind. Das habe ich Ihnen nie gesagt, aber es lag desto tiefer in meiner Seele, und das Gefühl ist doch wohl unwillkürlich merklich hier und da in Äußerung übergegangen. Manche, manche Meile bin ich bei eben nicht freundlichen Wetter gegangen, und war belohnt, wenn ich Sie nur einige Minuten sehen konnte, und war froh wie ein Kind, wenn eine Kleinigkeit von mir Ihnen Vergnügen zu machen schien. Was hätte ich in Lauchstädt zu thun gehabt, wenn Sie nicht dort waren? Ich wollte ängstlich nicht Ihre Nähe verlieren, als die Gauner ihren glücklichen Anschlag mit mir ausführten; doch zähle ich den Tag unter meine sehr glücklichen, denn es schien mir, als ob Sie mir freundlich wären. Ich hätte Ihnen vielleicht ein Wort von dem Innern meiner Seele gesagt, wenn nicht Umstände es erzwungen hätten. Ich bekenne meine Schwachheit; die Nachricht faßte mich bis zur Zerrüttung. Kaum konnte ich vor Betäubung meine gewöhnliche Arbeit verrichten, ich schauerte fieberhaft, der Schlaf flohe meine Augen, und alle meine Bekannten bemerkten den Kampf in meiner Seele. Ich habe seit dem ersten Feiertage abends jede Gelegenheit ängstlich vermieden, irgendwo in Gesellschaft zu sein, weil man mich in dieser Verstimmung nicht sehen soll. Ich muß mich erst einigermaßen wieder erholen und auf einen erträglichen Standpunkt setzen. Ich kenne meinen Wert und weiß, welchen Charakter ich zu halten habe. Sie wären die Seligkeit meines Lebens gewesen, und ich bin mir durchaus bewußt, ich würde Ihnen keinen Ihrer schönen Tage verdorben haben. Ich habe Kraft und Mut zu arbeiten und würde mit Frohsein gearbeitet haben, bis die Fingerspitzen geblutet hätten. Eine Frau hätte ich selbst ernähren können, aber freilich keine Dame, und leider sind in unsrer Konvenienz die Frauen seltener als die Damen. Doch wozu leidige Äußerungen? Wenn Sie gewiß sind, daß der Mann, den Sie wählen wollen, Ihre ganze herzliche, uneingeschränkte Teilnahme

Digitized by Google

verdient hat und verdient, daß Sie Ihr Glück unbedingt in seine Hände legen können, daß Sie unverrückt beständig mit zärtlicher Hingebung sich an seinen Charakter zu halten hoffen dürfen, so eilen Sie, die Verbindung zu schließen, die Ihr Herz wünscht; fühlen Sie aber Bedenklichkeiten, die der Ernst rechtfertigt, so gehen Sie behutsam und langsam, damit Sie nicht eine solche Übereilung mit dem Unglück ihres Lebens büßen. Sie haben nicht das Ansehen, als ob Sie sich für verlorene Freuden des Herzens und der Häuslichkeit durch Vergnügungen der Mode schadlos halten könnten. Ihre Eltern wollen gewiß das Glück ihres Kindes, und sie sind billig Ihre besten vertrautesten Freunde; aber ich bin überzeugt, daß sie sich ihrer eignen Beruhigung wegen keinen entscheidenden Entschluß über Ihr Schicksal erlauben werden. Ich sehe Sie wahrscheinlich nie wieder; das Gebein schauert mir bei dem Gedanken. Sehen Sie, wie gut es gewesen wäre, wenn meine Seele ohne allen Ton zärtlicherer Empfindung wäre? Ohne meine Mutter wäre ich längst fort, hinaus in die wildesten Elemente. Manchmal suchten Sie gütig mich zurückzuhalten; und nun sind Sie doch die einzige Ursache, die mich von neuem in die Wogen hinausschickt. Wenn mich die Pflicht nicht leben hieße, würde ich den Tod suchen, einen Freund, mit dem ich nicht seit ehegestern bekannt bin. Sie begreifen, daß es in dieser Stimmung kein Verdienst ist, wenn ich Ihr Glück mit meinem Leben erkaufen will. Ich muß den Sturm in mir niederkämpfen, und das kann in Ihrer Nähe nicht geschehn. Bei allem, was Ihnen heilig ist, bitte ich Sie, bleiben Sie wie Sie sind, und halten Ihren Charakter der schönen, reinen Weiblichkeit; nur dieses Bewußtsein giebt Sicherheit. Sie werden an mir auch in der Ferne eine aufmerksame Wache und einen strengen Richter haben; ich will das Heiligtum nicht entweiht wissen, wo ich anbete. Auf meine ewige Ergebenheit rechnen Sie überall. Ob ich mich gleich nicht als den Ihrigen nennen darf, so werde ich es doch wohl mehr und länger sein als irgend jemand, und wahrscheinlich bis zum letzten Hauche. Seume.

Wenn man wahrscheinlich auf immer von einer Person Abschied nimmt, die so ganz Besitzerin unsers Wesens ist, so ist es begreiflich, daß man nicht so leicht auf einem Blättchen Papier zu Ende kommen kann. Es schmerzt mich, daß ich nun auch Ihre Eltern nicht mehr sehen soll, die beständig für mich so viel Güte gehabt haben; aber wo ich nicht als unbefangener Mann offen in meinem Charakter stehen kann, werde ich nie hintreten. Ihr Vater ist durch mich selbst über mich unterrichtet, und seine Gesinnung ließ sich erraten. Bedauern und Mitleid könnte ich allein vielleicht nur von Ihnen vertragen; von jedem andern wäre es mir die drückendste Begegnung. Auch von Ihnen will ich es nicht; denn Mitleiden fängt an, wo die Achtung aufhört; und kein Gefühl, das nicht auf Achtung gegründet ist, kann einigen Wert haben. Ich verspreche zwar, Sie nicht mehr zu sehen; aber meine Seele kann und wird und soll sich nicht von Ihnen trennen. Für mein Herz ist kein Ersatz, auch wenn mir ein Volk seine Krone gäbe; denn zu den ganz gewöhnlichen Menschen werde ich nie herabsteigen. Es dauert lange, ehe ich Teilnahme gewinne; aber dann hält sie. In Achtung werde ich mich endlich noch wohl zu halten wissen; aber was ist die kalte, ernsthafte Achtung für ein Herz, das trotz der dunkeln Außenrinde einen Reichtum zarterer Empfindungen und dafür Bedürfnisse besitzt? Der Mann wird siegen, aber er wird nicht glücklich sein; finsterer Ernst wird sich wieder auf meine Stirne lagern, und das äußerste wird sein, daß ich mich vor Murrsinn schütze. Als man von Ihrer Partie mit R — — sprach, war ich ruhiger, weil ich die Unwahrscheinlichkeit der Sache aus den Um-



Digitized by Google

ständen sicher berechnet hatte; und damals war mein Gefühl noch nicht zu der Höhe gestiegen, auf der es jetzt steht. Aber ich muß, muß enden. Ich kenne die meisten Ihrer Verhältnisse und habe Sie für Ihre Jugend tadellos gefunden. Nun kommen ernstere Jahre. Gehen Sie immer in Ihr Herz, es wird hoffentlich immer rein sein; fragen Sie Ihren eignen feinen Verstand, und lassen ihn nie von einer kleinlichen Leidenschaft bestechen; seien Sie mißtrauisch gegen die Mode; sie ist eine schleichende Verderberin, sucht schmeichelnd Eingang, verderbt den reinen Geschmack, erzeugt Langeweile und lohnt zuletzt mit Angst, vielleicht gar mit Elend. Nur Wahrheit und Tugend dauern. — Sie haben mich einige mal unvermerkt aus meinem Charakter geführt; wenn ich wieder spielen werde, so verdammen Sie mich: das Geld gilt mir wenig; aber Grundsätze desto mehr. Wenn ich Sie vielleicht einmal wieder sehe, sind Sie wahrscheinlich Matrone; und gebe der Himmel, daß dann meine Empfindung in ganz reine Hochachtung beruhigt ist.

### Seume an Johanna

(Anfang des Jahres 1805)

Sie erwarten vermutlich keinen Brief mehr. Sein Sie ruhig, ich werde nicht weiter zudringlich sein, als bis ich nach meiner Überzeugung meine Pflicht ganz erfüllt habe. Ihre Erklärung ist sehr freundlich; sie hat mich tief gerührt, aber sie hat mich nicht überzeugt, sie hat mich für Sie nicht ganz beruhigt. Meine Ansichten gründen sich auf Thatsachen, und meine Furcht auf Erfahrungen, Die Lage Ihres Herzens ist ungefähr, wie ich sie mir gedacht habe, mit allen psychologischen Veränderungen. Ich habe Recht gehabt zu glauben, daß Sie in Ihrer schönsten Jugend mit den herrlichsten Hoffnungen fast verwaist waren. Sie thun Ihrem Vater Unrecht, wenn Sie glauben, daß er seine Augen nach Geld wende. Er sucht nur die Sicherheit und die anständige Erscheinung seiner Kinder. Daß das Geld nicht die Absicht Ihres Vaters ist, hat er, glaube ich, hinlänglich auch gegen H. D. gezeigt. Verkennen Sie ja nicht seine Fürsorge für sein Kind. Ihre Anhänglichkeit und Hingebung an den Mann, den Sie mit Zustimmung Ihrer ganzen Familie gewählt haben, macht Ihnen Ehre und Sie mir noch teurer, wenn es möglich ist. Ich erwartete von Ihrer Seele nichts anderes. Behüte der Himmel, daß ich es je wagen wollte, eine Harmonie zu stören, die Sie selbst geschaffen haben und als das Glück Ihres Lebens betrachten. Aber haben Sie keine Beispiele gehört und gelesen, daß Leute durch gegenseitige Liebe in aller Gemütlichkeit bis an den Rand des Verderbens gingen? Ich will nur Ihre eigene Vorsichtigkeit wecken. Opfern Sie Herrn D. aus Pflicht alles, was Sie ihm aus Pflicht opfern dürfen. Ich bleibe bei den Angaben in meinem vorigen Briefe. Welchen Gewinn könnte ich davon haben, Ihnen einen Rat zu geben, den ich nicht für Sie für den besten hielte? Ich kenne die Verhältnisse Ihres Vermögens nicht. Nur schlagen Sie nicht das in Gefahr, wovon vielleicht einst Sie mit Ihrer Familie anständig leben müssen. Das Urteil darüber bleibt freilich Ihnen; und es ist nun Ihre Pflicht, sich auf alle Fälle eine Übersicht über das Leben zu verschaffen, wenn auch Ihr Schicksal Sie nötigen sollte, allein zu stehen. H. D. könnte ja sterben. Die Unwahrscheinlichkeit schließt die Klugheit nicht aus. Meine Meinung ist bloß, daß Sie in den Aufopferungen Maß halten und so viel als möglich Ihre und der Ihrigen Existenz sichern. Wenn H. D. dieses nicht fühlen und sich bei der Gränze nicht beruhigen sollte, so hätte er auch die erste, kleinste Aufopferung nicht verdient.

Digitized by Google

Meine Seelenstimmung erlaubt mir nicht, mehr darüber zu sagen; ich glaube nun eine meiner heiligsten Pflichten erfüllt zu haben. Würdigen Sie alles nach Ihrer besten Überzeugung so besonnen als möglich. Wer traut sich nicht mehr Stärke zu, als er hat? Ich habe Ihren Anblick vermieden, weil ich überzeugt bin, der Mann, der einmal ein sehr lebendiges Gefühl für ein weibliches Wesen hatte, kann es nie wieder zu einer völligen Ruhe gegen sie bringen, oder seine Empfindungen sind sehr flüchtig. Der Zufall brachte mich wieder in die Nähe Ihrer Eltern, und ihre Freundlichkeit wieder in ihr Haus. Ich suche so viel als möglich den Anstand zu halten; nur die Pflicht ist mir mehr. Ich sahe Sie, und ich kann nicht leugnen, daß ich mehr meinen Empfindungen hingegeben war, als ich glaubte und meine Philosophie versprach. Ich hätte mich gewiß stillschweigend entfernt, wenn nicht Ihre jetzige Lage mir es zur Pflicht zu machen schiene, Ihnen einige ernste Worte zu sagen. Mißkennen Sie den Beweggrund, so hülle ich mich in mein Bewußtsein und gehe traurig weiter. Sie können von einem Manne nicht verlangen, das, was er auf der Welt am zärtlichsten liebt, in Gefahr zu glauben und nichts dabei zu thun. Ich hoffe mir sicher Ihre Achtung zu erhalten; wenn Sie die meinige nicht in einem sehr hohen Grade hätten, hätte sich nie eine höhere Empfindung in meiner Seele eingefunden. Mich däucht, ein Blick in alle Seelen muß Ihnen erklären, warum ich Ihnen dieses alles unmöglich mündlich sagen konnte. Meine Empfindung hätte mich über die Gränzen des Schicklichen reißen können; und diese Beleidigung gegen Sie hätte mich sehr niedergedrückt. Ich ging mit voller, unruhiger Seele das letzte mal von Ihnen, traurig und bekümmert ohne fest bestimmte Ursache; den andern Tag erhielt ich einen Boten mit der Nachricht, meine Mutter, die ich noch ziemlich gesund glaubte, sei gestorben. Dieses Gefühl verschlang nun alle übrigen; ich habe wenige so wehmütige Momente meines Lebens gehabt. Auch dieses ergriff mich mehr, als ich gefürchtet hatte. Als Sie mir schrieben, begrub ich meine Mutter, eine vortreffliche alte Frau, der ich das meiste Gute in mir verdanke. Die Loskettung von der Pflicht hat in meinem Wesen eine traurige Leere gelassen, die an Vernichtung gränzt. Ich weiß nun noch nicht, was ich mit meiner einsamen, verwaisten, freudeleeren Existenz anfange, ob ich hier das Leben ausvegetire oder mich wieder hinaus in den Sturm werfe. Mich hat die Welt und das Feld gebildet, vielleicht werde ich dort auch endigen. Es ist eine kalte, trotzige, furchtbar erstarrende Lage, wenn man keine nähern Pflichten und keine freundlichen Verkettungen mehr hat. Ich habe jetzt eine Arbeit, die mir leicht den Tod bringen kann; denn kühnere Wahrheit kann am wenigsten unser Zeitalter vertragen. Ein Mann, der so wie ich an Gefahren gewöhnt ist, fürchtet sich nur vor sich selbst. Unter meinen bessern Landsleuten werde ich auch nach meinem Tode als ein Mann von Ehre leben; das bin ich gewiß, denn ich habe mehrere Gedanken gegeben, die gut sind und die sich in der Menge gewöhnlicher Bücher nicht finden. Für Toiletten sind freilich meine Arbeiten nicht; aber dafür wissen sie Männer von strengem, unverdorbnem Ernst hier und da zu würdigen. Ihre liebenswürdige Offenheit hat einen neuen Zauber um meine Seele geschlungen, von dem ich mich loszureißen bemühen werde; ich zweifle aber, ob es mir gelingen wird, da mein besseres Selbst so sehr darein verwebt ist. Es ward mir schwer, Ihre Schriftzüge zu vernichten, da sie so viele Beweise Ihres herrlich weiblichen Charakters enthielten; aber Ihr Wunsch ist mir immer Gesetz; die Blätter sind nicht mehr. Ich küßte sie mit Heftigkeit, und dann verzehrten sie die Flammen. Sie sollen mich nun immer in den Gränzen der Bescheidenheit finden, noch mehr als bisher; aber hoffen Sie nie, daß sich meine Seelenstimmung ändern

Digitized by Google

werde. Meine Seele, die man der Kälte zeiht, hält die Glut ihrer Gefühle. Durch mich soll keine Ihrer Minuten getrübt werden; nur erlauben Sie mir zuweilen ein Zeichen des freundlichen Andenkens. Alles hat nur für mich Wert, insofern Sie es würdigen wollen, und es ist meiner Seele Wohlthat, auch den kleinsten Berührungspunkt der bessern Menschlichkeit zu haben. Seien Sie glücklich, recht sehr glücklich; Sie können des Glücks nie so viel haben, als ich Ihnen wünsche; werden Sie nie anders, als Sie sind; Sie würden mir durch Veränderung das Idol meines Herzens zerstören. — W — — halte ich für einen sehr guten Mann, oder seine ganze Erscheinung müßte täuschen, welches ich nicht glaube. Gegen G. habe ich nichts, als daß er ein Wildling mit Frauen und Mädchen war, das Wort nicht gelinde genommen. Was er jetzt ist, weiß ich nicht; Sie thun, was Sie für schicklich halten. Der Himmel wache über Ihnen, wie über seinem Liebling, dann hat er den meinigen bewahrt, und meine Wünsche sind erfüllt.

S.

Jeder Mensch hält gern seine schönen Erinnerungen fest; sie sind am Ende der letzte Zehrpfennig unseres Lebens. Da ich doch wohl vielleicht das letztemal zu Ihnen spreche — der Gedanke drückt mich wie Vernichtung zusammen —, so erlauben Sie mir noch Ihnen zu bemerken, wie lange mich diese Empfindung schon beherrscht. Ihr Vater wünschte ein Jahr vorher, ich möchte Ihnen einigen italiänischen Unterricht geben. Ich lehnte es unter dem nicht ganz nichtigen Grunde der Unkunde ab, in der Hoffnung, er würde den Unterricht irgendwo anders finden. Die wahre Ursache war, ich trug schon damals weit mehr, als ich sollte, von dem lieblichen Mädchen in meiner Seele herum. Das Jahr darauf entschloß ich mich auf meine Gefahr, weil ich Ihnen das Vergnügen dieser Sprache für die Musik durchaus verschaffen wollte, es koste noch so viel. Ich habe selten eine so schnelle Fassungskraft gefunden als die Ihrige, und Sie wären sehr bald meine Meisterin geworden. Man fing an, mein Inneres zu mutmaßen; denn Mad. Göschen meinte, als ich bei ihr nicht Koffee trank, dazu könne mich nur H. L. bewegen, und sagte dieses mit bedeutsamer Miene, die ihre Aufmerksamkeit zeigte. Ich bin fast nie mehr in Verlegenheit gewesen, als da sie von mir wissen wollte, wer die Früchte zu Ihrem Geburtstag geschickt hatte. Nie bin ich in einer sonderbarern frohern Stimmung gewesen, als da mir die Gauner in Lauchstädt meine ganze Barschaft stahlen, weil ich meine Augen zu emsig nach dem Platze richtete, den Sie eben einnahmen. An eben diesem Tage ward mir H. D. Absicht ziemlich deutlich, und ich glaube an Weißens Begräbnistage Ihre entschiedne Parteilichkeit für ihn. Ihr Bruder hatte nicht nötig, mir mehr zu sagen. Verzeihen Sie, ich plaudre wie ein Knabe. Als Sie das L'amitié ramène schrieben, war Ihre Seele wohl recht geordnet stoisch, oder Sie würden von der meinigen nicht solche moralische Riesendinge erwartet haben. Ich Undankbarer gerate sogar in Vorwürfe. Ich muß schließen, sonst komme ich in die ganze Inkonsequenz der Leidenschaft, die denn doch meinen Jahren nicht ziemen will.

Je n'ai été jamais poête; tout ce que j'ai dit a toujours été la vérité: et c'est pour cela que mes ouvrages ont quelque mérite. Je regarde avec dédain les faux monnoyeurs de sentiments, qui sont découverts au troisième pas. Faites moi la justice de croire tout le moindre mot que j'ai prononcé et écrit.

C'est vous, c'est vous seule, qui tenez l'empire de mon âme; et j'aurai toujours assez de forces pour me sacrifier moi même, s'il le faut, au bonheur de votre vie. C'est un vain menteur, qui n'en est pas capable pour l'idole qu'il aime

Digitized by Google

et qu'il adore. Adieu, ma chère, mon aimable amie; je me plais à chérir votre souvenir jusqu'au dernier moment, qui peut-être pour moi n'est trop éloigné. Puisse le ciel vous combler des meilleurs de ses bienfaits, et vous rendre aussi heureuse, que vous le méritez par la douceur et toutes les vertus de votre caractère. Adieu! Même un soupir trahit ma faiblesse. Il faut prendre courage, il le faut; mais je crains je serai le Vôtre

jusqu'à la mort. Adieu! S.

# Albert Dulk

Der vor zwölf Jahren, am 29. Oktober 1884 zu Stuttgart verstorbne Dichter und Agitator Albert Dulk ist in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens und nach seinem Tode als eine der Säulen der deutschen Sozialdemokratie, als begeisterter Apostel der Gleichheits- und Gerechtigkeitsidee gefeiert worden. Ob ihm seine letzte Parteistellung auch das verschafft hat, was ihm sein ganzes Leben hindurch fehlte: ein Publikum, ob die Gesamtausgabe der „Dramen"*) des ostpreußischen Dichters unter den „Genossen," die zu vielen tausenden seine Leiche zum Stuttgarter Bahnhof geleiteten und die später mit ihren Scherflein Donndorfs Prachtbüste Dulks ermöglichten, Verbreitung gefunden hat, wissen wir nicht. Aber gewiß ist, daß, wenn sich die drei stattlichen Bände mit den dramatischen Dichtungen „Orla," „Lea," „Jesus der Christ," „Simson," „Konrad der Zweite" und „Willa" und Ernst Ziels biographisch-kritischer Einleitung in den Händen vieler „Genossen" befänden, die Wirkung eine höchst eigentümliche sein mußte. Denn wenn auch Ziels Wort: „An der Wiege des tapfern und genialen Mannes stand der Rationalismus, an seiner Bahre der Sozialismus" vollkommen zutreffend ist und eine der merkwürdigsten Entwicklungen zusammenfaßt, so stellt sich doch bald heraus, daß Dulks persönliche Entwicklung über seine poetische seltsam hinausgewachsen ist. Die Aufrichtigkeit seiner letzten Überzeugungen darf nicht in Zweifel gezogen werden, aber in seinen Dichtungen tritt nichts oder wenig von der Selbstentäußerung und der Unterordnung unter die Allgemeinheit zu Tage, die das sozialdemokratische Parteiprogramm voraussetzt und fordert. Von dem Opfer der Individualität, der Aufgebung des subjektiven Willens und Selbstgefühls, ja nur der

*) Albert Dulks sämtliche Dramen. Erste Gesamtausgabe. Herausgegeben von Ernst Ziel. Drei Bände. Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1893—1895.

Digitized by Google

Überwindung des subjektiven Wähnens und Wünschens ist in den Helden und Handlungen sämtlicher Dramen Dulks nichts zu spüren; wie der Dichter eine selbstherrliche Individualität war, so sind seine dramatischen Gebilde meist Verherrlichungen gewaltiger, über das gemeine Maß der Menschheit emporragender Gestalten. Dulks Stellung als Sozialdemokrat kommt für die Beurteilung seiner Dichtung gar nicht in Frage; die Fäden, die sich von diesen Dramen zu der jüngsten politischen Heilslehre hinüberspinnen, sind so dünn und vereinzelt, daß sie besser unberührt bleiben. Höchstens könnte man sagen, daß Dulk, wie er immer in der äußersten, gerade modischen Opposition gestanden hat, sich darin auch während seiner letzten Jahrzehnte treu geblieben sei. Als Zeugnisse eines Talents — doch eines jener problematischen Talente, an denen keine Litteratur so reich ist wie die deutsche —, als Zeugnisse weit nachwirkender, das Leben vergangner und unsrer Tage durchsetzender litterarischer und tiefer liegender Irrtümer, als Zeugnisse der Gährungszeit der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts, von der Dulk stärker und dauernder beeinflußt worden ist als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, verdienen die Dramen ganz sicher eine eingehendere kritische Würdigung und eine gewisse ernste Teilnahme solcher Litteraturfreunde, denen die Litteratur mehr ist als eine Tohuwabohu einander verschlingender Büchermassen. Der Herausgeber, Ernst Ziel, sagt in seinem Vorwort: „Die politischen und religiösen Tendenzen, für welche diese Dramen eintreten, sind zum großen Teil Tendenzen der Vergangenheit, die Kunstanschauungen aber, aus denen sie erwachsen, sind keine modernen. Das Interesse, das die hier dargebotnen Dichtungen anzurufen vermögen, ist daher einzig ein litterarhistorisches — ein historisches in der That; denn bei der nahezu völligen, wenn auch unverdienten Vergessenheit, welche über sie hereingebrochen, gehören diese geist- und phantasievollen Schöpfungen eines durchaus eigenartigen Poeten nicht mehr dem Leben — sie gehören nur noch der Historie an."

Auf Albert Dulks Werke trifft dieser Satz vollkommen zu, gegen seine Verallgemeinerung würde man starken Widerspruch erheben müssen. Ob echte Dichtungen aus „modernen" Kunstanschauungen erwachsen sind oder nicht, wenn sie Leben atmen und Leben wecken, so gehören sie dem Leben an, und wenn sie Jahrhunderte alt sind und in allen Litteraturgeschichten Bogen anfüllen. Goethes Faust gehört ohne Zweifel der „Historie" an, und die Historie macht sich das reichlich zu nutze, aber wer bezweifelt darum seine „aktuelle Bedeutung," oder vielmehr, wer ist so unempfänglich und so verbildet, daß ihn der glühende Odem unverwelklichen Lebens aus dieser Dichtung nicht berührte oder ergriffe? Selbst „Tendenzen der Vergangenheit" können wahrhaft lebensvolle Werke nicht zur Einsargung in der Litteraturgeschichte verurteilen, wie Lessings „Nathan" und Kleists „Hermannsschlacht" entscheidend beweisen, und die ganze jüngste Vorstellung, daß das Leben immer nur aus den neuesten Abnormitäten

Digitized by Google

und Absurditäten bestehe, daß deshalb die poetische Litteratur aller zehn Jahre litterarhistorisch werde und nur die neueste „Sensation" „aktuell" erscheine und wirke, ist durch und durch überreizt und falsch. Wohl aber giebt es zu jeder Zeit und namentlich in bewegten Zeiten poetische Naturen, die statt des Weins nur den Schaum vom Becher schlürfen wollen, die die Augenblickswirbel für den großen Strom des Lebens selbst halten und daher rasch und früh auf dem Sande wirkungsloser Vergessenheit stranden. Der Strom trägt, die Strudel trügen, und dennoch wird immer wieder eine Auffassung Anhänger finden, die das gerade Gegenteil annimmt. Unter dem Druck dieser Auffassung ist Albert Dulk, wie es auch mit seiner ursprünglichen Anlage beschaffen gewesen sein mag, der Dichter geworden, als der er sich in der Reihe seiner Dramen darstellt: ein Nachahmer Grabbes, ein Dramatiker, der das Wesen der dramatischen Leidenschaft in der Explosion und das Wesen der dramatischen Charakterisirung in der Übertreibung sah, ein Radikaler von 1848, für den die Revolution nicht etwa ein Mittel, sondern der große Zweck des Daseins war, ein skeptischer Philosoph, der alles Ernstes wähnen konnte, einer idealen „Volksbühne" an Stelle der Christustragödie nach den Evangelienerzählungen die Christustragödie frei nach dem „Leben Jesu" von D. F. Strauß darbieten zu können.

Wenn es wahr wäre, daß eine sehr scharf geprägte Individualität, eine originelle, ja abenteuerliche Persönlichkeit allein zum bedeutenden Dichter und großen Künstler ausreichte, so müßte Dulk in der Reihe unsrer bedeutendsten und größten stehen. Seine Lebensgeschichte darf sicher nicht mit dem Gellertschen Motto: „Er lebte, nahm ein Weib und starb" versehen werden, und obwohl sich Ziels Darstellung dieses Dichterlebens knapp und gelegentlich sehr zurückhaltend ausdrückt, so leuchtet die Buntheit, die Seltsamkeit, der Trotz gegen alles herkömmliche und für herkömmlich erachtete doch aus jeder Mitteilung hervor. Als Sohn eines wohlhabenden Königsberger Apothekers am 17. Juni 1819 in Königsberg geboren, nach seinen Gymnasialjahren zum Beruf seines Vaters bestimmt, studirte Dulk auf der Universität seiner Vaterstadt neben der Pharmazie Hegelsche Philosophie und berauschte sich an den Schöpfungen der jungdeutschen Oppositionslitteratur und den ersten Lebensäußerungen des von Ostpreußen ausgehenden politischen Radikalismus. Dazu war er nach Ziels Bericht und vollwichtigen Zeugnissen zu Ausgang der dreißiger Jahre „eine Jünglingserscheinung von berückender Schönheit. Seine hohe edelschlanke (!) Gestalt voll Ebenmaß und Elastizität schritt bewußt und frei einher. Sein kühn geschnittenes Gesicht war von langem braunem Gelock umwallt. Mit blitzenden Blauaugen(!) schien er die Welt zu fragen, ob sie denn auch wirklich Raum genug habe für die Höhe und Weite seiner Entwürfe." Man muß sich fragen, was Dulk verhängnisvoller geworden ist, ob die Gewöhnung an die unkünstlerische, jeden freien Blick in die Gesamtheit des Lebens aus-

Digitized by Google

schließende Tendenz, oder die „junge Eitelkeit," die ihn früh zum „Poseur" machte. Es ist nicht schade, daß wir kein deutsches Wort für den Begriff „Poseur" haben, aber es wäre noch weniger schade, wenn wir auch den Begriff nicht hätten, vor allem in unsrer Litteratur und Kunstgeschichte nicht hätten. Bei Dulk entsprang die Neigung, eine Rolle vor dem Publikum oder doch im Freundeskreise zu spielen, teils seinen vielbewunderten körperlichen Vorzügen und Fertigkeiten (er war ein gewaltiger Schwimmer, kühner Reiter, ausdauernder Fußgänger), teils dem Drange, die dunkel gefühlte Unzulänglichkeit seiner poetischen Anläufe durch die Gewalt seines Auftretens, seiner klangvollen, feurigen Rede, seines abenteuerlichen Rufes gleichsam auszugleichen. Gegen die Mitte der vierziger Jahre wandte sich Dulk dem Studium der Chemie zu, dem er unter Erdmanns Leitung in Leipzig oblag, später machte er einen Versuch, sich an der Königsberger Universität zu habilitiren. Recht Ernst damit war es ihm schwerlich, aber auch wenn es ihm Ernst gewesen wäre, sorgte doch die Polizei dafür, den Dichter nicht zur Sammlung kommen zu lassen; aus Leipzig wurde er nach den Augustereignissen von 1845, wo er am Grabe der in der Nacht des 12. August erschossenen gesprochen hatte, ausgewiesen, in Halle wurde er verhaftet, in Königsberg, da er die „überzeugenden Beweise von Gesinnungsänderung," die Minister Eichhorn forderte, nicht geben konnte, an der Universität nicht zugelassen. So wurde er, nachdem er sich inzwischen unter eigentümlichen und hochromantischen Umständen mit seiner Kousine Johanna Dulk verheiratet hatte, auf die Bahn des Berufsschriftstellers oder vielmehr zur ausschließlichen Beschäftigung mit seinen Dichtungen, seinen Lieblingsstudien und nicht zu vergessen mit der Politik gedrängt. Die unlösbare Verquickung des politischen Dranges und des politisch-religiösen Radikalismus nach dem Rezept der dreißiger und vierziger Jahre in seiner Seele tritt uns aus seinem Erstlingsdrama „Orla" (das 1843 im Druck erschien) und vor allem aus der von Ziel mitgeteilten Thatsache entgegen, daß Dulk durch das Attentat des Storkower Bürgermeisters Tschech auf König Friedrich Wilhelm IV. zu einer Tragödie begeistert wurde, die glücklicherweise verloren gegangen, jedenfalls niemals veröffentlicht worden ist. Wie es charakteristisch für den ungeheuern Widerspruch der großen Worte und der kleinen Thaten war, daß der Held des erstgenannten Dramas der weltstürmende, weltumwälzende Orla von Strahlberg nichts besseres für die Freiheit und Deutschland zu thun weiß, als an dem thörichten Frankfurter Attentat von 1833 teil zu nehmen und dabei den Tod zu finden, so war die versuchte poetische Verherrlichung des düstern und in seinem hochmütigen Gerechtigkeitsdünkel beinahe einfältigen Fanatikers Tschech ein schlimmes Zeichen für die wachsende geistige Überreizung und die ungesunden Anschauungen des Dichters. Das Jahr 1848 begrüßte Dulk mit leidenschaftlichen Erwartungen, die schwere Enttäuschungen in ihrem Schoß bargen. Am 12. Dezember 1848 gestand er ein: „Ich habe so vieles

Digitized by Google

angefaßt, und nichts vollendet, nichts gethan. Zwecklose Mühe, zielloses Streben! Ich habe den Ehrgeiz der Unsterblichkeit und gehe in Kleinigkeiten unter. Mit dreißig Jahren stehe ich noch an den Pforten der geistigen und bürgerlichen Existenz, und ohne festen Kern bin ich in die Revolution geworfen und wurde von ihr geknetet und geformt nach den kleinen Ereignissen wechselnder Tage, statt den ewigen, dem Genius vorgezeichneten Gang zu gehen. Was habe ich nur seit der Revolution nicht alles gethan! Ich frage den Weltgeist: wozu, warum das alles! Um mich wie bisher noch immer im Leben zu überzeugen, daß alle begonnenen Bahnen mich nicht zum Rechten führen."

Warum diese Stimmung und Selbsterkenntnis fruchtlos blieb und Dulk sich über den Byronismus und den Glauben an die allein seligmachende Revolution nicht erhob, könnte nur eine vollkommne Kenntnis persönlicher Zustände, über die die Biographie lediglich dunkle Andeutungen macht, eine sehr eingehende psychologische Erörterung aufklären. Dulk kehrte, an dem Siege der Demokratie zunächst verzweifelnd, vorübergehend Europa und auf ein Jahrzehnt Deutschland den Rücken. Er ging über Ägypten nach Arabien, lebte einige Monate in einer Höhle am Sinai, fühlte sich dort als ein andrer Moses, voll Sehnsucht, „Wahrheit und Recht nicht nur zu üben, sondern auch zu verkünden, um dann still wie Mose in den Bergen zu verschwinden," siedelte dann 1850 von Königsberg nach der Schweiz über, wo er sich oberhalb Montreux und Clarens ein Bauernhaus in Chaulin erwarb und einrichtete und bis zum Jahre 1858 lebte. Lange vor Friedrich Nietzsche erhob er sich über die Herdenmenschheit, lebte und dichtete in einer Sennhütte an dem wildromantischen Cubly und schuf sich auch sonst ein Leben nach allerpersönlichsten Wünschen und Überzeugungen. Die Geschichte seiner Doppelehe, mit der sich der Don Juan der vierziger Jahre in einen alttestamentarischen Patriarchen zu verwandeln strebte, möge man in Ziels Studie nachlesen. Ende 1858 trat er durch seine Niederlassung in Stuttgart auf deutschen Boden, in litterarische und politische Kreise zurück. Er schloß sich, da die Politik für ihn nach wie vor im Vordergrunde seiner Interessen stand, zuerst der süddeutschen Demokratie, der württembergischen Volkspartei an und wurde später hier einer der Führer und Redner der Sozialdemokratie. Weder 1866 noch 1870 stillte ihm den alten Grimm gegen die preußische Monarchie und gegen alles, was er „imperialistische Zivilisation" nannte. Sein eigenstes Schicksal aber war, daß nicht seine politischen Anschauungen und Agitationen, noch auch die Dichtungen, von denen „Jesus der Christ," „Simson," „Konrad II." und „Willa" im Laufe dieser Jahre hervortraten, sondern immer nur gewisse persönliche Erlebnisse, Kraftstücke seiner Natur, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Daß er den Bodensee von Romanshorn bis Friedrichshafen durchschwamm, daß er zu Fuß die öden Lappmarken durchwanderte, daß er wiederum als Klausner in einem verlassenen hölzernen Waldhüterhäuschen bei



Digitized by Google

Wiflingshausen ganze Sommer verbrachte, daß er im Winter in den Eislöchern des Neckars badete, schien den Leuten viel interessanter und wichtiger, galt auch vermutlich dem Dichter selbst mehr als seine poetischen Werke und erregte jedenfalls beträchtlicheres Aufsehen als diese. Als aber an die Stelle verwunderter Neugier und Sensationssucht der ernstliche Haß und die leidenschaftliche Entrüstung der Frommen gegen den Begründer des „Freidenkerbundes" und den hartnäckigen widerchristlichen Agitator traten, da war es mit seinen poetischen Bestrebungen überhaupt zu Ende. In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er fast ausschließlich religionsphilosophische Schriften geschrieben, deren Vorspiele uns wohl aus seinen poetischen Versuchen entgegentönen, die aber ihrerseits keinen Einfluß mehr auf seine Dramen gehabt haben. Sein letztes Schauspiel „Willa," das auf altem Sachsenboden spielt, feiert, wie sein Erstlingsdrama „Orla", die freie Selbstherrlichkeit, die individuelle Kraft und Leidenschaft; es zeigt sich einfacher und unmittelbarer als die frühern Reflexionsdichtungen, beweist aber nur, daß seine Dichterseele und seine Dichterphantasie ihn gelegentlich einmal von der Seele des radikalen Parteimanns unabhängig machen.

Der Herausgeber von Dulks Dramen weist diesen merkwürdigen Produkten ihren Platz bei der Schule und Richtung Grabbes an. Hierin darf er auf die allgemeinste Zustimmung rechnen. Auch seine eingehende und feine Charakteristik der besondern („mehr peripherischen als zentralen") Stellung Dulks in dieser Schule trifft in der Hauptsache zu. „Grabbe und Dulk sind verwandte und doch grundverschiedne Naturen: beide ergreifen fast ausschließlich große und bedeutende Themata, aber Grabbe liebte es, sie in pragmatischer Breite historisch darzulegen, Dulk sie in ethischer Vertiefung psychologisch zu entwickeln. Beide sind von heißer Leidenschaft für ihre Werke erfüllt, aber Grabbe überflügelt Dulk, was dichterisches Feuer betrifft, Dulk dagegen läßt Grabbe weit hinter sich in der glutvollen Energie philosophischer Erfassung von Welt und Menschen. Beide spitzen ihre dramatischen Konflikte scharf zu, aber bei Grabbe bestehen diese Konflikte in dem Widerstreit der Kräfte, bei Dulk in dem der Gedanken. Beide lieben in der Entfaltung ihrer Stoffe große Dimensionen, aber Grabbe bevorzugt die Massenwirkung, Kollisionen, die äußerlich ins Auge fallen, Dulk die Einzelwirkung, Probleme, die innerlich gelöst werden. Beide zeigen eine unverkennbare Vorliebe für die Kraft des sprachlichen Ausdrucks, aber Grabbe ist darin ausschweifender, impulsiver, unmittelbarer, Dulk abgeklärter, reflektirter, maßvoller."

Bei alledem fehlt in der Gesamtcharakteristik der Schule Grabbes eine entscheidende Seite: die Betonung der willkürlichen Geistreichigkeit, die um des Neuen willen der Natur absagt und der Wirklichkeit ins Gesicht schlägt, die wohl in einzelnen charakteristischen Zügen und Einfällen naturalistische Gebahrungen zur Schau trägt, aber von dem Gefühl für die Gesamtheit des

Digitized by Google

Lebens, wie von echter künstlerischer Belebung jeder Handlung und Gestalt gleich weit entfernt ist. Und weiter ist es ein alter, hundertmal erörterter und widerlegter Irrtum, der über Grabbe und Grabbes Schule auch in Ziels geistvoller Studie wieder auftaucht: „Shakespeare war der Gott, zu dem diese Kraftdramatiker Grabbescher Couleur beteten, der unglückliche Heinrich von Kleist ihr irdischer Schutzpatron, dem sie nacheiferten." Auf Shakespeare und Heinrich von Kleist durften sich in späterer Zeit Hebbel und Otto Ludwig, aber nicht Grabbe, nicht Dulk, kaum Georg Büchner beziehen. Es mag sein, daß auch die Männer der Grabbischen Schule wähnten, die dramatische Kunst mit realem Leben zu erfüllen, es war gewiß, daß sie, um die Form aller Weichlichkeit zu entkleiden, „lieber dem Hyperoriginellen die ganze Hand als der konventionellen Phrase auch nur den kleinen Finger darreichten" (obschon gerade Dulk sichtlich sehr stark unter der Herrschaft nicht einer konventionellen, aber einer modischen Phrase stand) — das alles hebt den geradezu ungeheuern Unterschied nicht auf, der zwischen der echten Nachfolge Kleists und der Geniedramatik auf den Wegen Grabbes waltet. Mit Shakespeare hat die letztere eigentlich gar nichts zu thun, es sind reine Äußerlichkeiten, die die flachen und tendenziösen Kritiker der dreißiger Jahre verleiteten, in jeder zugleich naturlosen und formlosen Scheingenialität Shakespeares Geist oder Vorbild zu spüren. Für Kleist mag Dulk ein tieferes Verständnis und eine reinere Teilnahme gehabt haben als Grabbe, aber man braucht nur Kleists Erstlingsdrama „Die Familie Schroffenstein," das in aller Phantastik und Gewaltsamkeit noch zahlreiche und tiefe Wurzeln in dem echten Boden der Natur hat, mit dem renommistischen, durch und durch ergrübelten „Orla" Dulks zu vergleichen, um den Abstand zu sehen. Nicht als ob es der deklamatorisch aufgebauschten sentimentalen Sinnlichkeit des Orla an einzelnen prachtvollen Bildern und glücklich ausgedrückten Einfällen fehlte, nicht als ob die wunderliche Verbindung des dithyrambischen Don Juan mit dem radikalen Burschenschafter zu Anfang der dreißiger Jahre eine bare Unmöglichkeit gewesen wäre; aber der Grundtrieb, in der Gestalt des Helden wie in dem ganzen Drama, ist die theatralische Großmannssucht, das naturlose Pathos, die reflektirte Überspanntheit, die, um mit Dulkschen Worten zu reden, Erfindungen wie Gestalten vor der Blütezeit verdirbt. Der Pose dieser Art von Genialität hat aber Dulk selbst in seinen reifern Schöpfungen kaum je zu entsagen vermocht. Auch wo er nicht Tendenzdichter im engsten Sinne des Wortes ist, entfaltet sich die poetische Frucht aus einem von außen her gegebnen Fruchtknoten, ein Vorgang, der in der Natur unmöglich, in der Kunst leider nur zu häufig ist. Nicht aus einem Eindruck, einer Mitempfindung, einer Anschauung des Lebens, sondern aus einem Niederschlag der Lektüre, der Modedoktrin, der Tagesstimmung, der Augenblicksdebatte hervorgehend, entbehrt beinahe die ganze Richtung der Poesie, von der Dulk angezogen wurde, zwar

Digitized by Google

nicht der geistigen Originalität, aber der dichterischen Ursprünglichkeit und der überzeugenden Wärme. Da sie nicht gewinnen, sondern verblüffen, nicht den Reichtum des Lebens offenbaren, sondern einer den Dichter gerade beherrschenden Reflexion den Schein des Lebens leihen will, so verraten selbst die unzweifelhaft poetischen Einzelheiten solcher Schöpfungen, daß in ihnen kein Ganzes aus einem lebensvollen Keim entwickelt ward. Ein entscheidendes Beispiel dafür ist Dulks Hauptwerk „Jesus der Christ," von dem der Herausgeber freilich meint, daß in ihm ein eigentümlicher und bedauerlicher Widerspruch zwischen Gehalt und Gestalt wahrnehmbar sei, daß der Dichter den feurigen Wein der modernen Bibelkritik in die dumpfigen Schläuche des mittelalterlichen Mysterienschauspiels fülle, eine längst überwundne Formlosigkeit gegen die endlich errungne Form eintausche und einer rückläufigen Bewegung in ästhetischen Dingen folge. „Einer längst toten Volksbühne zu Liebe läßt der Dichter im »Jesus« überall die dramatische Kraft in opernartige Kollektivwirkungen, sowie beschreibende und malende Abschweifungen zerbröckeln und zerfließen, und nur in einzelnen Momenten empfangen wir einen wirklich dramatischen Eindruck." So wahr das alles ist, so rührt es zuletzt doch nur davon her, daß dieses Buchdrama aus einem unmöglichen, von außen her gegebnen Vorsatz entsprungen ist. Freilich war es Dulk im höchsten Grade Ernst damit, die Ergebnisse der modernen Bibelkritik künstlerisch vorzuführen, aber der Vorsatz selbst wäre in jeder Form, in der streng dramatischen der neuern Bühne wie in der halb epischen der Mysterienbühne, ein undichterischer, unkünstlerischer geblieben. Man mißverstehe das nicht. Ebensowohl wie ein Dichter Jesus durchaus als den Gottessohn, den Erlöser schauen, fühlen und verkörpern kann, ebensowohl mag ein andrer lediglich den Menschensohn, den reinen und heiligen Lehrer, den Blutzeugen einer neuen Lehre, der die Zukunft der Welt gehört, in ihm erblicken und ihm Gestalt geben. Beidemal ist eine rein dichterische Schöpfung möglich, die Vermenschlichung des Heilandes schlösse die tiefere und ergreifende Wirkung nicht aus, obwohl sie mit der gewaltigsten und geheiligtsten Überlieferung zu kämpfen hätte. Aber die Schlichtheit einer lebendigen, vollen, wenn auch noch so rationalistischen Anschauung und ihrer Gestaltung war Dulks von Religionsphilosophie und Dogmenkritik, von revolutionärem Pathos und agitatorischer Reflexion erfülltem Geiste völlig fremd. Ihn reizte die herausfordernde Erklärung der biblischen Wunder durch eine Reihe von physiologischen, optischen, physikalischen und pathologischen Vorgängen, ihm gefiel das Trugspiel, durch das Joseph von Arimathia der Vater von Jesus wird, und durch das die Essäer den Tod Jesu am Kreuze hindern und den Scheintoten ins Leben zurückrufen, er setzte sein Pathos dafür ein, Judas Ischarioth als den erleuchteten revolutionären Geist darzustellen, der Christus zum jüdischen Messias, zum römerbesiegenden Volkskönig erheben und zuletzt zwingen will, dafür die

Digitized by Google

höchsten Opfer bringt und an der Weichherzigkeit des Galiläers untergeht. Nicht die Gestalt des Erlösers, nicht die des heiligen Menschen und des Verkünders einer als göttlich bewährten Lehre hat den Dichter erfüllt, nicht einmal das philosophische Problem, wie einer der Täuschung verfallen könne, daß Gott in ihm sei, und der Gegensatz der revolutionären Thatkraft der Zeloten zu der weichen Milde des Nazareners standen im Vordergrunde seiner Teilnahme am Stoff, sondern die Hauptsache war ihm die Anschauung der Menschen und Verhältnisse durch die gefärbten Gläser der modernen Evangelienkritik, die Auflösung der evangelischen Erzählung in eine Folge mehr oder minder plausibler, der „modernen Wissenschaft" entsprechender Szenen. Diese Art der Willkür, der bizarren Geistreichigkeit, die das poetische Licht in der Phosphoreszenz der Zersetzung sucht, stammt freilich aus Grabbes Schule, aber Heinrich von Kleist, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig und vollends Shakespeare haben nichts mit ihr gemein.

Man kann zugeben, daß gerade in den minder bedeutenden Dramen Dulks (dem auf Hauffs Erzählung „Jud Süß" aufgebauten Tendenzdrama „Lea," dem historischen Doppelschauspiel „Konrad II.," der psychologisch am feinsten und folgerichtigsten durchgebildeten Simsontragödie) der Zug des Dichters zum Unwirklichen, zum subjektiv Willkürlichen weniger stark hervortritt; vorhanden ist er überall, und überall, bis auf das knapper gehaltne Schauspiel „Willa," sprengt er die dramatische Form. Daß es Aufgaben geben kann, denen gegenüber die theatralische Brauchbarkeit eines Dichterwerkes gar nicht oder doch zu allerletzt in Frage kommt, wollen wir nicht bestreiten, immer aber deutet es auf einen innern Mangel, wenn ein spezifischer Dramatiker gerade nur solchen Aufgaben auf seinem Wege begegnet. Der ästhetische Grundirrtum Dulks, daß der Dichter in dem Maße wachse, als er sich aus der Mitte des Lebens nach dessen äußersten Polen flüchtet, ein Irrtum, der von Geschlecht zu Geschlecht immer neu auflebt und darum auch in der Gegenwart Vertreter genug hat, denen es übel zu Gesicht steht, auf Dulks phantastische Genialität mitleidig herabzusehen, entspricht ungefähr seinem historischen Grundirrtum, daß alles edel Menschliche und menschlich Große nur im Sturm der Revolution gedeihe. Zum Bewußtsein des einen wie des andern Irrtums konnte Albert Dulk nicht gelangen. Anlagen, Lebensschicksale, die Art seiner Bildung ließen ihn nie die tiefe Wahrheit des Ludwigschen Wortes empfinden: „Der Dichter muß freilich reflektiren, er kann ohne Gerüste nicht bauen, aber der wahre entfernt das Gerüst, sowie der Bau fertig ist, und sucht jede Spur davon zu verwischen. Wer aber mehr Denker ist als Dichter, bei dem wird leicht das Denkgerüst den Dichterbau an Wert übertreffen; ihm ist es nicht zu verdenken, wenn er es stehen läßt, da ohnehin sein Dichterbau ein kahles Ansehen haben müßte." So ist Dulk in die große Reihe deutscher Dichter geraten, die nicht hinter ihren Werken verschwinden,

Digitized by Google

an deren Schöpfungen die Teilnahme sich genau so weit erstreckt, als man der eigentümlichen Persönlichkeit, den bunten Schicksalen, den äußersten Anschauungen, ihres Urhebers nahe steht. Daß wenigstens diese geschichtliche Teilnahme möglich ist, ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst der pietätvollen und vortrefflichen Zielschen Ausgabe von Dulks Dramen.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Preßsünden. Wenn man es zur Empfindungslosigkeit eines Gottes brächte, der die irdischen Ereignisse nur als Guckkastenbilder zu seiner Unterhaltung beschaute, so würde einem das Kunststück der Parteipresse, mitten im Zeitalter des Telegraphen und der allgemeinen Schulbildung den Lesern die wichtigsten und gewaltigsten Thatsachen zu verbergen, ganz außerordentliches Vergnügen bereiten. Wir haben Gelegenheit gehabt, dieses Kunststück unter der Regierung Crispis zu bewundern, von deren Unhaltbarkeit bis zum Sturze des unheilvollen Greises weder die Leser der Vossischen noch die der Post eine Ahnung hatten, aber jetzt leistet ein großer Teil der allerbesten Presse in der Erzeugung künstlicher Blindheit noch großartigeres. Es giebt angesehne Zeitungen, deren Leser, wenn sie nicht zufällig manchmal einen Blick in andre Blätter werfen, bis auf den heutigen Tag noch keine Ahnung von dem haben, was in Armenien geschehen ist. Blätter, die sich jede Ankunft einer Exzellenz in Homburg oder Schlangenbad, jede Morithat in Posemuckel, jeden Überfall einer Postkutsche in Italien telegraphiren lassen, Blätter, die ein schweres Geld ausgeben für spaltenlange Telegramme über die neueste Dynamitverschwörung, mit der phantasievolle Geheimpolizisten dem Publikum gruselig machen, die aber die Berichte des Reichsboten und der Frankfurter Zeitung über die armenischen Greuel noch mit keinem Worte erwähnt haben. Vor dem Konstantinopler Gemetzel, das schlechterdings nicht verheimlicht werden konnte, haben die Leser dieser Blätter nichts, rein nichts erfahren, als daß die Engländer in Armenien wühlten und Schauermären über Greuelthaten verbreiteten, die dort angeblich verübt würden. Als dann, schon nach dem Blutbade von Konstantinopel, Versammlungen von Armenierfreunden in Berlin und Hamburg abgehalten worden waren, da teilten diese musterhaften Berichterstatter ihren Lesern nur mit, daß wehleidige, empfindsame Seelen erlognen Zeitungsberichten Glauben geschenkt hätten und so einfältig wären, einen politisch sehr gefährlichen Entrüstungsrummel zu veranstalten. Die Darstellung eines Türken in der Norddeutschen Allgemeinen ist in diesen Blättern natürlich wörtlich abgedruckt worden, nicht aber die Antwort des Reichsboten und der Frankfurter Zeitung. Diese nennt den Türkenartikel „einen unverschämten Versuch, eine mit einer Fülle von Einzelheiten versehne Darstellung eines Augenzeugen durch einige nichtssagende Redensarten zu widerlegen.“ Auf die Behauptung des Türken aber, der „deutsche Pfarrer“ habe in Anatolien nur Missionsanstalten besucht und dort sein „famoses Material ausschließlich“ gefunden, erwidert der Reichsbote: „Bekanntlich hat Dr. Lepsius seine Artikel größtenteils

Digitized by Google

mit den Berichten der Botschafter belegt, und alles andre, was er mitteilt, ist Briefen und Tagebüchern von Augenzeugen und Unterredungen mit Türken entnommen, die ihm mitteilten, daß die türkischen Priester in den Moscheen das Volk zu den Metzeleien aufforderten im Auftrage der obersten Behörden und Tag und Stunde dafür bestimmten.“ Es giebt Lokalblätter, deren Leiter bei ihrer Scherenarbeit weder eigne Ansichten noch böse Absichten haben, die aber bei dieser Beschaffenheit ihrer Quellen, der großen Zeitungen, erst um den 20. September herum in der Lage waren, ihren Lesern zu berichten, daß in Armenien hunderttausend Menschen abgeschlachtet worden sind; von den grausamen Zuthaten: Folterungen, Verstümmlungen, Schändungen, sowie von den zweihunderttausend Menschen, die, ihrer Habe beraubt, im Elend umherirren, weiß man bis heute noch nichts im Bereich dieser künstlichen Sonnenfinsternis.

Sentimentalität oder christliche Nächstenliebe sind wahrhaftig nicht nötig, die Abschlachtung von hunderttausend Christen in ihrer Heimatprovinz und von fünfzehntausend (soviel rechnet der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung) in der Hauptstadt politisch wichtig zu finden, wenn sie sich in einem Staate ereignet, der teilweise in Europa und ganz im Bereich unsrer Handels- und Kolonialinteressen liegt, und von dem seit fünfzig Jahren ein Stück nach dem andern abgebröckelt ist, namentlich wenn darin gleichzeitig an drei andern Stellen Empörungen wüten. Man muß blind sein, um in diesen Vorgängen nicht die letzten Zuckungen des sterbenden Staatskörpers zu sehen. Die Erklärung der Metzeleien liegt nahe. Der Wechsel zwischen schlaffer Ruhe und wildem Fanatismus gehört von jeher zum Charakter der Völker Vorderasiens. Für gewöhnlich ist der Türke ein guter Kerl, aber wenn er aufgestachelt wird, ein Tiger. Diesmal ist er aufgestachelt worden, und zwar von hochgestellten Alttürken, aus nahe liegenden Gründen. Die vornehmen Türken machen sich über ihre Lage schon lange keine Illusionen mehr; sie wissen, daß sie über kurz oder lang den europäischen Boden werden räumen müssen, und sie sind nicht sicher, ob sie auch nur in Kleinasien und Syrien ihre Selbständigkeit und die Herrschaft werden behaupten können. Unter diesen Umständen muß sich ihnen der Gedanke einer Abschlachtung aller in ihrem Gebiet wohnenden Christen aufdrängen. Einerseits befriedigen sie durch eine solche ihren Fanatismus und ihre Rachsucht; müssen wir die europäische Türkei räumen, so sollt ihr Europäer wenigstens keine zu befreienden Brüder darin vorfinden, so ungefähr drückt der Korrespondent der Frankfurter Zeitung ihre Meinung aus. Dann aber haben die Türken desto mehr Aussicht, sich in Vorderasien zu behaupten, je weniger Christen dort leben, je weniger Anlaß zur Einmischung sich demnach den europäischen Großmächten darbietet. Diese Auffassung haben die Botschafter in der Antwort angedeutet, die sie den türkischen Beamten Nuri und Ibrahim auf deren Ersuchen, sich in den Hospitälern die verwundeten Türken anzusehen, gegeben haben; es heißt darin unter anderm, durch viele Beweisgründe werde die Annahme gestützt, „daß man die armenische Bevölkerung mit Absicht verringern wolle.“ Nach alledem stehen wir unmittelbar vor einer Katastrophe der orientalischen Frage, und wenn die Presse dem deutschen Volke, das dabei Entschlüsse zu fassen hat, die vorher überlegt werden wollen, diese Thatsache zu verbergen sucht, so handelt sie gewissenlos.

Bekanntlich wird die Politik des Totschweigens unbequemer Ereignisse und Erscheinungen nicht bloß auf dem Gebiete der hohen Politik geübt, sondern ganz allgemein auch in den kleinsten und kleinlichsten Dingen zu Parteizwecken von den Organen aller Parteien, nicht zum wenigsten auch von denen der sozialdemokratischen. Wie haben die sich diesmal Zeit genommen mit der Berichterstattung über den

Digitized by Google

englischen Gewerkvereinskongreß, und wie dürftig sind die Berichte ausgefallen! Die Debatten des Edinburger Kongresses haben eben nichts enthalten, was als Anerkennung der Grundsätze und Leistungen unsrer Sozialdemokraten gedeutet werden könnte. Freilich hat der Kongreß auch diesmal wieder, wie vor zwei Jahren in Norwich, eine Resolution angenommen, die, in milderer Form als die Norwicher, die Verstaatlichung der Produktionsmittel fordert, aber man weiß ja, wie wenig solche akademische Resolutionen in England zu bedeuten haben. Jedermann, bemerkte der Gewerkvereinssekretär Fenwick spöttisch, fordert die Verstaatlichung aller Produktionsmittel, ausgenommen die der Industrie, in der er selbst thätig ist. Die englischen Gewerkvereinler machen kein Hehl daraus, daß ihnen der Londoner Sozialistenkongreß Widerwillen eingeflößt hat, und daß sie wenig Lust mehr haben, in Zukunft noch an solchen Versammlungen teilzunehmen. Von ihren Kongressen haben sie durch den Beschluß des vorjährigen, zu Cardiff abgehaltnen, alle sozialistischen Agitatoren, die nicht Arbeiter oder Gewerksvereinssekretäre sind, ausgeschlossen und damit ein Band gelöst, das sie eine Zeit lang mit der internationalen Sozialdemokratie verbunden hat. Über unsre Sozialdemokraten denken sie ganz so wie die ihnen eng befreundete Fabiergesellschaft, deren Führer, Bernard Shaw, an dem Londoner Kongreß teilgenommen hat und darüber im Septemberheft der Cosmopolis (wir entnehmen das Zitat der Wiener „Zeit") urteilt: „Das Beißende (?) an dieser Farce war, daß sich diese Sozialisten einbilden, sie stünden fern von und hoch über den gewöhnlichen »Bourgeois«-Parteien, deren Tollheiten und Schwächen sie doch selbst bis zur Karikatur nachahmen. In der praktischen Sozialpolitik ist England scheinbar das zurückgebliebenste, thatsächlich das fortgeschrittenste Land. Die Deutschen mit ihrer starken sozialdemokratischen Partei im Reichstage und ihren eindreiviertel Millionen Wählern sind uns dem äußern Anschein nach weit voraus, dennoch muß Herr Liebknecht ins Gefängnis um einer Rede willen, die bei uns Mr. Arthur Balfour morgen mit der Zustimmung von ganz England vor der Primrose-League halten könnte." Er zählt dann eine Reihe von Einrichtungen auf, die England vor dem Festlande voraushabe, und bemerkt, gerade die „große revolutionäre Phrase" der festländischen Sozialdemokratie sei schuld, daß die sozialdemokratische Partei Deutschlands nicht den dritten Teil des Einflusses ausübe, den sie bei richtiger Ausnützung ihrer Mitgliederzahl und ihrer Organisation ausüben könnte. Die Herren vom Vorwärts werden sich hüten, dieses Urteil, aus dem wir nur wenige Sätze herausgegriffen haben, und das gelegentlich des Londoner Kongresses veröffentlichte Programm der Fabiergesellschaft mit seiner scharfen Kritik des Marxismus ihren Lesern mitzuteilen.

Nochmals der deutsch-dänische Streit. Herr Schuldirektor Petersen sucht in seiner Entgegnung das Verhalten des deutschen Vereins und das Verfahren der Behörden in Nordschleswig zu rechtfertigen. Ich finde aber, daß seine Ausführungen zum Teil nur das bestätigen, was ich neulich an dieser Stelle dargelegt habe.

Herr Petersen sagt, im ersten Jahrzehnt nach der Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen sei es in Nordschleswig viel ruhiger hergegangen als jetzt; man habe nicht so viel von dem deutsch-dänischen Streit gemerkt. Das war aber doch die Zeit, wo von den Behörden mit mehr Milde verfahren und die Eigenart der dänischen Bevölkerung geschont wurde. Der ursächliche Zusammenhang zwischen dem später eingeführten strengern Verfahren und der jetzt in Nordschleswig herrschenden Stimmung ist gar nicht zu bestreiten.

Digitized by Google

Herr Petersen bestreitet aber insbesondre, daß die Verdrängung des Dänischen aus der Schule für das Deutschtum ungünstig gewirkt habe. Zum Beweise für diese Behauptung führt er an, daß dänische Vereine schon vor der Einführung des gänzlich deutschen Schulunterrichts im Jahre 1888 gegründet worden seien. Aber vorher war doch der deutsche Schulunterricht schon ausgedehnt worden, und es war deutlich die Absicht zu erkennen, das Dänische allmählich aus der Schule zu verdrängen. Auch ist mehrfach von den Parteifreunden des Herrn Petersen zugegeben worden, daß nach dem Jahre 1888 die dänische Agitation einen kräftigern Aufschwung genommen habe.

Herr Petersen bemerkt selbst, die Dänen seien zu kräftigerer Abwehr veranlaßt worden durch die Wahrnehmung, daß das Deutschtum allmählich weiter vordrang. Er stellt es aber so dar, als ob nur die Fortschritte des Deutschtums, die sich von selbst machten, und nicht Maßregeln der Behörden diese Besorgnis der Dänen verursacht hätten. Mußte denn aber nicht eine Maßregel, die dazu bestimmt war, das dänische Volkstum an der Wurzel zu packen, wie die Sprachverfügung von 1888, die Besorgnis der Dänen ganz besonders erhöhen? In der That ist die Besorgnis vor den Wirkungen dieser Sprachverfügung die Haupttriebfeder der dänischen Agitation geworden, und die so verstärkte Agitation hat der Germanisirung mehr entgegengewirkt, als der deutsche Sprachunterricht sie fördern konnte.

Der deutsche Verein trägt nicht allein die Schuld an dem gegenwärtigen Zustande in Nordschleswig; er kann auch nicht verantwortlich gemacht werden für Maßregeln, die vor seinem Entstehen eingeführt wurden. Wenn aber der deutsche Verein alles, was in der bezeichneten Richtung vorgenommen worden ist und noch vorgenommen wird, warm in Schutz nimmt, wenn seine Wortführer in der Presse, wo ihnen nur Gelegenheit geboten ist, das deutsche Publikum und die Regierung ermahnen, um Gottes willen nicht auf falsche Ratgeber zu hören, nicht den Dänen irgend welche Einräumungen zu machen oder solche zu befürworten, so sind sie allerdings verantwortlich für jeden von ihnen etwa auf die Behörden geübten Einfluß, wie auch für die bei den Dänen durch ihre Agitation erregte Erbitterung. Denn auf die Stimmung der Dänen wirken nicht bloß thatsächlich vorgenommne unzweckmäßige Germanisirungsversuche ungünstig ein, sondern auch schon die Ankündigung schärferer Maßregeln, wenn sie annehmen können, daß damit Ernst gemacht werden möchte. Und an solchen Drohungen lassen es die Wortführer des deutschen Vereins nicht fehlen. Namentlich der armen dänischen Sprache wird weitere Verfolgung angekündigt.

Herr Petersen spricht sich im ganzen gemäßigt aus. Aber mehrere seiner Äußerungen lassen doch darauf schließen, daß er die Anschauungen des deutschen Vereins teilt. So wenn er sagt: „Warum treten denn die deutschgesinnten Nordschleswiger, die auch fast alle dänisch reden, nicht jenen Forderungen über Schul- und Kirchensprache bei? Weil es sich nicht um ein wirkliches Bedürfnis handelt, sondern nur um Aufrechterhaltung des geistigen Zusammenhangs mit Dänemark, um die stetige Schürung des Hasses gegen Deutschland und alles, was deutsch ist.“

Man sollte doch glauben, daß ein Bedürfnis, das in der Bevölkerung so stark ist, daß sie es trotz aller ihr in den Weg gelegten Hindernisse zu befriedigen weiß, für dessen Befriedigung sie Opfer bringt, wohl ein „wirkliches“ genannt zu werden verdient. Herr Petersen will durch den von ihm gebrauchten Ausdruck sagen, daß das Bedürfnis der Nordschleswiger nach dänischer Bildung nicht berechtigt sei, daß sie etwas sehr überflüssiges verlangten, wenn sie dänischen Unterricht für ihre



Digitized by Google

Kinder wünschen. Er führt zum Beweise dafür an, daß die deutschgesinnten Nordschleswiger diesen Wunsch nicht teilen. Das heißt denn aber, für die Mehrheit der nordschleswigschen Bevölkerung die geistigen Bedürfnisse derer, die sie als ihre nationalen Gegner betrachtet, zum Maßstabe machen wollen. Weil es besser und nützlicher für die Dänen ist, deutsch zu lernen, darum wird von den Deutschgesinnten der ausschließliche Unterricht im Deutschen auch für die Dänen als ausreichend angesehen; was die Dänen selbst wollen, scheint den diese Anschauungen vertretenden Deutschgesinnten nicht der Beachtung wert zu sein. Die Beimischung des Nationalgefühls bewirkt es, daß das Bedürfnis nach dänischer Bildung in den Nordschleswigern so lebhaft ist. Daß wir dies Gefühl mißachten dürften und es gewaltsam zu unterdrücken suchen sollten, ist derselbe Irrtum, der den Dänen zur Zeit ihrer Herrschaft so verhängnisvoll geworden ist. Niemand wird es ein Unrecht nennen, daß die Friesen nur deutschen Unterricht erhalten, denn sie fühlen sich als Deutsche und tragen selbst kein Verlangen nach einer national-friesischen Bildung, die erst geschaffen werden müßte. Die dänischgesinnten Nordschleswiger aber blicken sehnsüchtig nach Dänemark, wo ein reges geistiges Leben herrscht, das sich namentlich durch seine Volkstümlichkeit auszeichnet, wo Volksbildungsanstalten bestehen, die im Auslande als Mustereinrichtungen gelten. Wir werden diesen Zug nach Norden in den Herzen der Nordschleswiger um so mehr bestärken, werden ihrem Bedürfnis nach dänischer Bildung um so mehr den Stempel der Deutschfeindlichkeit aufprägen, je mehr wir in Nordschleswig selbst jegliche dänische Bildung ächten und mit Feindseligkeit behandeln.

Herr Petersen bestreitet auch, daß auf kirchlichem Gebiet ein Zwang ausgeübt werde. Zugleich aber sucht er die allmähliche Einführung immer weiterer deutscher Gottesdienste damit zu rechtfertigen, daß die Kinder nun schon seit sieben Jahren deutschen Religionsunterricht empfangen haben. Das also ist es, was man will: der deutsche Schulunterricht soll die Vorbereitung auf die deutsche Kirchensprache sein. Man hat zuerst den Eltern gesagt: es ist besser und nützlicher, daß eure Kinder deutsch lernen, darum fort mit dem Dänischen aus der Schule! Und einige Jahre später wird dann im Interesse der Jugend, die viel besser Deutsch als Dänisch könne, weitere Ausdehnung der deutschen Kirchensprache verlangt. Diese Jugend will aber in ihrer großen Mehrzahl von der deutschen Kirche nichts wissen, das Bemühen, die Kirche zu germanisiren, führt also nur dazu, daß die Dänen sich von der Landeskirche abwenden und ihre kirchlichen Bedürfnisse auf andre Art befriedigen. Wie läßt sich denn mit Recht behaupten, die Deutschen trügen keine Schuld daran, daß auch das kirchliche Bedürfnis der Dänen eine nationale deutschfeindliche Richtung angenommen hat? Daß dies Bevormunden der dänischgesinnten Bevölkerung, das Bestreben der Deutschen, ihr über die Befriedigung ihrer innersten Herzensbedürfnisse Vorschriften machen zu wollen, den Nationalhaß noch mehr entflammt, darüber darf man sich nicht wundern. Die Bemühungen, allmählich immer öfter deutschen Gottesdienst einzuführen, sind nicht so harmlos, wie sie Herr Petersen darstellt. Die Art, wie diese Forderungen begründet werden, läßt keinen Zweifel daran, daß politische Beweggründe maßgebend sind, und dies eben verschärft die nationalen Gegensätze.

Hier in meiner Nähe wohnt ein geborner Nordschleswiger, der aus der dortigen bäuerlichen Bevölkerung hervorgegangen ist, nun schon vier Jahre in deutscher Umgebung, er ist auch kein fanatischer Deutschenfeind. Als ich ihn aber neulich nach seiner Gesinnung fragte, antwortete er offenherzig: „Wenn meine Kinder groß werden, mögen sie selbst wissen, was sie wollen; ich aber werde mich

Digitized by Google

als Däne fühlen, so lange ich lebe.“ Und da wundert man sich, wenn sich die Grenzbewohner nicht wollen einreden lassen, ihr dänisches Empfinden sei doch nur Einbildung!

Derselbe Mann hat mir den Kernpunkt der nordschleswigschen Frage in wenigen kurzen Worten treffender bezeichnet, als es in spaltenlangen Artikeln des deutschen Vereins bisher geschehen ist. Er sagte: „Die Deutschen dürften sich nicht merken lassen, daß sie die Herren im Lande sind; dann wäre in Nordschleswig längst Friede.“ Das freilich ist den Herren vom deutschen Verein eine Thorheit. Denn sie halten die Zumutung, daß mit den Dänen etwas glimpflicher umgegangen werde, für eine Beleidigung der deutschen Ehre.

Hinsichtlich des Prozesses: „For en Ordens Skyld“ sei noch folgendes bemerkt: Wenn sich das Gericht um das wirkliche Schriftdänisch nicht zu kümmern brauchte, sondern das Urteil darnach fällen durfte, wie von der nordschleswigschen Bevölkerung die betreffende Redensart aufgefaßt worden sein soll, so war es doch auffallend, daß das Gericht selbst vorher für notwendig befunden hatte, ein wissenschaftliches Gutachten von Kopenhagen einzuholen. Wie in Nordschleswig gesprochen wird, darnach braucht man sich nicht in Kopenhagen zu erkundigen. Dann wurde aber auf ein anonymes Gutachten hin, das angeblich von einer wissenschaftlichen Autorität stammen sollte, die dänische Zeitung verurteilt. Die Redaktion dieser Zeitung hat aber später durch Befragen bei den allein in Betracht kommenden wissenschaftlichen Autoritäten Kopenhagens herausgebracht, daß diese gar nicht befragt worden waren, daß aber, wenn man sie befragt hätte, ihre Entscheidung in ganz entgegengesetztem Sinne ausgefallen wäre. Dies alles mußte bei den Dänen den Verdacht erwecken, daß nur der Schein einer Unparteilichkeit habe gewahrt werden sollen, die in Wahrheit doch nicht geübt wurde.

Dem Sönderjylland-Prozeß kann nicht der geringste Wert als Förderungsmittel der deutschen Sache zugesprochen werden. Denn auf die Gesinnung der Dänen wird nicht dadurch zu Gunsten des Deutschtums eingewirkt, daß man ihnen den Gebrauch gewisser Ausdrücke in der Presse verbietet. Durch die so häufig über sie verhängten Strafen ist die dänische Presse nicht im geringsten zahmer und deutschfreundlicher geworden; eher ist die entgegengesetzte Wirkung eingetreten.

# Litteratur

Illustrirte Geschichte des Mittelalters. Erster Teil. Von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen. In dritter Auflage neu bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kämmel. Mit 300 Textabbildungen und 8 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer, 1896

Jedermann weiß, mit welcher Fülle neuer Entdeckungen und Vermutungen die Forschung die frühmittelalterlichen Kulturzustände, insbesondre die Agrarverfassung und ihre Wandlungen, beleuchtet hat, wie viel die Ausgrabungen und die Musterung der Denkmäler dazu beigetragen haben, die dunkle Zeit der Völkerwanderung aufzuhellen. Aus diesem Reichtum neuen Materials die gesicherten Ergebnisse herauszusuchen, sie einem populären Geschichtswerke einzuverleiben und darunter die

Digitized by Google

32101 064095555



Schönheit und Gemeinverständlichkeit der Darstellung nicht leiden zu lassen, die sich Otto Kämmel bei allen seinen Arbeiten zur Pflicht gemacht, war keine kleine Aufgabe für ihn. Er hat sie aufs vollkommenste gelöst, und so wird denn, da grundstürzende Umwälzungen der jetzt gewonnenen Auffassung jener Periode kaum noch zu erwarten sind, auch der vorliegende Band des großen Werkes dem deutschen Volke bis in eine weit entfernte Zukunft hinein ein zuverlässiger Lehrer seiner vaterländischen Geschichte sein. Die Illustration steht auf der Höhe des Textes. Man muß Staunen über die Mühe und Sorgfalt, mit der aus den entlegensten Sammlungen alles zusammengetragen worden ist, was dazu dient, die Zeiten und Völker und ihre Kulturzustände zu veranschaulichen. Auch weitgereiste Leute und Kenner von Kupferstichsammlungen werden vielleicht manche dieser Abbildungen, wie die Köpfe eines germanischen Jünglings und einer germanischen Jungfrau, die Szenen von der 1695 abgetragnen Siegessäule des Theodosius, die Tapete der Königin Mathilde, der Gemahlin Wilhelm des Eroberers, die arabisch-persischen Miniaturen hier zum erstenmale zu Gesicht bekommen. Je mehr einem geboten wird, desto unersättlicher wird man, und so hat uns der Gedanke, wie wichtig die mittelalterlichen Miniaturen für die Entwicklung der Malerei gewesen sind, den Wunsch erregt, die vielen in den Band aufgenommnen Miniaturen möchten in Buntdruck gegeben worden sein. Aber freilich wäre das ohne eine bedeutende Erhöhung des Preises kaum möglich gewesen. Zu einem Satze auf S. 4 erlauben wir uns ein Fragezeichen zu machen; sollte wirklich die Meinung, daß die Steppen an der mittlern Wolga die Urheimat der Arier seien, von den meisten Geschichtsforschern angenommen sein?

Berichtigungen. Da in dem Artikel: Atheismus und Ethik (37 Heft, S. 506) die Anklage auf Gotteslästerung wegen Abdruck des Mädlerschen Gedichts erwähnt worden ist, so müssen wir wohl auch mitteilen, daß nachträglich der Superintendent und der Gemeindekirchenrat von Oschersleben die Nachricht, die Denunziation sei von ihnen ausgegangen, für unwahr erklärt haben.

Auf Seite 522 fehlt nach „Arbeitslohn" das Wort „verkürzt," und auf Seite 523, Zeile 7 von oben muß es statt Handelsstand Handelsstaat heißen.

In der Anmerkung Seite 574 (38. Heft) ruft Biedelak: das ist ein Jesuit! Es muß heißen: ein Sozialist.

## Zur Beachtung

**Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 55. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.**

**Leipzig, im September 1896**

**Die Verlagshandlung**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google